Verf: Johann Friedrich Ernst
Albrecht

Zieh aus, Herr Bruder!

Luſtſpiel in drei Aufzügen

von

Albrecht.

Dresden beim Verfaſſer.

1792.

Personen:

Graf Goldstein.
Herr Bekamp, Kaufmann.
Graf Pierred'or, } Louisens Liebhaber.
Baron Krensberg, }
Herr von Hutheim, }
Wedemann, Advocat. }
Frühbach, Wedemanns Schreiber, } Nettgens Liebhaber.
Validgi, Kammerdiener des Grafen, }
Jacob, Hutheims Bedienter, }
Fräulein Louise.
Nettgen, ihr Kammermädchen.
Frau Frühbach, Frühbachs Mutter.

Das Stück spielt in Prag.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Nettgen, (ein Körbgen in der Hand.)

Laß einmal ſehen, Nettgen! Dieſe Nacht zw
deklarirte Ständgen — eins incognito. He
te früh drey Briefe ohne Unterſchrift — zwe
Sonnets — mit der Klepperpoſt — aber au
mit der Klepperpoſt Liebe zu deklariren? –
ohne was nun noch jetzt für Geſandſchaf:
erſcheinen werden.

Zweiter Auftritt.

Validgi. Nettgen.

Validgi.

Ah — bon jour, mein Engel — mein Zucker
püppgen! Ich bin außer mir. Mein zum
Sterben geſchoßner Herr, der ſo eben erſt
nachdem er die ganze Nacht vor Liebe gewach

hat, eingeschlafen war — fuhr von einem schrecklichen Traume auf — rief: Validgi! Validgi! Eile — lauf, erkundige dich, wie das Fräulein sich befindet. Mir kam's im Traume vor, als ob sie — als ob sie —

Nettgen. Nun — als ob sie —

Validgi. Nicht gut geschlafen hätte —

Nettgen. So! — so!

Validgi. Und da läßt er sich dem gnädigen Engel empfehlen und —

Nettgen. Der Herr Validgi kann nur melden, das Fräulein habe vortreflich geschlafen; die Träume des Herrn Grafen taugten nichts.

Validgi. Ah mon bel ange! ich soll nichts melden. Ich bin nur der Vorläufer vom gnädigen Herrn. In einer Viertelstunde wird er selbst hier seyn, und auf den Knien sich nach einer für ihn so wichtigen Neuigkeit erkundigen. Indessen schickt er hier ein kleines Impromptu.

Nettgen. Dacht ich's doch wohl, daß es ohne etwas schriftlichen nicht abgehen würde.
(Sie öfnet das Körbgen, und legt's hinein.)

Validgi. Darf man da nicht spioniren?

Nettgen.

Nettgen. O ja — das ſind lauter Siegespalmen von heute.

Validgi. Von heute? Schon ſo viel? Es ſind erbrochne dabei.

Nettgen. Die ich erbrochen habe.

Validgi. So muſt du das von meinem Herrn auch wohl öfnen? Thue es doch gleich, damit ich auch ſehe, was darinn ſteht.

(Er will das Billet nehmen, ſie ſchlägt ihn ziemlich unſanft auf die Finger.)

Nettgen. Das in deines Herrn Namen. Ich öfne nur, die von unbekannten kommen, um zu ſehen, ob die neuen Liebhaber zu acceptiren ſind, oder nicht.

Validgi. Das Handwerk möchte dir wohl gelegt werden, Nettgen, wenn dein Fräulein erſt Gräfin iſt. Ueberhaupt, Mamſ llaen, kommt ihr mir ſo ziemlich wie ein Paar Aventurieren vor. Heraekommen, man weis nicht woher — geadelt, man weis nicht wie — mit einem Vormund hier verſehen, man weis nicht warum? Man ſollte faſt denken, ihr triebt einen Speculationshandel. Liebhaber werden eingelaſſen, ſo viel nur erſcheinen.

Nettgen. Wer wird denn den armen Narren die Thüre vor der Naſe zuſchlagen? Jeder probiert ſein Heil.

Validgi. Machſt du es auch ſo, Nettgen, ſo ſpring ich —

Nettgen. In's Waſſer? Glück zu — nimm deinen Herrn mit, ſo kühlt ihr euch beide ab.

Dritter Auftritt.

Jacob. Die Vorigen.

Jacob.

Guten Morgen, Nettel. Herr von Hutheim läßt grüßen, und hier ſchickt er ein Buketel, er will baid ſelbſt da ſeyn.

Validgi. Ah, mon cher Jacques! Du muſt artiger werden. Peſte! Ein Herr macht ſeine Aufwartung.

Jacob. Bey meinem Herrn da warte ich auf.

Validgi. O wie dumm du biſt! Und wer wird denn Nettel ſagen? Mademoiſelle Nanette — oder — ma chere Nanny —

Jacob. Nettel verſteht mich beſſer, wann ich teutſch rede. Ich hätte dir gerne auch ein

Buketel

Dukatel gebracht. Nettel — aber unser einer weis wohl was sich schickt, und nicht schickt. Ein andermal. Leb wohl! (ab.)

Validgi. Da hast du eine trefliche Eroberung gemacht. So einen teutschen Bengel.

Jacob (kömmt zurück.) He! Herr Franzose! teutsch schimpfen kann er — kann er auch teutsch zuschmeissen?

Validgi. Ah, mon ami; das verstehe ich nicht. Pete pardon. Es war nicht so bös gemeint. Must du alles hören? Kann du nicht die Ohren zuklopfen, wenns über dich hergeht.

Jacob. Auf den Nachmittag sprechen wir uns. (ab.)

Vierter Auftritt.

Frühbach. Die Vorigen.

Frühbach.

Sind Herr Bekamp nicht da, Mamsell Nettgen? Das Comtoir ist noch zu.

Nettgen. Nein, Herr Frühbach, hier ist er nicht. Aber wenn Sie etwas an ihn zu bestellen haben, ich könnte es schon ausrichten.

Frühbach. Wenn ſie es nicht vergeßen wollen. Herr Wedemann ſchickt hier die Schrift. Herr Bekamp möchten Sie durchleſen. In einer halben Stunde wird der Herr ſelbſt hier ſeyn.

Nettgen. Recht wohl, lieber Herr Frühbach. Nichts weiter?

Frühbach. Ich wüſte nichts.

Nettgen. Keinen Auftrag an das Fräulein?

Frühbach. Keinen. Der Herr hat nicht ein Wort geſagt. Leben Sie wohl, Mamſellgen, und vergeſſen Sie nicht —

Nettgen. Nein, lieber Herr Frühbach. Ihre Aufträge werden allemal pünktlich beſorgt.

(Frühbach ab.)

Validgi. Peſte! das war herzbrechend. Einen ſo kahlen Schreiber lieber Herr zu heißen.

Nettgen. Nun, was haſt du denn daran auszuſezzen? Iſt er nicht hübſch, artig, ſchreibt eine Hand wie in Kupfer geſtochen — iſt von guter Familie —

Validgi (heftig.) Der Schreiber muß aus dem Hauſe bleiben, das ſag' ich dir. Du haſt mir einmal verſprochen —

Nettgen. Was hab' ich verſprochen? Nichts hab' ich verſprochen. Ich habe geſagt, wann

du dich gut aufführteſt, wollte ich ſehen. Aber du haſt dich noch nicht eine Stunde gut aufgeführt, und da habe ich auch noch nicht geſehen. Aber bei dem Herrn Frühbach da hab' ich geſehen, daß er beſſer iſt als du.

Validgi. Beſſer als ich? Beſſer als ich? — (ſchmeichelnd.) Ach ich merke wohl, du willſt mich nur eiferſüchtig machen. Nein, mein Püppgen, ſo fängt man den Validgi nicht. Adieu, ma chere Nanny. Ich bin doch dein Herzblatt, dein lieber, ſüſſer, theurer Validgi — (ab.)

Nettgen. Ein fader, elender, abgeſchmackter Narr biſt du. Wie konnte ich nur den Haſenfuß einmal artig finden? Freilich, ſeitdem der ſanfte Herr Frühbach ſich gezeigt hat, da iſt mir's ganz anders um's Herz. Ich habe wahrhaftig viel ähnliches mit meinem Fräulein. Sie zieht den Advocaten dem Grafen vor, und ich den Schreiber dem pariſer Windhund.

Fünfter Auftritt.

Louiſe. Nettgen.

Louiſe.

Nun, Nettgen, iſt ſchon Beſuch da geweſen?

Nettgen. Es geht mir wie Ihnen, gnädiges Fräulein. Ich habe schon drei Liebhaber abgefertigt. Was soll aber am Ende aus Ihrem Schwarme von Anbetern werden?

Louise. Da mein Vater mir einmal freigestellt, zu wählen, wen ich will, so kann ich sie ja wohl alle ansehen. Ein besserer kann immer noch kommen, als der zuletzt der beste war.

Nettgen. Das ist nicht Ihr Ernst, Fräulein.

Louise (hält ihr den Mund zu.) Das will ich von mir nicht hören, also von dir gar nicht. Laß sehen, was für eingelaufne Depeschen?

Nettgen. Hier sind drei Briefe von unbekannten. Alle über einen Leisten. Ich glaube, es hat sie ein Fabrikant gemacht. Hier zwei Sonnets — Alles mit der Kleppervost gekommen. Eins ist ein schmerzliches Amorose. Hören Sie nur.

Es ist kein junger Laffe,
Den du so schwer verwirrt,
Der dir, du kleiner Affe,
So Herz, als Reichthum schenket —
Die Seel ist ihm verrenket,
Heil ihn, eh' er krepirt.

Das ist ein Alter — gnädiges Fräulein, drum geht er so über die Jungen her. (Louise sieht die

die Briefe flüchtig durch.) Hier iſt ein Impromptu, ſo ſagte der Pariſer. Es iſt vom Grafen.

Louiſe. Der Pariſer iſt alſo einer von den drei abgefertigten. Leg's zu den übrigen.

Nettgen. Aber, gnädiges Fräulein, das iſt nun ſchon das drei und zwanzigſte, was ich ſo unerbrochen hüten muß. Das heißt wirklich die Neugierde eines Kammermädgens erſchrecklich gequält.

Louiſe. Närrin! du darfſt nur das erſte erbrochene vier und zwanzig mal leſen. Es ſteht gewis in allen der nämliche Unſinn, nur mit andern Worten.

Nettgen. Und hier iſt ein ſchönes Bukett.

Louiſe (nimmt es.) Brachte es Herr Frühbach?

Nettgen. Nein! Jacob bracht' es. Der zweite abgefertigte.

Louiſe, (wirft es nachläßig auf den Tiſch.) Jacob —

Nettgen. Aber Herr Frühbach war auch da.

Louiſe. War er auch da? Nun was brachte der?

Nettgen. Sehn Sie hier — eine dicke Schrift für Herrn Bekamp.

Louiſe.

Louiſe. Für Herrn Bekamp — Und für mich?

Nettgen. Nicht einmal einen Gruß.

Louiſe. Nicht einmal? Hör', Nettgen, rechneſt du Frühbach auch unter deine Liebhaber?

Nettgen. Ja es iſt der heutige dritte.

Louiſe. Hat er ſich denn ſchon gegen dich erklärt?

Nettgen. Er hat mir noch kein Sterbenswörtgen geſagt. Aber um deſto lieber iſt er mir.

Louiſe. Grade ſo geht mirs mit Wedemann. Sieh, er hat noch nichts als verſtohlne Blicke auf mich geworfen. Ich gebe immer heimlich auf ihn Acht. Wenn er mich denn recht anſieht, ſo ſehe ich mit den Augen in die Höhe. Da fährt er gleich herunter, und wird ſo roth — ſo roth. Das freut mich allemal.

Nettgen. Und warum freut Sie denn das?

Louiſe. Weil das ein Zeichen iſt, daß er mich lieb hat. Wenn er mich nicht lieb hätte, ſo könnte er mir dreiſt in die Augen ſehen. Er glaubt er thut was Böſes, wenn er mich lieb hat, das ſieht ich ihm ordentlich an.

Nettgen. Gerade ſo geht mir's mit dem Schreiber, nur daß er immer ſo böſe ausſieht, wenn andere bey mir ſind. Das thut Herr Wede-

mann nicht. Er will in einer Viertelſtunde hier ſeyn.

Louiſe. In einer Viertelſtunde! Komm geſchwind aufs Zimmer, und kleide mich vollends an. Bald werden alle Ecken wieder voll ſeyn. Hier einer ſeufzen — dort einer liebäugeln — hier einer vor Verdrus Geſichter ſchneiden — dort einer ſich in die Zunge beiſſen. Und wenn ich den grämlichſten unter allen nur anſehe, ſo zieht ſich ſein Geſicht in fröliche Falten. Aber die werden erſt mürriſch werden, wenn ich Wedemann wähle. Da werden ſie ſchmollen!

Nettgen. Warum quälen Sie ſie auch ſo?

Louiſe. Sag' ich's denn nicht allen, daß ſie mir nicht anſtehen? Freilich fein — Grob kann man doch nicht ſeyn. Warum ſind ſie ſo dumm, und verſtehn's nicht.

Nettgen. Ja warum ſind ſie ſo dumm, die Männer. (Beide ab.)

Sechſter Auftritt.

Bekamp. Baron Frensberg.

Bekamp.

Lieber Herr Baron, es hätte ja keine Eile gehabt. Wie geſagt, Ihro Gnaden ſind ſo pünktlich, gar zu akkurat. Ba-

Baron. Ey was — sie brauchen ihr Geld, Herr Bekamp. Sie sind ein Mann, der sich es in der Welt sauer werden läßt. Ich habe da ein'ge Auszahlungen für den jungen Mann. Er wollte mich nicht drücken, und läßt es ihnen darüber fehlen.

Bekamp. Ach, wenn ich das gewußt hätte, ich hätte mich nie unterstanden — Aber — Ihro Gnaden schießen es doch nicht vor?

Baron. Behüte der Himmel! Wer zwolte — Aber sagen sie mir doch, sie stehen ja mit dem jungen Grafen in einem gewißen Arrangement.

Bekamp. Arrangement? Wie meinen sie das?

Baron. In Ansehung ihrer Mündel. Er freit um das gnädige Fräulein —

Bekamp. Freien — ja das thun viele um sie. Sie hat Liebhaber in Ratienen und Portionen, bürgerlichen und adlichen Herkommens — spaßhafte und ernstliche. Meinen sie vielleicht, man könnte den jungen Herrn auf die Hofnung, daß er meine Mündel zur Gräfin erheben will, so ein Viertheilgen ihres Vermögens voraus zahlen? Wenn's hernach dem hoch-

hochgebornen Herrn Papa einfiele, nein zu sagen, und der Herr Vormund hätte dem Mädgen so ein hübsches rundes Sümgen verplempert.

Baron. Bewahre! da thun sie sehr wohl. Ueberhaupt wäre meine ehrmasgebliche Meinung, Herr Bekamp entfernten diesen Herrn Grafen ein wenig. Er hat zu viel Welt. Man hat doch auch seine Tour gemacht — man hat Paris, London, St. Petersburg gesehen — freilich ein wenig spät — aber dafür hat man auch mehr profitirt, als so ein Entrechat zu machen, oder mit einem Air eine Prise zu nehmen — oder — apropos — ist die Kammerjungfer des gnädigen Fräulein nicht zu Hause?

Bekamp. Zu welchen Ende, lieber Herr Baron?

Baron. Ich wollte ihr nur zeigen, wie dieser junge Windfinger eine Damenshand küßt — Mit einer tendresse — Zwar ich kann ja wohl die meinige küssen — sie ist so einer Damenshand sehr ähnlich — oder ich kann wohl — ah! la voila —,

Siebender Auftritt.

Nettgen, die Vorigen.

Nettgen.

Herr Bekamp, das gnädige Fräulein — (der Baron will mit aller Gewalt die Hand nehmen.) Nun, Herr Baron, was soll denn das heißen?

Baron. Parbleu! mein Engel sie müßen halten.

Nettgen. Wenn sie nicht bey Herrn Bekamp wären, so hätte ich Lust zu wetten, daß sie sich im Tollhause befänden, oder zu befinden glauben.

Baron. Und wenn du mich in den Mond verseztest, Nettgen, ich muß deine Hand küßen.

Bekamp. So gieb doch nur die Hand.

Baron (küßt ihr äuserst tendre die Hand.) Sehen Sie, gerade so macht es der Graf Pierred'or. (Er nimmt einen Ducaten und will ihn Nettgen geben.) Hier, Nettgen, will ich dir den Handkuß bezahlen.

Nettgen. Ich laße mir die Küße nicht bezahlen. Aber ein andermal bedeuten sie Menschen nur erst, ehe sie sie anfallen. Wer wird sich denn gern in Gefahr sehen, von einem Mann gebißen

gebißen zu werden, der allem Anſchein nach, der Hundstagshizze zu nahe gekommen.

Bekamp. Complimente machſt du nun eben nicht Nettgen.

Nettgen. Aber doch eins von meinem Fräulein. Sie läßt ſich erkundigen, wie ſie geruht haben?

Bekamp. Recht wohl. Empfiel mich deinem Fräulein aufs allerſchönſte.

Baron. O Nettgen! Empfiel mich auch dieſem Enael in Menſchengeſtalt, dieſem überirdiſchen Weſen — dieſem Seraph der Schönheit — die meinen Körper in Unordnung gebracht, und meine Seele verrenkt hat.

Nettgen (ſeitwärts.) Aha! iſt unſer Sonnet daher? — Alt genug iſt er — (laut.) Eben, Herr Baron, haben ſie einen Beweis dieſer Verrenkung gegeben; da die Seele meines Fräuleins zur Zeit aber noch keine Chirurgie ſtudiret, ſo wird ſie ſich wohl nicht die Mühe geben können, die ihrige wieder einzurichten! (ab.)

Baron. Das iſt ein kleiner loſer Schelm. Aber — lieber Herr Bekamp — ſezzen wir uns. Ich kam hauptſächlich um ihnen den Vorſchlag zu thun, ſie möchten doch ihre liebens-

würdige Mündel einmal ſondiren, ob nicht etwa ein geſezter Liebhaber ihr angenehmer wäre, als ſo ein junger, ganz ohnbärtiger?

Bekamp. Herr Baron! Was verſtehen ſie unter einem geſezten Liebhaber?

Baron. I nun, lieber Herr Bekamp, ſo einen Mann wie — wie mich — der noch keine volle runde Funfzig hat, der nicht verlebt, — auf ſeinen Beinen noch ſo hübſch friſch iſt, der da weis wie es in der Welt zugeht — und der alſo einer jungen Frau ſagen kann, wofür ſie ſich zu hüten hat, und was ihr wohl anſteht.

Bekamp. Alſo ſie ſelbſt — hätten ſich entſchloſſen — noch —

Baron. Noch mein Vermögen — meinen Stand — meine gute Laune, denn — lieber Herr Bekamp, ich bin immer heiter — mit einer liebenswürdigen Perſon zu theilen.

Bekamp Der Weg, Herr Baron, ſteht jeden offen, doch wäre ohnmasgeblich mein Rath — das Mädgen hat viel Feuer — ſich dieſen Schritt ein wenig mit Rückſicht auf die runden Sechzig, Funfzig, wollt ich ſagen, die bald kommen werden, zu überlegen.

Baron. Die muß man mir noch nicht anmerken, und wenn es auch schon Sechzig sind. Dafür hab ich mich in meiner Jugend geschont; dafür paßir ich noch für einen Jüngling, und den Kräften nach bin ich's auch.

Bekamp. Haben sie denn schon bei dem Fräulein Bekanntschaft gemacht?

Baron. Zur Zeit bin ich dieses Bonheurs noch nicht gewürdiget worden. Aber der Herr Graf wird mich heute einführen. Diesen Nachmittag vor der Assamblée.

Bekamp. Der Graf? Fürchten sie sich nicht, Herr Baron? Ein Nebenbuhler —

Baron. Ah, sie wissen nicht, was ich weis. Seine Rechte auf das Fräulein —

Bekamp. Haben sie sich doch nicht mit dem Gelde eigen gemacht, was sie an mich zahlen wollen?

Baron. Fi donc, mon cher Becamp. Ich zahle — Wer spricht denn gern von solchen Dingen.

Bekamp (für sich.) O du alter Esel!

Baron. Was sagten sie, Herr Bekamp?

Bekamp. Daß ich Ihro Gnaden Glück — wünsche, und mich freuen werde, wenn es ihnen bey Louisen gelingt.

Achter Auftritt.

Graf Pierreb'or. Die Vorigen.

Graf.

Ah! bon jour, mon cher Becamp! Mein bester Baron, ich umarme sie — Haben sie Herrn Bekamp —

Baron (zieht einen Beutel.) Ich bin eben im Begriff.

Graf. Ah, mon cher! So etwas muß man nicht anstehen laßen. Herr Bekamp, der Herr Baron haben eben einige Casse für mich, und so wird er ihnen die fünfhundert Ducaten auszahlen. Ich bin obligirt für ihre Gefälligkeit. Baron — eh donc — point de compliments — payez donc —

Bekamp. Da wollen wir doch ins Comtoir gehen. (ab mit dem Baron.)

Graf. Ha! ha! ha! Das heißt ich Handel und Wandel treiben. Meine Rechte auf Louisen für

für fünfhundert Ducaten verkauft, und ich habe noch keine andere auf ſie, als dieſe hübſche Figur — dieſes Air noble — dieſes savoir vivre — dieſe tauſend kleinen Grazien, die einen umflattern, wenn man Paris genoßen hat. Und die — lieber Baron, kann ich deinem antiquariſchen Körper — deinem teutſchen Anſehen — deiner plumpgezierten façon de se prendre, deinen vielen Schnizzern in der Artigkeit freilich nicht mittheilen.

Neunter Auftritt.

Herr von Hutheim. Graf Pierred'or.

Hutheim.

Guten Morgen, Graf —

Graf. Bien venu, mon cher Hutheim! Iſt's mir doch ſeit geſtern eine Ewigkeit, daß ich dich nicht geſehen. Aber wahrhaftig, man genießt ſeine Freunde gar nicht, wenn man verliebt iſt. Ich wollte nur unſer Schickſal wäre einmal entſchieden.

Hutheim. Für mich nicht eher, als bis ich meiner Sache gewis bin. Und dazu hat es noch nicht den geringſten Anſchein. Sie iſt

gegen alle gleich. Der Bürgerliche bekommt den Blick wie der von Adel. Mädgen von ihrem Vermögen, von ihrem Talent, von so einnehmendem Wesen — so viel Interesse im Umgange, so viel Grazie in allem, was sie unternimmt, pflegen sonst stolz zu seyn, und sich zu kennen; pflegen es zu schäzzen, wenn man Summen für sie aufgehen läßt Sie sieht uns das Geld wegwerfen, und den Schluker Wedemann sezt sie in unsre Klasse.

Graf. Daher mein douteuser Glaube, was sie eigentlich ist. J'ai vu de pareilles Creatures à Paris. Ich habe mehr dergleichen Cas erlebt, wo man sich für eine Dame ausgab, und am Ende eine fille de chambre war.

Hutheim. Du übertreibst es, Graf, das sieht man ihr doch nicht an.

Graf. Freilich sieht man es ihr nicht an. Aber siehst du eine pariser Kammerjungfer nicht für eine Dame vom ersten Range an, so will ich — ja, wahrhaftig, ich will das nächstemal einen Contretanz in Stiefeln tanzen. Und ist das denn in Teutschland so rar? — Geh nach Wien, nach Berlin, nach München, nach Dresden, nach Hannover, nach Inspruk, nach — weis der Teufel wo — sieh dich nur

in

in deinem Prag um, und du findeſt mehr als eine Kammerjungfer, die es ihrer Dame im State zuvorthut. Freilich muſt du ſie des Morgens bei der Toilette nicht überraſchen. In Grafs Garten — auf der Kegelbahnallee —

Juthein. Aber ihr Benehmen. Sie iſt ja die Unſchuld ſelbſt.

Graf. Mon dieu! Das ſind Chamäleons. Heute ſpielen ſie die Unſchuld, morgen die Kokette, übermorgen die Vertraute, die Verliebte, die Heilige, und wieder die Unſchuld — und das iſt ſo geläufig bei ihnen, und geht in einem ſo unaufhörlichem Wechſel, daß — daß — daß — ja, was wolt ich denn ſagen? — Hör', ich habe meinen Mann ausgeſchickt, der erfährt gewis, wer ſie iſt — meinen Validgi.

Juthein. Du irrſt dich, lieber Graf. Ich weis, was Pekamp für ein Kerl iſt. Ein Wort iſt ſo gut bei ihm, wie tauſend. Wenn er ſagt: das iſt wahr, ſo iſt's wahr. Er ſchwört Stein und Bein, ſie iſt von Adel, da iſt ſie es auch. Er betheuert, ſie hat Vermögen, und er betheuert nichts umſonſt.

Graf. Wer weis, wie tief er mit ihr ſteckt, und unſre Geldbeutel ſollen ihn wieder herauszie-

hen. Er hat's gewis ſo dick nicht — ſonſt hätte er mich nicht um die fünfhundert Ducaten gemahnt.

Hutheim. Aber du thatſt auch, als wenn dir gar nichts daran gelegen wäre. Wenn jemand unſer einem als Unmündigen fünfhundert Ducaten ohne Intereſſen vorſchießt, ſo müſſen wir immer einmal mehr an den Hut greiffen, und Ihr Gnaden ihn tituliren, wenn's ſchon nur ein Kaufmann iſt.

Graf. N'importe! Sie ſind bezahlt.

Hutheim. Bezahlt? Wovon denn?

Graf. Bezahlt — mon cher — Wahrhaftig! in lauter geänderten. Ha! da kömmt Validgi.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Validgi, (der dem Grafen etwas ins Ohr ſagt.)

Graf (hüpfend, ſingend.)

Ut — re — mi — fa — ſo — la — Da haben wir's. Nun heraus mit der Nachricht. Eine Komödiantin iſt's, darum kann ſie auch die Unſchuld ſo ſchön ſpielen —

Hut=

Hutheim. Pfui, wer wird denn ſolch Zeug glauben. Schäm dich, Graf, und er, Validgi, wo hat er den Schnitzel aufgeleſen?

Validgi. Oui, j'ai parlé avec un grand auteur — — mit einem Genie, der die Welt durchreißt und Pränumeranten geſammelt hat. Der hat ſie ſpielen ſehen, in Baden-Baden — die Al — Al — warten ſie nur — die Alzi — Alzi — Alzibiades — ne wahrhaftig, das war eine Mannsperſon, nun, jezt hab' ich's, die Alzire, la Tragedie, Monsieur le Comte, du feu grand Poëte Voltaire.

Graf. Feu grand Poëte Voltaire. Ja, ja, ich beſinne mich auf das Stück. In Paris war es ganz neu. Es iſt von Beaumarchais.

Validgi. Demande pardon, Monsieur, es iſt von Voltaire.

Graf. Halt's Maul, Schlingel! Va t'en au diable!

Validgi. Ah — si vous voulez — (ab.)

Graf. Er macht Spas mit uns.

Hutheim. Deſto ernſthafter wollen wir reden. Hör' einmal, Graf, du biſt leichtſinnig, machſt dir den Henker daraus, ob du das Mädgen kriegſt, oder eine andere. Ich aber — ſieh,

ich werde närriſch — toll — rein toll, wenn ich ſie nicht kriege. Was geb' ich dir, wenn du ſie mir abtrittſt? (vor ſich.) Er verkauft ja ſonſt alles.

Graf. Comment cela? Die Anſprüche, die ich jezt habe, oder die ich wohl noch bekommen könnte.

Hutheim. Natürlich ſo abtrittſt, daß du ſie nicht nimmſt, wenn ſie auch ja ſagte.

Graf. Ah, mon cher, c'est beaucoup. Ich verliere 6000 fl. Renten.

Hutheim. Aber der Herr Bruder haben ſie auch noch nicht. Und ich fürchte Wedemann noch mehr als dich.

Graf. Il a raison. Und der Herr Papa wird ohnedem noch Sprünge machen, weil ſie keine Gräfin iſt. Und — point d'argent, point de Suisse. Kahl bin ich. Bin noch 500 fl. ſchuldig — Hör', Herr Bruder, wenn du mir jezt für meine Hofnungen 1000 fl. bezahlſt, und wenn ſie gewählt hat, noch 5000 fl., ſo will ich dir ſie abtreten.

Hutheim. Top! Aber die 5000 fl. nur wenn ſie mich nimmt.

Graf. Richtig.

Hutheim. Und hier ſind die tauſend in Banknoten — wenn ich nur mit Wedemann auch ſo weit wäre.

Graf. Das laß dir verachen, der Kerl hat Grundſätze aus der Arche Noä — Menſchenhandel — ja, den Gedanken vergiebt er dir nicht. Es thut mir nur Leid, daß ich den bürgerlichen Spizkopf duzen muß. Das kömmt von Univerſitätsbekanntſchaften. Und wollt ich ihn jezt ſie heißen, er wäre im Stande und forderte mich heraus. Pardieu — ich habe Courage, aber um ein lumpigtes Du mag ich mir auch keinen Degen durch den Leib rennen laſſen. Wie plump das teutſche Du klingt. Pardieu — tu — wenn man das franzöſiſch zu ſeiner Maitresse ſagt, das klingt ganz anders. Mort de ma vie! da iſt er ſchon.

Eilfter Auftritt.

Wedemann. Die Vorigen.

Wedemann.

Guten Morgen, Graf. Gott grüß dich, Hutheim! Schon ſo früh hier, und ſo in Gala. Sapperlot, wenn ihr euch ſo puzt, ſo beſteht ich armer Schluker ſchlecht neben euch.

Graf.

Graf. Dafür, mon cher Wedemann, hast du mehr gelernt, als wir, und kömmst damit so weit, wie wir mit Geld. Fleißig war er der Wedemann, das muß ihm sein Feind nachsagen.

Hutheim. Hast du etwa Ursache zu klagen? Begegnet dir Louise nicht so gut, wie uns? Worin zieht sie uns vor? Ein Gedicht, ein Einfall von dir wirkt mehr auf sie, als unsere kostspieligsten Serenaten. Mir kömmt's immer vor, als wenn sie dich mit ganz andern Augen ansähe, als uns. Wären wir noch in Göttingen, da wüßt ich Rath. Aber hier im Philisterleben. Du mußt mir wahrhaftig Louisen abtreten.

Wedemann. Treibt den Spott nicht zu weit. Weil ich arm bin, will ich euer Narr noch nicht seyn.

Hutheim. Es ist keine Fopperei, Wedemann. Ich stehe deinetwegen wie auf Kohlen. Verliebt sind wir doch alle. Nicht wahr, du bist's auch?

Wedemann. Ob ich's bin? Fragt den Teufel, ob er ein Sünder sei? O ich bin's so, daß ich's nicht lange mehr machen werde. Meine Phan-

Phantaſie ſtellt mir das Mädel hin, wo ich gehe und ſtehe.

Graf. Aber eine Neuigkeit, cher Wedemann — die belle Louiſe iſt nicht, wofür ſie ſich ausgiebt. Sie ſoll eine petite Comedienne ſeyn.

Wedemann. Lügen! Verläumdung! Seht ihr doch nur in's Auge. Das ſpricht ja ſo lebhaft für ſie, als ob ſie die Unſchuld ſelbſt wäre. Ich nehme mich ihrer an, gegen dich und Hutheim. Hätt' ich Geld, Millionen ſetzt' ich auf die Ehrlichkeit des Mädgens — Millionen gegen 'n Papp'nſtiel.

Hutheim. Sey nur ruhig. Sie ſoll ja ehrlich ſeyn. Ich hab's auch ſchon geſagt, ich traue auf Bekamps Wort.

Wedemann. O was ſeid ihr für Klötze von Liebhabern. Ich traue aufs Mädels Geſicht; hätte ich nur euer Von, und euer Geld, da wollt' ich ſie bald weg haben.

Graf. Oui, mon cher, es iſt billig daß wir alle gleich ſind. Ich ſchaffe dir einen Adelsbrief.

Wedemann. Einen ſyger. Saure Sorte. Für ſo einen Adel in der Gährung wird ſie ſich auch bedanken. Und der einſame Rock, und die leere Taſche. —

Graf.

Graf. Ah pardonnés — mein Vorſchlag iſt ganz anders. Hier weis niemand, wer du eigentlich biſt. Bekamp ſelbſt nicht. Ich habe noch die Pappiere vom lezten Stammherrn der Hornbuſchiſchen Familie, der in Italien in einem Duell umkam, wobei nur ich zugegen war. Sie legitimiren dich vollkommen.

Wedemann. Still Graf! Wollt ihr mich vollends zum Narren machen, wollt mir da was im Kopf ſezzen, daß ich acht Nächte auf'm Lager mich herum wälze, und vor Hirnwuth nicht ſchlafen kann. Aeſſt mich nur. Da ſoll ich mich den Herrn von Hornbuſch heißen, und bin der Herr von Habenichts — ohne Gut — ohne Geld.

Graf. Aber raffiniren iſt deine Sache nun gar nicht, Wedemann. Hör' nur. Die Wahrheit von Hornbuſch Tode machſt du zum Gerücht. Den Todenſchein geb ich dir, er iſt nicht gleich wieder zu ſchaffen. So bald kann dir kein Menſch etwas anhaben. Du fängſt den Prozeß an. Die guten Narren Louiſe und Bekamp glauben dir alles. Du kriegſt's Mädel, und kannſt denn machen, was du willſt.

Gut=

Hutheim (für ſich.) Das iſt ein verdammtes Projekt Warte, Graf, das will ich dir nachtragen. (laut.) Ich dächte, lieber Graf, ich hätte es nicht um dich verdient, daß du mir entgegen arbeiteſt, auch möchte es dein Vortheil nicht ſeyn. Laß die Narrenspoſſen, und komm zu Louiſen.

Graf. Zu Louiſen — Ja — Nun eher Wedemann, denk dir deine ſchöne Carriere, die dir bevorſteht — ſteh nicht an — greif zu — Baron werden — Louiſen heirathen, 6000 fl. Einkünfte — und das alles von der Hand eines Nebenbuhlers — Ah, vive la generosité.

(ab mit Hutheim.)

Wedemann. Teufel und Hölle, wie unglücklich bin ich! Liebe! Liebe! Was wirſt du aus mir machen? Bin ich denn dazu gebohren nimmermehr ruhig zu werden? Da hat ich all den ſchwärmeriſchen Grillen entſagt, ſtecke ſeit einem Jahre in der Stube, ſchwizze bei der Arbeit, und habe den feſten Vorſaz, ewig dabei zu ſchwizzen. Es glückt mir, daß ich einen Kundmann um den andern kriege, und zulezt auch den ehrlichen Kauz Bekamp, der nun wie ein Vater für mich ſorgt. — Muß der Henker das Fräulein da herführen. Wie

ich

ich ſie das erſtemal anſahe, fiel mir's, Gott weis, wie ein Stein auf's Herz. Ich kuckte weg, eh ich mich aber umſah, waren die Augen wieder da. Ich dachte denn: Vielleicht gehts doch, aber wenn ich nur einen Blick auf meinen Rock warf — der nun meine ganze Garderobe ausmacht — wenn mir meine Schulden einfielen, da fiel der Muth gleich, und wäre für Ewigkeiten gefallen, wenn's Mädel ihn nicht ſelbſt wieder hervorgerufen hätte. Aber das war ja ein Fragen, und ein Thun. W.. geht's, lieber Herr Wedemann? — warum ſo traurig, lieber Herr Wedemann? und denn das Aeugeln — das mag der Henker aushalten.

Vollends nun haben die adelichen Spürhunde, die auf der Fährte meiner Leiden ſind, den Kopf mir verrückt — Ich kann kaum mehr Luft holen. Wenn's nicht bald beſſer wird, ſo mach' ich's wie Werther, und erſchieße mich — (Er will ablaufen, ſtößt aber auf Bekamp.)

Zwölfter

Zwölfter Auftritt.

Bekamp. Wedemann.

Bekamp.

Wohin ſo hizig? hätten mich bald über'n Haufen geremnt, Herr Advocat! Gewis wieder einmal zu Louiſen. Iſt ſchon alles voll oben. Weis der Donner wo die Anbeter alle herkommen.

Wedemann. Laſſen denn unſre jungen Herrn irgend etwas frei, was ein Paar geſunde Augen und rothe Backen hat?

Bekamp. Armer Junge! du kommſt bei den Stuzern verflucht zu kurz. Blind müſte ich ſeyn, wenn ich nicht ſähe, daß du mehr geſchoſſen biſt, als ſie alle. Wär' alles gut, Wedemann, wenn du nur ein Paar Buchſtaben vor deinen Namen hätteſt. Mit unſerm Kopf und Talent wollen wir's wohl zum Regierungsrath hinauf bringen. Das Mädel hat 6000. fl. Einkünfte.

Wedemann. Ich wollte, ſie hätte keinen Kreuzer.

Bekamp. Den Teufel auch, Herr, das iſt neidiſch.

Wedemann. Den Teufel nein, Herr, laſſen ſie mich ausreden. Und dann wollt' ich, ſie wäre auch nicht von Adel, ſo nähm' ich ſie, und ſperrte mich von Morgen bis auf den Abend ein, und ſchriebe mir die Finger krumm, um ſie honet ernähren zu können. Aber was helfen die Luftſchlöſſer? — Da iſt die neue Schrift.

Bekamp (lieſt.) Was Donner hat denn Louiſe in der Schrift zu thun? Da ſteht ſie ja mitten in Kontext.

Wedemann. Wenn ſie nun nicht überzeugt ſind, Herr, daß ich ein Narr für Liebe bin, da werden ſie es nie werden. (Reißt ihm die Schrift weg.) Her damit. Nehmen ſie einen geſcheutern Konſulenten und thun ſie's Mädel aus dem Haus, ſonſt macht ſie ihnen alle Advocaten zu Narren — Adieu.

(will fort, Bekamp hält ihn.)

Bekamp. Halt, junger Herr. Immer mit dem Kopfe oben hinaus. Die Schrift gefällt mir. Das Wort krazen wir aus.

Wedemann. Hab' ich's nicht ſchon zehnmal ausgekrazt, und kann's nicht noch zehnmal da ſtehn?

Bekamp. So krazen wir's wieder aus. Hör' mal, guter Junge, du bist mir recht lieb. Hast so viel Feuer und Güte der Seele. Bist nur zu wild — zu rasch. Wollt' dir gerne helfen. Laß den Muth nicht sinken. Louise ist ein närr'sch Mädel. Hat manchmal wunderliche Einfälle — hängt so ganz von sich ab, darf keinen Menschen in der Welt Rechenschaft von ihrem Thun und Lassen geben — Wer weis — Aber das verdammte Von —

Wedemann. Herr Bekamp, ich weis nicht, mir ist so zu muthe, als wenn ich ohne das Mädel nicht seyn könnte — darf ich — darf ich alles anwenden, um sie mein zu nennen?

Bekamp. Was fragst du mich? — Geht mich das Mädgen was an? Ich freie nicht um sie, also kann freien, wer da will.

Wedemann. Wohl wahr, wohl wahr, Herr Bekamp. Aber ich meine, sehn sie, ich kann's nicht für mich thun, es drückt mir auf's Herz. Wenn ich nun so eine Geschichte zu Markte brächte, und ihr weis machte — ich wäre von Adel.

Bekamp. (für sich.) Alle Donner! das wäre mir nicht lieb, wenn das sein Ernst wäre.

Da hätte ich mich doch wohl in ihm geirrt. Laß ſehen, wo das hinaus will.

Wedemann. Nicht wahr, ſie ſimuliren darüber, ob das wohl recht wäre. Ich bin auch ſo ſchwankend. —

Bekamp. I nun — allenfalls. Es käme auf die Art an. Wahrhaftig — Wedemann, das Mädgen hat ſie lieber, ſcheint's, als die Herrn Vons miteinander. Helfen könnt's — wie geſagt — die Art — die Art — (für ſich.) doch wär's Spitzbüberei, Schade! Schade!

Dreizehnter Auftritt.

Louiſe. Die Vorigen.

Louiſe.

Guten Morgen, Herr Bekamp. Da hab ich mich oben aus dem Strudel weggeriſſen, weil Graf Pierred'or mir ſagte, Herr Wedemann wäre unten.

Bekamp. Da ſteht er.

Louiſe. Wahrhaftig! So kalt, lieber Wedemann — Nicht einmal einen guten Morgen? und ich ſteige die hohen Treppen herab, um

um sie zu sehen. Herr Bekamp erst grüssen — ja — aber — mich so lange warten zu lassen —

Wedemann. Gnädiges Fräulein, ich weis in der That nicht. Die Freiheiten, die ich mir nehme, sind ohnedem schon so gros.

Louise. Freiheiten nehmen sie sich? Bin ich denn blind, daß ich sie für schüchtern halte? Herr Bekamp — nimmt der Herr sich Freiheiten? Stehen sie doch nicht wie eingewurzelt, sehen sie mich doch an. Lieber Herr Wedemann, ich muß ihnen sagen, ich komme aus Sachsen, und da haben's die Mädgen gern, wenn man ihnen ins Gesicht sieht. Man will sogar sagen, sie sollen recht verliebt seyn. Wenn sie einmal lieben wollen, so müssen sie eine Sachsin lieben.

Wedemann. O ich war in Sachsen, ich liebe Sachsen, und sollte es auch nur um der Mädgen willen seyn. Ist je ein Sterblicher der Liebe fähig gewesen, so war ich's.

Louise. Sieh da, des schönen Mittels, sie gesprächig zu machen. Reden sie weiter. Lehren sie mich doch etwas. Gern, gar zu gern möchte ich ein wenig Unterricht haben, was

Liebe iſt. Die Herren da oben ſprechen mir ſo viel davon vor.

Wedemann. Die Herrn da oben — die wiſſen den Henker, was Liebe iſt. Aber kann ich's ſagen? Vermag ich's zu beſchreiben? Es iſt ein inneres Gefühl, das ſich nur empfinden, ein Gefühl, was Himmel und Erde weit hinter ſich zurück läßt — was ſich nur dem Gegenſtande mittheilen läßt, denn man liebt.

Louiſe. Nur dem Gegenſtande? — Das iſt Schade. Da müſſen wir andern armen Mädgen Verzicht auf einen ſo warmen Lehrmeiſter thun. Herr Bekamp! Ueber den Philoſophen! Erſt ſo ſtill, und nun ſo warm, ſo lebhaft!

Bekamp (verlegen.) Ja, Feuer hat der junge Herr — (für ſich.) Es iſt doch ein Spizbube!

Wedemann. Sie haben gut necken, Fräulein.

Louiſe. Richtig — Der wahre Ausdruck. Ich wollte, ich könnte ſie ſo lange necken, bis ſie mich mit dem Gegenſtande bekannt machten, den ſie ihr Gefühl mittheilen wollen. Aber ſagen ſie mir doch, wenn nun ein Gegenſtand ſie liebte — ſollte ſich das Gefühl nicht unwillkührlich mittheilen?

Wedemann (für ſich.) Ich werde noch raſend. (laut.) Fräulein! es theilen ſich einem nur zu oft falſche Gefühle mit. Die Sächſinnen müſſen ſich aufs Mittheilen verſtehen, denn wäre Stand, Geburt und Vermögen unter uns nicht ein Hindernis, ſo wollte ich wetten (das übrige ſtottert er ſehr verlegen heraus.) Gefühle — ſie — ich — der Eindruck — o — ich weis — ich weis ſelbſt nicht, was ich ſage. (ſchnell ab.)

Louiſe. Du haſt recht, guter Wedemann, die Sachſinnen verſtehen ſich aufs Mittheilen. Aber du nicht minder — wenn ſchon ein wenig konfus. Lieber Vater! Iſt's nicht ein herziger Junge? Voll Wahrheit, voll Natur!

Bekamp. So voll, daß der Vater ganz darüber vergeſſen wird.

Louiſe. Nicht böſe, lieber Vater. Ich bin wohl ſchlimm, daß ich ihnen ſo viel Unruhe mache. Aber die Töchter ſind nicht anders. Eine Freiheit giebt der Vater und zehne nehmen ſie ſich — Nicht böſe!

Bekamp. Ich bin ſchon wieder gut — kann nicht auf dich zürnen. Habe dich ſo gut wieder, und dachte, ich würde einen Drachen kriegen, wie die Tante war.

Louiſe. Lieber Vater! die Tante war doch gut.

Bekamp. Doch gut? Bei dir iſt alles gut. Sag' mir nur, wo du das noch her haſt?

Louiſe. Kam ich denn ſo jung von ihnen, daß ich da nichts hätte lernen können? Ihre Begriffe von Menſchenpflicht und Wohlthun ſind mir immer noch im Gedächtnis geweſen. Immer ſagte ich's der Tante, was ſie für ein herrlicher Mann wären, wie ſie ſo viel Gutes gethan. Anfangs murrte ſie — ſagte, ſie wären darüber am Bet — herunter gekommen.

Bekamp. Sag's immer heraus, am Bettelſtab gekommen. Viel beſſer war's nicht. Die Tante hat mir keinen Dreier gegeben, und hätt' ich nicht vom lieben Gott den Kopf, und das Bisgen Unterſtüzzung von dir gehabt, ſo hätte ich von andern betteln müſſen, was ich von dir gebettelt habe.

Louiſe. Vater! lieber Vater! ſagen ſie das nicht wieder. War ich ihnen nicht alles ſchuldig? Hätte die Tante noch länger gelebt — ein Bisgen hatte ſie ſie ſchon lieb — ſie wären ihr recht lieb geworden. Sie wurde durch die Erzählungen von ihnen ſelbſt ſo gut. Sie fieng an dieſem zu ſchenken, dem ohne Intereſſen

essen zu borgen. Die Armen kriegten doppelt, was ihnen sonst entzogen war. Einmal sagte sie sogar: Ich muß es ja wohl machen, wie dein Vater, wenn du mir gut seyn sollst. Sehen sie, da ist ihr Brief, den sie immer nicht lesen wollen. Lesen sie doch — lesen sie —

Bekamp. Geh, Louise, du kannst mich gleich böse machen.

Louise. Aber ich habe etwas auf dem Herzen, das darf ich ihnen nicht eher sagen, und ich mögt's doch so gern da haben. Es drückt mich. Lesen sie doch — bitte — bitte —

Bekamp. Gieb's her, Schwätzerin! (Er liest und sucht seine Empfindung hinter Gleichgültigkeit zu verstecken. Louise zeigt ihre Freude durch Pantomimen.) Nun, was hast du denn zu sagen?

Louise. Daß das halbe Vermögen der Tante ihnen gehört, lieber Vater, daß sie mir's befohlen, es ihnen zu geben. Da im Briefe muß es auch stehn — O nun bin ich leicht!

Bekamp. Ja wohl leicht! Verlierst 3000 fl. Einkünfte. Du bist toll, Mädgen —

Louise. Verliere ich denn, was sie haben? Nein, Vater, verkennen müssen sie mich nicht.

Da werde ich böse. Es hat mich manche Thräne gekostet, wenn sie nichts von mir nehmen wollten, und ich habe doch sonst immer von ihnen genommen.

Bekamp. Herrliches Mädgen! Ganz mein Weib. Mach aber auch, Louise, daß ich dich Tochter nennen kann. Du wirst mir immer lieber, ich kann das fatale Fräulein — gar nicht mehr heraus bringen. Wirst sehen, ich verschnappe mich ehester Tages. Im Anfang gieng das wohl. Wie ich so als ein armer Kerl — weil du doch vom Bettler nichts hören willst — hier hergieng, und dich der Tante geben muste — wie ich weinte um dich — da dacht' ich: Alles ist aus mit dem Mädgen — sie ist hin! Hätt' ich den Bissen Brod gewußt für mich und dich — kein Mensch hätte dich aus meinen Händen gekriegt. Ich trennte mich auf ewig von dir — hätte dich auch vergessen, wenn nicht deine Wohlthaten —

Louise. Vater! nun werde ich böse, wenn sie mir die süssen Augenblicke bitter machen.

Bekamp. Kann ich meine Zunge zähmen, wenn sie Wahrheit spricht? Wie du kamst, hatte ich mich abgewöhnt. Du warst gut — ich trauete nicht. Du wolltest ohne Zwang wählen, ich war's

war's zufrieden — Dachte: laß ſie wählen, ſo iſt ſie verſorgt und — du biſt ſie los. Jezt aber, da du ſo ganz meine Louiſe wieder biſt, wie du es warest — da ich in dir gereift finde all das Gute, wozu ich und deine Mutter den Keim in dich legten, da möchte ich vor aller Welt Augen dich an mein Herz drücken — Tochter dich heißen.

Louiſe. O Vater! mir wird's auch nicht leicht — Herr Bekamp zu ſagen — hier vom Herzen ruft's immer herauf: Vater! und mir plazt es gewis auch einmal heraus — Ich war recht albern, daß ich dachte, man könnte ſich das ſo wegdiſputiren. Aber heute noch — heute wähl' ich.

Bekamp. Heute noch! (für ſich.) Fällt's mir doch wie Blei aufs Herz, mit dem Bliz Wedemann. (laut.) Warum denn heute noch?

Louiſe. Nun, Vätergen, ſie wiſſen für Freude bald nicht mehr, was ſie thun. Vor einem Augenblick ſollt's ſo ſchnell gehen, und jezt wieder nicht.

Bekamp (für ſich.) Ueber den Spizbuben! hätt' er nur das nicht geſagt. Wenn ſie ihn nun wählt und er iſt ein Schurke. (laut.) Mädgen! du ſollſt dich nur meinetwegen nicht

nicht übereilen. Es betrift dein ganzes künftiges Glück — und mein Dringen könnte voreilig gewesen seyn.

Louise. Dieser Morgen hat mich fest bestimmt.

Bekamp. Gut denn! — Da sind die hübschen Edelleute.

Louise. Wie kommen sie mir vor, Papa? Sagten sie mir denn, daß es ein Edelmann seyn müßte.

Bekamp. Da haben wir's! — Müste — nein, muß ist's nicht. Hör', Mädgen, ich kann nicht, kann nicht viel Worte machen, aber wenn ich sehe, daß du unglücklich wählst, daß deine Wahl auf einen Heuchler fiele, der drauf ausgienge, dich zu betrügen — (für sich.) hat er's denn so bös gemeinet? — (laut.) Ich bin unruhig, Louise; einem Vater fährt so manches durch den Kopf, wenn sein einziges Kind wählt. Du mußt das — aber daß ich zittere. Es wird schon wieder vergehen. Sei nur ruhig —

(Er küßt sie und geht sehr bewegt ab.)

Louise. Ein Heuchler? Das gieng auf dich, Wedemann. Das ist unmöglich! Grillen, die ich dem Vater ausreden muß. Wenn du nun auch so kleine Mucke hättest — Ich habe

auch

auch welche. Da bringen wir ſie zuſammen. Ein Mann iſt ja kein Engel. Ein Mädgen auch nicht. Du ſiehſt ehrlich aus. Ich habe mich an dir nicht betro'en. Das ſa'en die Augen, die ich ſehe, und die Augen ſind ja Dollmetſcher der Herzen. (ab.)

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Wedemanns Wohnung.

Graf Pierred'or. Herr von Hutheim.

Graf.

Es war doch von jeher deine Sache, lieber Hutheim, ein wenig ſchwer zu begreifen. Man concipirt aber auch nur leicht, wenn man ſich auswärts umgeſehen —

Hutheim. Und ein wenig Wind geſammelt. Das geht bei dir die Kreuz und die Quer, und am Ende weis man nicht, was man gehört hat.

Graf.

Graf. So muß ich den Scholaſtenton einmal wieder aus dem ſechſten Jahre hervor ſuchen. Je mehr wir Wedemann verwirren, deſto dummers Zeug macht er. Je mehr er deſſen macht, deſto lächerlicher wird er. Je lächerlicher er wird, deſto weniger kann ihn Louiſe nehmen. Kapirſt du?

Hutheim. Jezt hab ich's weg. Jezt laß dich umarmen. Mach nur, daß heute das Ding zu Ende geht.

Graf. Parbleu, mon cher ami, wir müſſen auch vorſichtig gehen. Er führt eine verdammte Klinge.

Hutheim. Ei was — er iſt nicht Kavalier. Wir ſchlagen uns nicht mit ihm. Und dafür, daß die Welt ihn auslacht, ſchenkt man ihn Kleider, Uhr, Ring, Doſe.

Graf. Die Welt? Non, mon cher, die ſoll ihn nicht auslachen — nur Louiſe. Weiter wird's nicht getrieben, ſonſt — foi d' honneur, ſpring ich noch von dem Plan ab!

Hutheim. Sei doch geſcheut, Brüdergen, ohne dich bleibe ich ſtecken. (beiſeite.) Könnt ich's nur allein ausrichten, mögteſt du und Wedemann meinetwegen der ganzen Welt zum Beamot werden —

Zweiter Auftritt.

Baron Frensberg. Die Vorigen.

Baron.

Da find' ich die Herrn ſchon beiſammen. Hier iſt Uhr, Ring und Doſe. Und noch dazu eine Garnitur.

Graf. Das iſt ſuperbe. Die Kleidung, die ich ihm ausgeſucht, iſt allerliebſt elegant. Mein Frack à la mignonne, Huthcims Weſte au coeur volant. Schnallen, Strümpfe, Hut, alles im neuſten Geſchmack. Der Degen von Hutheim —

Baron. Mais — wird er das auch annehmen?

Graf. Sorgen ſie nicht Baron. La façon fait tout. O ich habe es ſo tournirt, daß er's ſich zur Ehre rechnet.

Dritter Auftritt.

Wedemann. Die Vorigen.

Wedemann.

Willkommen Kinderzen. Nicht böſe, daß ich euch allein gelaſſen. Ich war ſo konfus, und muſte ein Bisgen einen freien Athem ſchöpfen.

Jezt

Jezt iſt mir's wieder beſſer — recht munter — habt ihr alles beſorgt?

Graf. Alles — alles — ſieh her Wedemann. Deine Kleider ſollen die unſrigen ausſtechen. Gieb aber Hutheim etwas von deinem Verſtande. Der will verzweifeln.

(Sie packen alles herum. Wedemann zeigt verlegene Freude.)

Wedemann. Aber ihr handelt doch nicht etwa hinterliſtig mit mir?

Hutheim. Wie kannſt du nur ſo etwas glauben? Jeder hat doch ſein Gewiſſen, und das meinige würde mir's nicht verzeihen, wenn ich bei gleichen Grad von Liebe dir nicht auch gleiche Vorzüge gönnte — ohne etwas vor dir voraus haben zu wollen.

Baron. Louiſe iſt ein Engel, um den ich ſeufze. Mais — mon cher Wedemann, wählt ſie ſie, ſo muß ich meinen Chagrin um des Mannes willen verbergen.

Wedemann. Na, na, ich wills glauben. Ich verlaſſe mich auch drauf, daß mich keiner verräth.

Graf. Fies Vous sur moi. Ich erkläre hiermit vor allen, daß ich meinen Anſprüchen entſage. Was ich thue, thue ich noch um eurentwillen.

Er

So eben hab ich eine Epiſtel von meinem cher pere gekriegt — ich ſoll unter einer Reichs-Gräfin gar nicht dran denken.

Baron (beiſeite.) Da hätte ich meine 500 Ducaten ſparen können.

Hutheim (beiſeite.) Die 6000 fl. waren weggeworfen.

Graf (ſeufzend.) Mort de ma vie! Wenn ich keine finden kann, will er mir eine ſuchen. C'est bien joli cela. Wenn nun zum Unglück keine hübſche exiſtirt — oder ce n'est pas à croire, — mich nicht will — ſo bin ich in dem miſerablem cas eine zu nehmen, und wenn ſie ſtumm wie Loths Salzſäule, alt wie Methuſalem, und häßlich wie eine Meerkaze wäre —

Hutheim. Armer Graf!

Baron. Ah! que je vous plains!

Hutheim. Laſſen wir aber Wedemann nun allein — (er umarmt ihn.) Brüderchen, mit den ſchmerzlichſten Empfindungen nehme ich Abſchied. Einer von uns iſt unglücklich, wann wir uns wiederſehen. Bin ich's, ſo werde ich keinen Groll haben — biſt du es —

Wedemann. So kannſt du nichts davor. Aber ich nehme dann den weiteſten Weg, und gehe wenigſtens in den Türkenkrieg.

Baron. Ah mon ange, wer wollte ſo deſperat ſeyn. Wann ich den kürzern ziehen ſollte, retirire ich mich unter die Kanonen, und denke, mir iſt etwas beſſers beſchert. Adieu, gefährlicher Nebenbuhler!

Graf. Und ich, Wedemann, ſehe dich als Sieger über beide triumphiren. Je mettrois le laurier sur la tete du Vainqueur (alle drei ab.)

Wedemann. Allein ſeyn iſt in meiner Lage nicht gut — Wenn man über eine Thorheit nachdenkt, wird ſie zum Rieſen, und der Zwerg bleibt ſtehn. Ohne dieſe Thorheit bin ich unglücklich, mit ihr kann ich wenigſtens glücklich werden, und ſo muß ſie heraus. (er ruft.) Frühbach! Frühbach!

Vierter Auftritt.

Wedemann, Frühbach.

Wedemann.

Schick nach le Jean!

Frühbach. Nach dem Friſeur?

Wede-

Wedemann. Nun ja — dem Friſeur. Ich kann doch zu dem Anzuge nicht ohne eine parallele Friſur gehen.

Frühbach (beſieht die Kleider.) Das ſind ſchöne Sachen, Herr Wedemann — ſind ſie ihre?

Wedemann. Was fragſt du darnach?

Frühbach. Sie ſind ſo koſtbar. Sie müſſen ein großes Glück gemacht haben, und daß ich Antheil daran nehme —

Wedemann. Das verräth dein gutes Herz. Ich hab's noch nicht gemacht, Frühbach. Ich will's machen, die Sachen ſind geborgt.

Frühbach. Das iſt nicht gut.

Wedemann. Warum nicht, Frühbach?

Frühbach. Weil man den Vogel nicht ſchäzt, der mit fremden Federn geſchmückt iſt.

Wedemann. Moraliſt! Aber der Fall iſt hier anders.

Frühbach. Den Fall kenne ich nicht ganz. Aber die ſpielenden Perſonen gefallen mir nicht.

Wedemann. Wer wären die?

Frühbach. Nebſt ihnen die drei Herren, die ſie eben verlaßen. Der eine ein Windmacher, der nur ſich allein in der Welt glaubt — der andere, dem die hämiſche Seele zum Augen heraus kuckt — der dritte, ein abgelebter Jüngling — der ſich ſelbſt zum Narren halten läßt, wenn er nur daran Theil nehmen kann, über den Vierten mit zu lachen —

Wedemann. Du ſprichſt ſehr viel. Und wie ſpielt der Vierte?

Frühbach. Mit dem beſten Herzen, die ſchlechteſte Rolle. Er könnte ſie alle überſehen, und wird von allen überſehen.

Wedemann. Und wenn er den Preis davon trüge?

Frühbach. Darf man fragen, welchen?

Wedemann. Warum nicht! Louiſen!

Frühbach. Welches niemanden angenehmer ſeyn könnte als mir.

Wedemann. Wie ſo das?

Frühbach. Weil ich dann einen nähern Fürſprecher bei Nettgen hätte.

Wedemann. Nicht übel. Es freut mich, Frühbach — Verliebt ſeyn iſt Glück, und dir gönne ich's.

Frühbach Unglück, wenn man ſich deswegen verläugnen muß.

Wedemann. Du kritiſirſt ſehr bitter.

Frühbach. Lieber Herr Wedemann, ſie ſind mehr mein Bruder, als mein Herr geweſen. Es würde mir weh thun, ſie unacwarnt gehen zu laſſen. Man hat ſie gewis zum beſten. Man merkt, daß ſie in Louiſens Herzen ſizzen, und will ſie gern daraus verdrängen. Der Weg, den man wählt, iſt hämiſch.

Wedemann. Ich werde ihn doch gehen, aber mit jedem Schritte vor mich ſehen. Ich danke deiner guten Meinung, und nun ſtill davon. Ich gehe einen Gang aufs Kaffeehaus. Die Kleider kommen in's obere Zimmer und le Jean wird gerufen. (ab.)

Frühbach. Er iſt blind — taub — die Liebe macht ihn zum Kinde, die Herren zum Narren. Er iſt heftig — läßt ſich nicht ungeſtraft necken. Das kann nicht gut gehen.

Fünfter Auftritt.

Nettgen. Frühbach.

Nettgen.

Iſt Herr Wedemann zu Hauſe, Herr Frühbach?

Frühbach. Nein, Mamſellgen, aber kann ich s nicht beſtellen? Sezzen ſie ſich doch.

Nettgen. Ich kann mich nicht aufhalten.

Frühbach. Ich bitte —

Nettgen. Einen Augenblick nur. (ſie ſezt ſich.)

Frühbach. Wenigſtens werde ich eine ſo pünktliche Genauigkeit ihrer Aufträge befolgen, wie Mamſell Nettgen bei den meinigen.

Nettgen. Mein Fräulein läßt Herrn Wedemann erſuchen, ja um fünf Uhr heute zu erſcheinen.

Frühbach. Die Kleider liegen ſchon dort bereit.

Nettgen. Die darf man ja wohl anſehen. (ſie beſieht ſie.) Sehr ſchön. Ich glaubte Herr Wedemann wäre nicht vermögend, und das verräth Reichthum.

Frühbach. Sollte er ihrem Fräulein dann wohl angenehmer ſeyn? Doch — was geht das mich an. Mamſellen, haben ſie Reichthum und ſchöne Kleider gern?

Nettgen. Nicht ſo gern, lieber Herr Frühbach, als ein braves Herz.

Frühbach. Vortreflich, mein Engel — Aber ſezzen ſie ſich doch noch ein wenig.

Nettgen.

Nettgen. In der That — ich habe keine Zeit.

Frühbach. Nur einen Augenblick noch — (Er ſezt ſie halb mit Gewalt nieder.) Es iſt mir gar zu wohl, wenn ich in ihrer Geſellſchaft bin.

Nettgen. Können ſie auch ſchmeicheln?

Frühbach. Hab's nie gelernt — Wenn ich nur wüſte, womit ich ihnen aufwarten könnte?

Nettgen. Sie ſind gar zu gütig — Ich muß wirklich fort. (ſie ſteht auf und ſagt beiſeite.) Er iſt aber auch gar zu manierlich. Man kann nicht von ihm wegkommen —

Frühbach (halb verlegen.) Wenn ſie denn fort müſſen — ſo muß ich ihnen doch etwas entdecken.

Nettgen. Und was denn, lieber Herr Frühbach?

Frühbach. Schöne Kleider und Reichthum lieben ſie nicht. Beides habe ich auch nicht. Aber ein braves Herz haben ſie gern — das hab' ich. Ich habe auch ſo viel gelernt, daß ich eine Frau ernähren kann — und ein Paar hundert Gulden um mich einzurichten. Stirbt meine Mutter einmal, ſo krieg ich noch etwas. Aber deswegen mag ſie noch lange leben. (lange Pauſe.) Sie wollen alſo?

Nettgen. Hab' ich denn schon Ja gesagt?

Frühbach. Nein — aber, sie hörten mir so aufmerksam zu.

Nettgen. Ja, das that ich. Und im Herzen hab' ich auch schon, glaub' ich, Ja gesagt. Sprechen sie doch mit ihrer Mutter.

Frühbach. Da muß ich sie aber vorbereiten, Nettgen. Sie ist ein Bisgen hochmüthig, und weil sie noch in Diensten sind, da wird sie anfangs zanken. Wenn s.. ihnen ohngefehr etwas Bittres sagt, nehmen sie es doch nicht gleich so hoch auf —

Nettgen. Was thät ich ihnen nicht zu gefallen?

Frühbach. Sie ist gut, das giebt sich bald — und denn noch eine Bitte, liebes Nettgen, aber nicht böse.

Nettgen. Nur heraus. Sie wissen es ja so gut einzukleiden.

Frühbach. Der Kammerdiener Validgi und der grobe Jacob heißen sie du — und sie erwiedern das. Thun sie das nicht.

Nettgen. Wußt ich denn, lieber Herr Frühbach, daß ein so glücklicher Wechsel mir bevorstünde?

Frühbach. Nicht eher glücklich sich nennen, als bis ich sie davon überzeugt habe —

Sechster Auftritt.

Jacob. Die Vorigen.

Jacob.

Herr von — ach! — verzeihen ſie, — Herr Schreiber — (beiſeite.) Warte! gehſt du gar auf die Stuben.

Frühbach. Sein Gewerbe, Fremd? Mamſell Nettgen kann es ſchon hören.

Jacob. Herr Wedemann ſoll mit meinem Herrn um drei Uhr aufs Promeniren fahren.

Frühbach. Ich werd's ausrichten.

Jacob. So — Mamſellgen! geht ſie nicht nach Hauſe?

Frühbach. Mit ihm nicht — Sie hat hier noch zu thun. (Jacob ab.)

Nettgen. Lieber Herr Frühbach — ich ſchäme mich recht.

Frühbach. Warum das? Die Schlingel wollen wir ſchon fortſchaffen — Alſo wir ſind ganz einig?

Nettgen. Wenn ihre Frau Mutter es zufrieden iſt. Ich hänge blos von meinem Fräulein ab.

Siebender Auftritt.

Frau Frühbach. Die Vorigen.

Frau Frühbach.

So! schöne Dinge muß ich hören, — mein Sohn! Ist das eine Aufführung, die sich für deine Geburt schickt? Lauter Herzeleid willst du mir machen. Auf der Straße muß ich mir's sagen lassen, daß die Dienstmädgen zu dir kommen — auf die Stube zu dir.

Frühbach. Liebe Mama, das ist ein Irrthum. Es ist wahr, Mamsell dient bei Fräulein Louisen. Aber sie ist mehr Gesellschafterin als Kammerjungfer. Sie ist ein ehrliches fleißiges Mädgen.

Frau Frühb. Ich will nicht im Gesichte der Mamsell widersprechen, und der Grobian unten kann mich wohl belogen haben. Aber, Mamsell, es ist doch nicht hübsch, zu den jungen Sekretairs auf die Stube kommen.

Nettgen. Madam, ich hatte einen Auftrag von meinem Fräulein an Herrn Advocat Wedemann.

Frau Frühb. Und deswegen halten sie sich so lange bei meinem Sohne auf. Es ist ein hübscher

scher Junge — nicht wahr? Nun ja — daß muß wohl jedermann gestehen. Und er ist auch von guter Familie und sein Vater war auch ein hübscher Mann —

Nettgen. Und ihre Frau Mama, lieber Herr Frühbach, kann's nicht verläugnen, daß sie es ist.

Frau Früh. Danke, Mamsellgen, danke. Und was lehren lassen hab' ich ihm auch — und ein Paar hundert Gulden väterliches hat er, und ich ziehe meine Hand auch nicht von ihm ab. Sein Vater seliger pflegte immer zu sagen — Der Bube wird recht hübsch werden. Aber ich verdenk's doch ihrem Fräulein, daß sie sie so allein zu ledigen Herrn schickt.

Frühbach. Mama — der Herr Advocat heirathet nun das gnädige Fräulein.

Frau Früh. Das Fräulein? Das könnte der Herr Advocat auch bleiben lassen. Hochmuth kommt vor dem Fall. Herr Wedemann ist ein braver geschickter Herr. Aber das gefällt mir gar nicht. Ich wollte, mein Sohn Frühbach, du bliebst nicht bei ihm. Denn wenn er sie heirathet — und Mamsell Nettgen — sie sind ein recht hübsches Mädgen — aber wie ich sage: jeder bleibe bei seines gleichen.

Nett-

Nettgen. Ich bin nicht zudringlich, Madam, ich kenne meinen Stand.

Frau Frühb. Das ist recht hübsch, recht fein von ihnen, so hab' ich sie auch recht lieb — so gefallen sie mir ordentlich.

Frühbach. Aber ich, liebe Mama, ich denke anders. Ich denke, der Stand thut nichts zur Sache — und wenn ein Mädgen sonst brav und ehrlich ist —

Fr. Frühb. Da denkt der Herr Sohn, wie er nicht denken soll, und spricht, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Ich glaube gar, Mamsellgen, er hat — ich will nicht hoffen — hat er ihnen was vorgeschwazt — ich gebe meinen Konsens nicht.

Nettgen. Ich habe ihm geantwortet, er müßte seine Mama darum fragen.

Frau Frühb. Da haben sie geantwortet, wie ein braves ehrliches Mädgen antworten muß. Das ist recht hubsch, recht fein von ihnen. Da hab ich sie recht lieb, sie sind ein wahres Goldkind — die Mutter fragen! Siehst du, Monsieur, so muß ein Mädgen dir sagen, was du zu thun hast — das hättest du selbst lernen können.

Früh-

Frühbach. Aber Mama — ich liebe die gute Nette unaussprechlich, ich bete sie an, ich kann ohne sie nicht leben — ich finde das sie gut ist — und wir sind uns beide gut —

Nettgen. Das alles hat mir der Herr Secretair Frühbach gesagt, und so lieblich und artig gesagt, daß es mir recht gefallen hat.

Frau Früh. Das glaub ich von so einen hübschen Jungen muß einen das auch gefallen. Das ist nun wahr, Worte machen kann er, das hab ich ihn lehren lassen — und wann er einem Mädgen so was sagt, da kann ichs' ihr nicht verdenken, daß es ihr gefällt. Aber er — er könnte das bleiben lassen — da hatt' er ihnen nun was in den Kopf gesezt. Nicht wahr, so bald werden sie ihn nicht vergessen?

Nettgen. Ach nein, liebes Mamachen, gewis nicht, in meinem Leben nicht. Ich werde immer an ihn denken, und immer weinen, wenn ich an ihm denke. Er ist so einnehmend — und hat mir so viel Gutes von ihnen gesagt. O ich werde mich grämen, todt grämen —

Frau Früh. Da siehst du nun, was du gemacht hast! Nun, liebes bestes Kind, (sie küßt sie, so wie sie in der ganzen Scene mit Panto-

mime

mime bald dem einen bald dem andern ſchmeichelt.) weinen ſie nur nicht. Ich habe ſie recht lieb. Ich kann's ihnen nicht verdenken, und ich kann's ihm gewiſſermaſſen auch nicht verdenken, ſie ſind auch ein hübſches Mädgen — und es thut mir recht leid.

Frühbach. Ja, ſo ſind die Mütter Leid thut's ihnen, ſagen ſie, wenn das wahr iſt, Mamagen, warum ſind ſie denn ſo hart — da weint nun das gute Nettgen, und wird fortgehen und wird vielleicht in's Waſſer gehen — und dann wird ſie's dem Fräulein ſagen, was ſie für eine unbiegſame Frau ſind — und dann —

Fr. Frühb. Herr Sohn Frühbach, du ſchweigſt ſtill. Ich weis wohl, was ich thue. Ich bin eine vernünftige Frau. Gehen ſie nach Hauſe, liebes Kind — Nun, Monſieur, ſag' ihr Adieu.

Frühbach (reißt ſie in ſeine Arme und ſagt leiſe.) Nettgen! wir haben gewonnen — nur geduldig.

Frau Frühb. Willſt du bald weg von ihr, du machſt ſie ja immer konfuſer. Da werde nun eine mal nicht verliebt — wenn ſo ein hübſcher Burſche. — Aber gehen ſie Kind, gehen

ben ſie doch? ſagen ſie dem Fräulein ja nichts, mein Goldkind. Ich wills ihr ſchon ſelbſt erklären. Wiſchen ſie ſich die Thränen aus den Augen, (wiſcht ſie ab.) ſo nach Hauſe — nicht ins Waſſer —

Nettgen. Nein, Madam, aber ich kann ihn nicht vergeſſen. Adieu, liebe Madam — Leben ſie wohl — lieber Herr Frühbach — Ich empfehle mich.

Frau Frühb. Nicht in's Waſſer — nach Hauſe. (Nettgen geht mit einigem Sträuben ab.) Eine ſchöne Paſtete, mein Herr Sohn Frühbach. Wer wird nun die Suppe auseſſen, die du eingebrockt haſt. Ich muß nur nach Hauſe gehen, mich ſauber kleiden, und ſelbſt mit dem Fräulein ſprechen.

Frühbach. Mama! Ich muß das Mädgen haben — muß — muß —

Frau Frühb. Muß! Muß! Ey! Ey! haſt du doch gegen deine Mutter noch nicht ſo geſprochen. Bedenk das vierte Gebot, ſey hübſch artig, lieber Sohn Frühbach, entſchlag dir das Mädgen. Du biſt doch ein rechter Schelm — gleich verlieben ſie ſich in ihn — die Mädgen. Gerade wie dein Vater. (ab.)

Frühbach.

Frühbach. Sie wird mein. Sie wird gewiß mein. Fort mit allen Schriften, Akten, Documenten. Kriecht bis morgen zusammen. Bald sizt Nettgen bey mir, wenn ich arbeite, und da wird's six gehen — — Bliz — bald hätt' ich die Kleider eingeschlossen. Guter Wedemann! Wärst du erst so weit. Hier werd' ich sizzen und schreiben — dort sie mir gegen über, und da werd ich immer hinüberschielen. (ab.)

Achter Auftritt.

Großes Zimmer in Bekamps Hause.

Herr Bekamp. Herr von Hutheim.

Bekamp.

Ihre Zweifel gegen Fräulein Louisen, sind sehr beleidigend, mein Herr.

Hutheim. Also still davon. Ich habe nur erzählt, was man mir sagte. Sie kennen meine Vermögensumstände, und daß die Einwilligung meines Vormunds mir nicht entstehen kann.

Bekamp.

Bekamp. Die meinige noch weniger, denn Fräulein Louisens Ja entscheidet.

Hutheim. Aber ihr Rath giebt diesen Ja vielleicht einen Ausschlag. Drei Werber um sie, — von denen es dem Grafen kein Ernst — der Baron zu alt und kindisch — und Wedemann kein Kavalier ist, machen meine Aussicht ziemlich gewiß.

Bekamp. Auf den Kavalier rechnen sie nichts — sie hat Grundsäzze —

Hutheim. Derentwegen ich zu ihnen komme — Ich will sie und das Fräulein warnen — Er ist —

Bekamp. Nun was ist er? — Ich kenne ihn auch.

Hutheim. Er ist ein Schwindler —

Bekamp. Den Donner auch, Herr! Ich hab ihn noch nicht so gefunden — — Sapperment! Doch —

Hutheim. Sie sollen noch mehr hören. Er arbeitet an einem falschen Adelsbrief — borgt Kleider —

Bekamp. Da wird ihn Louise nun wohl nicht nehmen. (für sich.) Aha! seid ihr die Schächer, die ihm das in den Kopf gesezt?

Hutheim. Nun wäre ich alſo der einzige. Reden ſie ihr doch zu — ſo ein tauſend Ducaten in die Handlung ſind auch nicht zu verachten — und die ſtehen zu Dienſte.

Bekamp. Wahrhaftig! ſo eine Generoſität iſt mir noch nicht vorgekommen. Nun — nun — es wird ſich ja zeigen. Aber ſie ſcheint erſchrecklich erpicht auf den Wedemann zu ſeyn.

Hutheim. Das ſollen ſie ihr eben ausreden. Dafür ſind ja die tauſend Ducaten, närr'ſcher Mann —

Bekamp. Aber wenn das nun nur Leichtſinn, nicht Bosheit von Wedemann wäre?

Hutheim. Leider iſt das auch nur ſo. Darum ſtüze ich meinen Plan auf ſie. Sie ſollen dem Fräulein eine recht ſchlechte Schilderung von Wedemann machen — ſollen ihr ſagen — wenn es ſich auch zur Noth noch ſchickte, ſich an einen bürgerlichen wegzuwerfen, — ſie doch wenigſtens nicht an einen ſo ſchlechten Menſchen denken ſollte —

Bekamp. Und dafür, Herr, ſoll ich tauſend Ducaten kriegen?

Hutheim. Zweifeln ſie etwa?

Bekamp. Zweifeln — Ja, das ſind kützliche Dinge. Man darf hinterher nicht davon ſprechen. Fordert man ſein Geld, ſo heißt's — wofür? — das Maul muß man halten, und kriegt nichts. Haben ſie nicht etwa das Geld bei ſich?

Hutheim. (beiſeite.) Der iſt hizzig, das geht ſchamant. Nein, bei mir nicht — aber ich kann Wechſel geben —

Bekamp. Ihre Wechſel gelten nichts — Aber eine Obligation — dann verſprech' ich's ihnen.

Hutheim. Sezzen ſie ſich nur und ſchreiben ſie. (Bekamp ſchreibt.) Nun iſt ſie mein — Nun komm, Wedemann, laß dich auslachen.

Bekamp. Wollen ſie unterzeichnen? (Hutheim unterſchreibt. Bekamp ſteckt ein.) Nun wären wir richtig — Ich werde ihr alles haarklein ſagen. (es wird geklopft.) Herein.

Neunter Auftritt.

Graf Goldſtein. Die Vorigen.

Bekamp (für ſich zurückfahrend.)

Goldſtein! (zum Grafen.) Wen habe ich die Ehre zu ſprechen?

Goldstein. Ich wünschte mit Herrn Bekamp allein zu reden.

Bekamp (weggeworfen zu Hutheim.) Wollen sie wohl —

Hutheim. Ich gehe schon. Herr Bekamp — es bleibt dabey? so schwarz als möglich — mit allen Untugenden — so daß man's mit Händen greifen kann, daß er ein Böswicht ist. (ab.)

Bekamp. Recht — recht — mit Händen greifen kann man's, daß du es bist. — Was steht zu ihrem Befehl, mein Herr?

Goldstein. Edelburg! Einen alten Freund nicht kennen zu wollen? Ich habe dir's nicht verdacht, daß du den Weg giengst, daß du es vor der Welt verheltest — aber mir? — dacht' ich nicht, der alte Kammerad würde mir mit offnen Armen entgegen stürzen.

Bekamp (ihn umarmend.) Ich wähnte, du solltest mich nicht mehr kennen, und dann der Schwester Aufführung gegen dich —

Goldstein. Hat sie all wieder gut gemacht. Aber weißt du was mich herführt?

Bekamp. Wie kann ich?

Goldstein. Mein Sohn hat sich in Louisen verliebt.

Be-

Bekamp. In meine Tochter — dein Sohn? — Ich kenne ihn aber nicht.

Goldstein. O ja, du kennst den Pumschen. Ich kenne, um dir's zu sagen, daß unserer Familienpakten wegen, aus der Heirath nichts werden kann. Der älteste Sohn muß eine Gräfin heirathen, sonst fällt die Grafschaft an die andere Linie.

Bekamp. Ich weiß aber kein Wort, daß hier ein Graf Goldstein existirt — hier im Hause geht keiner aus und ein, und außer dem Hause wird Louise doch nicht Liebschaften haben.

Goldstein. Ha! das wuste ich auch vor einer Stunde noch nicht. Läßt mich der Vlizjunge alle Wirthshäuser herum durch fragen. Endlich steckt mir mein Banquier ein Licht auf. Mein Name und sein Vaterland sind ihm nicht gut genug gewesen — In Paris hat er sich umtaufen lassen, nennt sich Pierred'or, und ist, der Teufel hol's, ein gebohrner Franzose.

Bekamp. Das ist also dein Sohn? Da thust du mir sehr leid.

Goldstein. Sapperlot — Warum?

Bekamp. Weil er ein Windbeutel ist.

Goldstein. Wenn's das nur ist. Wenn er nur nicht solche Ehrentitel verdienet, wie du dem Hutheim nachrufst.

Bekamp. Bewahre! nur ein Sausewind. Ein Schwindelmacher.

Goldstein. Das wollen wir schon ändern.

Bekamp Und aus der Heirath wäre so nichts geworden. Sie mag ihn nicht.

Goldstein. Desto besser, da reiß ich gerade meines Weges wieder fort.

Bekamp. Wirst doch zu Louisens Hochzeit hier bleiben?

Goldstein. Wenn soll die seyn?

Bekamp. Morgen, Schaz.

Goldstein. Auf einen Tag kommt's nicht an. Laß dich aber gegen niemanden merken, daß ich's bin. Er hat mich in zehn Jahren nicht gesehen — er kennt mich ganz gewis nicht —

Bekamp. Herrlich! Da kannst du dich selbst von seinen Schwänken überzeugen. Er parlirt dir gewis so viel von Paris vor, daß dir die Lust ankömmt noch einmal hinzureisen.

Goldstein. Da parlire ich ihm so viel von dem Gelde und von den Schwänken vor, die dort

übel

übel für ihn ausfelen, daß er gar nicht wiſſen ſoll, was das heißt.

Bekamp. Recht ſo! da kömmt ein Fuchs über den andern. Aber da iſt mein Louisgen —

Goldſtein. Ob die mich kennen wird?

Zehnter Auftritt.

Louiſe. Die Vorigen.

Louiſe.

Herr Graf! Wo kommen ſie her? Da, lieber Papa, können ſie nur fragen, ob die Tante ſich nicht geändert hatte? Der Herr Graf hat nicht wenig dazu beigetragen. Hat ſie auch immer gelebt.

Goldſtein. Gutes Kind! Bekamp, wie beneid' ich dich! Das Mädgen gegen den Sauſewind. Nicht wahr, er gefällt ihr nicht?

Louiſe. Wer denn?

Bekamp. Närrchen! ſie weis ja noch nicht, daß Pierred'or dein Sohn iſt — Aber Hand auf den Mund, Louiſe. Der Sohn kennt den Vater nicht.

Louiſe. Pierred'or ihr Sohn? — Er wird gleich hier ſeyn. Er will den Baron Frensberg aufführen.

Bekamp. Das giebt einen Kapitalſpas.

Eilfter Auftritt.

Graf Pierred'or. Baron Frensberg. Die Vorigen.

Graf.

Ah — mon cher Becamp — je suis au comble du malheur. Vorher aber, mein gnädiges Fräulein, ſtelle ich ihnen hier den Baron Frensberg vor, Erbherrn auf Rittersdorf, Marneklau und Edelshofen — einen Mann voll Talent und Liebenswürdigkeit — einen Freund des ſchönen Geſchlechts — einen Verehrer ihrer Verdienſte — und bitte ſie aufs innigſte ihm meinen Plaz zu übergeben. Ich habe auf ihn übergetragen — all die Liebe, die ich für ſie hatte — cette humble devotion, mit welcher ich ihnen ſo gern echuldigt hätte —

Bekamp (halb laut zum Grafen Goldſtein.) Und das alles, ſtell' dir vor! um reine 500 Ducaten.

Graf.

Graf (mit einem bedeutenden Blick auf den Baron.) Denn — ſtellen ſie ſich mein Unglück vor, cher Beramp. — und erſtaunen ſie — mon cher pere hat ſeine Einwilligung rund abgeſchlagen. Der närriſche Kerl will ich ſoll einer Hochgebohrnen die Hand reichen.

Goldſtein (für ſich.) Der Teufelsjunge!

Baron. Ja, mein ſüſſes, angebetetes, theures Fräulein, ich bin durchdrungen von ihrer Liebe. Ich ſchmachte nach ihren Reizen — ich ſterbe, wenn ſie mich nicht zum Auserwählten ihrer Seele machen.

Graf. Mais mon cher Baron, quelle nouvelle methode — ſie fangen die Sache da an, wo andre endigen. Mort de ma vie — das habe ich noch nicht einmal geſagt, und bin mit dem Fräulein ſo lange bekannt. Sie ſcheinen ein Eroberer geweſen zu ſeyn.

Louiſe. Mein Herr Baron, ſie kommen ein wenig ſpät, da meine Hochzeit ſchon auf morgen und meine Wahl auf heute beſtimmt iſt. Indeſſen erwarten ſie die übrigen Kompetenten. Sollten Sie Vorzüge zeigen —

Baron. Vorzüge? O mon ange — wenn ſie dieſe im Herzen ſuchen, ſo weis ich, ich ſiege.

Es giebt keine Empfindung, die die meinige übersteigt — Und wären auch brennende Funken in den Herzen der übrigen, in meinem sind Flammen — Flammen, die das Oehl ihrer Schönheit, das Wachs ihrer Zärtlichkeit, den Kampfer ihrer Reize ewig lodernd erhalten werden.

Goldstein. Das ist ein feuerreicher — praktischer Liebhaber. Ich dächte — Fräulein Louise — ich dächte —

Graf. Mais donc — Monsieur Becamp. Wer ist dieser Patriarch?

Bekamp. Ein Freund von mir — ein ehr- und liebenswürdiger Mann, der die Welt sehr gesehen hat.

Graf. Ah, die Welt gesehen! Aves vous été à Paris, Monsieur?

Goldstein. O ja, mein Herr, ich war einige Jahre dort.

Graf. Oui, oui, on voit — il y' a encore de façon la dedans. Wahrhaftig, mein Herr, wenn sie schon ihr Französisch vergessen zu haben scheinen, so sieht man doch noch den Pariser Anstrich. Je me felicite de votre connoissance —

Gold-

Goldſtein. Ob die ihrige mir angenehm ſeyn wird, muß die Zeit lehren.

Graf. Mais Monsieur, ce n'est pas la le ton de Paris. Ein wenig artiger — si vous n'aves pas oublié vos ecoles —

Goldſtein. Ihr Ton ſcheint mir auch kein Pariſer. Zu meiner Zeit ſprach man da von ernſthaftern Dingen. Die Academie war in ihrer blühendſten Lage. Paris war der Sammelplaz aller, und der gründlichſten Gelehrſamkeit. Nicht etwa ſcholaſtiſcher, nein — denkender, forſchender — aber auch angenehmer.

Graf. Man ſieht dieſer Beſchreibung leicht das halbe Seculum an, was ſeitdem verfloſſen ſeyn mag. Nein, mein Herr, apresant on ne se soucie de ces bagatelles à Paris. Es iſt nichts als Leben und Geiſt da. Der Wiz ſpielt —

Bekamp. Allen Verſtand weg —

Goldſtein. Richtig, Herr Bruder. Ich habe mir ſagen laſſen, daß die beſten Köpfe ſich jezt mit Oberflächen beſchäftigten, anſtatt daß ſie ſich an's Reelle halten ſollten. Man lieſt ohne zu denken; man beſucht die Leſegeſellſchaften um zu wizeln. Die Närrin Mode mit ihrer Schelle betäubt die Vernunft.

Graf.

Graf. Mon dieu! welche veraltete Expreſſione. Die nennt man in Paris nicht mehr. Nicht wahr, Baron, ſie waren ja auch da?

Baron. In der That! es giebt gar keine Vernunft mehr da — Man iſt ſo ganz, was man ſeyn will, ohne ſich an dieſe Dame zu kehren. Wer wollte ſich auch unter irgend ein Joch ſchmieden laſſen — es müßten denn ſo ſüſſe Ketten ſeyn — wie die Feſſel dieſer Huldin.

Graf. A Paris on à donné le congé a tous les Prejuges — Man lebt da frei, wie ein Vogel in der Luft. Man ſieht eine Dame — ſie macht Eindruck auf unſer Herz — man entdeckt ſich ihr. Pardieu! man iſt wohl aufgenommen —

Goldſtein. Wenn einem kein Milord im Wege iſt.

Graf. Ah — ce la se peut — Hat er ältere Rechte, läßt man ihm ſeinen Plaz. Die Engländer ſind gewöhnlich auch grosmüthig —

Goldſtein. Wenn die Dame ſich ſo kokett beträgt, daß ſie ihrer ſatt ſind.

Graf (ſpöttiſch.) Mon dieu — Ecoutés. Man läßt ſich bei Hofe preſentiren und dann entrirt man in jedes Haus — Da giebt es ihrer,

wo

wo elegance und savoir vivre auf den höchſten Grad gebracht ſind —

Goldſtein. Wo mancher als étourdi betrachtet, und nicht ganz gern geſehen iſt —

Graf. Immer Widerſpruch — In andern macht man fait von sciences, inventions — on enrichit la langue — da wird auf belles Expressions geſehen — man wird bewundert, wenn man zur Cultur etwas beitragen kann —

Goldſtein. Und ausgelacht, wenn man ſich nationaliſirt, und der Ausländer unvermerkt noch hervorguckt.

Graf. Natürlich — Es giebt da Ausländer genug, die die Franzoſen ſpielen — Man hat pitié mit ihnen. On les traite de Bonmots —

Goldſtein. Sind ſie wohl jemals bei ſo unterhaltenden Auftritten zugegen geweſen?

Graf. Ja, mein Herr Baron, wären ſie nur ein einziges mal mit mir bei den petits soupers de la Marquise de — mais il ne faut pas decouvrir ſes liaisons.

Goldſtein. Das war da, wo der Herr Graf am zweiten Abend gleich am Faractiſch um 1000 Louis neuf kamen, und ſich die Haare über den

den Verlust einer vierteljährigen remesse ausrausen wollten —

Baron. Das war auch keine kleine Post — so mit troknem Munde —

Graf. Ich versteinere. Woher wissen sie das? Pour le premier coup — c'est vrai. Ich verlohr 1000 Louis neuf — ich betrug mich sehr standhaft — bei diesem kleinen desastre. Ich besuchte das Haus vor, wie nach, — und die Dame war so gütig —

Goldstein. Ihnen zu sagen — ihr Betragen sei ziemlich teutsch, und wenn man die ersten Konversationen besuchen wolle, müsse man sich an den Pariser Ton gewöhnen —

Louise. Da sind die Damen in Paris doch wohl nicht so fein, wie sie sie mahlen, Herr Graf. Tausend Louis gewinnen, und noch brüsk seyn, das ist für Lebensart ein wenig viel —

Graf. Sie urtheilen comme il faut, mein Fräulein. Mais — Monsieur, je suis le Comte Pierred'or, François de Nation —

Goldstein. Da muß mein Correspondent mich sehr falsch berichtet haben.

Graf.

Graf. On fait bien, — ces correspondences — Um nur etwas neues zu melden. Meine liaison in dem Hause des ersten Miniſters.

Goldſtein. Mit deſſen Sohn, Herr Graf, ſie einmal in Zwiſt kamen?

Graf. Oui, oui, ce petit insolent — Wir hatten eine amour.

Goldſtein. Amour? So viel ich weis, war die Dame des Herrn Verlobte —

Graf. Verlobte! ha! ha! was ſie nicht alles wiſſen.

Goldſtein. Ja! und die Pariſer Welt legte es ihnen ſehr artig aus, daß ſie ihn um Verzeihung baten.

Graf. Mais, Monsieur, wenn ich nicht Veneration für ihr Alter hätte, ſo wollt ich ihnen beweiſen, daß um Verzeihung bitten, nicht ma façon iſt.

Goldſtein. Laſſen ſie ſtecken, Herr Graf. Daß es ihnen nicht an Muth fehlt, weis man ja. Warum wollen ſie einen edlen Zug ihres Karakters mit einem Vorurtheile verdunkeln?

Graf. Mais j' aurai du comprendre d' abord, daß mein und ihr Alter nicht einerlei Denkungs

kungsart erlauben — Mademoiselle darf ich um eine kleine Promenade im Garten bitten?

Louise. Herzlich gern, denn sonst mögte es noch zu ernstlichen Händeln kommen, und ich bin eine große Feindin von Blutvergiessen. Nun, Herr Baron, wollen sie uns nicht begleiten?

Baron. Herzlich gern. Ihre Erlaubniß entzückt mich. Ich wollte ihnen nicht vorgreifen. Dieser erste Beweis ihrer Anhänglichkeit macht mich schon selig. Lassen sie bald mehrere nachfolgen. Applaudiren sie mein Glück, meine alten Herren. O die Liebe! die Liebe! nichts ist so süß als sie — und wer schäzt ihren Werth mehr als ich?

Graf. Jusqu'a revoir mon vieux parisien, mein Herr Duzbruder des Kaufmann Bekamp. (alle beide ab.)

Bekamp. Es hat ihm gewurmt. Merkst du, Bruder?

Goldstein. Es wird ihn schon noch mehr wurmen. Hab' ich doch immer gedacht, aus Kindern werden Leute. Aber der Frensberg ist ein Kind bis in's funfziaste Jahr geblieben. Hör', Edelburg, hier ist's so laut — Geh mit mir in dein Kabinet. Da hab' ich dir noch

noch etwas vom Zweck der Reiſe zu erzählen, die ich jezt vorhabe. Ich habe noch einen Sohn.

Bekamp. Wo käme denn der her? Davon hat noch kein Menſch etwas gewußt.

Goldſtein. J, wenn du willſt, iſt er aus einer heimlichen Ehe, aber er iſt mir lieber, als der, denn die Mutter war mir lieber, als ſeine Mutter. Eben die Gräfin war mir im Wege. Ich habe ihm aber jezt Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Der König hat ihn legitimirt. Kriegt gleich der jüngere Bruder die Grafſchaft, ſo ſoll er doch auch nicht zu kurz kommen. Das bin ich dem Andenken meiner Amalie noch ſchuldig. Es war ein gutes Weib.

Bekamp. J, Alter, die Thränen ſtehen dir ja in den Augen. Komm doch geſchwind' — laß mich die Geſchichte hören. Alter guter Kamerad — Kannſt du denn auch weinen?

(beide ins Kabinet.)

Zwölfter Auftritt.

Nettgen.

Wenn nur erſt alles in Richtigkeit wäre. Ein ſo hübſcher Mann. O das Herz pocht, —

o es pocht! Wenn ſie nur bald käme die Mutter — das Fräulein iſt ſchon vorbereitet — er ſagte ja, wir hätten gewonnen.

Dreizehnter Auftritt.

Jacob. Nettgen.

Jacob.

Ha, biſt du endlich da, Nettel? Hat die Mutter dich ausgefilzt? Ketſch, das hab ich gemacht.

Nettgen. Ich weis gar nicht, welchen Ton er ſich gegen mich herausnimmt.

Jacob. Nu — ſo bitt' nur um Verzeihung — ich bin ſchon wieder gut.

Nettgen. Hat er hier etwas zu thun, Monſieur Jacob?

Jacob. Mit dir zu ſchwazzen hab ich.

Nettgen. Dies iſt ein Geſellſchaftszimmer. Hierher gehören Bediente nur zum Aufwarten. Und wie er ſieht, iſt ſein Herr nicht hier.

Jacob. Kuk mal — wie prozzig. Was machſt du denn hier, Nettel?

Nett-

Nettgen. Ich räume auf. Ich will mir überhaupt die enge Vertraulichkeit verbitten.

Jacob. Verbitten — warum nicht gar verbitten? Je worauf thut ſie denn ſo dick — ſie — ſie — ſie Mamſell Schreiberin.

Nettgen. Die Grobheiten laß er beiſeite. Sonſt werde ich mein Fräulein bitten, ihn bei ſeinem Herrn zu verklagen.

Jacob. Verklagen — mich verklagen? Mich, der ich ſie ertappt habe? Ja, das wollen wir ſehen! — ſehen, ob ſie mich verklagen ſoll. Ich — ich — ich will ſie verklagen — ich will hier warten — lernen will ich, bis ihr Fräulein kommt. Das ſoll ſie wohl ſehen — ſehen ſoll ſie's. (Er ſchlägt ein Schnippgen.)

Vierzehnter Auftritt.

Validgi. Die Vorigen.

Validgi.

Ei, ei, mon cher Jaques. Welch ein Lerm bei einer Dame im Zimmer! Ah, que Vous etes impoli! Mademoiſelle, ich komme zu ihrem Suceurs —

Jacob. Succurs — ja, succurse er nur. Sieht er — angetroffen hab ich sie — angetroffen beim Frühbach auf der Stube — und da hat sie mit dem Schreiber geliebängelt — ja geliebängelt hat sie — daß es eine Lust war — für sie — nicht für mich.

Validgi. Ah, Nanette — ist das eine Education? Läßt sich das wohl verzeihen? Das hätt' ich nicht in dir gesucht — wahrhaftig nicht. Das heißt sich recht wegwerfen. Pardieu, du bist zu gut für einen solchen Dintenfinger.

Nettgen. Herr Kammerdiener! Monsieur Jacob — ich habe keine Red' und Antwort zu geben, was ich thu' und laße. Ich bitte daher, das Zimmer sogleich zu räumen, und mich nicht weiter zu incommodiren. Die vertraulichen Ausdrücke bitte ich hinführo ganz wegzulassen. Sowohl sie, Herr Kammerdiener, als er, Monsieur Jacob, verschonen mich ins künftige mit dem Duzen.

Jacob. Kuk mal, wie der Mädgen Unverschämheit gleich zunehmen kann, wenn sie bei einem auf der Stube gewesen sind.

Validgi. Ah, je suis ecrasé! Ich ersticke vor Bosheit. Mir so teutsch zu kommen. Ha! nun

nun ſchweig ich auch nicht länger. Ich weis all' eure Schliche — Ich weis, wer ihr ſeid — Du und dein Fräulein — Ihr ſeid ein Paar Komödiantinnen.

Jacob. Iſt das wahr? So wirklich von einer Bande weggelaufen?

Nettgen. Unverſchämter! das ſollt ihr beweiſen.

Validgi. Ja, das will ich dir beweiſen. Dein Fräulein hat ſo die hochbeinigen Rollen geſpielt — und du die Kammerkätzgen — die Affen die — die die Bedienung immer ſcheeren. Ihr habt aber beide nicht viel getaugt, da hat man euch ausgepfiffen — und dann fortgejagt.

Nettgen. Das ſind Lügen — verdammte Lügen. Dafür könnt ihr in die Karre kommen, daß ihr ſo was ausſprengt. (ſie weint.) Wir Komödiantinnen? Mein Fräulein iſt ein ehrliches Fräulein — und ich bin ein ehrliches Kammermädgen, und wenn ich nur ſagen dürfte, was ich weis.

Jacob. Siehſt du, eben weil du es nicht ſagen darfſt, da iſt's auch nichts Gut's. Gute Sachen, ja, die darf man ſagen — damit hält man nicht hinter'm Berge. Und wenn was an dir wäre, ſo lurkeſt du nicht ſo herum

Validgi. So eine petite babillarde! Merk's nur, wenn der eine Vogel ſo pfeift, ſo pfeift der andre ſo. Geh nur wieder hin auf dein Theater. Wir mögen dich gar nicht.

Nettgen. Das ſind Lügen, und ihr ſeid Schlingel. Wartet nur. Ich will ſchreien und heulen, bis mein Fräulein kommt — Fräulein! Fräulein!

Funfzehnter Auftritt.

Louiſe. Die Vorigen.

Louiſe.

Was giebt's? Was iſt hier für ein Lerm? Was geht hier vor?

Jacob. Ja, ſie iſt bei dem Schreiber auf der Stube geweſen.

Louiſe. Das hab' ich ihr befohlen. Was iſt's denn, Nettgen? Was weinſt du?

Nettgen. O ich kann's vor Bosheit nicht herausbringen. Denken ſie nur, der Kammerdiener da, der ſagt — wir wären (heftig weinend.) Komödiantinnen.

Validgi. Oui, Mademoiselle — ſo habe ich gehört. Comme on ne vous connoit pas, ſo hat

hat man ſich inſtruiren laſſen. Da erfähet man manches —

Louiſe. Und er hat das erfahren? — Und wenn es nun auch wahr wäre? Sind ſie denn keine Menſchen, wie andere, und können ſie nicht eben ſo gut ſeyn, wie die beſten Menſchen?

Jacob (ſehr bedenklich.) Hm! hm!

Validgi. Demande pardon, Mademoiselle — je ne crois pas cela —

Louiſe. So glaub' er, was er will. Du aber, Nettgen, biſt wohl eine rechte Thörin, daß du dich mit Leuten abgiebſt, deren Lebensart ſo niedrig iſt. Hätte man ſich nicht mit ihnen gemein gemacht, ſo hätten ſie ſich nicht unterſtanden, meine Zimmer zu betreten, wohin ich hinführo keinen Schritt mehr zu thun, euch beiden befehle. Komm, Nettgen!

(ſie geht ab, Nettgen folgt ihr mit verſchiednen Zeichen des Spottes gegen die beiden.)

Validgi. Pardieu! das iſt nicht richtig.

Jacob. Herr Kammerdiener, ſag' er mir doch, ſind denn die Komödianten auch wirklich vernünftige Menſchen, wie wir?

Validgi. Monſieur Jacob, er iſt — auf Franzöſiſch heißen wir es — bête — der Teutſche ſagt: ein Rindvieh.

Jacob. J, er Grobian!

(Validgi läuft ab, Jacob hinter her.)

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Garten hinter Bekamps Hauſe.

Louiſe. Wedemann.

Louiſe.

Die Verwandlung, lieber Wedemann, iſt zu gros. Wenn ſie auch nicht gewünſcht hätten, mich zu ſprechen, ſo hätte ich ſie drum bitten laſſen. Ich bin in Verlegenheit. Ich weis nicht, woran ich bin. Ihre Kleidung — ihre Manieren ſind umgeſtimmt. Iſt's ihr Herz etwa auch — oder hat der Gegenſtand von heute Morgen Ja geſagt?

Wedemann (für ſich.) Nun, Unverſchämtheit — ſteh einem armen Teufel bei, der bis über

über die Ohren verliebt iſt. (laut.) Mein gnädiges Fräulein, er hat nicht — aber ich wünſchte es — (er fällt ihr zu Füßen.) Engliſches Mädgen! ſie ſind es ſelbſt — ich bete ſie an. Ich liebe ſie bis zur Raſerei.

Louiſe (hebt ihn auf.) Das müſſen ſie mir nicht auf den Knien ſagen. Ich liebe das nicht. Ich gehöre zu den Mädgen, die das nur gar zu gern ohne alle Zeremonie hören.

Wedemann. O ich habe ihnen viel zu ſagen. Vor einer Stunde war ich noch nicht entſchloſſen genug, mich ihnen zu nähern — der arme Advocat durfte keine Anſprüche auf das Glück ihrer Hand machen — Baron Hornbuſch wird es dürfen. Da haben ſie mein Geheimniß.

Louiſe (erſchrocken.) Baron Hornbuſch — Wie? Sie heißen nicht Wedemann? Sehen ſie mir doch einmal recht ins Geſicht. Sie ſind nicht Advocat Wedemann?

Wedemann. Nein, mein Fräulein —

Louiſe (für ſich.) Da wollte ich wohl meinen Schmuck wetten, daß das eine Lüge iſt.

Wedemann (ſchnell und ſtotternd.) Ich war der Lezte dieſes adelichen Hauſes. Ich war auf Reiſen, niemand wußte wo. Auf ein-

mal erscholl ein Gerücht: Baron Hornbusch sei erstochen. Die Familie bemächtigte sich meiner Güter — Ich kam zurück. Man erkannte mich nicht an, machte mir mein Vermögen streitig. Ich sahe einen weitläuftigen Prozeß, und vielleicht ein unglückliches Ende desselben voraus. Ich entsagte Stand und Namen, verlies mich auf das, was ich gelernt, und ward Advocat. Ich sahe sie, liebte sie, arbeitete daran, sie zu besizzen, und so habe ich mir alle die nöthigen Documente verschaft, womit ich mich völlig legitimiren kann. Da haben sie nun mein ganzes Geheimniß. Wollen sie mich jezt?

Louise. War denn dazu diese Kleidung nöthig? Ach! ihr schlechter Rock war mir so lieb. Es ist der Rock, dachte ich, den Ehrlichkeit und Sparsamkeit verdient haben, und daß du ihn verschönern kannst — Warum zogen sie den Rock aus?

Wedemann (verwirrt.) Das that ich um der Gesellschaft willen. Wenn ich als Baron unter ihnen erscheine, dacht ich, da kann ich doch nicht so schlecht hergehen. Oder glauben sie mir etwa nicht? Da (er packt Pappiere aus.) hier sind alle Documente — hier der Adelsbrief

brief — hier die Geburtsbelege, Briefe, Rechnungen —

Louiſe. Wedemann! nimmermehr hätte ich geglaubt, daß wir ſo mistrauiſch mit einander zu Werke gehen würden. (für ſich.) Gott! mein Vater könnte doch Recht haben — (Eine ängſtliche Pauſe, während Louiſe einige Pappiere nimmt.) Aber wahrhaftig — was iſt das? — Hören ſie doch, Wedemann! (ſie lieſt.) „Daß Baron Hornbuſch am 23. „July im Duell mit Herrn von Waldberg „tödtlich bleſſirt, und zwei Stunden darauf „hier im Dorfe verſchieden ſei, auch daß der„ſelbe in hieſiger Kirche beigeſezt, darüber „wird dieſes Atteſtat und Todenſchein von „Kirchen und Amts wegen auf Verlangen des „Herrn Grafen Pierred'or, ſeines Reiſegeſell„ſchafters, ausgeſtellt. Möllingen am 25ten „July 1786. Walder, Paſtor. Rehzuge, „Amtmann. Nitſchler, Amtsſchreiber." — Was ſagen ſie nun?

Wedemann (für ſich.) Das war eine verdammte Unvorſichtigkeit, daß ich das Ding darinn lies. (laut aber ſehr verlegen.) Das iſt's ja eben — das falſche Atteſtat wurde geſchickt —

Louiſe.

Louiſe. Alſo Graf Pierred'or ward ſelbſt an ihnen zum Verräther? Und mit dem Manne ſtehen ſie noch in intimer Verbindung?

Wedemann. Da finde ſich nun der Henker heraus — So hol der Teufel die Verſtellung und ihre Rathgeber! — Nein! ich bin's nicht — bin nichts als der unglückliche elende Wedemann. Ein Verzweifelnder bin ich, dem die Liebe ſeinen Verſtand raubt — deſſen Schwäche ſich ſeine Nebenbuhler bedient haben, um ihn zu verleiten, ſie zu hintergehen — der jezt, da er auch ſeine Rechtſchaffenheit verlohren, nicht mehr ſie lieben kann und will — Ich war ein ehrliebender Kerl, Louiſe, wenn ſchon arm — Spotten ſie des Unglücklichen nicht, den Leidenſchaft nicht allein zum Thoren — nein, auch zum ſchlechten Menſchen umſchuf.

Louiſe. Wedemann! kommen ſie zu ſich. Mein Herz würde ſie entſchuldigen, wenn auch die Umſtände ſie nicht entſchuldigten. Iſt's nicht ſonnenklar, daß ſie unſchuldig ſind, da ſie nicht einmal die Pappiere angeſehen?

Wedemann. O Dank, tauſend Dank! Sie ſehen mich alſo wenigſtens mit Augen der Milde, der Verzeihung an? O Louiſe, ich glaubte

glaubte immer ich wäre klug — that mir etwas darauf zu gut — Und konnte glauben, ein ſolcher Betrug würde mir durchgehen? — Und wäre nicht dumm?

Louiſe. Wohl dem, Wedemann! der zum Betruge dumm iſt. Der Betrüger hätte den Streich durchgeſezt.

Wedemann. Und wenn ſie mich fragen, Fräulein, wie ich in dieſe Kleidung gekommen, wie ich dieſe Pappiere zu mir geſteckt, wie ich zu ihnen gekommen? ſo hab ich für das alles keine Worte — ich war betäubt. So laſſen ſie mich denn jezt gehen, um ewig ſie zu bewundern, um den Glücklichen, der ſie beſizzen wird — mit einem Schmerze zu beneiden, der mich bald fühllos für ihren Verluſt machen wird.

Louiſe. Hören ſie, Wedemann, ich habe große Luſt mit ihnen zu zanken.

Wedemann. Welch ein Ton, Fräulein?

Louiſe. Ja, ja, recht im Ernſt zu zanken: einmal, daß ſie ſo blind geweſen ſind, und nicht geſehen haben, ich war in ſie verliebt, und zweitens, daß ſie ſo wenig ſich zutrauten, nicht zu glauben, bei ihnen würde man immer mehr auf das Herz und den Mann als auf Kleider, Stand und Vermögen ſehen.

Wedemann. Iſt's möglich, Louiſe?

Louiſe. Möglich nicht allein, ſondern auch wahr. Heißen ſie mich meinetwegen eine Ausnahme der Mädgen, weil ich um ſie anhalte, aber wenn ſie mir den Korb nicht geben wollen, ſo bin ich in der That bereit mit Herz und Vermögen die Ihrige auf immer zu ſeyn.

Wedemann. Kann man denn aus einem Abgrunde des Elends auf einmal zu einer ſo hohen Wonne erhoben werden? O nein, angebetetes Fräulein —

Louiſe. Was wollen ſie? Da mit alltäglichen Floskeln mich eine Viertelſtunde aufhalten. Nein! ich bin viel zu erpicht darauf, daß alle Welt es wiſſen ſoll, daß ſie mein ſind, als daß ich noch einen Augenblick länger hier verweilen ſollte. Marſch! Herr Erbaron! Fort zu meinem Vater! — und zur Strafe ſollen ſie ihm ſelbſt erzählen, daß ich lieber Madam Wedemann — als Baronin Hornbuſch werden will. (ab mit Wedemann.)

Zweiter Auftritt.

Nettgen. Frühbach mit einem Buche, von verſchiedenen Seiten.

Nettgen.

Das heiß ich Wort gehalten! Es iſt gleich ſechs Uhr. Aber auch ich, lieber Frühbach, habe alle ihre Wünſche erfüllt. Jacob und Valid-ai exiſtiren nicht mehr in meiner Atmoſphäre.

Frühbach. Denken wir nicht weiter an ſie, Nettgen.

Nettgen. Aber wird ihre Frau Mutter denn kommen?

Frühbach. Wird — wird —

Nettgen. Wollen ſie denn wieder weggehen, daß ſie mit dem Buche unterm Arm daſtehn.

Frühbach. Nein, nein — das iſt ein wichtiges Buch —

Nettgen. Laſſen ſie mich's doch ſehen.

Frühbach. Nein, nein — das traue ich ſelbſt ihnen nicht einmal an.

Nettgen. Lieber Herr Frühbach, ich bin gar zu neugierig.

Frühbach. Nein, nein, ich muß das Buch küſſen. (er küßt es.)

Nett-

Nettgen (weinerlich.) Sie haben mich nicht lieb, Herr Frühbach.

Frühbach. Nun da, Nettgen, küssen sie es auch. Und nun will ich ihnen alles sagen. Das Buch ist ein sehr wichtiges Buch.

Nettgen. Das haben sie aber schon gesagt. Wollen sie es gleich hergeben, oder ich reisse es ihnen weg.

Frühbach. Ernsthaft, Nettgen, hören sie mich. Ich komme so ganz sachte auf den Zehen zur Mutter geschlichen, und will horchen, ob sie fort ist. Bis in ihr Kabinet kam ich — Sie ist nicht da — der Schrank war nur so angelegt, ich mache ihn auf. Ich finde da allerhand Silberwerk — wovon manches wohl einmal in unsre kleine Wirthschaft fliegen wird, Nettgen. Auch lag Geld dabei. Meinen sie, daß ich das angegriffen, oder Lust dazu gehabt hätte? Nein — nicht einen Gedanken. Aber das Buch lag da. Husch — war's wegstipizt —

Nettgen. Aber nun weis ich immer noch nicht, was das für ein Buch ist. Wenn es mit ihren Erläuterungen immer so zu Werke geht, so möchte ich wohl in unserm Ehestande viele Langeweile bekommen — und gähnen müssen.

Frühbach. Dafür laſſen ſie mich ſorgen. Das Buch, Nettgen, iſt das Tagebuch meiner Mutter. Immer und ewig hat mich ſchon die Neugierde geplagt zu ſehen, was da von mir ſtehen möchte. Izt ſchlag ich's kaum auf, ſo finde ich etwas — rathen ſie einmal — Was?

Nettgen. O Jemine! Was der Menſch einen ſchören kann! Etwas von ihnen?

Frühbach. Nein, Nettgen, etwas allerliebſtes, etwas, was ſie mehr als mich — im Grunde aber uns alle beide angeht.

Nettgen. Nun reißt mir die Geduld — ſie allerliebſter, aber auch allerlangweiligſter Herr Frühbach.

Frühbach. Nun rathen ſie einmal, was meine Mutter war, ehe ſie heirathete?

Nettgen. I nun, ein Mädgen war ſie, ehe ſie Frau wurde.

Frühbach. Aber ein Kammermädgen!

Nettgen. Ein Kammermädgen! Nimmermehr! I ſie allerliebſter herziger Herr Frühbach, das iſt ja prächtig. Ein Kammermädgen!

Frühbach. Nicht anders. Nun muß ſie einwilligen.

Nettgen. Ja, nun muß ſie! nun muß ſie!

Frühbach (ſchlägt das Buch auf.) Sehen ſie hier. (ſie leſen zuſammen.) „Den 22. Mai „1768. mich vermiethet zur Kammerjungfer „bei Fräulein Amalie von Wellerſchlag — „welche ein Ziehkind bei ſich hatte — Weis „aber der liebe Gott, ich habe nichts unrech„tes dabei gedacht.“ Sie müſſen wiſſen, Nettgen, meine Mutter iſt eine fromme Frau, und das iſt auch recht ſchön. Da ſtehen denn manchmal ſo chriſtliche Anmerkungen. Das finden ſie doch auch ſchön — gut?

Nettgen. Alles, lieber Herr Frühbach, was ſie gut finden.

Frühbach. Ich höre Jemand. Kommen ſie, das Buch müſſen wir verſtecken. Nur auf den Nothfall es brauchen. Wenn ich's ihnen zu verwahren gebe, da gebe ich ihnen einen rechten Schaz. Aber jezt muß ich's noch tragen.

Nettgen. O ich muß es auch ein Bisgen mit tragen, das liebe Buch. So — wir wollen's alle beide tragen.

Frühbach. Nun geſchwind, geſchwind ins Haus. Die Mama könnte es uns ſonſt wieder abjagen.

Nettgen.

Nettgen. O das liebe Buch —
(ſie faſſen's beide an und gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Groſſes Zimmer.

Graf Pierred'or. Baron Frensberg. Herr von Hutheim.

Graf.

Nous voila. Bis auf Wedemann wären die Liebhaber beiſammen. Wie, meine Herren, wenn mir es nun einfiele, des Herrn Papas Befehl zu verachten, und ſelbſt noch einmal dem Mädgen meine Cour zu machen. Sie hat bei der Converſation im Garten, wobei der Herr Baron zugegen war, mich aufs neue ſo bezaubert, daß ich glaube, zehn Minuten mit ihr, könnten nicht allein meinen Vater, ſondern alle chers Peres der ganzen Welt umſtimmen.

Baron. Sie hat in der That mehr Verſtand, als wir alle zuſammen — Es iſt ſogar ſüß — ſich von ihr Sottiſen ſagen zu laſſen —

Hutheim. Ich hoffe, Graf, daß das dein Spas iſt, ſonſt müſſen wir uns auf jeden Fall die Hälſe brechen.

Graf. Mon dieu! da kömmt der alte Franzmann ſchon wieder. Ich weis gar nicht, was der Menſch für eine widerwärtige Phiſiognomie hat. Ich glaube eine lebendige Satire auf mich zu ſehen, wenn er mir in's Geſicht ſieht.

Vierter Auftritt.

Bekamp. Goldſtein. Die Vorigen.

Bekamp.

Meine Herren, Fräulein Louiſe wird gleich hier ſeyn. Wedemann, gezuzt wie ein Halbgott, führt ſie durch den Garten.

Graf (zu Hutheim.) Admirez mon gout.

Hutheim. Das bringt ihm vollends den Tod. (zu Bekamp.) Haben ſie?

Bekamp. Was denn?

Hutheim. Mein Gott! — das alles ihr geſagt?

Bekamp. Warten ſie doch nur.

Baron (zu Goldſtein.) Müſſen ſie nicht geſtehen, mein Herr, daß Fräulein Louiſe eines Fürſten würdig wäre?

Goldſtein. O ja, meinem Sohne wünſcht' ich ſie am allerliebſten.

Graf.

Graf. Wenn mon cher Pere doch auch einen ſo glücklichen Einfall hätte!

Fünfter Auftritt.

Louiſe von Wedemann geführt, Die Vorigen.

Louiſe.

Wir wollen uns nicht bei Nebendingen aufhalten, meine Herren. Ich verſprach ihnen meine Entſchließung. Hier iſt ſie. Sie, Herr Graf, haben zwar Güte des Herzens, aber auch Leichtſinn überflüßig gezeigt Sie ſind zwar ſelbſt ſchon zurückgetreten, allein, wenn das auch nicht wäre, ſo könnte ich doch den nicht wählen, der mit ſeinem Mädgen ſchon Handel und Wandel treibt. Was hätte man nicht als Frau zu erwarten?

Graf. Vous avez raison, ma belle! Ich geſtehe mein Unrecht. Die Strafe iſt grauſam — ausgeſchloſſen zu ſeyn, da ich eben erſt anfange ſie recht kennen zu lernen, zu ſchäzen — aber ich habe ſie verdient — oui — oui — je l'ai merité.

Goldſtein. Bray — brav geſprochen!

Graf. Monsieur! Est ce à Vous — à me juger? A Paris —

Goldſtein (klopft ihn auf die Achſel.) Da waren ſie eben ſo brav. Schämen ſie ſich deſſen nicht.

Louiſe. Sie, Herr Baron, mögen es herzlich gut mit mir meinen. Aber ſie ſehen — ich bin lebhaft — tändelnd — ich mögte ſie zu ſehr ärgern.

Baron. Ah non, mon ange. Ich liebe die Vivacité — Kehren ſie meinetwegen mein ganzes Haus um — divertiren ſie ſich an allen was darinne iſt — an mir ſelbſt. Auf den Knien bitte ich ſie — haben ſie Erbarmen mit meiner Liebe. Tödten ſie die zärtlichſte aller Zärtlichkeiten nicht.

Louiſe. Stehen ſie auf, Herr Baron. Ich habe der Gründe noch mehr. Ich denke nur einmal zu heirathen, und meinen Mann recht lange zu haben, und die Ausſicht zur Wittbe iſt mir bei ihnen ein wenig zu kurz. Ueberdem gehören auch ſie mit zu den Handelsleuten. Sie haben gekauft, was der Herr Graf verkauften, und ich halte mich einmal für keine Waare. Mit uns kann es nichts werden.

Baron. Total alſo geſchlagen — keine Rettung! — O ich Unglücklicher, dürfte ich Liebhaber mit Sternen vergleichen, ich wollte ſagen, ſie haben einen Stern der erſten Größe herab geworfen. Doch, Fräulein, werde ich ſie Zeitlebens anbeten — meinen Gram in mich verſchlieſſen, und ihr Glück immer noch für mein Glück halten.

Louiſe. Ich werde dieſe Geſinnungen mit dankbarer Freundſchaft erwiedern. Und ſie, Herr von Hutheim —

Bekamp. Halten ſie ein, Fräulein. Vorher muß ich mich eines Auftrags entledigen, der mir 1000 Ducaten einträgt.

Hutheim. Herr Bekamp!

Bekamp. Und was denn? Mach' ich's nicht recht? Soll ich etwa das Geld einbüſſen? — Der Herr von Hutheim läßt ſie für den Menſchen da warnen.

Louiſe. Für Wedemann?

Bekamp. Ja — es wäre ein abgefeimter Patron — ein Thu — nicht — gut — ein ſchwarzer Menſch, ſo daß man den Böſewicht mit Händen greifen könnte.

Wedemann. Das haſt du geſagt, Hutheim?

Louise. Nicht hizzig, lieber Wedemann.

Hutheim. Das werde ich ihnen nachtragen, so lange ich lebe, Herr Bekamp.

Louise. Dies bestätigt nur meine von ihnen gefaßte Meinung. Ihr Karakter paßt gar nicht zu dem meinigen, Herr von Hutheim. Ich wollte eigentlich keinen Ernst in diese Unterredung mischen, aber in Ansehung ihrer wird's doch wohl nöthig werden. Ihre heimtückische Wege meine Hand zu erhalten verdienen Verachtung. Schwarze Handlungen führen zum Untergang. Wenn sie den Rath einer Freundin hören wollen, so fahren sie darinne nicht fort.

Hutheim. Ersparen sie die Moral. Ich abstrahire von der Liebe und Freundschaft einer so predigenden Schöne. Ich bedaure es, daß ich einen Schritt um ihrentwillen that.

Louise. Desto besser — hier steht mein Mann. (Sie nimmt Wedemanns Hand.) Er wollte mir zwar auch einen kleinen Streich spielen. Der Baron fuhr ihm in Kopf, aber er ist auch schon wieder heraus. Er ist wieder der gute liebe unbefangene Wedemann.

Hutheim (zum Baron und Grafen.) Wenn sie mir nun nicht beistehen, ihn zu persifliren.

Baron.

Baron. Ja, das Glück ist zu groß. Man muß es ihm mildern.

Graf. Oui, il lui faut une petite leçon —

Wedemann. Louise! Wie selig machen sie mich, und wie wenig verdiene ich es. Den ärmsten unbedeutendsten unter allen, mich, der ich sie hintergehen wollte, mich ziehen sie Engel den übrigen vor — opfern mir Vermögen und Stand. Ich habe nichts — nichts was ich ihnen dagegen geben könnte.

Bekamp. Machen sie sich nicht so klein, Herr. Ihr Talent, ihr Fleis, ihre Denkungsart geben ihnen Ansprüche auf jedes Glück. Alle Achtung für Rang und Geld den Herren da, aber mit dem allen wird im Leben nicht viel mehr aus ihnen werden als sie sind. Der Mann da könnte aber noch ein nützliches Glied des Staats werden. Dann steht ihm immer der Weg zum Adel offen, wenn er dem Staat gedient, und seine Jungen lernen desto mehr, wenn sie der Ahnen weniger haben.

Goldstein. Weislich gesprochen. Meine Herren, merken sie sich das.

Hutheim. Stehen wir denn da, um uns wie Schulknaben ausmuzen zu lassen? — Mein

Herr Advocat, wir sind, glaube ich, noch nicht fertig mit einander.

Wedemann. Wir! — Nein, wahrhaftig nicht, wir konnens aber werden, wo und wie sie wollen.

Hutheim. Der Advocat versteht mich unrecht. Ich schlage mich mit keinem Burgerlichen. Meine Weste und meinen Degen wollt' ich mir ausbitten. **Die Komödie hat ja nun ein Ende.**

Baron. Meinen Ring, — meine Uhr — meine Dose —

Graf. Diesen Frack à la mignonne — mes bas percees — boucles — mes —

Wedemann. Träume ich oder wach' ich? — Ihr wagt's?

Hutheim. Verträume die Zeit nicht — Zieh aus, Herr Bruder!

Graf. Oui, mon cher, des habillés Vous. Zieh aus, Herr Bruder!

Baron. Ziehen sie aus, Herr Erbaron!

Wedemann. Ist's möglich, daß man so handeln kann. Meiner Rache wird keiner entgehen. Aber doch in die Erde mögte ich sinken.

Hut-

Hutheim. Dazu iſt's noch Zeit, wenn wir unſere Sachen haben. Zieh aus, Herr Bruder!

Graf. Point de complimens, mon cher. Zieh aus, Herr Bruder! du haſt ſo viel Glück, daß du übermüthig würdeſt, wenn man dir nicht ſo eine kleine Emulsion bereitete, die den Stolz dämpfte — Sollen wir leer ausgehn? Une petite raillerie — c'est tout ce que nous en avons.

Louiſe. Sie ſind ſehr unartig, meine Herren.

Goldſtein. Und nun iſt's genug, mein teutſch-franzöſiſcher Graf Goldſtein.

Graf. Goldſtein! was? was?

Goldſtein. Ja, ja, oder wenn du es lieber hör'ſt — mein liederlicher Herr Sohn. Ich habe viel Geduld gehabt. Schäme dich, dich in ſolche Tiraden zu verwickeln, die den edeldenkenden Menſchen ſchänden.

Graf (küßt ihm die Hand.) Ah mon cher pere! daß dacht' ich wohl, daß hinter den Vielwiſſen etwas ſtecken müſſe. Ah que Vous vous etes bien informé sur tout ce qui me regarde. Ich kann ihnen gar nicht ſagen, wie wohl mir es thut, ſie wieder zu ſehen. Je suis si ravi.

Goldstein. Ich bin gar nicht erfreut, dich so wieder zu finden. Herr Wedemann in meines Sohnes Namen, bitte ich um Verzeihung.

Wedemann. Und um des ehrwürdigen Vaters willen, vergeb' ich gern. Der Graf ist gut — Hutheim war sein Verführer.

Hutheim. Und das von Rechts wegen, um dich zu demüthigen. Bleib du bei deines gleichen — Wer heißt dich, Jagd auf Fräuleins machen

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Nettgen. Frau Frühbach. Frühbach. Jacob. Validgi, stürmen alle herein.

Nettgen.

Ach! gnädiges Fräulein! helfen sie! retten sie! —

Louise. Was ist's? was ist's?

Nettgen Der Kammerdiener und Jacob sagen, ich wäre kein ehrliches Mädgen.

Frau Frühb. Liebes goldnes Mamsellgen, sey sie doch nur ruhig, ich habe ja schon gesagt, daß

daß ich's nicht glaube — daß — aber mit Permission, mein gnädiges Fräulein, und meine hohe Herrschaften, daß ich mir so frei hereintrete. Ich bin da des Secretair Frühbachs Mutter — und die Leutgen zanken sich um dies Mamsellgen — und da dacht ich, es wäre doch besser Friede zu stiften, und da nahm ich mir die Freiheit —

Louise. Ich habe sie schon erwartet, liebe Madam. Ich habe von der guten Meinung gehört, die sie für mein Nettgen haben — und wegen der Verbindung mit ihrem Sohne — Ist das ihr Sohn? — Ein artiger Mensch!

Frau Frühb. Wie's denn nun so geht — Ihre Dienerin, gnädiges Fräulein — Ja, ganz artig ist er. Sein Vater selger war auch ein recht hubscher Mann, und was gelernt hat er auch. Was nun das anbelangt mit seiner Liebe, so thut mir's herzlich Leid. Es ist all gut, und all schön mit der guten Meinung von Mamsell Nettgen. Auch sie ist ein hübsches goldnes liebes Puppen — aber sehen sie — man besinnt sich doch. Es könnte ihn doch die Karere verderben, die er vor sich hat, denn sie ist doch eine Dienstperson.

Bekamp.

Bekamp. Ei was, Frauzen! das müſſen ſie nicht anſehen. Wenn man's ehrlich meint, ſo iſt das all einerlei. Nettgen iſt brav, und da geben ſie ſie ihm in's Himmels Namen. Sehen ſie nur mich. Gebe ich nicht den Advocat Wedemann da meine Tochter?

Graf.
Baron.
Hutheim.
Wedemann. } Ihre Tochter!

Bekamp. Siehſt du, Louiſe, da war's heraus

Louiſe (küßt ihm die Hand.) Gerade zu rechter Zeit, um alle angenehm zu überraſchen.

Graf. Ihre Tochter iſt's? Pardieu, elle est pourtant jolie, quoique Bourgoise — Foi d'honnete homme, ſie verliert nichts bei mir.

Hutheim. Ihre Tochter! Ei, ei, wie garſtig wär' ich da gerathen! Wie wohl, daß ich noch ſo durch gekommen bin! Nun, Herr, können ſie ſehen, wo ſie ihre 1000 Ducaten kriegen.

Baron. Ah Messieurs, ich werde immer und ewig weinen, daß ich ſie verlieren ſoll. Ich nähme ſie, und wenn ſie die Tochter eines Holzhackers wäre. Bei ſechzig Jahren — bei funfzig wollte ich ſagen — da iſt man ſich, wenn

wenn man ſo ein hübſches Weibchen kriegt — wenn die Ahnen auch marquirt. Ohne den Proceßkrämer — hätte ich ſie gewiß bekommen.

Wedemann. Vater! ſie mein Vater, der es ſchon war. Kindlicher Dank ſoll ewig ihr Lohn ſeyn. Louiſe — ſie ſind um dieſen Vater zu beneiden, und ich theile ihn mit ihnen. Das Glück iſt ſo unausſprechlich, daß ich leicht meine Beſchämung von heute vergeſſen kann.

Hutheim. Der Betrug, mein Herr, kann üble Folgen haben. Sprechen die Herren ſo trotzig über die Pfiffe die unſer einer anwendet — und ſie lügen einem vor, daß ſie adelich ſind —

Bekamp. Betrogen! Herr von Hutheim — Betrogen — Ich bin ſelbſt Kavalier.

Hutheim. Kavalier! Eine neue Erfindung —

Goldſtein. Ha! dafür ſtehe ich. Mein alter guter, unſerm ganzen Lande unvergeßlicher Edelburg iſt's, der durch Chicanen alles verlohr — Stand, Dienſt und Vermögen.

Hutheim. Und wirft ſeine Tochter an einen Bürgerlichen weg.

Bekamp.

Bekamp. Bei dem ist sie nicht weggeworfen. Alle ihre Ahnen, Herr, würden ihr nicht einen der unglücklichen Tage aufgewogen haben, die sie mit ihnen hätte verleben müssen. Auch weis ich den bürgerlichen Stand zu ehren, ich habe beides gekostet, und lebte in ihm glücklicher, als ich je als Kavalier gewesen.

Jacob. So wärst du doch wohl ein ehrlich Mädel, Nettel, und dein Fräulein auch? Nun, schlag ein, ich will dir von dem Schreiber helfen.

Nettgen. Zuschlagen will ich. (sie giebt ihm eine Ohrfeige.) Das für seine Dienstfertigkeit.

Frühbach. Lieber Herr Wedemann, nehmen sie sich meiner an. Reden sie meiner Mutter zu. Machen sie mich so glücklich, wie sie sind —

Validgi (kniet vor den Grafen nieder.) Ah, mon adorable maitre! ich flehe um den Engel. Nettgen soll bey mir goldne Tage haben. Ich bin doch wohl mehr als der Schreiber?

Wedemann. Nein, Validgi, das ist er nicht. Frühbach war nie mein Diener. Immer mein Freund. Komm, umarme mich, und nimm den Dank für deine heutige Warnung;

sie

ſie verliert nichts von ihrem Werthe, weil ich ihr nicht folgte. Frau Frühbach, ihr Sohn verdient glücklich zu ſeyn — laſſen ſie ihn es werden.

Frau Frühb. Danke, danke, lieber Herr Advocat, viel Ehre für mich und meinen Sohn, daß ſie ihn ihrer Freundſchaft würdigen. Sein Vater ſel'ger ſagte es im prophetiſchen Geiſte Geiſte mir immer voraus: Dein kleiner Frühbach wird dir noch einmal große Freude machen. Aber von dem Herzeleid, was er mir jezt macht, da hat er mir niemals etwas geſagt.

Frühbach. Herzeleid, liebe Mutter, nennen ſie es, daß ich ihnen eine gute brave Tochter geben will, die ſie in ihrem Alter warten und pflegen kann. Da ſoll ich mir gewis ſo eine Staatsdame nehmen, die ſie alle Tage ärgert, alle Moden mitmacht, immer mit andern herumläuft.

Frau Frühb. Schnitter, ſchnatter — Was das ſpricht, wenn es jung iſt — und ſieht nicht ein Bisgen auf die Repetition. Mein naſeweiſer Sohn Frühbach — deine Mutter iſt viel zu gut — dein Vater wäre anders mit dir umgeſprungen. Es giebt noch Advocatentöchter und Doktorsmädgen, die ſich einmal

die Finger nach ihm lecken werden. Laß er sich's nur noch vergehen.

Nettgen. Ich soll also sie nicht Mamagen nennen — soll niemals meines lieben Frühbachs Frau seyn — soll mich da an einen von die beiden verschleu'en —

Frau Frühb. Nein, nein, liebes Mamsseligen, goldnes süßes Püppgen — nein, sie sollen weder den Jacob — den Grobian —

Jacob. Schönen Dank —

Frau Frühb. Noch den lügenhaften Kammerdiener nehmen.

Validgi. Ich glaube gar, das war eine Sottise.

Frau Frühb. Sondern warten bis ein hübscher ehrbarer Bürgersmann um sie anhält. Es thut mir recht weh — Kind, sie verdienen's — ich seh' es wohl ein — wenn sie nur nicht Kammermädgen wären — nur grade das nicht —

Frühbach. Und sie waren es doch selbst, liebe Mutter, ehe sie heiratheten.

Frau Frühb. (verwirrt.) Das — das — das sollst du mir beweisen. Das — das — das ist schlecht von dir an deiner Mutter gehandelt, daß du ihre Repetition zu schwächen suchst. Das thut nur ein böses Kind, und du bist

mein

mein Sohn nicht mehr — (sie streichelt ihn.) Nicht wahr, lieber Frühbach, das ist nicht wahr? Glauben sie's nicht, Mamsellgen — Glauben sie's nicht, gnädiges Fräulein, glauben sie es nicht, meine hohen Herrschaften —

Frühbach (sucht das Buch hervor.) Nun da will ich's Ihnen von ihrer eignen Hand geschrieben zeigen.

Frau Früh. (schlägt die Hände über den Kopf zusammen.) Ach! der böse Bube der — Verzeih mir der Himmel meine Sünde — hat er mir nicht das Buch gestohlen. Ist stehe wie versteinert.

Frühbach. Da lesen sie einmal, gnädiges Fräulein —

Louise (liest.) Ja, es hat seine Richtigkeit.

Frau Früh. Nun, weil sie es denn einmal wissen, so sei's denn — bei meinen Lebenszeiten sollt's ein Geheimnis bleiben — und mein Mann seliger befahl's mir — ich sollt's niemanden sagen — Ich habe auch nur das eine Jahr bei Fräulein Amalie —

Goldstein. Amalie!

Frau Früh. Ja, bei dem armen Fräulein Amalie von Wellerschlag —

Goldſtein. Wellerſchlag!

Wedemann. Wellerſchlag! — Um's Himmels willen Frau Fruhbach! —

Goldſtein. Woher kennen ſie die Perſon, Wedemann? Warum fällt ihr Name ihnen auf?

Wedemann. Laſſen ſie mich, Herr Graf! O ich habe noch etwas auf meinem Herzen. Louiſe! Ich kenne keinen Vater — dieſe Amalie war meine Mutter.

Goldſtein. Deine Mutter! O mein Sohn, ſo bin ich dein Vater. Komm — was zögerſt du? —

Wedemann (zieht ein kleines Portrait aus dem Buſen.) War ſie das?

Goldſtein (küßt es.) Ja, das war ſie — O hatteſt du dieſen einzigen von ihr noch übrigen Schaz? (er umarmt ihn.)

Wedemann. Aber um's Himmels willen — erklären ſie mir doch —

Goldſtein. Ganz kurz — mein trefflicher Junge. Ich liebte deine Mutter, ſie mich, ſie war keine Gräfin, und deswegen durfte ich ſie nicht öffentlich heirathen. Wir ſchloſſen unſern Bund heimlich. Kurz nach deiner Geburt drangen meine Eltern zur Heirath in mich.

mich. Da verlies ſie mich heimlich — Sie lies mir einen Brief zurück, der mir ſagte: ſie wolle mich nicht unglücklich machen — ſie ſpräche mich los von meinen Pflichten. Sie wolle ſich ſcheiden laſſen. Ich gab das nicht zu. Sie lebte hernach nur noch ein Jahr.

Wedemann. Nun wird mir alles Licht, mein Vater. Ein Brief an mich, den ich erſt im ſechzehnten Jahre erhielt, eröfnete mir ihr unglückliches Schickſal, doch ohne meinen Vater zu entdecken, und mit den ausdrücklichſten Befehl nie darnach zu forſchen. Dies Portrait lag in dem Briefe. Mit ihm bekam ich zu gleicher Zeit die Nachricht, daß der Banquier fallirt hätte, dem ſie ihr Vermögen anvertraut, und ich war ein Bettler.

Goldſtein. Dafür biſt du nun reich und Graf — Ich habe dich vom Könige legitimiren laſſen. Dich aufzuſuchen, war der Zweck meiner Reiſe. Willhelm! du biſt doch nicht böſe, daß ich dir einen Bruder gebe?

Graf. Ah non, mon cher pere — Ich war immer böſe, cher frere, daß ich dich Duzen muſte — und nun freut mich das recht. Biſt ein braver Kerl immer geweſen, und verdienſt

Graf zu ſeyn wie ich. Daß du aber da den Engel kriegſt — c'est ce que vous ne meritez pas tout a fait —

Louiſe. Ihrentwegen, Wedemann, ſeh' ich's gern', daß das ſo gekommen iſt, meinetwegen nicht, denn ſie waren mir weder als fingirter Baron, noch als wahrer Graf angenehmer — als ſie mir als Wedemann waren. Aber eins freut mich kindiſch dabei?

Goldſtein. Das betrift gewis mich?

Louiſe. Ja, theurer beſter Mann, daß ſie mein Vater werden, das iſt mir eine unausſprechliche Wonne.

Bekamp. Sie kann dir nicht mehr wehthun, als ſie mir thut. Hab ich doch nicht gedacht, daß der Himmel ſo ganz beſondere Fügungen hätte, und wenn er uns auch tief fallen läßt, uns hernach deſto höher zu heben. Ha, Herr von Hutheim, iſt ſie nun weggeworfen?

Hutheim. Es gehört auch ein unmenſchliches Glück dazu, einen ſolchen Coup zu machen. Ich muß Wedemann freilich gratuliren, und dafür hoffe ich, wird er mir vergeben.

Wedemann. Ja gern, recht gern vergeben. Wie undankbar wäre ich, wenn ich nicht wenigſtens etwas geben wollte, da ich ſo viel erhalten habe?

Hutheim (für ſich.) Das wäre ſchön geweſen, wenn ich mich nun ebendrein hätte ſchlagen

gen

gen müſſen — Baron! was ſtehen ſie denn ſo jämmerlich da?

Baron. Ich muß geſtehen, daß ich gern meine Etourderien wieder gut machen wollte, und ich glaube ich kann das nicht beſſer, als wenn ich dem gegrafften Herrn Advocaten verſichere, daß ich recht an fond du coeur Antheil an den beiden frohen Begebenheiten nehme, die ihn zu einem ſo glücklichen Manne machen — auch bitte ich ihn mich nicht aus ſeinem Hauſe zu verſtoßen, damit ich wenigſtens zuweilen das Glück haben kann, der ſchönſten aller Gräfinnen die Hand zu küſſen.

Graf. Ah, mon ami, das verſpreche ich ihnen. Mein Bruder muß mir ſchon etwas zu gefallen thun. Aber da nun alles hier froh iſt, und ich ſehe, man profitirt bei der muntern Laune wenigſtens Geſundheit, ſo möchte ich die trübſeligen Geſichter alle weg haben. Madame, ſie waren ſelbſt Fille de chambre, und alſo dächt' ich ſie gäben den braven Kerl das Mädgen —

Validgi. Mir doch, Monsieur le Comte —

Graf. Coquin, est ce de Vous que je parle —

Frau Brühl. Ich ſtehe erſtaunt, mein Herr Graf, über alle die Begebenheiten. Durch mich muß eine ſolche Entdeckung an den Tag kommen, und gewis und wahrhaftig, das arme Fräulein hätte verdient Gräfin zu ſeyn, und der Herr Wedemann — ich weis auch gar

gar nicht, wo ich meine Augen gehabt — der ſieht ihr auch ſo ähnlich, daß ich hätte rathen können, er müſſe ihr leiblicher Sohn ſeyn, und weil denn alles ſo gut gegangen iſt, i nun ſo mag auch das noch gut gehen. Ins Himmels Namen denn, mein Herr Sohn Frühbach, ſo magſt du deine kleine Nette heirathen, und ich gebe auch meinen mütterlichen Segen, und will für eine Ausſteuerung ſchon Sorge tragen.

Wedemann. Und ich überlaſſe Frühbach meine ganze Praxin.

Louiſe. Und ich ſtatte Nettgen aus.

Nettgen.
Frühbach. } O wie glücklich ſind wir!

Bekamp. Alles glücklich, und alles ausgeſöhnt —

Louiſe. Bis auf einen Umſtand. Herr Graf, ich muß noch Genugthuung haben, für die petite Comedienne.

Graf. O meine theuerſte Schwägerin! darüber laſſen ſie ſich die Grillen vergehen. Was ich ihnen Schuld gab, das thaten wir alle. Hutheim, der Baron und ich, wir ſpielten heute ſchlimme Rollen. Sie, deſto beſſere. Wir ſpielen alle in allen Ständen — nous sommes tous Comediens, nous jouons et le reste depend de nos spectateurs —

Das ist der Mann, da die Götter es euch nicht verhehlen, warum soll ich euch ein Geheimniß daraus machen

Die

Töchter Kroks

Böheims Fürſtinnen.

Eine

Geſchichte des achten Jahrhunderts.

Erſter Theil.

Hohenzollern,
bey Johann Baptiſt Wallishauſſer.
1793.

I.

Eine Einleitung für das Ganze. Statt Vorrede und Apologie.

Aus Zeiten, die das Dunkel des Geheimnißvollen deckt, sind uns mancherley Nachrichten geblieben, die manchmahl mit einander übereinstimmen, andre Mahle sich widersprechen, und dadurch die historische Wahrheit zweifelhaft machen, die sie beweisen sollten. Der trockene Geschichtschreiber zwingt sich, aus beyder Meinungen eine zusammen zu tragen, die ihm nach langweilig angestellten Untersuchungen die beste dünkt, und die für den, der dürre Geschichte der Zeiten sucht, die beste seyn mag. Wer aber den Geist der Zeiten sucht, wer weniger von den Thaten des Zeitalters, als von den Menschen, die damahls noch lebten, unterrichtet zu seyn wünscht, der legt die Begebenheiten nicht auf die Wage, wenn sie ihm nur den Geist, den er sich, darstellen, wenn sie ihm nur treu dem Bilde sind, welches ihm die wenigen Nachrichten, die wir von jenen Zeiten haben, mahlen. — Es herrscht in diesem Zeitalter, so wie in jedem andern, eine besondere Lieblingsidee, und die der damahligen Zeiten war der Geschmack für's Wunderbare. So entschieden, wie wir

es jetzt damit nehmen, daß es nichts sey, ist es in der That nicht: und wenn wir in den Wissenschaften der Zukunft so weit zurück kommen, so liegt es hauptsächlich mit an uns; weil wir den kleinsten Schritt, den wir oft von ungefähr darin thun, gleich zurück werfen, als nichtig ihn anerkennen, und auch nicht einen Gedanken daran wenden, ihn einmahl näher zu untersuchen. Die wenigen unter uns, die es ja thun, dienen zum Gespötte der übrigen, und das schreckt wieder auch von denen die meisten ab, und die sich ja nicht abschrecken lassen, behalten Geheimnisse für sich, die ihnen Vergnügen und Ruhe verschaffen, und theilen sie aus dem Grunde nicht mit, weil sie sehen, daß sie keinen Nutzen damit stiften, weil unser Zeitalter einmahl die Idee der Freygeisterey, mit vorgezogenem körperlichen Genusse verbunden, zu unserer Lieblingsidee gemacht hat. Vielleicht bringt die kleinere Neuerung, jetzt in die Zeiten der Vorwelt zurück kehren zu wollen, der Geschmack an dem Biedern, zugleich aber auch uns unbegreiflichen, was damahls herrschender Trieb war, uns wieder auf die Spur, daß wir wirklich zu unvollkommene Geschöpfe sind, um uns als Meister der Natur angeben zu können, um behaupten zu wollen, was über unserm Horizont ist, sey nicht. Weil die körperlichen Bedürfnisse in damahligen

Zeiten schnell befriedigt waren, so konnte man mehr Zeit auf die Cultur der Seele wenden, und die Zeit, die wir mit Sprachenlernen und Bücherlesen zubringen, wurde damahls auf diese Untersuchung der Natur und auf den Umgang mit höhern Wesen ausgedehnt, und fruchtete eine Weisheit, die wir um unserer Verwirrung willen nicht mehr erreichen können.

Gerade das ists auch, was die Geschichtschreiber nicht berühren, weil es nicht zu den Thaten des Ganzen, sondern zu den Privathandlungen gehört. Zwar sagen sie wohl obenhin, die drey Fürstinnen, Kroks Töchter, wären sehr weise gewesen, und hätten zukünftige Dinge vorher zu sagen gewußt, und besonders hatte die jüngste Libussa hierin den Vorzug, so wie ihre älteste Schwester Katscha wieder in der Zauberey es ihr zuvor that, und Teika, die dritte, indem was Geisterseherey betraf, den beyden den Rang ablief.

Wir wollen also vom Privatleben dieser drey reden; und zugleich die Geschichten der damahligen Zeiten, und die Charakteristik der Hauptpersonen, die damahls lebten, hinein verweben.

II.

Krok, der Vater der Fürstinnen, ehe er Fürst ward.

Krok, der eigentliche zweyte regierende Herr

in Böheim, war nicht zum Regenten gebo-
ren. Er war einer von denen, die mit Czech,
dem ersten Regenten dieses Landes, dahin
kamen. Er hatte von jeher sich darauf befliß-
sen, der Menschen Thun und Handlungen zu
beobachten. Er war Heide, er opferte den
Göttern, er befolgte die Gesetze seiner Reli-
gion. Seine Weisheit und sein Scharfsinn
hatten ihn angesehen gemacht. Zu ihm lief
man, wenn man sich Raths erholen wollte,
wenn man Streitigkeiten hatte, er mußte der
Schiedsrichter seyn, und seinem Ausspruche
folgte man gerne.

Czech hörte auch von der Weisheit dieses
Mannes, und es gefiel ihm wohl, daß er un-
ter dem Volke, welches er beherrschte, einen
hatte, und fand, dem er nach seinem Tode,
da er keine Kinder hatte, sein Volk anver-
trauen könnte. Einst, da er sein Alter und
seine Schwachheit überdachte, denn er hatte
schon über achtzig Jahr unter seinem Volke
gewaltet, und vor etwa zwölf Jahren den Zug
in Böheim mit ihnen unternommen, ließ er
Kroken vor sich kommen, schloß sich mit ihm
in eine Kammer seines Hauses, und es erhob
sich folgendes Gespräch unter ihnen.

Czech. Mein lieber Krok, die Götter ha-
ben mich ausersehen gehabt, Herrscher dieses
Volks zu seyn, haben mich mit den Gaben
ausgerüstet, es seyn zu können. Mein Volk

iſt mit mir zufrieden geweſen, meine Regierung hat Segen über dasſelbe gebracht. Allein damit es nicht wieder zerrüttet werde, muß ich für einen Nachfolger Sorge tragen, der nicht bloß Weisheit genug beſitzt, mein Volk zu regieren, ſondern den es auch liebet. Denn die Wahrheit hilft einem Regenten nichts, wenn man ihn nicht liebt. Was meinſt du, und was gibſt du mir für einen Rath? Denn du biſt der Rathgeber meines Volks, ſey auch der meinige.

Krok. Mein Herr und mein Fürſt! So du deines geringen Dieners Zutrauen ſo hoch achteſt, ſo bin ich dir billig Dank dafür zu ſagen ſchuldig. Will auch, da du meine aufrichtige Meinung forderſt, willig ſie dir folgen laſſen. Ich denke, niemand hat ein näheres Recht zu deinem Fürſtenthum, als Lech, dein jüngerer Bruder, unſer nächſter Nachbar. In ſeinen Adern fließt dein Blut, ſeine Geſtalt iſt der deinigen faſt gleich, und ſo kann es nicht fehlen; die Liebe des Volks muß, wenn ſie ihn ſehen, ſich nach deinem Tode wieder zu ihm wenden. Indeſſen lebe noch lange, und beglücke dein Volk mit deiner Gegenwart.

Czech. Du haſt ein Wort geſprochen, Krok, was deinen Werth bey mir erhöht. Du biſt ein beſcheidener Mann. Du weißt, daß du der nächſte nach mir biſt, du weißt, daß meines Volkes Liebe, verehrten ſie nicht meine Sil-

berhaare, meiner Schwachheit wegen, bl
auf dich fallen würde. Sieh, ich umarme di
als meinen Nachfolger. — Er stand bey dies
Worten auf, und umarmte Kroken, der v
Verwunderung da stand, und kaum sich fa
sen konnte. Er drückte endlich Czechen fest
sein Herz.

Krok. Der so große Beweis deiner Lieb
mein Herr und Fürst, rührt mich zu Thräne
Ich bin auch nicht jung mehr, und sollte die
Kindergefühle nicht verrathen; allein wer kan
bey so viel Liebe ohne innere Wehmuth ble
ben? Ich danke dir, mein Czech, ich dan
dir recht herzlich; allein, ich nehme das nic
an. Behüthen unsere Götter mich, daß ich e
nen solchen Raub an deinem Bruder begeh
sollte.

Czech. Was mein ist, Krok, ist dem, de
ich es schenke. Hierin muß niemand etwas r
den, als mein Volk. Wenn dieß dich wähl
so kannst du ja zufrieden seyn.

Krok. Auch wenn dein Bruder dir und m
und deinem Volke feind darüber würde? W
wenn er denn mit seinem Volke hierher käm
und wollte die Verachtung an uns rächen
die du ihm erwiesen? Wolltest du dein Vo
wohl bluten sehen? Wolltest du wohl Krieg
eine friedliche Gegend bringen, und Freund
unter einander zu Feinden machen? Nein
wenn der, der da regiert, nur gut regiert,

sey es der oder jener. Lech ist gut, und ich geize nicht nach dieser Ehre, und nicht nach dieser Mühe.

Czech. Das ist es eben, was ich sagen wollte. Ich kenne meinen Bruder Lech. Er ist mit dem zufrieden, was er hat, und will nicht mehr. Er nimmt nicht einmahl an, wenn wir es ihm auch anbiethen wollten. Und denn, je mehr ein Fürst zu übersehen hat, desto weniger übersieht er. Laß ihn in einem Districte bleiben, der klein ist, so ist er im Stande, guter Regent zu seyn. Er muß mit eigenen Augen alles sehen, sonst ists nichts.

Krok. Ich sehe deine größere Weisheit ein, mein Herr und Fürst. Gut, thue was dir gefällt. Allein versprich mir bey deinem Leben, nichts davon zu reden.

Czech. Nichts weiter, Krok, als daß ich allen sagen werde, du seyest der, der am gerechtesten im Lande richte, und am würdigsten wäre, mir zu folgen.

Das war der gute Krok denn auch zufrieden, und nachdem Czech ihm noch einiges von seiner Art zu regieren, und der Weise, wie er die Liebe seines Volks sich erhalten, gesagt, so schieden sie von einander.

Krok kehrte im tiefen Nachsinnen zu seinem Weibe Vorzena zurück. Diese Vorzena war eine sehr weise Frau, wohlerfahren in den Geheimnissen der Natur, kannte die Beschaffen-

heit aller Kräuter, und hatte sich viel Macht zu verschaffen gewußt im Geisterreiche, die alle auf ihren Befehl erschienen. Aber Krok, so lieb sie ihn auch hatte, hatte bis jetzt von diesen Vorzügen seiner Hausgenossinn noch keine Kenntniß, so wie sie auf der andern Seite nicht wußte, daß er bereits Offenbarungen der Art gehabt. Da er sich nachdenkend an den Tisch setzte, und den Kopf in die Hand stützte, frage sie ihn, was ihm sey? und Krok, dessen Herz ganz voll war, und der bey Czechs Antrage nicht ohne Ursache so ganz erstaunt gestanden, hob jetzt folgender Maßen an:

Man soll den Göttern dienen; das thu ich — man soll die Geister nicht verachten; bis jetzt hab' ich hierin noch gefehlt. Wisse, meine liebe Borzena, daß, als ich mit dem Fürsten Czech und Lech mein Vaterland verließ, und mich hierher begab, daß ich da unter Weges einst zurück blieb. Es war am frühen Morgen ein wenig in der Dämmerung noch, und unser Zug war weit voraus, und hatte einen kleinen Hain übersehen, in dem rechter Hand ein Altar stand. Ich, der ich vor keinem Gottesbilde vorüber gehe, ohne ein Gebeth und kleines Opfer ihm zu bringen, sollt' es auch nur eine Blume seyn, ich hatte eben mein Morgenbrot hervor gehohlt. In jedem Bilde bethe ich den Gott an, den ich nicht kenne, und ich glaube immer, daß das der rechte

Glaube und die rechte Lehre iſt. Ich legte einen Theil des Frühſtücks auf den Altar, und wünſchte, daß es aus reinen Händen wohl aufgenommen werden möchte. da ſtieg auf ein Mahl eine blendende Helle hinter dem Bilde herauf, und dieſer Helle folgte bald ein lichter Geiſt, der vor mir hin ſich ſtellte. Ich erſchrak nicht; denn ich war ja vor dem Altar, und in Gottes Hand.

„Wer biſt du?" fragte ich ganz beherzt. — „Ich bin der Beſchützer dieſes Waldes," ſagte jener. „Ich liebe alle Menſchen, die die Götter ehren. Der unbekannte Gott, der ſich in Bildern ehren läßt, hat mich zu dir geſandt, weil er er dein reines Herz erkannt. Ich ſoll dir ſagen, daß deine Frömmigkeit dich noch zum großen Fürſten machen wird."

Ich neigte mich vor dieſem Geiſt, und er verſchwand. Ich faßte die Worte zwar in mein Gedächtniß; aber ſo feſt doch nicht, daß ich auf die Erfüllung einer ſolchen Prophezeyung hätte rechnen ſollen. Allein ich ſehe wohl ein, daß ich fein fleißig mir das überlegen muß.

Vorzena ſtand jetzt von ihrem Sitze auf, neigte ſich vor Kroken, und ſagte: „So grüße ich dich dann auch als einen künftigen Fürſten; denn mir iſt das offenbaret. Ich habe einen Erdgeiſt, der mir zu Gebothe ſteht. Er hat verſchiedene Mahl mir zugerufen: Vorzena! dein Mann wird einſt noch herrſchen! und damit du

dich überzeugst, daß ich die Wahrheit rede, so höre von mir, daß du deinen Ruf zum Herrschen heut zum ersten Mahl erhalten, daß Czech zum Nachfolger dich bestimmt, und daß du weise gethan, daß du es auf die Götter und das Volk ankommen lassen. Das wird dir Segen bringen, wenn schon nach Czechs Tode du nicht gleich zur Regierung kommst. Ich habe immer viel Achtung vor deiner Weisheit gehabt; allein daß du schon so geachtet von den Göttern wärest, hab' ich nicht gewußt und nicht gedacht."

Krok mußte hieraus die große Wissenschaft seines Weibes erkennen, da sie bereits wußte, was in einem einsamen Zimmer zwischen ihm und Czech vorgegangen. „Du bist viel weiser, als ich," sagte er; „von nun an soll Borzena meine Rathgeberinn sey, und ich unternehme nichts, wozu du nicht deinen Willen gibst."

Borzena hatte eine wahre innige Freude, und sie gingen mit einander in einen Wald zu einem Altar, wo sie gewöhnlich opferten. Sie streuten beyde wohlriechende Dinge in eine Flamme, die sie angezündet. — Krok dachte nichts als Dank dafür, daß in Borzena er so eine brave Frau erhalten, und seine Flamme loderte hoch zum Himmel auf. Mit Borzena's Flamme wollt' es nicht recht fort; sie hatte sich gedacht, der Zukunft Dinge wieder zu erspähen, und Krok bemerkte ihre Verlegenheit wohl. — Wie sie zurück gekommen waren, setz-

ſe er ſich zu Vorzena, und ſagte im vertraulich-gefälligen Tone: „Und was hatte meine Vorzena für ſchlimme Dinge von den Göttern vernommen, daß ihre Flamme nicht gen Himmel wollte?" — „Mein lieber Herr und Mann," erwiederte Vorzena, „was ſoll ich dir es verhehlen. Wenn es Strafe iſt, nicht lange zu leben auf dieſer Erde, ſo ſtrafen die Götter deine Vorzena. Denn kurz nachdem du die Regierung wirſt angetreten haben, wird deine Vorzena von dir ſcheiden, und entrückt werden, wohin der Götter Wille es gebeut. Auch werde ich deinem herzoglichen Blute keinen Stamm geben; eine andere wird nach mir dein Weib werden, und durch ſie wird dein Baum Früchte tragen auf lange — lange Zeiten. Ich traure, aber den Willen der Götter muß alles nachgehen."

Krok hörte die Nachricht gar nicht gern. Vorzena war ſeinem Herzen nicht allein ſehr werth, ſondern ſie war auch weiſe, und wußte mit Rath und That ihm beyzuſtehen. Er war ſchon im Begriff, es ihr zuzuſagen, keine andere zum Weibe zu nehmen. Allein die kluge Vorzena ſtrafte ihn deßwegen, daß er den Göttern in ihr Recht greifen, und was ſie beſtimmt hätten, ändern wollte.

Czech ſtarb wenig Jahre hernach. Das Volk, ſo zugethan es dem Krok auch war, und ſo ſehr Czech davon geredet, daß keiner

als Krok nach ihm die Regierung beſſer führen könnte, wollte doch ſeinem Bruder auch nicht übergehen, ſondern trug ihm die Herrſchaft an. Da dieſer aber ſchon Willens war, ſich aus dem Lande, in dem er wohnte, und welches ihm nicht gefiel, wegzubegeben, ſo ſchlug er das Anerbiethen aus, und das kaum aus dem Embryo zum Kinde gewordene Böheim verwaiſete, und blieb ohne Regenten.

III.

Von den Zeiten vor Czech und Krok.

Die alten Bewohner des Landes, welches Czech und nach ihm Krok beherrſchten, lebten in einem Zuſtande, der der Natur zwar ſehr angemeſſen war, der aber auch manches hatte, was uns jetzt wider die Ordnung ſcheinen würde, welches es auch in Anſehung der Vermehrung der Menſchen iſt. Die Gemeinſchaft der Weiber, die unter ihnen herrſchte, gab zu manchen ärgerlichen Auftritten Anlaß, und es war daher gut, daß Czech eine Art von Cultur dahin brachte, weil in der Länge der Zeit es ſonſt nicht gut gethan haben würde. — Ihre Lebensart war einfach, und dadurch wurden ſie geſtärkt, und erreichten ein hohes Alter, wenn ſie einmahl die Kinderjahre überſtanden hatten, die bey rohen Völkern immer die ſchwerſten ſind.

Denn eben weil der Weiber Gemeinſchaft keine ordentlich eingerichtete Haushaltungen bildeten, war auch die Liebe gegen die Kinder nicht ſtark, und weil ſie immer Beſchwerlichkeiten verurſachten, ſehnte man ſich nicht einmahl ſonderlich nach ihrem Beſitz, und verlaſſen und ſchlecht gewartet kamen manche um. Eicheln und wildes Obſt, Fiſche und Wildwerk dann und wann waren ihre Speiſe. Waſſer ihr Trank. Allein Biederkeit ihres Herzens war ihr weit größerer Schmuck, und daher kam es auch, daß die fremden Fürſten, welche ſich hier niedergelaſſen, ſo wenig Widerſtand antrafen. Von Mord und Todtſchlag hörte man unter ihnen nichts. Es begehrte keiner des andern Gut, welches ohne dieß immer ſehr wenig war; wenn er es aber begehrte, ſo wurde das für ein großes Verbrechen gehalten, und ein wirklicher Diebſtahl war das ſchändlichſte Laſter bey ihnen. Man kann hieraus auch auf die verſchiedenen Ideen der Naturvölker ſchließen, da es Nationen gibt, welche den Diebſtahl als gar kein Laſter annahmen, da ſie noch in der Wildheit lebten. Bogen und Pfeile brauchte man hier nie gegen einander, ſondern bloß zu Erlegung des Wildes. Weil aber doch mancher unter ihnen nicht des guten Sinnes war, und oft demjenigen Unrecht that, der der ſchwächere war, und ihm nicht die

Spitze bieten konnte, so wurde den schwächern Guten zuletzt das Unrecht, welches sie so oft unschuldig erdulden mußten, zur Last, und da suchte man die ältesten verständigsten aus, unterwarf sich deren Urtheil, und setzte sie zu Richtern, nach welchen alles sich richtete, wie sie Urtheil sprachen. Wer aber hierin sich nicht fügen wollte, der mußte sich von ihnen trennen, und eine andere Gegend zu seinem Aufenthalt wählen.

Daher kam es auch wohl, daß diesen Landeseinwohnern, die noch weit aus einander wohnten, die Ankunft der Fremdlinge angenehm war, von denen sie sahen, daß sie in Ansehung der Weiber und anderer Einrichtungen sehr ordentlich lebten, und es gefiel ihnen wohl, und sie bequemten sich auch selbst danach, und setzten sich unter die Herrschaft Czechs und besonders Kroks, als dieser zur Regierung gekommen war.

IV.

Kroks Regierungsantritt, und Borzena's Tod.

Es kommt unserm Leser vielleicht eigen vor, daß wir nicht gleich ihn mit der Geschichte unserer Fürstentöchter bekannt machen, sondern Dinge vorher gehen lassen, die ihm Nebensachen scheinen können. Die Folge aber wird ihn überzeugen, wie sehr sie zur Sache gehören, und daß sie erforderlich sind,

um theils ihn in den Geiſt der damahligen Zeiten zu verſetzen, theils über manches hernach weniger Erläuterung geben zu müſſen, und weniger Aufenthalt in den Begebenheiten ſelbſt zu bewirken.

Da der Fürſt Lech es abſchlug, über Czechs Fürſtenthum die Mitherrſchaft anzunehmen, ſo war man lange Zeit ohne Oberhaupt. Von Kroken zeigte es volle Standhaftigkeit ſeines Charakters an, daß er neun Jahre, denn ſo lange dauerte die Zwiſchenzeit bis zu ſeiner Wahl, auch nicht mit einem Gedanken es erwähnte, daß Czech ihm das Fürſtenthum übertragen wollen. Ja, dieß ging ſo weit, daß er täglich Streitigkeiten unter den Völkern ſchlichtete, ohne von ihnen anders betrachtet zu werden, als wie einer ihres gleichen, daß er dieß unverdroſſen that, und ſeiner Arbeit vor wie nach wartete. Auch hat er gegen ſein Weib Vorzena nie dieſes langen Aufſchubs erwähnt, um ſo mehr, da er aus allem muthmaßen konnte, ihre Prophezeyung würde eintreffen, da ſo vieles, was ſie vorher geſagt, ſchon eingetroffen war, und ſo lange als möglich, mit ihr zu leben wünſchte. Endlich aber, als neun Jahre vorüber, ward die Unordnung im Lande zu groß. So viel Ehrfurcht man für des weiſen Kroks Ausſprüche und Urtheile hatte, ſo war doch kein Geſetz da, was den Schul-

digen befahl, sich ihm zu unterwerfen. War er guten Gemüths, so that er es freywillig, war er das nicht, so suchte er der Ausflüchte viel, und endlich that er doch was ihm gefiel. Er zog des Nachbarn Acker an sich, und so auch jener sich zur Wehr setzte, ward durch den Streit der Acker doch verheeret, die Früchte gingen verloren, und alle sahen ein, sie müßten ein Oberhaupt haben. — Es wurde also allgemein bekannt gemacht, daß, wer die Ordnung liebte, und ihr zugethan seyn wollte, der sollte sich an Czechs Grabe versammeln, wo eine Wahl eines Oberhaupts verabredet und beschlossen werden sollte. Czechs Grab aber war in einem Holze, wo man einen Fleck von Bäumen gesäubert, und zu einer großen Wiese gemacht, in deren Mitte man den Leichnam, nachdem das ganze Volk ihn geküßt, und über ihn geweinet, begraben, und nachher ein Dorf dahin gebauet, um das Andenken von ihm zu erhalten. Das Dorf lag dem Grabe Czechs rechter Hand, und links war die Wiese frey, aus der der Steinhaufen, der den Ort bezeichnete, hervor ragte. Hohe Bäume umgaben den großen freyen Platz, die man sorgfältig pflegte und wartete. Es vereinigte sich das ehrwürdige Ansehen mit dem lieblichen, und der schwermüthig an seinen

Fürſt Czech dachte, konnte dieß im einſamen Schatten thun, indeß der heitere auch Freude in dem lebendigen Dorfe fand. — Hier war es, wo nach einem Waiſenſtande von neun Jahren den erſten regelmäßigen Bewohnern Böheims der zweyte Regent in Kroken wieder gegeben ward. Denn kaum trug ein alter ſilberfarbner Greis unter ihnen vor, man möge Stimmen zu der Wahl ſammeln, ſo ſchrie alles aus einem Munde: „Krok, unſer Vater, unſer Freund, unſer Rathgeber, ſoll unſer Regent ſeyn. Er ſoll herrſchen über uns, da er bisher ſchon in der Stille geherrſcht.“ — Ein allgemeines Schweigen folgte dieſem. Man erwartete, Krok ſollte reden. Dieſer aber, dem in dem Augenblick Borzena's Prophezeyung einfiel, konnte vor Wehmuth nicht zum Reden kommen. Er ſah Borzena an, als wollte er ſagen: Ich kann das Urtheil über dich nicht ſprechen.

Borzena ſtand hierauf von ihrem Sitze auf, und wendete ſich gegen die ganze Verſammlung. „Ich will euch,“ ſprach ſie, „Licht geben, warum Krok ſchweigt, warum er ſeine Freude, ſeine dankbare Freude gegen euch nicht zeigen kann, warum ſein Auge trübe ſich auf die Erde häftete, und dann auf mich fiel, um mich ſchmerzvoll zu betrachten. Hört mich, ihr Völker Czechs, ich

rede aus der Götter Eingebung. — Ihr habt in Kroken den gewählt, den sie bestimmt, und dessen Nachfolge euch segnen wird. Ich sehe zwar nur wenig Schritte in die Zukunft; denn meines Geschlechts ein Kind von ihm steht vor mir, und umhüllt mit Nebeln meinen Blick, so daß ich heiter sie nicht schauen kann. Sie scheint der Götter Gnade in einem hohen Grade zu besitzen, und ihr wirds vorbehalten seyn, dem Lande seine Zukunft zu enthüllen, und seine Größe zu befestigen. Krok ist von den Göttern bestimmt, euer Fürst zu seyn. Ihr habt ihn gewählt. Mir aber habt ihr meinen Tod bestimmt. Ich murre nicht. Allein mein Herr und Mann liebt mich, und will nicht gerne von mir scheiden, so gern er auch regiert."

Bey dieser Rede war alles Volk verstummt. Doch endlich nahm der alte Silbergreis das Wort. „Wir müssen alle sterben, Vorzena," sagte er; „und wenn die Götter dir die Gnade thaten, deinen Tod dir zu offenbaren, so werden sie den Muth auch in dich gelegt haben, ihn zu ertragen. Du wirst, wenn auch dein Tod von Krokens Wahl zum Fürsten abhängt, seines ganzen Volkes Glück deßwegen nicht hintertreiben wollen?" — „Nein, dazu lieb' ich meine Götter zu sehr," erwiederte Vorzena. „Auch wäre es Narrheit, ihnen sich widersetzen wollen, und wenn ich

ihren Willen verhinderte, und Kroken anmahnte, nicht die Wahl des Volkes anzunehmen, so verdiente ich ihren Zorn, und da ich ihren Willen doch nicht entgehen könnte, wär ich noch weit schlimmer daran, als ich es bin. Ich will mit ihnen lieber friedlich bleiben. Gern opfre ich mein Leben." — Sie wendete sich hierauf zu Kroken, der immer noch in tiefer Schwermuth da saß. „Du hast nun genug getrauert," sagte sie. „Jetzt gebührt dir froh zu seyn. Du mußt die Schwachheit dieser Welt überwinden. Bedenke, was dein lichter Geist dir vorhergesagt, überlege, was mein Erdgeist mir gesagt. Sey dafür dankbar, daß neun Jahre vorüber gegangen sind, in denen die Götter mich dir vielleicht bloß meiner Geduld wegen nachgelassen. Und denn bedenke, daß ich dir keine Kinder bringe, und daß die Götter nicht wollen, daß du, so wie Czech, ohne Nachkommenschaft das Land verlassen sollst. Ermanne dich, sey froh, und erwarte das übrige von des Schicksals Willen."

Krok mußte nach dieser Anrede seines Weibes reden. „Du hast mich überwunden, Borzena," sagte er. „Du bist weit größer, als ich. Ich folge dir." — Er stand auf, und neigte sich gegen das Volk. Er betheuerte, er habe nie nach der Ehre gestrebt, die man ihm jetzt erwiesen. Allein da er berufen sey, so

groß geehrt zu werden, so nähme er das Fürstenthum, um alle seine Kräfte aufzubiethen, vollends nützlich ihm zu werden. Er liebe alle, die bisher um Rath ihn angesprochen, und er wolle aller Glück zu befördern suchen. Er verliere viel in seinem Weibe; aber er wolle ihrem Beyspiel folgen, und standhaft es dahin geben.

Der Alte mit dem Silberhaare ließ jetzt ein Kästchen bringen. Er sagte dem versammelten Volke, in diesem Kasten habe er Schätze, die er für den aufgehoben, der Czechs Nachfolger würde. Er habe es seit dem Tode desselben nicht geöffnet. Er hoffe aber, die Götter würden das erhalten haben, was er darin verwahrt. Er eröffnete es hierauf, und zog die Mütze hervor, die Czech zu tragen pflegte, wenn er das Volk gerichtet. Er setzte sie auf Krokens Haupt: „Sey weise und sey glücklich," sagte er, „wie Czech es war. Sey Vater deines Volks, wie er, so wirst du geliebet werden alle die Tage deines Lebens, und wirst einst ruhig in dein Grab dich legen können, wie er."

Alles Volk jauchzte laut, und alle riefen: „Krok soll leben, und weise und glücklich seyn!"

Er griff noch ein Mahl in das Kästchen, und zog den Stab hervor, mit welchen Czech gerichtet hatte. „Nimm diesen Stab," sprach er. Er werde nie zum eisernen Zepter in deiner Hand,

womit du ſtrafen müſſeſt. Er verleite dich aber auch nie, ungerecht zu ſeyn. Er zeige immer auf den Unſchuldigen mit Milde; und mußt du ſtrafen, nun, ſo thuſt du deine Pflicht." —

Jetzt mußte Krok ſich niederſetzen, und der Alte rief: „Seht, das iſt unſer Götter Ebenbild. Sie ſchenken ſich uns in einem Lebenden, damit wir nicht bloß todten Bildern opfern mögen. Wir ſollen Treue und Liebe ihm opfern."

Alles Volk nahete ſich hierauf Kroken, und beugte ſeine Knie und umfaßten die ſeinigen und rieſen; "Heil dem neuen Fürſten! Heil unſerm Herrn Krok! Wir wollen ihm gehorſam und ergeben ſeyn, ſo lange er lebt. Er ſoll unſer Herr und Fürſt ſeyn, ſo lange er einen lebendigen Athemzug hat. Wir wollen aus unſerm Lande verbannen alle, die ihm nicht gehorchen, und ſeinem Willen ſich widerſetzen.

Damit zog nun alles fort, und von dem Tage an ward alles befolgt, was Krok geſagt, und er richtete neue Ordnungen ein, und that nichts, als was löblich war.

Borzena war beym Volke ſehr geachtet. Sie war auch wegen ihrer Kenntniſſe in geheimen Wiſſenſchaften ſchon berühmt, und weil Krok ſie verehret und weiſe genannt hatte, ſo hatte ſie auch ſchon die Ehrfurcht des Volks erworben. Allein an ihre Prophezeyung wollte niemand ſonderlich mehr glauben; denn

eben waren zwey Jahre seit des Kroken Erwählung verflossen und immer lebte sie noch. Auch lagen viele Kroken in den Ohren, er möchte doch sich noch ein Weib erwählen, damit er nicht kinderlos bliebe. Krok aber wollte dieß Vorzeuen nicht zu Leide thun, und als ein alter Mann einst sie ermahnte, sie möchte selbst dem Krok zureden, daß er noch ein Weib sich aus dem Volk erläse, antwortete sie: „Habt nur ein kleines Weilchen noch Geduld. Laßt mir die kleine Freude, meinen Krok die kurze Zeit allein noch zu besitzen; denn meines Bleibens wird nicht lange mehr auf dieser Erde Wallfahrt seyn."

Der Alte hinterbrachte das denen, die ihn gesandt; aber sie hatten theils ihr Gespötte damit, und nannte sie die ewige Prophetinn, weil ihre Prophezeyungen sich in die Ewigkeit hinaus zögen.

Um diese Zeit ließ Lech den Fürsten Krok zu sich bescheiden, und eröffnete ihm, daß sein Gefallen an diesem Lande untergegangen, daß er ein andres sich zu seinem Aufenthalte wählen würde, und daß er ihm sein Fürstenthum mit übertragen wollte. Aber Krok hatte theils der Mühe schon zu viel, und dachte an Czechs Worte, daß, wer viel regieren wollte, schlecht regiere, theils wollte er nach Lechs Beyspiel handeln, und einem andern das Fürstenthum gönnen, weil er selbst schon versorgt war. —

Sie wurden alſo ſo weit einig, daß Krok einen vorſchlagen ſollte, der unter Lechs Dienern am würdigſten wäre, ſeine Stelle einzunehmen. Wie Krok zu Hauſe anlangte, und Borzenen hinterbrachte, was ihm aufgetragen, und von ihr Rath begehrte, was zu thun ſey, ſagte dieſe: „Nun iſt mein Maß erfüllt. Auch Lech ſollte noch durch mich einen Nachfolger bekommen. Sie nannte hierauf Boozislaum, den treueſten, den weiſeſten und beſten unter Lechs Unterthanen, und ſagte, er ſey von den Göttern auserſehen, Lechs Fürſtenthum zu erben, als der in einem andern Lande groß und mächtig werden würde."

Wie ſie das Wort kaum ausgeſprochen, klagte ſie über Mattigkeit, ließ ſich von Kroken in einen Sitz führen, der vor ihrem hölzernen Hauſe von Raſen aufgebauet war. Hier will ich ſterben, ſprach ſie und ich bitte dich, Krok, traure nicht um mich. Der Alte, der die Bothſchaft neulich ihr gebracht, ging eben vorüber, und ſie rief ihn zu ſich. Das waren ihre letzten Worte: „Sage nun denen, die dich ſandten, jetzt ſollten ſie nicht lachen fürder meiner Prophezeyung. Ein Theil derſelben ſey erfüllt. Die Götter würden auch das übrige wahr machen. Ich ſey nun länger ihnen nicht im Wege. Und ſage ihnen mein letztes Wort an Krok, ſey die Bitte geweſen, er ſoll bald ſich eine neue Hausfrau wählen. Und dich, Krok, bitte ich, das auch

zu thun. Es ist der Götter Wille so." —Hierauf neigte sie ihr Haupt auf die Seite, und Verschied. Krok weinte laut; denn er verlor eine treue Gefährtinn und Rathgeberinn. Im ganzen Lande wurde durch den Alten bald bekannt, welch ein sanftes Ende Borzena genommen.

Niemand zweifelte, daß ihr die Wohlthat nicht von den Göttern als Belohnung ihres tugendhaften Wandels angediehen; denn da Krok von Lech wiederkehrte, fehlte ihr nichts.

Sie sahen sie alle als eine von den Göttern geliebte und geschätzte an. Doch aber klagte man; denn Krok klagte, und viele Monden konnte er die Wunde nicht vergessen, die ihm das traurige Geschick geschlagen.

Endlich aber mußte der Mann doch wieder erwachen. Seine Thränen trockneten, und da man ihn an seine Pflicht und Borzenens letzte Worte erinnerte, beschloß er, ihnen Folge zu leisten, und eine andere sich unter des Landes Töchtern zu wählen.

V.

Kroks neue Heirath, Gattinn, und Kinder.

Nun ging also Böheims Fürst umher, um die neue Geliebte seines Herzens sich zu erkiesen. Vorliebe hatte er noch für keine. Sein Busen für Borzenen nur heiß, so lange sie lebte,

konnte auch noch für keine andere sich erwärmen, nachdem sie todt war. Doch wollte Krok auch nicht ohne Rücksicht auf sich selbst wählen. So sehr er seiner Regierungsgeschäfte sich annahm, so sehr er für des Landes Wohl besorgt war, so waren doch die leeren Stunden, die mit Vorzeuens Weisheit er so schön gefüllt, immer wieder zu erfüllen nöthig, und konnten sie ihm wohl gewähret, so leicht gewähret werden, wie er sie gehabt? Schon aus dem, wie man eine solche weise Prophetinn in den damahligen Zeiten schätzte, kann man sehen, wie selten eine dahin gelangte, diese geheimen Wissenschaften sich zu erwerben, und hierzu kam noch, daß so wie manche ihre Kenntnisse zum Guten anwendeten, viele auch einen bösen Gebrauch davon machten, und eine Hexe, die ihr Wesen mit den bösen Geistern trieb, wollte Krok nicht zur Fürstinn erheben.

Krok war ein Mann von noch nicht funfzig Jahren, robust und stark sein Körper, seine Gesundheit dauerhaft, sein Ansehn männlich, aber doch nicht ohne die Reize, die die Schönen der Zeit an Männern gern sahen. Ein schöner schwarzer Bart, ehrwürdig lang, ein schwarzes rollendes Auge, das rasch um sich her blickte, ein Ansehen, das einen Herrscher gleich verrieth, ein Arm, dem keine Sehne eines Bogens zu streng war, ein schöner langer Wuchs, und wohlgeformter Körper, das wa-

ren Vorzüge, mit denen Krok manchen jungen schönen Mann beschämte, wenn dessen Haut schon weißer und glatter war, wenn schon sein blondes Auge mehr schmachtete.

Nimmt man nun das noch auf seine Wage, daß er Herrscher des Volks war, daß alles ihn ehrte und ihn liebte, daß seine Hand erhalten, Glück genannt zu werden verdiente, daß vor der sich beugen müssen alle, die er zur Fürstinn machte, so war es gewiß ein beneidenswerthes Glück, von ihm geliebt zu seyn, und die Weiber hätten müssen von ganz anderm Thon geschaffen seyn, wie unsre jetzigen, wenn sie nicht den Wunsch geäußert hätten, er möchte sie wählen, je nachdem jede Hoffnung haben konnte, von ihm geliebt zu werden.

So wie unter den Männern wohl mancher mit der Einbildung verwahrlost war, daß man statt Krok ihn auch vorzüglich hätte wählen können, so waren Weiber da, die sich Vorzeuen an Schönheit, Weisheit und andern Eigenschaften weit überlegen glaubten, und selbst manchen Schritt vorwärts thaten, um Krokens Haß sich zu gewinnen.

Von diesem Zudrängen aber war er wirklich Feind, und einige, denn so fein wie jetzt, ging man in allem damahls nicht zu Werke, die ihm ganz offenherzig sich anbothen, und meinten, Borzena's Gesellschaft wollten sie

ihm ſchon erſetzen, konnte er deßwegen ſchon nicht ertragen, weil ſie ſeiner ſo geliebten Verſtorbenen nicht die Gerechtigkeit widerfahren ließen, die ſie verdiente.

Als ein Mahl eine, Nahmens Porpira, die zwey vermögend geweſener Männer Witwe, noch jung, anſehnlich war, und etwas galt, ihm ihrer guten Eigenſchaften Menge herzählte, und dagegen Borzenen äußerſt klein darſtellte, ſagte ihr der Fürſt: „Porpira! Du magſt wohl nicht Unrecht haben, und alles was du ſagſt, beweiſen können; allein dir fehlt eine Eigenſchaft, die du nie erlangen wirſt, die ſie in einem hohen Grade beſaß, und ohne welche ich, weil ich an ſie gewöhnt bin, ein Weib nie lieben könnte." — „Und welche iſt denn das?" fragte Porpira betreten. — „Die Beſcheidenheit; denn Borzena lebte nie ſich ſelbſt, und was noch ſchöner von ihr war, verkleinerte nie andere, Lebende oder Tode neben ſich, und ward dadurch zum Tugendſpiegel, der ſie wiklich war. Ein ſolches Weib muß ich wieder haben."

Porpira gerieth über dieſen zu damahligen Zeiten ſehr feinen Korb in den höchſten Zorn, und that Verzicht auf das, was ſie nicht erlangen konnte. Doch trug ſie es Kroken nach, und bemühete ſich beſonders, die, auf welche er etwa ein Auge geworfen hatte, ihm abwendig zu machen.

Hierher war besonders Niva zu zählen, die damahls für die erste Schönheit des Landes galt, die aber nicht dieser Schönheit wegen allein verehret wurde, sondern die man ihres sanften Gemüths wegen schätzte. Man pflegte zu sagen, Niva übertreffe den schönsten Frühlingsregen an Mildigkeit. Wenn ihr Blick auf einen fiel, so hielt er sich beglückt, und der erste Augenblick, den Krok ihr schenkte, die erste Aufmerksamkeit auf sie, erregte schon den Wunsch aller, die selbst keine Hoffnung hatten, ihn zu besitzen, daß sie des Landes Fürstinn werden möchte.

Porpira merkte diese Gährung wohl, und ihre Rache sann darauf, die Schöne so wider Kroken einzunehmen, daß sie nie in eine Heirath mit ihm willigen sollte.

Sie ging zu ihr, sie brachte nach verschiedenen gleichgültigen Gesprächen die Rede auf den Fürsten, und forschte, was er ihr bey der letzten Unterhaltung schönes gesagt.

„Nichts schönes hat er mir gesagt," erwiederte Niva. „Er hat sich nach meiner Lage erkundigt, wie er das in allen Häusern thut; er hat nach meiner Ältern Vermögen und Wohlseyn gefragt, und mir den Rath gegeben, ihnen alles zu Lieb und Willen zu thun, weil es auf Erden Segen brächte, wenn man die Ältern ehrte."

Porpira. Und du hast das nicht verstan-

den — nicht warum er dir den Rath gegeben, nicht warum er dein Haus ſo wie jedes beſucht, wo ſich junge Dirnen befinden, die Schönheit und Vorzüge auszeichnen?

Niva. Ich weiß nicht was du ſagen willſt, Porpira. Du ſetzeſt mich mit deinen geheimnißvollen Weſen in Erſtaunen. Hat Krok nicht das Recht zu dem, was er thut?

Porpira. Allerdings. Kannteſt du denn ſeine Frau, Borzena?

Niva. Nein, die hab ich wohl geſehen, aber weiter nicht gekannt.

Porpira. Meine Herzensfreundinn war ſie. Noch kurz vor ihrem Tode, ſagte ſie mir, daß keiner als ihr Mann an ihrem Tode Schuld ſey. Daß ſie ein heimlich Gift von ihm bekommen ſollte, um ſchnell daran zu ſterben. Daß er ihr dieſes Gift, weil er ein wollüſtiger Mann ſey, und doch nicht ſcheinen wollte, zu geben beſchloſſen, als ſie kaum mit ihm verbunden geweſen, daß aber ihre Zauberkraft, die ihr das Geheimniß zu ſpät eröffnet, ſie bisher geſchützt. Sie bath mich, ja ein wachſames Auge auf alle die zu haben, die er etwa zu Frauen wählen wollte. Es ſey ihr von den Göttern verbothen geweſen, ſagte ſie, ihn vor dem Volke, welches er übrigens gut regierte, zu Schanden zu machen; allein ſie wollte doch ſeine künftige Hausgenoſſinn warnen. Er habe ſich feſt vorgenommen, nach ihrem Tode

immer eine auf einmahl zu wählen, und mittelst der bösen Kraft der Kräuter sie in die andere Welt zu schicken. Jede nicht in ihrer Kunst erfahrne würde gleich ein Opfer davon werden; denn sie habe, da sie es vorher gewußt, so oft er ihren Trunk bereitet, sich immer mit andern Kräuten vorgesehen, die die Kraft der seinigen vernichtet.

Riva versicherte Porpira, sie könnte es unmöglich glauben, daß Krok so ein göttervergeßner Mann seyn sollte; wenn aber auch etwas daran wäre, da sie es aus dem eigenen Munde Borzenens habe, so hätte sie doch von ihm nichts zu fürchten, da sie die Dirne gar nicht sey, die einem Fürsten zu Theil zu werden rechnen könnte.

Porpira suchte jetzt ihr weiß zu machen, daß Krok sich bereits herausgelassen, er würde sie und keine andere wählen, und wollte von ihr das Versprechen haben, daß sie seine Hand ausschlagen wollte. Riva aber wollte das nicht geben, weil sie ohne ihrer Ältern Rath und Willen nichts thäte; doch, setzte sie hinzu, würde sie den Mann wohl untersuchen, von dem ihr eine solche Schilderung gemacht worden, und sie würde Porpira Zeitlebens dankbar bleiben, wenn sie die Nachricht bestätigt aus seinem Betragen muthmaßen könnte.

Porpira glaubt schon genug gewonnen zu

haben, daß sie ihr Mißtrauen gegen ihn zu Wege gebracht. und da sie das Versprechen ihr doch entlockt, daß sie das Geheimniß verborgen halten wollte vor jedermann, setzte sie ihren Stab weiter fort, um andre wahrscheinliche Aussichten Kroks auch zu vereiteln; und es gelang ihr bey zwey andern besser, deren Häuser Krok auch besuchte, und sich daselbst seiner künftigen Wahl wegen aufhielt.

Aber sich hiermit begnügen, war ihr nicht genug; sondern sie nahm noch andre Wege, den Fürst Krok zu kränken, und ihm nachtheilig zu werden. Sie ging mit einer wohlerfahrnen, aber sehr boßhaften alten Hexe zu Rathe, die tief in den Wäldern wohnte, und bloß davon sich nährte, so viel Böses als sie immer konnte, Andern anzuthun. Man hatte sonderbare Meinungen von dieser Hexe. Einige der Landeseinwohner hielten sie für gar kein lebendes Geschöpf, sondern waren der Meinung, es sey ein Geist der nur die Gestalt dieses alten Weibes annähme, wenn er sich Menschen darstellen müsse, um seine bösen Absichten mit ihnen und auf sie auszuführen. Daher hielten auch viele Einwohner es für ein großes Unrecht, sich dessen zu bedienen, und sahen es als eine Verachtung ihrer eigenthümlichen Götter an; und nur solche, die von diesen verlassen zu seyn glaub-

ten, entweder weil sie viel Unglück hatten, oder weil sie bös genug waren, zu viel Glück zu verlangen, welches ihnen nicht werden konnte, nahmen hierher ihre Zuflucht.

Daß aber die alte Hexe, nicht bloß um Böses zu thun, sondern auch aus Eigennutz die Menschen plagte, war dadurch deutlich genug, daß alle ihr ein Opfer und Gaben bringen mußten, die sich bey ihr Raths erhohlten. Wenn jemand kam, mußte er drey Mahl an einen Stein vor einem Felsen klopfen, wo ein Brüllen sich im Innern einer Höhle erhob, in welche noch kein menschliches Gesicht sich gewagt. Wenn dieses Brüllen aufhörte, mußte man neun Mahl an den Felsen pochen; und da erschien ein Rauch, der schwefelicht roch und dampfte; und hinter diesem Rauche, erschien dann die Hexe in der eigenthümlichen Gestalt eines scheußlichen alten Weibes. Wenn man wenigere Mahle pochte, so kam nichts; wenn aber mehrmahl der Schall erfolgte, so fuhr statt des Rauchs ein Feuerstrom aus der Höhle, der die davor Stehenden zu Boden warf, und größten Theils sie versengte. Man sagt, es hätten einige Verwegne, die in die Höhle dringen wollten, das Leben dabey eingebüßt, und man habe nur den verbrannten Knochenüberrest vor der Höhle gefunden.

Die Höhle lag übrigens so tief in den Se-

ſträuchen verborgen, daß nichts leichter war, als ſich da verirren zu können; und geſchah das zuweilen, ſo ſchrieb man alles auf der Hexe Rechnung, weil man ihr nicht genug gebracht, oder der, den ſie behexen ſollte, ihr Freund ſey. Über den Eingang der Höhle ragten die Felſen ſo weit hervor, daß ſie alle Augenblicke einzuſtürzen drohten.

Es ging eine alte Sage, als habe dieſe Hexe ſchon tauſend Jahr auf Erden gelebt, und ſey von einem Lande zum andern gewallfahrtet, bis ſie einſt einen König in eine Kuh verwandelt, umgebracht, deſſen Kriegsknechte ſie als Kuh nebſt ihren Kindern, die ſie in Kälber verwandelt, zu Stücken gehauen. Seit der Zeit habe ſie die Macht verloren, Thiere vorzuſtellen, und könne nur als altes Weib erſcheinen. Und weil, wenn ſie als altes Weib getödtet würde, dann ihre ganze Macht ſich verlöre, ſo habe ſie ſich in dieſe dunkle Finſterniß begeben, wo ſie ſich eher mit ihren Zaubermitteln ſchützen könnte.

Ob etwa König Klothos Geſchichte aus Dänemark hierher erſchollen, der von einer bezauberten Kuh ſoll getödtet worden ſeyn, wagen wir nicht zu unterſuchen.

Genug: zu dieſer machte ſich Porpira, die im nächſten Dorfe an dem berüchtigten Walde in der Nacht vorher geruhet: mit Anbruche des Tages verlor ſie ſich von ihrem Gefolge ins

Gesträuch, und irrte durch die ihr wohl bekannten geschlängelten Pfade bis an die Höhle, suchte den an vielen Zeichen wohl bekannten Stein, und schlug drey Mahl darauf.

Es brüllte darauf fürchterlich und lange. Sie erwartete den Ausgang, und schlug dann neun Mahl gegen die Felsmasse. Da kam es dick und schwefligt aus der Tiefe hervor geraucht; und hinter diesem Rauche zeigte sich die Gestalt der Vettel lumpicht und zerrissen angethan, brauner Gesichtsfarbe, mit schwarzen bergan stehendem Haar, mit rollenden Feueraugen; und je näher sie kam, desto ekler und widriger ward der Geruch um Porpira.

Mit zugehaltner Nase, und so schnell, als möglich, rief diese nunmehr: „Du mächtige Bewohnerinn des Waldes — Göttinn dieser Höhle, Beherrscherinn der Geister, Meisterinn der Künste, zu tödten, und lebendig zu machen — willst du dich meiner annehmen, und mir Rath ertheilen?"

„Hast du Geschenke bey dir?" brüllte sie gegen das Innere des Felsens, der tausendfach den Ton zurück gab.

„Ja, ich bin Porpira, die reiche Witwe. Ich werde dich beschenken nach Verdienst."

„So öffne deine Nase, und setze dich auf jenen Stein."

Porpira that es, und Balsamduft kam ihr jetzt entgegen. Sie athmete freyer, setzte sich

wirklich auf den Stein, und zog die Geschenke hervor. Silber war damahls wenig noch im Lande, so viel dessen auch im Schooße der Erde verborgen war, und für die Zukunft aufgespart wurde, die man jetzt aber zu vernichten so emsig war. Porpira hatte dessen, und gab ein ziemliches Stück der alten Vettel, und einen schön gewirkten Zeug, den sie mit eignen Händen selbst gewebt. So köstlich war die Alte lange nicht gelohnt worden, und ihr runzliches Gesicht zog sich in freundlichere Falten.

„Du bist eine Königinn der Geberinnen," sagte sie, „und ich will deines Wunsches Erfüllung zu gewähren suchen, und träfe er auch ein gekröntes Haupt."

„Er betrifft nicht weniger, als das," sprach Porpira; und im Eifer über die Bereitwilligder Alten fiel ihr ein, daß deren Macht so weit sich wohl erstrecken könnte, daß der König durch sie gezwungen würde, sie zu lieben. „Ich will den Fürsten Krok zu meinem Mann," sagte sie; „und kannst du mir das Glück verschaffen, so sollst du durch mich, reich und auch geehrt und vornehm werden. Ist aber das der Götter Wille nicht, so mache ihn wenigstens so elend und so krank, daß er keine andre zu ehelichen denken darf. Gib mir Kräuter, die ihn peinigen, die keine Nacht ihm Ruhe lassen, bis er seine Zuflucht zu mir

nimmt. Und mir gib dann die Mittel, ihn wieder gesund zu machen; und will er mich noch nicht, so leide er Todesangst so lange er lebt. Auch dafür sollst du groß belohnt werden."

Als Porpira in dieser Rede dem Fürsten Krok den Todesgesang gesungen, verzerrte sich der Alten Gesicht. In allen ihren Zügen waren Verzuckungen. Sie warf sich auf die Erde, hob sich fürchterlich, und wurde Mannslänge hoch herauf und auf die Felsen herab geworfen, so daß Porpira erschrak, und glaubte, ihre Todesstunde sey gekommen. Sie rief dazwischen einige Mahl — „Sie haben mich! Sie haben mich!" und wenn sich Porpira ihr nähern wollte, um zu helfen, schrie sie: „Zurück! zurück! Sie nehmen dich sonst auch. Auf diesem Fleck ist ihre Macht."

Kurz hernach ließ sich ein Getöse aus dem Innern der Höhle hören, und nun lag die Alte stille.

„Die Erdgeister haben mich," sagte sie, „denn an sie dachte ich in dem Augenblicke, da du redetest, daß sie mir behülflich seyn sollten, dir zu dienen. Sie vernahmen das; und wie sie alle Mahl sehr zürnen, wenn man mit Zwang sie irgend wozu bringt, und weil ich es versehen hatte, auf den Fleck zu treten, wo sie Macht über mich haben, zerrten sie mich so umher, und hätten mich dem Tode unfehlbar nahe gebracht, wenn ich nicht meine

Höhlengeiſter zu Hülfe gerufen, die Luftgeiſter ſind, und währead ich in der Höhle war, mich aus dem Kreiſe entrückten."

Porpira war immer mehr erſchrocken, als die Zauberinn ſelbſt, die ſie verſicherte, wenn ſie ſie angerührt, hätte man ſie gleich in Stücken zerriſſen. „Dafür aber," fuhr ſie fort, „daß du mich ſo haſt leiden ſehen, will ich dir auch die Freuden der Rache zeigen, die ich an dieſer Rotte nehme."

Sie griff ſie bey der Hand, und zitternd folgte Porpira; denn dieſer Auftritt hatte ihre große Zuverſicht auf die Hexe ein wenig gedämpft, und ſie fürchtete, es möchte noch mehr ſolche Flecke geben, wo man bis zum Zerreißen von den Geiſtern gemißhandelt würde. Sie kamen jetzt in eine geräumige Höhle. „Dieß iſt der Vorhof," ſagte die Zauberinn. „Ins Innere meines Tempels kann ich niemand führen." In der Mitte ſtand ein großer Keſſel, und gleich, wie nur die Zauberinn hinzu trat, loderten Flammen aus der Erde, und ſetzten das darin enthaltene Waſſer in Bewegung. Jetzt wies die Zauberinn Porpiren einen Fleck an, wo ſie ſicher wäre, und Porpira hüthete ſich auch wohl, ſich von dem Flecke zu rühren. Sie ging darauf in eine Seitenhöhle, und brachte zwey Hände voll Kräuter, die ſie unter einem beſtändigen Murmeln ins Waſſer warf. Sie ließ dann drey Mahl

um den Kessel, schlug mit einem schwarz und weißen Stabe drey Mahl ins Wasser, tanzte noch ein Mahl um den Kessel, und nun tupfte sie mit dem Stabe auf die Erde.

Wohin sie tupfte, da kam eine Gestalt hervor, die sie mit Schlägen mit dem Stabe, Trotz aller bittenden Stellungen, bis über den Kessel trieb. Kaum waren die Gestalten in dem Dampf, so zuckten sie an allen Gliedern. Ein Zischen und ein durchdringend feines Gepipse zeigte an, was sie duldeten.

Porpira bath für sie; aber die Zauberinn war unerbittlich, und ließ sie zappeln, bis sie in den Kessel fielen. „Sie braten jetzt vier und zwanzig Stunden," sprach die Hexe; „dann sind sie wieder frey."

Porpira hatte wieder Muth, und als sie auf ihre Rückreise drang, gab ihr die Alte Kräuter, die sie dem Fürsten Krok ins Haus, in seine Schlafstelle, und allenthalben, wo er oft weilte, legen sollte. Auch gab sie ihr ein Pülverchen, ihm einzugeben, und in wenig Tagen wollte sie selbst bey ihr seyn.

Es hielt in damahligen Zeiten nicht schwer, in Häuser zu kommen, wenn auch keine Harmonie unter den Leuten war; denn noch war man hier wenigstens in den Sitten theils nicht so weit vorgerückt, daß man Gesellschaften sich gewählt hätte, sondern Vergnügungen waren allgemein, gingen auf

öffentlichen Plätzen vor ſich, und wegen der Bedürfniſſe, die Eins von dem Andern benöthigt war, gingen Freund und Feind zuſammen; denn kleine Zänkereyen hemmten gegenſeitige Unterſtützung nicht; andern Theils aber verwahrte man die Häuſer nicht ſo ſorgfältig, weil man auf die Ehrlichkeit der Menſchen mehr rechnen konnte, und ſich nicht fürchtete, daß man beſtohlen würde.

Es ward Porpiren daher ſehr leicht, in Kroks Haus zu kommen, wo ohne dieß jeder freyen Zutritt hatte, weil jeder zu allen Stunden ihn um Rath fragen konnte. Selbſt Krok, der nicht wußte, daß Porpira eine ſo hämiſche Feindinn von ihm war, hatte ſeiner Königspflicht gegen ſie ja nicht entſagt, und ſuchte vielmehr, eben weil ſie abgewieſen worden, ihr zu zeigen daß er das nicht ihrer Perſon, ſondern, ihrer Eigenſchaften wegen gethan.

Da er ihr freundlich begegnete, ſo begegneten ihr alle ſeine Hausgenoſſen freundlich, und hatten nicht einmahl etwas Arges daraus, daß ſie in allen Winkeln des Hauſes umher ſtörte, und ſelbſt ſeiner Schlafſtelle ſich näherte. Sie legte die Kräuter ſorgfältig allenthalben hin, wo ſie ihn oft wußte, und ſie ging auch nicht fehl; denn es dauerte nicht lange, ſo empfand Krok eine Ängſtlichkeit, die ihn unthätig machte; eine Mattigkeit, die ſich ſeiner Glieder bemächtigte, und ein im-

merwährendes Niesen vollendete die übeln Zufälle, welche von Porpirens Zauberkräutern herrührten.

Bald erscholl die Nachricht, Krok sey krank; und dieser würde nicht auf die Gedanken gefallen seyn, woher diese Krankheit, die ihm jetzt sehr lästig war, entstanden, wenn nicht Porpira selbst auf Anrathen der Hexe, die sie jetzt besucht hatte, sich zu ihm begeben, und ihm entdeckt hätte, sie wisse Mittel, seine Krankheit zu heben, wenn er sie zu seinem Weibe machen, und die Krone mit ihr theilen wollte.

Krok war zu weise, um in diese Falle zu gerathen. „Ey," sagte er? „rathe ich so bald, wer mir es angethan. Nein, gute Porpira! du sollst es nicht weiter bringen, als du es gebracht. Du zauberische Hexe! ich könnte dich strafen, mich an dir rächen; für meine Rache aber bist du zu klein. Geh, und laß dich nie wieder bey mir blicken."

Krok untersuchte seine Schlafstelle, und den Ort, wo er die verschiedenen Anbringen des Volks gewöhnlich anhörte, und fand bald die schädlichen Kräuter, die ihm den Garaus machen sollten. Er wußte selbst gesunde Mittel dagegen, heilte das Übel bald aus dem Grunde, war aber noch großmüthig genug, Porpiren nichts davon empfinden zu lassen, auch sie nicht einmahl der Rache des Volks

durch die Erzählung ihres boßhaften Unternehmens auszuſetzen.

Porpira aber kochte Wuth gegen die Hexe, die zur Unzeit ihr den Rath gegeben; und da die Menſchen, je boßhafter ſie ſind, um ſo weniger auf Freundſchaft halten, ſo beſchloß ſie, ſie zu vernichten.

Sie überraſchte ſie wirklich einſtens, da ſie in der Höhle ſchlief, und nahm ein Fläſchchen, von welchem ſie bemerkt, daß die Hexe dahin es goß, wo ſie Feuer hervor bringen wollte. Sie zerbrach dieß Fläſchchen über die Schlafende, welche auch das Feuer ſo ergriff, daß ſie unter fürchterlichem Brüllen ihren Geiſt aufgab.

Porpira genoß aber nicht lange ihre Freude. Die Hexe, die ſich durch ihr Schimpfen und ihre Wuth ſchon ſehr beleidigt hielt, und fürchtete, ſie möchte ſie dem Herzoge Krok verrathen, der ſie wohl umbringen laſſen könnte, hatte ihr ein geheimes Gift gegeben, an welchem ſie in 14 Tagen nach der verübten Grauſamkeit ſelbſt ſterben mußte. Sie merkte das an ihrer Krankheit; und durch eine Dienerinn, die ſie begleiten müſſen, kam jener Mord der Hexe an den Tag.

Indeſſen hatte Krok ſich ganz erhohlt, und es ſahen jetzt die Unterthanen der Erfüllung ſeines Verſprechens entgegen, daß er ſich wieder beweiben ſollte.

Drey Schöne waren auf der Wahl, Kascha und Tetka, die wir noch nicht genannt, und Niva, die wir als des Landes damahlige schönste Tochter kennen.

Hiermit ist nicht gesagt, daß Kascha und Tetka nicht schön gewesen wären; allein bey weitem kamen sie dem Glanze dieser nicht bey, und einer von Kroks Hauptbewegungsgründen, warum er Niva nicht gleich als seine erste Geliebte wählte, war ihre Schönheit, weil es nicht heißen sollte, er wähle bloß nach der Gesichtsbildung, und habe weiter keinen Zweck, als seine Leidenschaft zu befriedigen.

Kascha war eine Enkelinn des Silbergreises, der die Krönung Kroks vorgenommen, und Czechs verehrungswerthe Mütze, die allen Ehrfurcht einflößte, so lange bey sich aufbehalten; und Tetka war eine Tochter des Alten, der Borzena im Nahmen einer versammelten Menge gebethen, sie möchte, da sie unfruchtbar sey, dem Krok ein andres Weib beylegen.

Man hätte denken sollen, beyde hätten Absichten, die ihrigen durch Kroken zu erheben; allein die Art zu handeln kannte man noch gar nicht, und die abschlägige Antwort, die Krok von beyden erhielt, mag theils beweisen, wie wenig ihre Väter sich um sie bekümmert haben mochten, theils wie we-

nig man damahls den Töchtern die Wahl einschränkte, sondern in dieser Sache sie ganz sich selbst überließ.

Wir haben oben gehört, daß der Porpira die Verleumdungen, die sie gegen Kroken zum Vorscheine brachte, bey Niva nicht so gut gelangen, als bey zwey andern, und diese zwey waren keine, als Kascha und Tetka, deren Häuser Krok sehr oft zu besuchen pflegte.

Sie hatte gefunden, daß Kascha und Tetka ziemlich gleich dachten; daß beyde am Aberglauben hingen; und sie hatten ihre Aufnahme von Krok so fest auf Borzenens Weisheit und geheime Wissenschaften zu gründen gewußt: sie hatte von ihren eigentlichen Zauberkünsten so viel ausgekramt, daß, durch das Eine bewogen, beyde junge Böheiminnen das Andre glaubten, und sich, da sie vertraute Freundinnen waren, fest verbanden, eine wie die andre Kroken ihre Hand abzuschlagen.

Niva war auch mit ihnen bekannt; aber da ihr Porpira von jenen nichts, und diesen nichts von ihr gesagt, so wurde der Hoffnungen, die man hatte, und der Entschlüsse, die man deßwegen genommen, auch nicht weiter erwähnt.

Krok meldete zuerst bey Kascha sein Verlangen. Daß dazu keine großen Vorbereitun-

gen nöthig waren, läßt ſich wohl aus der Völker Lage ſchließen. Krok brauchte keinen Mittelsmann, bedurfte nicht ſo viele weit hergeholte Präambeln dem zu fordernden Jawort vorher gehen zu laſſen, wie jetzt erfordert werden, um beſonders bey einem großen Herrn eine Verbindung zu ſchließen.

Er ging ins Haus des ſilberfarbnen Greiſes, denn Kaſcha's Altern waren beyde todt, und ſetzte ſich zu ihr am Söller, und ſagte: „Kaſcha! ich muß ein Weib mir nehmen, und du gefällſt mir. Willſt du mich, ſo mach' ich dich zur Geehrteſten deines Volkes."

„Nein," erwiederte Kaſcha. „Ich kann den Mann Borzenens nicht heirathen, ſo gern ich den vortrefflichen Regenten auch nähme. Ich liebe dich als Fürſten, als gerechten Richter unſers Volks; allein wenn du mir folgſt, ſo läßt du das Heirathen ganz, entſagſt Leidenſchaften, die nach meiner Meinung einem nicht ziemen, der ein ganzes Volk regiert, und denkſt nicht weiter an ein Weib."

Krok ſtaunte hoch auf, um die Urſachen dieſes Korbes nicht ſo wohl, als der ihm angehängten Erinnerung zu wiſſen. Vergebens: Kaſcha wies ihn auf ſein eignes Herz zurück, und Krok, der ſie entweder für eigenſinnig, oder in einen Andern verliebt hielt, entfernte ſich betrübt, ging doch gleich zu Tetka, der er ſeinen Antrag wiederhohlte.

Wie dieſe ihm aber die nähmliche Antwort gab; wie auch ſie darauf beſtand, er thäte beſſer, nicht zu heirathen; wie ſie noch hinzu ſetzte, er möchte ſeiner Ehe und ſeiner Geſinnungen gegen Borzenen ein wenig eingedenk ſeyn, und nicht Andre mehr ſo unglücklich machen: da ward es ihm zu viel; da verließ er zornig Tetka; denn man hatte ihm wehe gethan: da ging er den Tag unmuthsvoll umher, und wollte nicht bey Niva den dritten Korb ſich hohlen. Er dachte ſchon darauf, wie er in einer Verſammlung des Volks es vortragen wollte, daß er ſich keine Gattinn wählen könnte, weil dieß Geſchlecht in jenen beyden ihn zu ſehr beleidigt; und mit dem feſten Vorſatze legte er ſich ſchlafen.

Um die Mitternacht aber erſchien in einem glänzenden Lichte ihm Borzena, und ſagte: „Krok! wie magſt du immer ſo kleinmüthig ſeyn, und wie mögen ſchwache Weiber dem ſtarken Manne den Kopf verrücken? Dein erſter Sinn war Niva. Warum iſt Niva nicht dein erſter Sinn geblieben? Doch ich weiß die Urſache, warum; und ſie war nicht böſe. Jetzt aber bleibt dir es deſto ſtärkere Pflicht, der Götter Beſtimmung zu erfüllen; und die iſt, daß Niva dein wird.

Krok fühlte ſich geſtärkt. Er ging den andern Morgen zu Niva. Es war ein Feſttag, und ſie hatte, obwohl einfach, doch nach der Lan-

des Sitte äußerſt reinlich ſich aufgeputzt. Die ſchlanke Figur ſtand vor ihm, wie ein Engel, und Krok mußte ſich ſelbſt es geſtehen, ſie iſt ſchön.

Da er ſich ihr näherte, grüßte ſie ihren und ihres Landes-Fürſten ehrerbiethig, und als er ſie anredete, reichte ſie ihm freundlich die ſchöne Hand, die Krok zum erſten Mahl mit warmer Innbrunſt drückte, und ſagte: Niva! du errätſt wohl nicht, weßwegen ich zu dir komme?"

„Wie kann ich das, Herr Krok, erwiederte das Mädchen froh und heiter; „wenigſtens kündet mir euer Beſuch einen frohen Tag an, und liebers hätte mich wohl nichts überraſchen können.

Und doch begehre ich vielleicht zu viel von dir. Ich will die Hand, die du mir jetzt gegeben, ganz behalten. Du ſollſt mein Weib ſeyn."

Schamroth ſchlug die großen blauen Augen Niva nieder, und ſagte: „Herr Krok, ihr ſpottet eurer armen Dienerinn. Wie könnte ich auf ein ſolches Glück Anſprüche machen. Es gibt reichere und beſſere noch, als ich."

„Die deines Fürſten nicht ſo werth ſind, als du. Schlag ein, Niva, die Götter haben durch Borzenens Mund mir heute angezeigt, daß ſie für mich gewählt, und du biſt die Gewählte."

Bey Nennung von Borzenens Nahmen wurde Niva blaß, ſie bath Krok, daß ſie ihm al-

les ſagen dürfte, was ſie gehört, und Porpirens ſchlechte Streiche kamen dadurch an den Tag. Krok ſah leicht ein, daß Kaſcha und Tetka auch von ihr abwendig gemacht worden waren, und es koſtete ihm wenig, Nivas willig ſchon ſich zu ihm lenkende Seele zu überzeugen, daß man ſie hintergangen.

Niva war noch großmüthig genug, Kaſcha und Tetka als den erſtgewählten ein Opfer bringen zu wollen, und ihnen nachzuſtehen; allein Krok hatte der Götter Willen, und ſo war jener Glück verſcherzt. Auch Niva war es nicht zuwider, daß Krok ſtandhaft blieb; denn ſchon war in ihrem Herzen Liebe zu Krok lebendig geworden.

Das ganze Land war bereits im Stillen der Meinung, Niva würde ihre Beherrſcherinn werden, und man würde ſich ſehr gewundert haben, wenn Kroks Wahl anders ausgefallen wäre. Da ſie bekannt gemacht wurde, waren der ſilberfarbne Greis und jener Alte die erſten, die dem Fürſten Glück wünſchten, und da erzählte ihnen Krok, daß auf Kaſcha und Tetka erſt ſeine Wahl gefallen, und er nicht wiſſe, womit er die Verachtung dieſer beyden Landestöchter verdient.

Sie wunderten beyde ſich auch ſehr, und gingen beyde, um ihre Kinder darum zu befragen, die auf der Väter Dringen, die Entdeckung von Kroks Willensmeinung, ſeine Wei-

der zu ermorden, machten, und von den Vätern belehrt wurden, wie schändlich Porpira sie hintergangen.

Sie trauerten freylich ein wenig, daß sie so um eine solche Stelle gekommen, und selbst die Ältern, so sehr sie die Vorzüge in Niva's Wahl erkannten, fanden, daß sie der Hexe Porpira schlechten Dank schuldig wären, daß sie sie um eine solche Glückseligkeit gebracht; allein deßwegen mißgönnten alle es Niva nicht.

Kascha und Tetka söhnten sich vielmehr mit Kroken aus, und Niva, die ihre Schwester von dem Augenblick an wurde, sagte, sie würde durch Freundschaft zu ersetzen suchen, was sie durch Kroks Verlust einbüßten.

Die Hochzeit wurde feyerlich begangen, und alles Volk nahm Theil daran, auch öffnete Krok seine Vorrathskammern, und ließ an diesem Tage sehen, daß einem Vater seines Volkes nichts zu kostbar sey, wenn dieses Freude dadurch befördert werden kann.

Im folgenden Jahre gebar Niva Kroken die erste Tochter, und Kascha mußte ihr den Nahmen geben. Das Jahr darauf die zweyte, die Tetka genannt wurde, und Kascha und Tetka die ältere, die hernach vornehmen Männern im Lande zu Theil wurden, nahmen die besondere Erziehung dieser beyden über sich, so wie Niva die dritte, Libussa

genannt, bey ſich behielt, die ihr und Krokens Augapfel wurde und deren Nahmen Böheim jetzt noch ehrfurchtsvoll und ſtaunend ausſpricht.

VI.

Erziehung der fürſtlichen Töchter, und Zeitlauf bis zum Tode ihrer Mutter.

Kaſcha, die älteſte Tochter Kroks, wurde von ihrer Pflegemutter aufs zärtlichſte geliebt. Sie hatte keine Kinder, obgleich ſie ſich mit einem reichen und vornehmen Manne, Nahmens Schlemidam verheirathet hatte, und da Schlemidam zeitig ſtarb, nahm ſie ſich vor, Witwe zu bleiben, und alle ihre Zeit und Mühe auf Kaſcha's Erziehung zu wenden. Das hielt ſie auch treulich. Sie wollte aus Kaſcha eine Weiſe ziehen, und es gelang ihr. Zu dem Ende waren die Wiſſenſchaften, die ſie ſelbſt beſaß, ihr nicht hinreichend, auf ihre Pflegetochter fortgepflanzt zu werden. Sie bereiſete das ganze Land umher, und wo irgend eine geſchickte Frau wohnte, die nachher von den Geſchichtſchreibern immer mit den Nahmen Zauberinnen belegt wurden, die aber im Grunde nicht weiter, als Weiber von beſondern Talenten waren, da eilte ſie zu ihr, und bath ſie mit guten Worten, und belohnte ſie mit Gelde, daß ſie ihrer lieben Kaſcha alle ihre

Geheimniſſe entdecken, und in ihren Künſten ſie unterrichten mußten.

Mit dieſen Weibern hatte es die Beſchaffenheit, daß ſie entweder Witwen, oder auch ledige des andern Geſchlechts waren, die die Arbeiten der Männer zu theilen nicht geneigt, ſondern lieber ſich mit Nachdenken und Nachſinnen beſchäftigten, die Kräuter der Erde unterſuchten, der Menſchen Sinn erforſchten, und ſo mit Heilung der Krankheiten, mit Rath und That, und mit Vorherſagungen ſich beſchäftigten. Da die Aufklärung damahls noch nicht ſo groß war, wie in unſern Zeiten, ſo war es leicht, aus ſehr natürlichen Dingen wunderbare zu machen, und wir geben zu, daß der größte Theil der Weisſagungen wohl aus der Natur der Sache, und den wahrſcheinlichen Erwartungen ihren Urſprung genommen haben. Allein daß nicht bey dem weitern Nachdenken, und bey den nähmlichen Seelenkräften, die wir jetzt haben, es manchem gelungen ſeyn ſollte, tiefer in die Lehre der Seelen und der Gemeinſchaft mit Geiſtern zu dringen, können wir gar nicht in Abrede ſeyn.

Überhaupt iſt nichts ausgemachter, als daß die weiblichen Subjecte deßwegen ungleich geſchickter zum Umgange mit überirdiſchen Weſen ſind, als die männlichen, weil ihr Körperbau feiner und ihre Nerven leichtere Eindrücke annehmen, weil geiſtige Geſtalten ſich

weit leichter in ihre Vorſtellungskraft einſchleichen können.

Nehmen wir nun noch an, daß in den damahligen Zeiten niemand diejenigen ſtörte, die ſolcher Dinge ſich befliſſen, daß ſie keiner Zerſtreuung ausgeſetzt waren, und von nichts abgehalten wurden, ihren Gedanken frey nachzuhängen, daß Eitelkeit, Mode, und das Lächerlichfinden, welches in unſern Zeiten ſo viel wichtige Dinge unterdrückt, damahls nicht Statt fand, ſo kann es uns nicht Wunder nehmen, wenn dieſe Weisheit in ſtärkern Schritten vorwärts ging, als ſie bey uns zu laufen pflegt, wo man ſie immer theils ſelbſt hemmt, theils durch andere ſie gehemmt wird, die es nicht leiden können, daß man in einer Sache weiter und tiefer denkt, als ſie.

Es läßt ſich auch ſogar kein Grund finden, warum ſo manche ſich dem geſellſchaftlichen Leben, dem Weiber doch eigentlich mehr nachhängen als Männer, ſo ganz entzogen haben ſollten, wenn ſie nicht in der ſelbſtgewählten Einſamkeit Schadloshaltung für den Verluſt gefunden hätten, den ſie erlitten. Was kann aber auch unterhaltender und ſchmeichelhafter ſeyn, als ſich über andere mit ſeiner Weisheit erhaben ſehen, und mit ſeinen Kenntniſſen zu blicken, wohin Sterbliche blicken zu können nicht glauben. Sollte manche ſo genannte Hexe,

die in Böheims Wäldern lebte, nicht sehr vergnügt gewesen seyn, wenn sie durch die Macht ihrer Kräuter es dahin brachte, zu heilen den, der sich krank ihr darstellte, und wenn sie durch ihren Umgang mit dem höheren Wesen, Ahndung von dem bekam, was die Menschen dachten, und dann ihnen sagen konnte, daß das eintreffen würde, wovon ihre Seelen in dem Augenblicke schon überzeugt waren, weil sie ihnen ihre eigenen Gedanken sagte?

Davon bey Tetka's Erziehung ein mehreres, welche zu diesem mehr angehalten wurde.

Kascha's Pflegemutter war eine große Freundinn davon, durch Mühe, Fleiß, und feines Forschen es heraus zu bringen, was die Menschen dachten, und was sie gethan hatten, und verborgen hielten, daß sie es gethan. Es war eine Sache verloren gegangen, oder es wollte jemand ein Geheimniß verwahrt halten in sich, so wars ihr größtes Vergnügen, das Erste zu enthüllen, und das Letzte ihnen zu entlocken. Solche Weiber wohnten viele in den Wäldern, an die man sich wendete, um dergleichen heraus zu bringen. Und sey es durch natürliche Mittel, wenn die übernatürlichen ja hier nicht Statt finden sollten, so hatten sie entweder ihre Späher, oder sie wußten selbst durch künstliches Herauslocken es dahin zu bringen, daß man sich ihnen entdeckte, oder

ſie ſetzten ihre einsweiligen Nachrichten auf Schrauben, bis ſie ganz hinter die Sache gekommen waren; genug man ging nicht unbefriedigt von ihnen weg. Das war es, was ihnen ſelbſt Freude gewährte, und nun gaben ſie ſich deſto ausgezeichnetere Mühe, um immer tiefer in die Sachen einzudringen. — Theils die Belohnung, theils die Ehre, die ſie davon hatten, forderten das von ihnen.

Dieſes waren die Orter, die Kaſch'as Pflegemutter mit ihrem Kinde bereiſete. Jede dieſer Weiber wurde beſchenkt, jeder ſagte man die Schmeicheley, daß man um ihres Nahmens und Ruhms willen gekommen wäre, und beydes mit einander verbunden, mußte ihr die Zunge löſen, und machen, daß ſie der nun heran wachſenden Kaſcha alles entdeckte, wozu noch die Ausſicht kam, daß Kaſcha Kroks Tochter, und vielleicht ſelbſt Herrſcherinn ſeyn würde, obgleich dieſes von der vorſichtigen Pflegemutter nur wenigen der vornehmſten unter dieſer Weibergattung entdeckt wurde, damit ſie nicht einſt des Überlaufs, und der Pflichten zu belohnen zu viel hätte.

Kaſcha war ſehr empfänglichen Kopfs. Man durfte ihr eine Sache nicht zwey Mahl erzählen, um ſie aufmerkſam darauf zu machen, wenn ſie wichtig war, und ihr Gedächtniß faßte leicht, ſo wie ihre Beurtheilungskraft leicht ordnete. Kaſcha war in kurzem berühmt, und

noch halbes Kind sagte man von ihr, sie würde einst die Krone aller Wahrsagerinnen, und aller weisen Frauen werden. Kascha ging natürlich weiter, als ihre Vorgängerinnen. Jene hatten Kräuter kennen lernen, sie studierte die Menschen, denen sie nutzen oder schaden könnten, und nach diesen richtete sie ihre Heilungsarten und den Gebrauch dieser Kräuter ein. Sie übertraf in Zaubertränken die berühmte Medea, und in der Anwendung übertraf sie sie eben so sehr, denn sie wendete sie nie zum Bösen, sondern immer zu den besten Entzwecken an. Ihre Erfahrenheit war nicht minder groß in dem, was Vergangenheit und Zukunft betraf, und schon bey dem Leben ihrer Pflegemutter gab sie einige Beweise einer außerordentlichen Geschicklichkeit.

Tetka's Pflegemutter, die zweyte Freundinn Riva's, die ihr den Platz zur Fürstinn Böheims überlassen, war nicht minder für diese Tochter Krok's besorgt. Ihr Gatte war ein mächtiger Mann, hatte große Besitzungen, war aber so sehr in seine ökonomischen Geschäfte vertieft, daß er auch wenig selbst um seine Gattinn sich kümmerte. Die Ehre, eine Tochter seines Fürsten ihr zur Erziehung anvertraut zu sehen, war übrigens der Grund, warum er seiner Gattinn erlaubte, an seinen Geschäften keinen Theil zu nehmen, sondern sich bloß mit der kleinen Tetka zu befassen.

Zetka ließ gleich Anfangs viel ſchwärmeriſches Weſen, und einen Geiſt blicken, der fähig wäre, die Tiefen der Natur zu durchforſchen, und ins Innerſte derſelben ſich zu verlieren.

Doch war ihre Neigung noch mehr auf überirdiſche Dinge gerichtet, und der Dienſt der Götter lag, ſo bald ſie nur ein wenig zu Verſtande gekommen, ihr ſo ſehr am Herzen, daß ſie ſich ganz darin vertiefte, und oft Stunden lang über den Zuſammenhang der Seele und des Körpers nachdachte. Die Verehrung des Höchſten beſtand damahls in der Anbetung von Bildern, unter denen man ſich den Wohlthäter deſſen, was einem Gutes geſchah, vorſtellte. Man abſtrahirte ſich da mehrere ſolcher Potenzen, weil nach der eingeſchränkten Denkungsart der Menſchen, man unmöglich einen allgemeinen Begriff von einem allerhöchſten Weſen darzuſtellen fähig war, wenn ſchon viele dieſer Idee ſehr günſtig, und ſie auszubreiten ſuchten, wo ſie in der Stille Begriffe davon mittheilen konnten.

Übrigens aber richteten die damahligen Menſchen die Gedanken an Lohn oder Verehrung für eine Wohlthat, an die Dinge, die ſie zunächſt als Urheber dieſes ihnen widerfahrnen Guten kannten, und dankten dem Erdboden für ſeine Früchte, dem Walde für ſein Holz, den Steinen für ihre Metalle,

dem Feuer für seine Wärme, dem Wasser für seine Fische.

Teika hatte schon in ihrer Jugend den Gedanken gefaßt, daß sie hierüber ein System entwerfen, und dadurch sich einen unsterblichen Nahmen machen wollte, wie sie denn das nachher auch bewerkstelligte. Es ist nicht genug, daß die Geschichtschreiber von ihr sagen, sie lehrte das Volk die verschiedenen Gottheiten verehren, sondern man muß auch zeigen, wie sie auf diesen Weg kam.

Ihre Pflegemutter merkte nicht so bald ihren Hang zu dieser frommen, für damahls nicht nur unschädlichen, sondern nützlichen Schwärmerey, als sie sich ebenfalls alle Mühe gab, ihr darin reifere Kenntnisse, wenigstens von dem zu verschaffen, was wirklich jetzt darin gethan war. In ihrer Gesellschaft besuchte sie alle Orter, wo Göttern geopfert wurde. Sie fand bey den meisten dieser in den Wildnissen befindlichen Gottheiten immer Menschen, mehrentheils hier Männer, die sich von der Welt abgesondert hatten, diese Götterwohnungen entweder selbst errichtet, oder sie gefunden, und daraus geschlossen hatten, der Aufenthalt wäre ihnen vom Himmel selbst angewiesen worden.

Teika hatte Anfangs, so wie andre Menschen, bloß aus der Natur den Gottesdienst erklärt, und sich gesagt, man sey den unbekannten und unbegreiflichen Wesen verschie-

dener Art Ehrfurcht ſchuldig, die ſo verſchiedene Wirkungen ihres Wohlgefallens an den Menſchen ſehen ließen, und ſo vorzüglich ihn ſegneten. Sie wußte da noch nicht, daß es mehrere Gemeinſchaften gebe, als mit Menſchen. Sie freute ſich, wo ſie fand, daß man Dank gegen den Geber athmete, und keiner ſchien ihr tadelnswerth, der einen ſchönen Fruchtbaum auf ein Poſtament geſtellt und ihn anbethete, und ihm dankte, daß ſeine Bäume ſo viel Früchte trugen.

Allein wie eines Tages ſie in einem düſtern Wald nach Radicz zu, wo jetzt Leutmeritz liegt, kam, und eine große aufgerichtete Säule ſah, an welcher ein umſtrahltes Auge gemahlt war, blieb ſie ſtehen, und warf ſich vor demſelben nieder.

„Eröffne mir," ſo bethete ſie, „du hohes Bild, was mich mit ſchaudernder Ehrfurcht erfüllt. Wer iſts, der dich hieher ſetzte? — daß ich an ſeiner Weisheit Theil nehme; denn der muß alle andre übertreffen, die ich geſehn und kenne. Laß mich ihn finden, daß ich eine Erläuterung des Gedankens erhalte, der hier im Dunkel vor mir liegt."

„Das iſt," ſo ſagte ſie ferner zu ihrer Pflegemutter, die neben ihr ſtand, „ein Auge, welches auf allen Seiten Wiſſen von ſich ſtrahlt, ein Auge, welches alles überſchaut. Dann warf ſie ſich vor die Säule nieder, und rief

laut: „O laß mich tiefer, tiefer dringen, Schöpfer eines solchen Anschauens von Wahrheit!"

Wie sie dieß laut gesagt, trat zur Seite aus einer Felsenritze ein Mann hervor mit weißem Haar und Bart. Freundlich lächelte sein Gesicht. Sein wankendes Haupt nickte Tetka zu, sein Auge rollte Feuer auf sie, freudiges Feuer.

„Sey mir willkommen, Tochter Kroks," so sagte er mit himmlisch-lieblicher Stimme — „sey mir willkommen, du von Göttern ausersehen ihre erste Dienerinn zu werden. Der graue Morgen schon verkündigte mir, heute stehe einer meiner glücklichsten Tage mir bevor. Schon seit dem Morgen habe ich angebethet den Ewigen, dessen allsehendes Auge alles erforscht, daß er nicht von mir wenden soll, seine Gnade, damit nichts meine schöne Aussicht, dich zu sehen, störte. Willkommen, Liebling der Sonne, du wirst erleuchtet werden mit dem Lichte der Unvergänglichkeit, wirst Gnade finden vor den Scharen der Geisterwelt."

Tetka und ihre Pflegemutter standen erstaunt vor dem Alten da. Die kleine Tetka, noch war sie nicht völlig mannbar, faßte sich zuerst: „Du kennst mich," sprach sie, „und das ist mir Beweis schon, daß du einer besondern Ehrfurcht würdig bist; doch ehe ich

weiter deine wunderbaren Worte überdenke, erkläre mir dieß Bild.

„Dieß Bild iſt das allſehende Auge, welches Natur und Menſchen überſchaut. Es iſt das höchſte Weſen, welches erblickt, wo es fehlt, welches die Götter der Erde, der Luft, des Waſſers, des Feuers regiert, welches jeden Mangel bemerkt, der in der Natur iſt, und jedem Mangel abhilft. Es iſt das Licht, deſſen Strahlen nirgends fehlen, welches bis ins Dunkelſte erblickt, was vorgeht, und deſſen Winke alle Geiſter verſtehen, und alle ausüben."

„Du füllſt mich mit Erſtaunen und mit Anbethung," ſagte Tetka. „Ich werfe mich in Demuth vor dem großen Auge nieder. Es ſieht auch mich. Es ſchenke einen ſeiner unzählbaren Strahlen mir, daß ich durchblicke, was meinem finſtern Verſtande noch undurchdringlich iſt."

„Du bitteſt, wie einſt ein weiſer König im Lande nach der Sonne zu, gebethen. (Ein Zeichen, daß die profane Geſchichte von Salomo hierher gediehen) Im Sonnenaufgang wohnt die Weisheit, und er erhielt ſie. Auch du wirſt ſie erhalten. Auch du wirſt weiſe ſeyn vor allen, und nur eine, nur eine einzige wird dich übertreffen. Komm, Tochter Kroks, in meine Hütte, und höre Dinge, die deinen Geiſt erheben werden."

Tetka folgte. Noch stand die Pflegemutter wie eingewurzelt auf der Stelle, wo sie gewesen, und jetzt erst, als sie Tetka bey der Hand nahm, folgte sie ihr, und als sie zu ihr sprach: „O Pflegemutter, Theure, Beste, euch hab' ich alles dieß zu danken!" da fiel sie ihr um den Hals und sagte: „Der Verlust an Kroken ist mir in dir reichlich ersetzt. O Tetka, wie bin ich doch glücklich! Die Götter lieben dich, die Götter offenbaren dir Geheimnisse."

Der alte Mann hieß jetzt in seiner Hütte, die der Säule gegen über im Walde versteckt lag, sie auf einen Stein, der in derselben eine Bank bildete, niedersitzen, setzte sich zwischen beyden und nahm Tetka zuerst bey der Hand: „Die Götter geben sich den Menschen nach des allsehenden Auges Willen," hob er an, „oft unsichtbar durch Gedanken zu erkennen, die sie ihnen einflößen; oft aber senden sie auch sichtbare Geister, um sich ihnen noch deutlicher zu zeigen. Das gelingt nur wenigen. Enthaltsamkeit und ungestörte Zuversicht kann dieses nur bewirken. Ich habe immer fromm und mäßig gelebt. Ich habe keine der Sünden meiner Zeit auf meinem Herzen. Keine drückt mich zu Boden. Ich war aufrichtig gegen Gott und Menschen, that keiner Jungfrau weh, und drückte keinen Armen. So lebte ich lange, ohne die große Bestimmung zu wissen, die

ich hatte. Auf dem Wege, den mit Czech und Lech und Kroken ich hierher gemacht, war mirs im Traume, als ob ich dieses Auge sähe, und als ob mir es zuflüsterte: wo du mich einstens wieder sehen wirst, da sey deines Bleibens, und diene den Göttern von allen Menschen abgesondert, und Geister werden dann dir dienen. — Ich war still, und in mir verschlossen. Ich ging in Böheims Wäldern oft umher, stets wähnte ich, ich würde die Erfüllung meines Traums gewahren, und sie ward mir. — Einst sagte ich meinem Sohne: Ich durchziehe die Wälder wieder, sollte ich nicht wieder kehren, so suche mich nicht auf. Vielleicht haben die Götter über mich beschlossen, was du nicht wissen sollst" — „Ach, meines Vaters Vater!" schrie Teika's Pflegemutter jetzt auf, lag ihm zu Füßen, und umfaßte seine Knie. — „Ja meines Sohnes Tochter," sprach der Greis, und küßte ihre Stirn, „der bin ich — also hat man meine Worte doch in Ehren gehalten."

„Sie wurden mir von meinem Vater so oft wiederhohlt."

„Das segnen ihm die Götter," sprach der Alte, „ich kannte dich wohl gleich; doch hättest du mich nicht gekannt, ich hätte dir mich nicht entdecken dürfen."

Selbst Teika's Freude war nun doppelt

groß. „Der Götter Rathschlüsse sind unerforschlich," sagte sie, und Swalato, so war des hundertjährigen Greises Nahme, fuhr nun fort: „Ich kam hierher, und gleich fiel mirs aufs Herz. Die Dämmerung war eingetretten; allein so viel sah ich noch, daß die Gegend derglich, die mir dort im Traum erschienen. Ich beschloß, die Nacht hier zu verweilen, und bereitete mir ein Lager aus Zweigen. Mitten in der Nacht erschien mir jenes Auge wieder, und dieß Mahl war ein Geist zu seiner Seite."

„Deine Seele ist rein gefunden, sagte er, und du darfst dich mit Geistern unterhalten. Ich werde bey dir seyn, so oft du meinen Nahmen aussprichst. — Ich heiße Elihu."

„Ach, Vater, welch eine lichte Gestalt steht vor euch?" rief Tetka.

„Ich rief ihn ja," erwiederte der Greis lächelnd; „doch du bist glücklich, daß so bald du zu dieser Glückseligkeit gelangt bist, die nur wenige in ihrem hohen Alter, als Gabe vom Himmel ihnen geschenkt, erhalten.

Tetka's Pflegemutter sah den Geist nicht, der neben Tetka sich jetzt stellte, und freundlich ihr ins Gesicht blickte, dann aber wieder verschwand.

„O bitte ihn doch wieder zu kommen, lieber Vater," sagte Tetka.

„Jetzt nicht," entgegnete der Greis, ich kann seine Geduld nicht ermüden. Ich erstaunte zwar, aber ich erschrak nicht. Ich fragte ihn, wozu ich bestimmt sey. Gehe rechts, sagte er, und du wirst eine Säule finden. Sie sey dein Leitstern. Ich schlief fort bis an den Morgen; wie ich erwachte, war der Traum noch ganz vor meiner Seele. Ich eilte rechts, und fand die Säule, und dieses Bild darauf. Wer es gemacht, und wie es hierher gekommen, weiß ich nicht. Ich sah es lange mit unverwendeten Augen an; Bewunderung fühlte ich — Staunen und Ehrfurcht bemächtigten sich meiner. Ich warf mich nieder, und rief den Nahmen, den man mir genannt, und licht und schön, wie du ihn jetzt gesehen, Lelka, stand er vor mir. — Was soll ich thun? fragte ich aufs Neue. Erbaue eine Hütte hier, sprach der Geist, und bleibe in der Gesellschaft derer, zu denen du schon mehr gehörst, als zu den Menschen. Ich bauete mir diese Hütte. Ein wenig Wurzelwerk ernährte Anfangs mich, und Wasser aus dem nächsten Quell verlieh mir so viel Stärke daß ich lebte. Doch bekam mir das nicht wohl. Da gab mein lichter Schutzgeist mir den Rath, einige Altäre in entfernten Gegenden des Waldes zu erbauen. Ich that's, und dahin kommen oft die Landesbewohner und opfern Gaben, die mich auch hinlang-

lich nähren. Allein auf keinen dieser Altäre durfte ich jenes Auge setzen. Die Götter haben die Entdeckung künftigen Zeiten aufbehalten, und vielleicht kann Tetka einst mehr Erläuterung darüber geben, als ich. Was ich gesehen, und was ich erfahren, darf ich dir ebenfalls nicht enthüllen, und bleibt das Werk der Geister, dir davon Eröffnung zu thun. Ich habe dir nichts mehr zu sagen, als daß du dieses bey dir behalten, und keinen Menschen offenbaren darfst. Du kannst mich allein, auch in Gesellschaft deiner Pflegmutter, und ein einziges Mahl meines Sohns, besuchen. Noch ein Mahl kann er mich sehen, mehr aber nicht.

„So darf ich ihm das sagen, des glücklichen Swalato's Sohne, daß er seinen Vater sehen darf?"

„Ja, sag es ihm, doch sag ihm gleich — nur ein Mahl. Er soll deßwegen sich vorsehen, so wählen, daß der Sehnsucht er hernach nicht mehr zu viel habe, und dafür leiden müsse."

Die beyden gingen. Tetka war versunken in Begeisterung, warf sich noch ein Mahl dem alles bestrahlenden Auge zu Füßen, und dankte für die schöne Offenbarung.

Noch denselben Abend erzählte ihre Pflegemutter ihrem Vater, daß der gute alte Swalato noch lebte, und das Herz des Sohnes

ward hoch erfreut — doch auch wieder verwundet, da er hörte, nur ein Mahl dürfe er des Vaters Knie umfassen.

Seine Tochter stellte ihm auch alles vor, was Swalato gesagt, und obs nicht besser wäre, mit dem Besuche nicht so sehr zu eilen, damit er an der Hoffnung eine Zeitlang sich erfreue, und dann erst die Wirklichkeit genieße. Er antwortete weiter nichts, als: „War nicht Swalato vor fünf und neunzig Tagen hundert Jahr alt? Soll ich erwarten, ob die Götter ihm sein Leben länger fristen? Soll ich mir selbst verzweiflungsvoll einst sagen, daß ich Schuld war, daß ich ihn nicht gesehen? Wir brechen morgen auf."

Niemand war froher über den wiederhohlten Besuch, als Kroks Tochter, Telka. Elihu war ihr immer vor Augen, und sie war schon einige Mahl in Versuchung gerathen, den Nahmen auszusprechen. Ehrfurcht hielt sie immer zurück. Am andern Morgen brach man auf, und der dritte Abend brachte sie zum Walde, wohin Swalatos Sohn nur zu Fuße reiten wollte, welches durch Telkas Schwäche sehr aufhielt. Swalato stand, jedoch versteckt, schon vor der Thür seiner Hütte, und sah mit dankerfülltem Herzen ihn sich nähern; denn er wußte am besten, daß wenn er nicht geeilt, er ihn auch nicht mehr gesehen hätte. Noch wärmer aber schlug sein Herz, als er

sah, wie sie alle vor dem allsehenden Auge niederfielen, und ihr Gebeth verrichteten. Wie sie aufgestanden waren, ging der alte hundertjährige Swalato auf sie zu, und sein Sohn fiel ihm zu Füßen, und umfaßte seine Knie. „O Vater! Vater!" rief er, und senkte übermannt von Freude sein Haupt zur Erde. Die Weiber unterstützten ihn. Der lächelnde Swalato hob ihn auf, schloß ihn in seine Arme, und sagte: „Dieß Glück verschaffte dir deine Frömmigkeit. Allein der Götter Wille ist, daß du nur vier und zwanzig Stunden bey mir weilen darfst."

Er führte sie darauf in seine Hütte. Er hatte als Bewohner eines Waldes für ein köstlich Mahl gesorgt. Sie wurden froh, und sprachen von vergangenen Dingen und wäre Tetka weitläuftiger über diesen Tag gewesen, so würde mancher Leser wohl Stoff zur Unterhaltung in der kleinen Gesellschaft gefunden haben. Einer der merkwürdigsten Aussprüche des alten Swalato war der, daß wir alle glücklicher in jenem Leben werden würden, als wir hier gewesen. Den Bösewicht selbst nahm er hier nicht aus; denn, sagte er, wenn er auch nichts weiter wird, als ehrlicher Mann, und arm, und unangesehen, wird der Gedanke nicht mehr Bösewicht zu seyn, ihn schon glücklicher machen.

Zum Schlafen kam es nicht. Es war, als

ob Elibu mit lichter Stärke zum Wachen sie umschwebte. Allein es sah ihn keiner, auch trauete sich Tetka nicht, den Altvater darum zu bitten, weil sie nicht wußte, ob der Sohn auch davon wissen sollte. Hernach wie die Nacht unter Erzählungen verflossen war, fing es an zu tagen; da setzte man sich vor die Hütte. Die Düstre des Waldes verzögerte die Dämmerung des Morgenrothes lange und fast seiner Röthe auf dem Fuße folgten der Sonne erste Strahlen. So wie sie auf das Auge fielen, das die Säule zeigte, warf sich Swalato nieder, und alle mit ihm. Da bethete er laut und inbrünstig, der Himmel möge ihn die Trennung überstehen lassen, und alle weinten Thränen der Theilnehmung. und der Alte weinte auch. Es war, als wenn Gottes Familie hier läge, und ihren Vater anbethete, und der Heiden Andacht konnte dem Herrn unmöglich weniger gefallen, als die unsrer heutigen Christen. Nachher führte sie der Alte zu seinen entferntern Altären. Diese waren schon in aller Frühe besucht gewesen, und man hatte reichlicher als sonst geopfert. Für den ganzen Tag waren Lebensmittel für alle da, als obs den Opferern eingegeben wäre, daß man heute eines mehreren bedürfen würde.

Hingegen bald verschwand der Tag mit seinen Freuden, und der Trennung Abend war erschienen. Swalato kündigte es ihnen an. Ich will euch nun nicht länger aufhalten, sprach er.

Der Götter Wille ist erfüllt, und wichtige Dinge warten unsrer. Gebt meine Lieben. Das allsehende Auge begleitet euch, und eure Götter stehen euch zur Seite. Geht und denkt oft an mich. Erspart die Thränen; denn wir leben ja nicht bloß für hier.

So wehmüthig auch alles geworden war, so goß doch dieses Trost in ihre Herzen, und Festigkeit in ihre Seelen. Tetka war die einzige, die unzufrieden wegging. Sie hatte gewiß geglaubt, Elihu würde kommen, und das war nicht geschehen.

Man nahm den Rückweg; allein der Sohn Swalatos war nicht wohl. Wie man zu Hause ankam, ward ihm noch schlimmer. Alle seine Bekannten waren unruhig, nur er blieb ganz gelassen wenn seine Tochter bey ihm war, sagte er: „Ich habe den ja gesehen, den ich nur noch ein Mahl zu sehen wünschte, und hätte ich ihn hier nicht entdeckt, und dort auch nicht gefunden, so hätte mich der Schmerz überwältigt. So sterb ich ruhig.

Er entschlief sanft. Niemand hatte die Begebenheit erfahren, und trauerte Tetkas Pflegmutter schon sehr, so war es ihr doch viel Beruhigung, daß ihres Vaters Sorge um diesen alten Mann, die ihn nie Verlassen, nicht im Tode ihn noch geängstigt hätte.

Aber Tetkas Unruhe wuchs desto mehr. Es war ihr zu beklommen, nicht mehr zu wissen,

als sie wußte, und sie schonte nur ihrer Mutter, sonst würde sie schon lange auf einen neuen Besuch gedrungen haben.

Wie aber selbst ihre Pflegemutter die Zeit ihr zu lang machte, fing sie die Unterredung an: „Nun, Mutter, habt ihr lange schon getrauert, und unser Vater Swalato sagte doch, man solle das nicht thun. Ich dächte, wir gingen dorthin, Trost zu hohlen, und brächten ihnen die Nachricht von des guten Vaters Tode."

„Verstelle dich nicht, meine Tochter," sagte jene. „Mir brauchst du deine innern Wünsche nicht zu verbergen. Ich sehe sie ohne dem. Nicht ich bin der Zweck, warum du gehst. Du willst mehr Unterricht, und das ist löblich. Ich tadle es nicht. Ich will auch mit dir zu Swalato. Allein daß er das schon wissen muß, müssen dich wohl seine Wissenschaften überzeugen.

Tetka bath um Verzeihung, und ihr ward verziehen. Man machte sich auf den Weg, so daß man mit der Sonne Aufgang dort seyn, und gleich mit dem ersten Strahle vor der Säule niederfallen wollte. Der Tag grauete noch nicht, als man der Stelle schon nahe war. Man setzte sich noch ein wenig im Gehölze nieder, und als es etwas lichter wurde, ging man weiter. Beyde kamen an den Ort. Sie kannten ihn gar zu gut; aber die Säule war nicht da.

„Wir müssen verirrt seyn," sprach Tetkas Pflegemutter.

„Nein," antwortete jene, „das ist nicht möglich. Ich kenne jeden Fleck; es kann nicht seyn."

Man sah sich noch ein Mahl schüchtern um, und nun lief Tetka in die Hütte. Da war kein Swalato zu sehen. Alles stand, wie sie an jenem Abend es verlassen, und als ob keine Hand seitdem sich hier gerührt. Beyder Schreck war groß.

„Er muß todt seyn," sagte die Mutter. „Aber er liegt nicht auf dem Lager," antwortete Tetka, die indessen zugesehen.

„Er ist vor Schwäche irgendwo umgefallen, und liegt im Walde."

Beyde rannten jetzt in den Wald, und suchten von Busch zu Busch. Daher ist er gegangen, sagte diese bey einem Fleck. Hier hielt er sich oft auf, die andre bey dem andern. Allein er war nicht da. Sie ließen seinen Nahmen durch den Wald erschallen; niemand antwortete.

Sie waren außer sich. Sie gingen wieder in die Hütte. Sie glaubten endlich noch an Verirrung, doch wenn sie sich in diesem Wahn bestärken wollten, so war die Hütte mit allem, was darin war, ihnen im Wege, und dachten sie, er hätte diese vielleicht an einen andern Ort verlegt, so kannten sie jeden Baum, jeden Schritt bis zur Säule. Die fehlte.

Da alles ihr ferneres Sinnen nicht helfen wollte, ſetzte Tetka ſich auf den flachen Erdboden, kehrte ihr Geſicht gegen die Erde, und weinte laut.

„Ach Swalato!“ ſagte ſie, „warum haſt du uns ſo hintergangen? Wir ſollten dich ſo oft beſuchen, als wir wollten, wie vermochteſt du uns zu verlaſſen? Um deines Sohnes willen alſo haſt du dich uns bloß gezeigt — ihn wollteſt du nur ſehen, deine arme Tetka haſt du gleich wieder vergeſſen.“

Ihre Pflegemutter redete ihr ein wenig hart zu. „Du biſt unartig, Tetka,“ ſagte ſie. „Du trotzeſt dem Willen der Götter, du beleidigſt den, der deine Größe bauete.“

„Ach Mutter! ſtellt euch aber vor, was ich an ihm verloren; einen Lehrer, einen Freund, einen Vater. Ach, hätteſt du nur ein Mahl noch Elihu mir gezeigt!“

Sie hatte dieß kaum ausgeſprochen, ſo ſtand Elihu vor ihr. Die nehmliche ſchöne lichte Geſtalt wars, die ſie damahls geſehen hatte.

„Du thuſt Swalato Unrecht, Tetka,“ ſprach der Geiſt. „Du mußteſt ihm zutrauen, daß er dich verſorgen würde. Er hat mich dir geſchenkt, wenn das Geſchenk anders den Erwartungen entſpricht, die du dir machteſt, ſo komme ich ſo oft du mich rufſt.“

„Sey mir geſegnet, Engel, lichter Geiſt, Wiederbringer aller meiner Freuden, und aller

meiner Ruhe. Sey mir geſegnet, du der meine Thränen trocknen wird. Allein berichte mir auch, was iſt aus Swalato geworden?"

Tetkas Pflegemutter, die nichts ſah, merkte nun wohl, wer bey Tetka war, und bath den ihr Unſichtbaren ebenfalls, über ihres Großvaters Schickſal ihr Auskunft zu geben.

„Er lebt in Wohnungen beglückterer Welten, als die unſre," war des Geiſtes Antwort. Mit hundert Jahren und hundert Tagen war ſein Ziel erfüllt. Wäret ihr an jenem Tage nicht gekommen, ſo hättet ihr ihn lebendig nicht wiedergeſehen; und ohne meine Hülfe auch nicht todt. So wie ihr euch entfernt hattet, bethete er zum letzten Mahl vor jener Säule, und wie er ausgebethet hatte, verſchwand ſie. Da nannte er meinen Nahmen, und ich erſchien. Elihu, ſagte er, ich habe geendet. Bleib bey mir, und hilf mir die Bitterkeit des Todes überſtehen. Ich weiß, ich werde wieder leben; allein der Menſch iſt ſchwach. Er zog darauf ſein Kleid an, welches er zum Sterben ſich ſelbſt bereitet, und wanderte an den Ort, wo er ſein Grab gemacht. Wollt ihr, ſo will ich euch dahin geleiten. Tetka erklärte das der Mutter."

Sie warens nicht allein zufrieden, ſondern Tetka ſehr begierig, ihres frommen Wohlthäters Grab zu ſehen. Unter Weges erzählte Elihn Tetka alle die Geſpräche, die Swalato

über die Zukunft gehalten, in welchen ihrer nicht selten Erwähnung geschehen. Sie kamen noch vor zwey Altäre vorüber. Auf einem stand ein Baum, den andern zierte eine Silberstufe. Sie opferten auf beyden. Elihu sagte dazu nichts. Sie kamen an; es war ein Abhang eines Felsen über der Elbe, die hier ihren Lauf hatte, doch nicht gefährlich.

„Es war," sagte er, „wie ihr wißt, damahls heller Mondschein, und in dem nimmt sich diese Gegend doppelt so schön aus. Swalato stellte sich auf diese Spitze, sah rings umher, und sagte: Ihr Götter! o wie schön ist eure Natur! Wie bitter ists, sie zu verlassen. Aber eure Liebe ist groß, und wie süß muß es seyn, in jener Welt, wo ihr die Sterblichen noch mehr beglückt."

Jetzt führte er sie um einen kleinen Felsen, und da lag der Greis, im weißen Kleide, Haar und Bart, in einer Felsenritze versteckt.

„Dieß Grab wird niemand finden," sprach er, „als dem ich es zeige." Tetkas Pflegemutter wollte sich in die Ritze drängen; allein es ging nicht. Tetka bath sie, den Alten nicht zu stören, und sie gingen wieder.

Elihu schied, und versprach Tetka, sich ihr zu zeigen, so oft sie es wolle. Dieß waren ihre ersten Offenbarungen, von deren Folgen wir forthin noch hören werden, und so ward Tetka in den seltenen Geheimnissen der Geister

eingeweiht, und lernte mit ihnen umgehen: denn bald war sie mit mehreren bekannt, als mit Elihu.

Die jüngste dieser fürstlichen Schwestern bleibt uns noch zu betrachten übrig, ehe wir des Todes ihrer Erzieherinnen erwähnen, und sie wird die wichtigste.

Sie war, wie wir gehört, Niva's und Kroks Augapfel. Nun war Krok ein weiser Mann, allein die Regierungssorgen beschäftigten ihn so sehr, daß er auch unter die Lehren, die er Libussen gab, vieles von der Regierungskunst mit einfließen ließ, welches ihr nachher sehr zu statten kam. So viel ist gewiß, daß ihr Talent schon in der Jugend glänzte, und selbst weit über das ihres Vaters hervor strahlte. Niva war ein vortreffliches Weib, die alle häuslichen Tugenden mit einer milden Sanftmuth verband; und so gelangte Libussa zu einem Schatz von guten Eigenschaften, die sie zugleich zur Mutter, Gattinn und Regentinn bildeten, die nachher alle die Achtung ihr verschafften, die sie genoß.

Selbst ihr Vater fragte sie zuweilen um Rath. Freylich war Libussa als Kind nicht gereiset, sie hatte nichts von dem gesehen, was jene schon gesehen; aber ihre glänzende Epoche fiel auch erst in künftige Zeiten, wo wir sie wichtiger erblicken werden.

Da aber Krok, ihr Vater, auch tiefe Kennt-

niß hatte, und die Natur zu erforschen wußte, so lernte sie auch von dem die Anfangsgründe dieser Wissenschaft, so wie die Wahrsagekunst, und wie hernach die Gelegenheit erschien, daß ihre Schwestern ihr ihre Kenntnisse mittheilten, da ward es ihr bey ihrem Geiste leicht, sie zu begreifen, und auch sie bald zu übertreffen.

Während der Erziehung der drey Kinder kamen sie zwar auch zusammen, aber doch nicht oft genug, um eine innige Freundschaft daraus entspinnen zu sehen, als zwischen Schwestern wohl zu entstehen pflegt, die unaufhörlich beysammen sind. Die Einigkeit der Mütter war damahls vielleicht größer, als die der Töchter, und die kleinen Sticheleyen, die sich von den Kinderjahren nicht trennen lassen, wenn besonders bey verschiedenen Erziehern, Vorurtheile für diese und die Lage, in der man sich befindet, statt finden, hatten wenigstens noch auf eine kleine Zeit hingewirkt, und ließen in den ersten Jahren, in denen sie näher und öfter zusammen kamen, doch noch eine kleine Zurückhaltung statt finden.

Aber ein Umstand, den alle nicht vorher sehen können, und auf welchen vielleicht auch keine Rechnung gemacht war, vereinigte die Getrennten gänzlich.

Die Pflegemütter der beyden ältesten starben in einer Woche an einer grassirenden Krank-

heit, die in der Gegend überhand genommen hatte, und Niva, die zu zärtlich war, als daß sie ihre Töchter in fremden Häusern ohne Aufsicht hätte lassen sollen, nahm die beyden Kinder gleich zu sich. Daraus entsprang aber das Übel, daß die Krankheit sich mit in ihr Haus zog, und gerade Niva selbst es war, die ihr Leben dabey einbüßte.

Der einzige Trost bey diesem schrecklichen Todesfall war für Kascha und Tetka, daß sie es ihrer Mutter zu verschiedenen Mahlen sagen lassen, sie wollten lieber so lange bleiben, bis die Krankheit sich ein wenig verloren, damit sie sie nicht in des Fürsten Haus brächten. Übrigens hatte keine von allen dreyen die traurige Pflicht erfüllen können, ihrer Mutter die Augen zuzudrücken; denn Krok war zu besorgt, als daß er die Töchter zur Mutter hätte lassen sollen, und er wartete lieber selbst diese theure Hälfte seines Lebens.

Aber er war einmahl bestimmt, dieß schreckliche Loos des Verlustes zum zweyten Mahle zu schmecken, und er konnte nur für diese Leiden Trost in dem Gedanken fühlen, daß die Götter ihn bald mit seinen beyden Lieben, Borzena und Niva, vereinigen würden.

Er hatte auch noch eine fehl geschlagene Erwartung. Er hatte gehofft, das Borzena ihm wenigstens einen kleinen Wink über dieses Schicksal geben, und einen Augenblick zu sei-

nem Troſte erſcheinen würde; allein vergebens. Er hatte ſeine ganze Kunſt mit aller ſeiner Macht über die Geiſter verbunden, angewendet, aber auch dieſe entſprachen ſeinen Wünſchen nicht mehr, und ſchienen ſeiner Befehle nicht ferner zu achten.

Er ſchloß daraus, daß auch ſein Erdenregiment bald zu Ende ſeyn würde, und beſchloß nun ruhig die Stunde ſeiner Auflöſung zu erwarten.

VII.

Unzertrennliche Freundſchaft der drey Schweſtern. Kroks, ihres Vaters Tod.

Wenn wir Kroks Regierung zu ſchreiben geſonnen wären, ſo dürften wir wohl noch einige Kapitel von dem Guten anfüllen, welches er für das böhmiſche Reich zuwege brachte, um aber in der Geſchichte derer, die uns näher angehen, deſto ſchneller vorzurücken, wollen wir nur kürzlich einiges davon bemerken.

Unter ihm wurde auf dem Wiſcherad das erſte Schloß erbauet, welches damahls den Nahmen Pſary geführt, unter ihm ſammelten ſich die bisher in zerſtreuten Hütten wohnenden Landleute, und baueten auf ſeinen Befehl Dörfer an gelegenen Flüſſen, ſetzten ſich zuſammen, und wurden dadurch zu ordent-

lichen Einwohnern umgebildet. Unter ihm wurde der Getreidebau allenthalben verbessert, und verschiedene Getreidearten eingeführt. Unter ihm wurden Goldkörner von einigen seiner Unterthanen gefunden, die er aber nicht an sich nahm, sondern den Besitzern überließ, und sie aufmunterte, deren mehr zu suchen. Unter ihm waren friedliche Zeiten, und Nachbarn beunruhigten nie während seiner neun und dreyßigjährigen Regierung das Land. Auch ließ Krok von allen Seiten sein Land besichtigen, ausmessen und aufnehmen, so, daß er dessen Beschaffenheit übersehen konnte, und ließ dieß auf Baumrinden abzeichnen, die ihm also statt der Landkarten dienten.

Nach dem Todesfall seiner Frau Niva, überließ er seinen drey Töchtern die Besorgung seines Hauswesens, und nahm sich auch selbst Libussens nicht so viel mehr an, wie ehedem. Er sah wohl, sie waren alle weise, verständig und tugendhaft und er war nicht so voll Eigenliebe, daß er nicht bald hätte gewahr werden sollen, daß sie in Ansehung ihrer Fähigkeiten und Einsichten ihn übertrafen.

Ein Paar Monathe, die sie zusammen gelebt, überzeugten sie, daß jede es mit der andern gut meine, daß sie zu sehr die Eigenschaften der Mutter besäßen, als daß eine je die Pflichten vergessen sollte, die sie gegen die andern habe.

Erst entspann sich eine Art zuvorkommender Gefälligkeit unter ihnen, die hernach sehr schnell in wirkliche Innigkeit überging. Auch waren alle drey offenherzig gegen einander. Libussa unterhielt ihre Schwestern von den Grundsätzen des Rechts und Unrechts, und dem, worin es von der Billigkeit unterstützt werden müßte; Regeln, die sie theils vom Vater gelernt, theils aus seiner weisen Regierung sich in verschiedenen Fällen selbst entworfen, und die beyden Schwestern, Kascha und Tetka, wunderten sich der richtigen Beurtheilungskraft sowohl, als des vortrefflichen Herzens ihrer Schwester.

Kascha lehrte sie viele ihrer kleinen Mittel, wodurch sie zu errathen wußte, welche Dinge hier und da vorgegangen, oder wo eine verlorne Sache zu finden, und ihre Geschicklichkeit ward sehr hoch geachtet. Tetka verhehlte ihnen ihren Umgang mit Geistern nicht; aber einführen konnte sie sie nicht in diese Geheimnisse, denn sie waren ihr als unverbrüchlich zu verschweigen übergeben worden.

Jede aber lernte doch von der andern etwas. Nur Kascha und Tetka nicht so viel von Libussen, als diese von ihnen, einmahl weil sie den faßlichsten Kopf hatte, und dann weil jene bereits Lieblingsfächer gewählt, auf welche sie all ihr Nachdenken wenden mußten, und nicht die beständige Erfahrung gehabt hatten,

zu sehen, wie Recht und Gerechtigkeit gehandhabt wurde. Dieß legte den Grund zu der nachmahligen Einigkeit derselben.

Über einen andern Punct aber ließen sie sich gegen einander nicht so aufrichtig heraus, und daß war der Punct der Liebe. Libussens Äußerungen hatten die andern beyden abgeschreckt ihre Meinungen so offen zu erkennen zu geben. Der Grad von weiblicher Tugend, den sie als nothwendig annahm, um in seinem innern ganz vollkommener Reinigkeit sich bewußt zu seyn, war so strenge, daß Kascha einmahl gar nicht damit einstimmen konnte, und Tetka, Trotz ihrer schwärmerischen Anhänglichkeit an Geisterey, doch es nicht übel gefunden haben würde, so bald es möglich, zu heirathen, und sich auch gleich vornahm, ihren lichten Schutzgeist darum zu befragen, von dem sie auch nach ihrem vollkommensten Wunsche befriedigt wurde, da er das Heirathen als eine erlaubte Sache annahm, und ihr eher dazu, als davon abzurathen schien.

Sollte dieß nicht, in Parenthesi gesagt, unsern Lesern einen kleinen Blick in die Übertreibung unsrer heutigen Geisterseher verschaffen, die schlechterdings Enthaltung vom zweyten Geschlecht als ein Hauptingrediens und Recept Geister sehen zu können, betrachten, und vielleicht ist diese Enthaltsamkeit oft gerade dasjenige, was sie von uns zurück hält.

Doch wieder zu unsern schönen Fürstinnen. Libussa schien wirklich entschlossen zu seyn, zeitlebens Jungfrau zu bleiben, und wir können nicht wissen, ob sie dieses nicht etwa schon auf Speculation der künftigen Regierung gethan; denn wenn es möglich war, daß ein Weib zur Herrscherinn gesetzt würde, so hatte doch das Volk schon Proben ihrer Verständigkeit gesehen.

Aber wie man zu den Zeiten alles sehr pünctlich und genau in Ansehen des guten Gewissens nahm, so waren auch weder Libussa, noch Krok einen Schritt gegangen, für sie etwas zu thun. Er hatte das Reich von den Göttern erhalten, und so wollte er es auch den Göttern überlassen, ob sie es seinen Nachkommen, oder einem andern zuwenden würden.

Zwar hatte er an Vorzenens Prophezeyung eigentlich eine Vormauer, die ihn für alles schützen sollen; denn sie haben seinem Stamm die Nachkommenschaft zugesagt. Aber wie konnte er wissen, was im Rathe der Götter beschlossen, und wie etwa Vorzena damahls mit zu viel Vorliebe für ihn geredet, da sie jetzt nicht wieder sich bey ihm blicken lassen.

Aber die Bescheidenheit Libussens war allerdings auch zu loben, da sie ihrem Vater,

der seit Rivas Tode doch kränklich und alt ward, nie auch nur ein Wort davon sagte, daß sie seine Nachfolgerinn zu werden wohl wünschte. Auch gefiel Kroken das so wohl, daß er auf seinem Todbette noch zu ihr sagte: Libussa, ich weiß gewiß, deine edle Bescheidenheit und dein Herz werden die Götter nicht unbelohnt lassen.

Kascha hatte bereits ein geheimes Liebesverständniß mit einem gewissen Biwoy aus dem Geschlechte der Stroffen, einem starken ansehnlichen Mann; allein es war nichts wieder Zucht und Ehrbarkeit. Auch war es noch nicht so weit, daß beyde sich gegen einander erklärt. Nur wenn Biwoy, der eine große Strecke von Pfary weg wohnte, einmahl dahin kam, dann sah Kascha mehr auf ihn, als auf andere Männer, und Biwoy sah auch mehr auf sie, als andere Dirnen. Ihre Augen wendeten sich indessen noch von einander weg, wenn sie von ungefähr sich begegneten, und ihr Erröthen zeigte ihre Unschuld. Freylich kam Biwoy seit dieser Zeit viel öfter nach Pfary, als er ehedem zu thun gewohnt gewesen, und besuchte auch Kroken immer, und erkundigte sich seines Wohlseyns. Aber nie hatte er doch das Herz, bey Kroken um diese Tochter anzuhalten; denn Kroks Töchter hielt man so hoch, daß sie zur Ehe zu begehren niemanden einfiel, weil man glaubte Krok würde

ſie ſchon ſelbſt geben, denen er ſie zugedacht.

Um dieſe Zeit fand man ein Mägdlein von einem halben Jahre in einem Gebüſche, und niemand wußte, wem das Mägdlein war. Man trug es daher in Kroks Schloß Pſary, und wollte bey Kroks Töchtern ſich erkundigen, was mit dem Kinde anzufangen.

Kaſcha und Tetka waren nicht zu Hauſe. Libuſſa, die allein da war, nahm das unſchuldige Würmlein auf die Arme, herzte und küßte es, und ſagte, ſie wolle es behalten, ſie wolle für dieſelbe ſorgen, und es ſolle einſt ihre erſte Dienerinn werden. Sie hieß ſie Wlaſta.

Alle die zugegen waren, freueten ſich dieſer edlen Großmuth, lobten ſie deßwegen, und prophezeyeten ihr viel Gutes. Als aber Tetka von ihrem Spaziergange zurück kehrte, ſah ſie der kleinen Wlaſta ſcharf ins Angeſicht.

„Und was," ſagte ſie, „wollteſt du mit dieſer Kleinen machen?"

„Ich will ſie mir erziehen, zu meiner erſten Dienerinn, damit ſie mir recht treu ſeyn möge, weil ſie dann Leben, Erziehung und Freundſchaft mir zu danken hat."

Tetka ſprach: „Du wirſt ſie dir zur Dienerinn erziehen, und ſie wird dir treu ſeyn; allein wenn ich, als Schweſter dir rathen ſoll, Libuſſa, ſo verſorge ſie nicht bey dir, an einem andern Orte. Es ſteht Verdruß in ihren

Mienen, den nicht du tragen wirſt, den andre tragen werden."

Libuſſa hielt viel auf Tetkas Vorſtellungen, doch ihre Liebe ſiegte, und ſie ſagte, ſie wollte ſie behalten. Nicht lange darnach kam Kaſcha zurück. Kaſchen wurde das Kind gezeigt. Auch ſie ſah ihm ſtarr ins Geſicht und ſagte: „Was willſt du mit dem Kinde?"

„Libuſſa war ob der zweyten Frage ſchon etwas empfindlich."

„Zum Manne will ich mirs erziehen, damit es ſich und mich vertheidigen könne."

„Ja, ja," erwiederte Kaſcha, „das Kind wird zum Manne werden, und den Männern genug zu ſchaffen machen. Gib es lieber weg. Du kannſt es ſo verſorgen."

Aber der Götter Willen läßt ſich nicht brechen, dachte Tetka, und wie ſie dachte, ſo war es. Denn Libuſſa bath ſie, ihr nichts Unangenehmes weiter von dem Kinde zu ſagen, weil ſie es doch nicht wiſſen könne.

Indeſſen nahm Kroks Schwäche zu, und wechſelsweiſe wachten die Schweſtern an dem Krankenbette. An einem Abend waren ſie alle drey da, und fragten und kümmerten ſich um ihn.

„Er wird bald ſterben," ſagte Kaſcha; „o! wir ſind verwaiſ't."

„Und Libuſſa wird ihm folgen," ſprach Tetka.

„Das gebühret den Göttern zu entſcheiden." erwiederte die beſcheidne kommende Regen-

tinn, „und verſicherte noch, ſie würde nie ihren Schweſtern vorgreifen."

Krok erwachte von einem Schlummer, der nur wenige Minuten gedauert, und unterbrach dieß Geſpräch. Er ſagte jene Worte zu Libuſſen, die ihm zu trinken reichte, und verſchied.

Das arme verwaiſ'te Kleeblatt war außer ſich. Ihre Thränen, ihre Klagen ſtiegen laut zum Himmel auf. Alle Diener Kroks miſchten ſich bald hinein, und in wenig Stunden war die Nachricht rund umher erſchollen. Alles lief herbey in lautem Jammer. Alles zeigte die lebhafteſte Theilnahme, alles war beſtürzt und außer ſich. Man hatte Kroken ohne Maß geliebt. Niemanden hatte er Unrecht gethan. Niemand war, der ſeinen Zorn empfunden. Nur ein Mord war in der ganzen Zeit ſeiner Regierung unter ſeiner Dienerſchaft vorgefallen. Gegen ihn war auch nicht ein Menſch aufgetreten, der geſagt hätte: du könnteſt beſſer regieren, als du es thuſt, und er iſt gewiß der einzige Regent der Erde, der da ſagen konnte, er habe keinen Feind.

Es war kein Wunder, daß das Volk Anfangs bey einem ſo großen Verluſt an ſeine Töchter nicht dachte. Dieſe ſtanden ja ſelbſt da, und ſagten, wer wird uns Vater ſeyn? und riefen die Götter um Hülfe an, und fühlten den Verluſt tief im Herzen, der ſie frey-

lich am nächsten traf. Man sprach ziemlich laut, daß nach Kroken niemand im Lande zu finden wäre, dem man die Regierung anvertrauen könnte.

Drey Täge noch klagte alles um ihn her, es waren Tage allgemeiner Betrübniß. Ein schrecklicher Auftritt jagte den andern; denn immer kamen neue Menschen, und jammerten, lauter redende Beweise, wie sehr geliebt und geschätzt Krok gewesen war — lauter neue Wunden für seine Töchter, die nun einzusehen anfingen, was sie an ihm verloren. Manche waren außer sich, rauften sich die Haare aus, kratzten sich die Gesichter blutig, wütheten über den entsetzlichen Raub, an ihnen begangen.

Am vierten Tage ward er abgeführt, auf das Feld wo Czech begraben lag, und wo man auch bereits seine regierende Frau Niva begraben hatte.

Es war der dritte, den dieser Steinhaufen deckte, man opferte ihm große Gaben, und trug groß Leid. Nie waren noch so viel Menschen auf diesem Felde versammelt gewesen, selbst bey seiner Erwählung nicht; denn da gabs ihrer noch, die ihn haßten, die aber nachher seine Freunde wurden, weil er sie so gelinde regierte, und glimpflich mit dem Verbrechern selbst erfuhr.

Hier weinte man sich noch ein Mahl aus, und brachte seinem guten Regenten die letzten

Herzensopfer. Dann wurde auf dem Steinhaufen ein Feuer angezündet, und sein Kleid den Göttern als das letzte Opfer dargebracht.

VIII.

Die Schwestern vor des Volks Entschließung.

Kascha aber, Tetka und Libussa schlossen einen ganzen Monath sich mit ihren Dienerinnen in ihr Schloß ein, und ließen niemanden vor sich. Sie beschäftigten sich hier mit Weinen, und Erzählungen von ihres Vaters guten Eigenschaften wechselten mit den Thränen ab. Sie riefen sich all die Liebe und Zärtlichkeit zurück, die er gegen sie gehabt hatte, und dabey kamen dann wieder alle Eigenschaften ihrer Mütter und Pflegemütter mit hervor. Da deren so viel waren, da sie sich jetzt so manches aus ihren Jugendjahren noch erinnerten, was sie einander nicht erzählt, so verfloß die Zeit sehr geschwind, und sie würden noch einen Monath sicher im freywilligen Gefängniß geblieben seyn, wenn das Volk sie nicht ersuchen lassen, ihrer Trauer nun ein Ende zu machen, und sich des Volks wieder anzunehmen, was sie so lange verlassen.

Die drey fürstlichen Töchter überlegten nun, was sie thun sollten. Allein Libussa trat gleich auf' und sagte: was mich betrifft, ich könnte

gern Zeit meines Lebens trauren; denn ich bin niemanden mehr Nutz. Allein du, Kascha, mußt deine Kunst nicht vergraben, die so nützlich ist, und Teika, welcher Offenbarungen geschehen sind, die diesem Volke viel Unterricht in der Verehrung ihrer Götter schaffen können, muß sich dem edlen Zwange nicht entziehen. Laßt mich in meiner Einsamkeit, und gehet euren Pflichten nach.

Beyde aber thaten einen Eid, nicht eher die Freyheit anzunehmen, als bis Libussa ebenfalls dem Volk sich zeigte, und ihm seine Dienste antrüge.

Sie mußte folglich; und von dem Augenblick an, wurde es bey ihnen nicht mehr leer.

Zu Kascha kamen alle, die sich eines Raths erhohlen wollten, es mochte auch jetzige, künftige oder vergangene Dinge betreffen, wie sie es denn vorher schon gethan hatten, nur mit dem Unterschiede, daß sonst viele zu Kroken selbst gegangen waren.

Es wollen zwar Autores behaupten, daß sie bey ihren großen Kenntnissen in der Arzney-und Kräuterkunde auch noch viele Krankheiten durch bloße Worte oder Besprechungen geheilt; allein das war doch immer mit irgend einem Amulet mit einer Berührung oder Streichen verbunden, und war es nicht mehr, so band sie einen seidnen Faden um den leidenden Theil, so daß von dieser Seite

allemahl irgend ein wirkliches Arzneymittel doch angewendet wurde, mit welchem sie die Amulete oder den Faden bestrich, ehe sie ihn umlegte.

Allein einen weit größern Ruhm verschaffte ihr einmahl eine Weissagung, die in Erfüllung [illegible]ieng. Sie hatte nähmlich prophezeyet, daß zu einer gewissen Zeit die Moldau oder Wladawa Fluß sich ergießen würde, hatte die Stellen angegeben, wo er ausgetreten seyn würde, und die Menschen gewarnt, zu der Zeit mit den Ihrigen sich etwas wegzubegeben. Man hatte ihr Folge geleistet, und wie nachher die Sache sich wirklich so verhielt und eintraf, so erzeigte man ihr fast göttliche Verehrung; denn vieler Menschen Leben war doch nur durch sie offenbar gerettet.

Die zweyte Sache, wodurch sie sich großen Ruhm erwarb, war ihr Betragen, da man von ihr zu wissen begehrte, wer Herrscher werden würde. So ichs euch sagte, sprach sie, würdet ihr mich schelten, als ob ich euch vorschreiben wollte. Allein das wißt, ihr werdet nicht wählen.

Sie verstanden das damahls nicht, aber sie bewunderten ihre Standhaftigkeit, daß sie sich als älteste Tochter des verstorbenen Regenten nicht vorgeschlagen.

Tetka hatte der Geschäfte noch mehr als sie. Ihre Kenntniß vom allsehenden, allwissenden

Auge durfte sie freylich nicht laut werden lassen; denn ausdrücklich war ihr gesagt, daß diese Entdeckung für eine andere Epoche bestimmt sey. Allein sie konnte doch das, was ihr lichter Geist zu offenbaren ihr erlaubte, dem Volke bekannt machen.

Sie fing daher ihren Unterricht damit an, daß sie dem Volke bewies, Stein, Holz, Korn, Früchte, Bäume wären todte Wesen. Wenn sie von diesen also ihr Leben auch fristeten, und die Wohlthaten empfängen; so sey doch dieses todte Wesen es nicht, was ihre Verehrung verdiene. Sie sollten sich daher unter jedem Bilde, welches sie auf einen Altar im Hain, oder Feld oder Wohnung versetzten, ein lebendiges Wesen denken, welches durch dieses todte ihnen die Wohlthat schenkte, und so sollten die, die durch die Erde vermögend würden, in ihren Bildern die Erdgötter anbethen, die aus Wäldern ihren Reichthum nähmen, die Waldgötter, andere den Göttern der Gebrige, den Wassergöttern andere dienen, je nachdem sie ihre Nahrung erhielten. Denn es sey nicht genug, zum Steine zu sagen, dir dank ich, sondern man müsse wissen, wem man danke, und todten Körpern nicht den Dienst erweisen, da sie schlechter sind als Menschen, als denen Seelen zu Theil geworden, und deren Wohlthäter noch bessere Seelen haben müssen.

Sie brachte dadurch den Gedanken in die Menschen um sie her, daß nicht die todte Erde ihnen gebe, und legte die ersten Funken einer Überzeugung von Gott in sie, die nachher immer weiter sich ausdehnen ließ, und mit der Zeit Vollkommenheit gebar.

Mit den Geistern setzte Telka aber ihre Unterhaltung fort. Sie brachte es so weit, daß sie sich bis zu des Menschen Seele dachte, durch den sie einem andern etwas entdecken, oder ihn irgendwo zu bringen zu können glaubte, so daß sie dieser Seele eine Eingebung mittheilen, auf ihren Geist zum Treiben wirken konnte; bis er dem dritten das gesagt, hatte er dann keine Ruhe.

Durch dieses Mittel war sie im Stande, der Menschen Handlungen zu bestimmen. Wenn es denn von dem einen hieß, er würd dieses oder jenes thun, so sagte Telka, sie zweifele sehr, und mittelerweile machte sie sich zur Übereinstimmung mit dessen Geiste fertig, gab ihm all das unangenehme an die Hand, was aus seines Freundes Mißschritten erfolgen würde. Dieser stellte ihm denn das auch aus dem besten Herzen vor, und war der Mensch ein wenig gut, so unterblieb's.

Natürlich mußte es ihr, wenn sie sich mündlich einließ, als eine Zudringlichkeit ausgelegt werden, und selbst dem Menschen die Eingebung zu machen, that sie deswegen nicht.

weil sie eines Theils wußte, eines Freundes Rath wirke mehr, als Selbstüberlegung, und theils, wenn man schon gewarnt ist, man sich vor dem üblen Ausgang einer Sache weit mehr fürchtete.

Libussa aber ward am meisten überlaufen; denn der größte Theil von ihres Vaters Regierungsgeschäften traf sie.

Allein wie klug nahm sich die gute Libussa dabey? Man fragte sie, wie man dieses oder jenes machen sollte? Man fragte sie, wie dieser oder jener zu bestrafen wäre? Man fragte sie, auf wessen Seite das Recht sey, und was in einem oder dem andern Falle billig wäre?

Niemahls antwortete sie: Macht es so — oder: Den müßt ihr so bestrafen; oder: Der hat Recht, und jenes ist billig!

Nein! sie hatte alle Mahl eine Antwort aus den Zeiten ihres Vaters bereit: Hierzu sagte mein Vater folgendes — Die Strafe war in jenem Fall diese. Bey einer ähnlichen Streitsache entschied mein Vater so — Krok hielt es billig, wenn es so gemacht wurde.

Es war außerordentlich, welche Wirkung diese Klugheit Libussens auf alle machte, und wie man sie deßwegen schätzte und ehrte.

Sie war auch darin sehr discret, daß wenn etwas vorkam, wovon sie glaubte, ihre Schwe-

ſtern könnten eher Anſpruch darauf machen, ſo wies ſie es zu ihnen.

So gingen vier Monden noch hin, in denen man kaum merkte, daß man den Regenten verloren; denn ſeine Töchter thaten alles, was er gethan.

Doch endlich dachten viele in dem Volk, es dürfe doch nicht ſo bleiben, und man müſſe wenigſtens die Regierung feſt ſetzen, weil jeder in der Folge ſonſt auftreten, und ſagen könnte: Ich will Fürſt ſeyn.

Fünf volle Monathe nach Kroks Tode, ward daher beſchloſſen, eine allgemeine Verſammlung zu halten, und wegen eines neuen Regenten in derſelben überein zu kommen.

Jedoch wurden die Töchter Kroks hierzu nicht eingeladen. Denn ein Mahl waren die Vornehmſten einig, aus ihnen ſollte die neue Regentinn gewählet werden, und dann ſo konnte man doch wegen ihrer bekannten Beſcheidenheit ihnen nicht gut ſo den Antrag thun.

Der erſte Punct fand keinen Widerſtand. Es war nicht einer, der nicht etwas zu einer von der Schweſtern Beſten zu erzählen wußte, nicht einer, dem nicht eine von ihnen, ein Mahl einen Dienſt gethan. Der rühmte die, der andre jene.

Alſo eine mußte es werden, es war zur Wahl kein andrer vorgeſchlagen. Zwar wollten die meiſten, alle drey ſollten zuſammen re-

gieren. Viele aber waren dawider, und so ging dieß Mahl die Versammlung aus einander.

IX.

Die schwesterliche Liebe.

Beysammen saßen Kascha, Tetka und Libussa, als dieß im Volke vorging, und sie hätten ihrer Wissenschaften nicht müssen Meister seyn, wenn sie nicht gewußt hätten, was vorging.

„Man wählt uns zu Regenten, sagte Tetka."

„Man kann nicht einig werden — welche man nehmen soll" — Libussa —

„Man sollte ohne Frage unsre jüngste Schwester wählen, weil sie allein regieren kann, schloß Kascha."

Libussa stand auf, nahm beyde bey der Hand, und sagte: „Ihr habt mich zu lieb — Nehmt meinen Dank dafür." Allein das Volk soll wählen. Wählen sie eine von euch, so stehe ich ihr bey, als ob sie mich selbst gewählet hätten. Laßt damit es gut seyn.

„Allein damit sie sehen, daß wir alles wissen, so laßt uns morgen sie vorrufen, und ihnen sagen daß sie wählen sollen; denn thun wir das nicht: so setzen sie Zweifel in unsre Kunst.

Libussa hatte Recht, und beyde gaben ihr Beyfall. Kascha mußte sich entschließen, die Rede an das Volk zu übernehmen.

Vorher wurde manches von einer gemein-

ſchaftlichen Regierung unter ihnen geſprochen. Libuſſa hatte ſelbſt den Anfang davon gemacht. „Wir könnten alle regieren,“ ſagte ſie, „allein nur der Sache nach, nicht der Perſon. Nur eine kann den Nahmen der Fürſtinn tragen, und den Befehlen einer kann und darf gehorcht werden. Wir aber unter uns können es verabreden, einander beyzuſtehn. Sie führte Gründe dafür an, deren Wichtigkeit nicht zu verkennen waren.“

„Es könnten doch Fälle kommen,“ ſprach ſie, „in denen wir verſchiedner Meinungen wären, und wenn ſie auf den Einfall kämen, jede beſonders zu fragen; ſo wären wir gezwungen, dem zu widerſprechen, oder von der Ehrlichkeit abzuweichen, der wir uns bisher befliſſen. Auch würde dieſe Verſchiedenheit der Regierung zu Bündniſſen und Partheyen unter dem Volke Gelegenheit geben, und es könnte um unſertwillen am Ende Mord und Todtſchlag entſtehen. Ich, meine Schweſtern, entſage auf dieſen Fall der Theilnahme gänzlich; allein wie ich geſagt, ich helfe gern, wenn man eine von euch wählt.“

Den andern Tag erſchienen die Abgeordneten des Volks im Schloſſe Pſary, und viele des Volks verſammelten ſich um das Schloß. Da gingen die Schweſtern insgeſammt heraus, ſchwarz noch Trauerland für ihren geliebten Vater Krok.

Kascha trat auf eine schnell gemachte Erhöhung, und redete also:

„Ihr Völker Czechs und Kroks! Ihr, die ihr unter dieser beyden Regierung zugenommen habt an Weisheit, zugenommen an Frömmigkeit, zugenommen an allem Edeln, was der Mensch besitzen mag, ihr die ihr in der friedlichsten Regierung dieser beyden euch vermehrt habt wunderbar, seyd uns willkommen!"

„Wir haben, während daß ihr letzthin die Versammlung hieltet, den Göttern unsre Opfer zu dem Ende gebracht, damit wir erforschen wollten, ob wir etwa auch selbst unwissend, euch nützlich werden könnten, und diese Götter haben uns offenbaret, daß ihr euch entschlossen, des Vaters Herrschaft seinen Töchtern zu vertrauen. Allein die Götter wollen nur eine zur Regentin."

„Seht, wir sind Schwestern. Keine von uns neidet die andre. Uns bindet Band der Liebe. Wählt, welche euch gut däucht, und die andern zwey zürnen nicht, lieben euch wie vorher, dienen euch wie ehedem. Nicht wahr, ihr Schwestern, ihr stimmt ein?"

Teika und Libussa bejaheten das, Das Volk schwieg. Kascha ermahnete es, noch ein Mahl zu reden, und zu wählen.

Jetzt trat einer heraus:

„Kroks Töchter lieben wir eine wie die andre. In jeder lebt unser Krok. Jede ist uns gleich, und sie könnten uns alle drey regieren,

ohne daß einer von uns über eine murren würde. Indessen sagt ihr, daß kann nicht seyn. Gut, so wählt selbst. Werft unter euch das Loos."

Er schwieg, und alles Volk fiel ihm bey Wählt selbst; das Loos entscheide; und morgen müssen wir erfahren, wer uns beherrscht.

Libussa wollte noch vom Recht der Erstgeburt etwas erwähnen; allein sie war überstimmt. Alles Volk verlor sich, um sie eine Sache ausmachen zu lassen, wodurch man keine kränken wollte. Gegen Abend kamen die drey Schwestern wieder zusammen. Kascha fing an zu reden: „Nun ist es uns überlassen, zu wählen, und meine Stimme geb' ich Dir, Libussa."

Tetka. Und ich die meinige; so ist der Streit entschieden. Die mehrern gelten.

Libussa. Ich weiß nicht, was ihr wollt. Ich lasse mich nicht übertäuben, daß Loos entscheidet.

Kascha. Libussa! Höre mich, und dann rede. Schon letzthin wollten wir dir sagen, daß du allein geboren bist, um zu regieren. Bey unserm Vater auferzogen, mit seiner Denkungsart nicht bloß bekannt, sondern auch von ihm angehalten, ihm in den Richtersorgen beyzustehen, weißt du, was Recht und gut ist — kennst so zu sagen, jeden deiner Unterthanen, weißt mit wem gelinde, mit wem

ſtrenge umzugehen iſt. Und wir, was wiſſen wir davon? Was bleibt uns für ein Mittel übrig, als immer nur zu dir zu gehen, und deinen Rath uns zu erbitten, und ſo wird uns das doppelt ſchwer, was dir ſo leicht iſt, was du ſchon vier Monath gezeigt, was auf unſere Schultern zu nehmen, die größte Thorheit, und wenigſtens ein Zeichen unſerer ſehr geringen Weisheit ſeyn würde.

Tetka. Hierzu noch mußt du bedenken, daß die Götter ſelbſt gleichſam ſchon unſern Plan begünſtigt haben. Jede von uns beyden hat ihre Lieblingsſache ſchon geübt, iſt darin ſchon anerkannt, und müßte nun vielleicht wieder dieſes Werk nachlaſſen, und um ein neues zu erlernen, neue Zeit und Mühe verſchwenden. Nein, Libuſſa, laß unſre Schweſter Kaſcha ihre Kranken heilen, den Bedrängten beyſtehen, und die belehren, denen an der Zukunft Dingen liegt. Laß mich dich ferner unterrichten, die von der Götter Weſen und Werk keine Begriffe haben, die in den Tag hinein leben, ohne ſich um Zukunft zu bekümmern, und den Stein für ihren Gott, daß Holz für ihren Wohlthäter, und das Waſſer für ihren Erhalter anſehen. So ſtiften wir alle Nutzen.

Libuſſa. Ich erkenne eure Liebe mit Dank; doch kann ich nicht in dieſen Vorſchlag willigen. Der Menſchen Gedanken ſind unbeſtän-

dig, pflegte unſer Vater Krok zu ſagen. Heut oder morgen könntet ihr euch eines beſſern belehren, könntet finden, daß es angenehm ſey, als Herſcherinn ſich verehren zu laſſen, und von allem Volk Fürſtinn genannt zu werden. Dann würde es vielleicht in eurem Herzen gegen mich nicht mehr ſo gut ausſehen, als ehedem. Bey jedem Fehler, und ſchwache Menſchen fehlen immer, bey jedem Fehler alſo, den ich machte, würdet ihr, wenn ihr auch euren Tadel aus ſchweſterlicher Liebe nicht laut werden ließet, doch innerlich denken, daß ihr das beſſer gemacht hättet, und es würde eine Art von Zurückhaltung unter uns entſtehen, die mich kränkte. Wenn mir das Volk eine beſondere Ehrenbezeugung erwieſe, ſo könntet ihr doch wohl den Gedanken nähren: So könnten wirs vielleicht auch haben, wenn wir, wie das Volk es wollte, gelooſet hätten.

Selbſt das Volk, wenn es erführe, wie leichtſinnig ich mich hierzu bereden laſſen, könnte glauben, ich ſey nicht die rechte ihnen beſtimmte Regentinn. Durchs Loos hätten die Götter entſchieden, hier ich. Sie thäten mir wohl gar die Schmach noch an, und nähmen mir wieder die mir erſt gegebene Würde. Nein! Kaſcha! Tetka! ohne Loos nehm ichs nicht an.

Kaſcha. Du ſprichſt mit vieler Klugheit, Libuſſa, und dieſer Weisheit wegen ſchon ver-

dienſt du bewundert und Regentinn zu werden. Du betrachteſt mit einer dir nur eignen Verſchlagenheit jeden Fall, der vorkommen könnte, um dich ganz ſicher zu ſetzen. Allein du rechneſt wenig auf deiner Schweſtern Ehrlichkeit Und Gutmeinen. Wir wollen uns darüber zufrieden geben, ob wir gleich hoffen, Kroks Ausſpruch ſoll nicht ſeine Töchter betreffen, da ſein Blut ihn ihnen wallt. Allein nun loß mich dir auch einmahl etwas ſagen. Wir drey ſind hier alles in allen. Uns haben die Götter aus dem Munde des Volks die Macht übergeben, unter uns alles feſt zu ſetzen. Der Götter Austheilung unſerer Fähigkeiten liegt vor uns. Dawider läßt ſich nichts einwenden. Wir wiſſen, wozu wir zu benutzen ſind, und du Libuſſa, kannſt gegen deinem Beruf zum Regieren nichts einwenden. Wenn nun, Libuſſa! wenn nun die Götter zürnten, daß wir, die wir weiſe ſeyn wollen, die uns gegebne Weisheit verlachen, wenn ſie zur Strafe, daß wir da noch loſeten; wo ſie ſo offenbar gewählt, das Loos auf eine von uns fallen ließen, und das Volk dadurch verloren ginge.

Tetka. Und im Geiſte ſeh ichs, trübe Zeiten werden kommen, wo nur Libuſſens Weisheit durchzudringen fähig ſeyn wird. Die Zeit der Einigkeit unſerer Völker hat ſchon zu lan-

ge gewährt. Uneinigkeit wird unter sie sich schleichen, sie werden Kriege haben, und ich sehe, daß nur Libussens Klugheit Einrichtungen machen kann, die das Unglück wegwenden. Ich sehe dich im Bilde, als einen fruchtbaren Baum, Libussa, und mehr zu sagen, was ich sehe, verbiethet ein göttlicher Schleyer.

Libussa. Wenn dem so ist, so werden auch die Götter dem Looſe beystimmen. Auch ich, meine Schwestern, bin in diesen Augenblicken nicht von Begeisterung von oben her frey. Es ist mir, als wenn ich die Gegenwart höherer Wesen fühlte, auch ist mir, als wenn das Blut der Herrscher Böheims in meinen Adern wallte; allein es zieht mich auch unwiederstehlich dahin, daß ich looſen soll.

Tetka. Nun so helft uns, ihr Götter! stehe du mir bey, Elihu!

Kaum hatte Tetka den Nahmen ausgesprochen, so stand Elihu da. Wie freue ich mich, fuhr sie fort, dich zu sehen. „Sage mir, weißt du der Götter Willen, und sollen wir um das Fürstenthum looſen."

„Loo'se," sprach er; „denn was die Götter bestimmen, das steht nicht in der Menschen Macht zu ändern. Kein Loos kann da etwas ausrichten. Es fällt, wohin ihr Wink es leitet. Es trifft die, welche sie bestimmt, es trifft Libussen.

Teika wurde auf einmahl heiter. Das bemerkten nicht allein die andern, sondern sie sahen auch wohl, daß jemand mit ihr war; allein sie trauten sich nicht, sie zu unterbrechen. Sie hörten ihre Fragen, aber keine Antwort darauf. Teika fragte nun Elihu, ob er sich ihren Schwestern nicht zeigen könnte? und er sagte, sie möchte sie darauf vorbereiten.

„Ihr werdet euch wundern," sprach sie jetzt zu ihnen, daß ihr mich reden hört, und doch den nicht sehet, mit dem ich rede. Es ist mein Richtergeist, den mir mein theurer Großvater, nachdem er hundert Jahr und hundert Tage auf dieser Erden gewallet hat, geschenkt. Er verkündigt mir gute Nachrichten, und hat mir auch erlaubt: euch ihn zu zeigen, wenn ihr ihn sehen wollt."

Kascha und Libussa neigten sich voll Ehrfurcht vor Teika; denn ob sie gleich wußten, wie gut sie mit den Göttern stände, so hielten sie doch nicht dafür, daß sie so sichtbar bey ihr sich befänden. Sie bathen sie um einen solchen Blick, der sie von dem Vorzuge überzeugen würde, in welchem sie bey den Göttern ware.

„Elihu! zeige dich ihnen", sprach Teika, und in liebenswürdiger Jünglingsgestalt mit einem weißen glänzenden Gewande sahen sie ihn, doch aber nur einen Augenblick. Von der Zeit an vermehrte sich die Achtung beyder für Teika, die

erſt dadurch ein wenig gefallen war, daß ſie die Ehe ſo begierig vertheidigte, und ſich erklärt hatte, ſie würde bey der erſten Gelegenheit dazu heirathen. Allein wir werden in der Folge ſehen, was ſie abhielt, daß ſie noch lange wartete, und die zuletzt verehlichte unter ihnen dreyen ward.

Libuſſa war nicht neidiſch auf ihre Schweſter. Allein ſie war eines heiligen Temperamentes, und ihr Verſtand ſo reif, das ſie jeden weſentlichen Vorzug von der rechten Seite betrachtete. Wie konnte es ihr daher entgehen, daß Tetka ſo ſehr über ſie hinweg ragte.

Sie ſagte auch gleich: „Nein, Tetka, ſey nicht ferner ungerecht. Du mußt mir eingeſtehen, daß der Vorzug, einen ſolchen Gefährten an der Seite zu haben, größer, weit größer iſt, als der, von Krok die Regierungskunſt erlernt zu haben. Ein ſichtbarer himmliſcher Rathgeber iſt immer ein weit beſſerer, als ein verſtorbener. Denn hier muß ich mit Mühe alles erſt in mein Gedächtniß zurück rufen, was der Vater gedacht und gelehret. Du aber darfſt nur fragen, und du erfährſt, und wirſt zurechtgewieſen. Nicht wahr? Kaſcha, die Regentinn wird das Volk am weiſeſten regieren, die die Götter ſelbſt zur Seite hat. Nimm auf dieſe Wage noch Tetka's andre Kenntniſſe, und wie kann eine glücklichere Regierung ſeyn, als die hieraus entſpringen wird?

Kaſcha war ſehr geneigt, ſich auf Libuſſens Seite zu wenden. Sie hatte ſich vom Staunen noch nicht erhohlt, was der Anblick des Geiſtes auf ſie hervor gebracht.

„Drey Mahl glückliche Tetka!" rief ſie, und denn ſollte ein Strom von Lobeserhebungen folgen, den Tetka aber unterbrach.

„Ihr ſeyd begeiſtert," ſprach ſie, „und habt vergeſſen, daß wenn die Götter die Menſchen ſolcher Gnade theilhaftig werden laſſen, daß denn wir uns nicht überheben müſſen. Ihr denkt wohl dieſer Geiſt ſey mein Diener, er antworte mir auf alles was ich frage, er müßte thun was ich befehle, und meinem Unwillen ſich wohl gar ausſetzen, wenn er nicht gehorcht?"

„Nein, meine Schweſtern und Freundinnen, dieſer Geiſt iſt da, um mich in dem zu unterrichten, wozu ich von den Göttern beſtimmt bin, und in keinem, keinem andern Falle ſteht er mir Rede. Ich werde nie Regentinn, und würde ichs, er würde von mir weichen, das hat er mir ſo eben entdeckt. Indeſſen hat er mir geſagt: wir ſollten auf die Götter bauen. In dieſem einzigen Vertrauen dringe ich nun ſelbſt aufs Looſen."

Libuſſa, ſah, daß hier nicht mehr zu widerſtehen war. Man looſete, und das Loos traf ſie.

„Wenn es den Göttern ſo gefällt," ſprach ſie, „ſo will ich mich nicht länger widerſetzen.

Doch, Schweſtern, gebe ich euch die heiligſte Verſicherung — nie, nie ſoll eine von euch mir unterworfen ſeyn. Ich werde euren Rath recht oft begehren."

Daß Libuſſa ihre Schweſtern liebte, herzlich liebte, dawider läßt ſich wohl nicht leicht etwas einwenden; daß ſie aber, da ſie wahrſageriſche Kenntniſſe ſelbſt hatte, ſchon gewußt, daß es ſo mit ihr kommen würde, und daß ihr Sträuben Wirkung der Politik war, von der wir in der Folge noch ſo merkwürdige Züge finden, das ſcheint uns eben ſo ausgemacht.

X.

Die Wahl.

Am andern Morgen vor Tagsanbruch hatten alle drey Schweſtern bereits das Schloß Pſary verlaſſen, und waren jede an ihren Lieblingsort gegangen, um daſelbſt ihre Andacht zu verrichten. Kaſcha hatte eine finſtere Höhle im Walde, die ſie alle Mahl mit dreyzehn Lichtern erleuchtete; denn ſie glaubte dreyzehn verſchiedene Erdgötter hätten ſie in ihren Schutz genommen, und dieſen dreyzehn Gottheiten opferte ſie dieſes Mahl alles Rauchwerk, und verbrannte in dem Feuer, auf welches ſie es ſtreuete, dreyzehn Gewebe von feiner Arbeit, die ſie mit eignen Händen gemacht. Sie ruſte ſie an, daß ſie das Loos

auf ihre Schweſter Libuſſa möchten fallen laſſen, und nicht auf ſie.

„Ihr ſeyd es," ſagte ſie, „denen ich diene; ihr ſeyd es, die bisher allen meinen Unternehmungen Glück und Segen gegeben habt. Ihr ſeyd es, denen ich, der Menſchen Gedanken errathen zu können, zu verdanken habe. Ihr ſeyd es, die mir die verborgenſten Kräfte der Natur eröffnen, die die Kräuter, aus euren Wohnörtern gewachſen, mich kennen lehren, die die Menſchen durch mich heilen, wenn ſie krank ſind. Ich darf nur den Menſchen genau betrachten, ich darf nur ſeine Augen anſehen, ſeine Hände berühren, den Lauf ſeines Bluts mir mahlen in meinem feinen Gefühl, ſo weiß ich was ihm fehlt. Durch wen weiß ich das, und wer iſt der Grund meiner Kenntniſſe, als ihr? Nein, ich will nicht von euch abfallen, ich will nicht, daß ihr ſagen ſollt: wir waren Kaſcha's Beſchützer, ſie aber iſt uns untreu worden, und läuft andern Götzen nach. Sie will lernen, wozu ſie nicht beſtimmt iſt, und was ihr Geiſt nicht kennt."

So ſeufzte Kaſcha, ſo bethete ſie, und da die angezündeten dreyzehn Flammen verloſchen waren, erhob ſich ein ſanftes Säuſeln um ſie, woraus ſie ſchloß, ihr Gebeth ſey erhört.

Tetka ging auch zu ihrem Bethplatz. „O ihr

Götter," rief sie, „die ihr mich das allmächtige Auge sehen lieſſet, das übersieht, was dafern ist, erfüllet um dieses heiligen Auges willen, was ich jetzt von euch bitte. Nehmt von mir eine Last, die zu tragen ich nicht gehalten bin; denn mein Herz würde wanken, und ich mit Schande bestehen. Laßt mich als die einzige Dienerinn eures Dienstes sterben, damit ich noch tausende lehren könne, wie sie euch dienen sollen, und wie sie leben müssen, um eurer Güte und eures Beystandes vergewissert zu seyn. Zwar ihr habt mir euren Willen schon offenbaret; denn Elihu kann ja nicht lügen. Dank euch also — Dankopfer bring ich euch; denn es wäre ungerecht, auch nur einen Augenblick zu denken, ihr könntet nicht halten, was ihr versprochen. Tetka warf hierauf zwey Hände voll Rauchwerk ins Feuer, und es brannte bis zum Himmel hinan; dieses nahm Tetka als ein gutes Zeichen auf. Sie ging sehr beruhigt und zufrieden nach Hause, nachdem sie noch eine merkwürdige Erscheinung gehabt.

Libussa hatte nicht versäumt, ebenfalls ihre Morgenandacht zu verrichten. Sie hatte eine kleine Art Kapelle in einem Holze, denn der meiste Gottesdienst wurde damahls in den Wäldern gehalten, aufbauen lassen; sie bestand aus vier Pfählen, zwischen welchen Stäbe waren, um die schöne Kräuter und

Blumen, ſich ſchlängelten. Der Boden war von Raſen, und an der einen Seite war eine Erhöhung auf welcher das Bild eines Froſches zu ſehen war. Der Froſch war Libuſſens Lieblingsthier, und daher kam es auch, daß ſie nie dieſer Thiere eins tödtete, oder andern zu tödten verſtattete.

Außer dem aber hatte ſie auch noch einen kleinen goldenen Froſch, den ſie beſtändig bey ſich trug. Dieß war ihr wahrſagender Geiſt. So wie ſie ihn vor ſich nahm, ſtarr auf ihn blickte und einige bedeutende Zeichen machte, ſo gerieth der Geiſt der Weiſſagung gleich über ſie. Denn konnte ſie ganze Stunden von zukünftigen Dingen reden, und in einem Zuſammenhange, den man bewundern mußte. Man wird in der Folge Beyſpiele hiervon hören.

Dieß Mahl hatte ſie ihrem Abgotte ein ganz artiges Klümpchen Gold verehrt, weil er ihr von jeher weit freundlicher vorgekommen war, wenn ſie von dieſem Metall ihm brachte. Nachdem ſie lange ſich gerade auf die Raſenbank vor ihm niedergelegt, ſtand ſie endlich auf, und ſprach folgender Maßen:

„O du, der du von jeher mein Freund und mein Beſchützer wareſt, ich bin der Gnade nicht werth, die mir durch dich erwieſen wird. Denn ſo eben hab' ich bey tiefem Nachdenken über den Ausgang des heutigen Tages, mich auf einen erhabenen Stuhl, und

alles mein Volk um mich her gesehen. Wenn es denn der Götter Wille ist, daß ich, als die jüngste, meine Schwestern übertreffen soll, und regieren ein ganzes Volk, so will ich mich darein ergeben. Allein nun bitte ich von dir, gib mir Standhaftigkeit, daß ich mich nie überhebe. Laß mich nie meine Schwestern so betrachten, als ob sie mir untergebenwären, laß mich nie den Geist der Herrschsucht anfechten, sondern nur den der Liebe für meine Unterthanen mich regieren, damit ich von ihnen wieder geliebet werden möge.

Und es traf sich gerade, daß die drey Schwestern, als sie von ihrem Gebeth zurück kehrten, zusammen vor dem Schlosse Pfary anlangten; sie grüßten sich freundlich, umarmten sich, und beschlossen jetzt, da sie alle drey auf guten Wegen gewesen, daß Loos unter sich zu werfen. Sie begaben sich in ein großes Zimmer. Sie hatten den Tag vorher drey Kugeln machen lassen, deren eine mit Gold, die andern mit Silber überzogen waren, und nachdem sie diese in ein verschlossenes Gefäß gelegt und wohl gerüttelt, zogen sie nach dem Alter.

Kascha ergriff eine silberne. Mein Gebeth ist erhört, sagte sie; denn das hab ich mir von den Göttern heute erflehet, daß ich nicht Regentinn würde. Tetka ergriff die andere, und so war Libussen schon alles bestimmt. Auch

Tetka dankte jetzt noch ein Mahl den Göttern und ihrem Elihu. „Als ich heute in meinem Haine bethete," ſagte ſie, „da erſchien mir eine ſchöne weibliche Geſtalt. Ich wollte den Nahmen Elihu ausſprechen, um von dieſem meinem Geiſte Auskunft deßwegen zu erhalten; allein ich konnte nicht. Meine Zunge war gebunden, und meine Seele konnte den Nahmen kaum denken. Eine höhere Macht war ſicher bey mir. Die Geſtalt hatte ein kleines Kind auf ihrem Arm, und ſein Angeſicht warf, ſo wie das ihrige, einen Schein um ſich her."

„Tetka!" rief ſie mit der ſüßeſten Stimme, die man ſich denken kann. In dem Augenblick war mein Herz erhoben, wie es noch nie geweſen war, in dem Augenblick war mein ganzer Körper bloß Seele. Es durchglühte mich ein heiliges Feuer, alles körperliche Gefühl wich von mir. Nie noch war ich in einem ſo ſeligen Entzücken geweſen."

„Himmliſche Geſtalt!" rief ich aus, „was führt dich zu mir? Enthülle dich mir, du Heilige im Himmelsgewande. Laß mich wiſſen, mit wem ich rede.

„Das kannſt du nicht wiſſen. Doch ſo viel wiſſe — du haſt das Auge des Allwiſſenden geſehen, und dein Herz iſt bewogen worden, an ihn zu glauben. Ich komme dich in dieſem Glauben zu beſtärken. Wiſſe ferner, daß nicht drey hundert Jahre vergehen werden, ſo

wird man das Auge, welches du sahest, allenthalben im Lande verehren, man wird mir und diesem Kinde zu Ehren Tempel erbauen, und alle eure Nachkommen werden vor mir niederfallen."

Sie schwieg, und ich fiel vor ihr nieder. Entdecke dich mir näher, Klimba, sagte ich, denn unter diesem Nahmen verehrte ich von jeher die Götter weiblichen Geschlechts. Allein sie sprach, ich sollte mir an diesem genügen lassen, und verschwand.

Das Gesicht hat mich ganz mit Eifer erfüllt, und ich will mir einen Platz suchen, wo ich meiner Göttinn Klimba einen Hain zurichten, und ihr Andenken verehren, und ihr opfern kann; aber hierzu muß meine Schwester Libussa, nun meine Beherrscherinn, mir erst Freyheit und Erlaubniß ertheilen.

Libussa war bis zu Thränen gerührt. „Tödtet mich nicht mit eurer so vorzüglichen Liebe, geliebte Schwestern! O ihr seyd groß gegen mich. Die Herrschaft von sich stoßen, wie ihr, dazu gehören große Eigenschaften. Ihr seyd nicht mir unterthan. Ihr seyd meine Rathgeberinnen. Ihr seyd mir, was ich bin, wenn ihrs auch schon dem Volke nicht seyn könnt. Thut, was ihr wollt, sehr mein Eigenthum als das eurige an, wählet euch Oerter, wo ihr euch anbauen wollt, und ich will alle meine Unterthanen aufbiethen, euch behülf-

lich zu seyn. Meine Schätze sollen auch euch zu Diensten stehen."

Sie umarmte hierauf beyde, und wie die Schwestern so der Eintracht pflegten, trat Libussa's Dienerinn, die sie als Waise aufgenommen hatte, herein, und verkündigte ihnen, das Volk nahe sich dem Schlosse zu ganzen Scharen, um zu wissen, wer ihre Gebietherinn sey.

„Ach," rief Libussa, „die jüngste und unverständigste unter uns."

Wlasta, die schon lange die Idee genährt hatte, niemand als ihre Gebietherinn, denn sie war Libussens erste Dienerinn, sollte und könnte Regentinn seyn, die schon lange unter dem Volke eine kleine Vorliebe für sie anzetteln wollen, welches ihr aber nicht gelungen; denn die damahligen Bewohner Böheims waren noch nicht zu Factionen geneigt, und gingen gerad und offen zu Werke, stand vor Verwunderung und Freude, aber auch vor Erstaunen, wie ein todtes Bild da.

Endlich sagte Libussa: „nicht wahr, meine liebe Wlasta," du wunderst dich bas, daß ein so unverdientes Glück deiner Gebietherinn aufstößt, daß sie vor ihren ältern und verständigern Schwestern einen solchen Vorzug erhält. Allein ich will dir eröffnen, warum das geschehen ist; denn die Götter haben große Gnade gegen mich, und offenbaren mir Dinge,

die in der Zukunft Zeiten geschehen sollen. Sie haben beschlossen, Kascha und Tetka, meine theuern Schwestern, von dem Amte des Volksbeherrschens zu befreyen, damit sie thun sollten, was mehr als herrschen ist. Befreyen von Ungemach und falschen Glauben, sollen sie das Volk. Kascha ist bestimmt zu heilen ihre körperlichen Gebrechen, Tetka bestimmt ihre Seelen zu unterrichten, ich ihre Zänkereyen zu schlichten, und Ordnung unter ihnen zu erhalten.

„Wichtiger ist ihr Amt, als das meinige, und ohne ihren Rath könnte ich es nicht einmahl vollbringen. Ich muß euch bitten, liebe Schwestern, mir zur Seite zu bleiben. Mich nie zu verlassen, müßt ihr mir versprechen, denn von eurem Daseyn hängt meine Glückseligkeit ab." Sie hielt inne.

War Wlasta vorher erstaunt gewesen, so war sie es jetzt noch mehr. Doch ihr Schweigen brach sich; denn sie sah ein Ungewitter sich auftthürmen, welches ihren Planen ganz zuwider war. Sie war von der feinsten Denkungsart, das heißt eine von den seltnen in damahligen Zeiten, die durch das Drehen einer Sache ihr einen ganz andern Anstrich zu geben wußte, als sie wirklich hatte, die den Mantel nach dem Winde drehete. Sie hatte gehofft, bloß nach ihrem Rath und Willen sollte es gehen, wenn Libussa zur Regierung käme, und nun sah sie zwey Rathgeberinnen, die,

weil sie ihr die Regierung abtraten, freylich ihr ganzes Herz in Händen behalten mußten. Sie hatte auch nicht erwartet, daß so still dieser Streit abgehen sollte, sondern sie war schon so weit gegangen, daß sie falsche Gesichte vorgeben wollte, nach welchen Libussa von den Göttern zur Regentinn bestimmt wäre. Um also wenigstens das Schlimmste zu verhindern, redete sie, wie folget: „O ihr glücklichen drey Schwestern, die ihr von den Göttern geliebet, und von den Menschen geschätzt werdet, ihr seyd werth, daß man euch gleich Göttern ehrt! Welch ein Opfer der beyden ältern, daß sie der jüngsten überlassen eine Regierung, die so glänzend ist! Welch eine Bescheidenheit der jüngern, daß sie sich derselben unwerth hält, und nur nach dem Rathe der älteren regieren will! Ich sehe die Größe eurer Handlungen ein. Allein edle, große, liebenswürdige Schwestern, hört den Rath einer Dienerinn, die die Götter nicht ganz verlassen haben, sondern auch ihr zuweilen sich offenbaren. Daß ihr unter euch wißt, ihr wollt gemeinschaftlich regieren, das ist gut. Allein das Volk darf dieses nicht wissen. Das Volk will keine gemeinschaftliche Regierung; es will eine einzige; es will eine unter euch zur Regentinn. So bald Libussa die Erklärung thut, daß ihr ihre Rath-

geberinnen seyn sollt, Kascha und Tetka, so werden sie vielleicht anfangs des Entschlusses wegen Libussa hochpreisen; allein, wenn sie ihre Regierung angetreten, wird sie bald gewahr werden, welche Unordnungen erfolgen. Die, welche glauben, sie thut ihnen Unrecht, da sie doch nicht zweyen Recht sprechen kann, werden auftreten und murren, und sprechen: das that sie auf Angeben der Kascha, oder der Tetka. Vor sich hätte sie das nicht gethan. Oder sie werden dazu reizen, sie zu hassen, und werden sagen, was will sie urtheilen. Ihre älteren Schwestern verstehn es besser, wir wollen zu ihnen gehen. So wird es Zwietracht seyn; sie wird herrschen und wird nicht herrschen; sie wird geehrt und verachtet seyn. Also rathe ich, dem Volke nichts von dem merken zu lassen."

Libussa tadelte zwar Wlasta, daß sie sich unterfinge, solche Vorschläge zu thun, allein Kascha und Tetka fanden alles das sehr gut angemerkt, und versicherten nun Libussen, wenn sie eines Worts dieser unter ihnen abgemachten Sache Erwähnung thäte, würden sie ihr Land verlassen, und ein anderes sich zum Aufenthalte wählen, wodurch Libussa so erschreckt wurde, daß sie in alles willigte.

Man war also nunmehr einig. Kascha und Tetka umarmten die neue Fürstinn, und

versprachen ihr zuerst unbedingten Gehorsam. Wlasta, der dieses Schauspiel unendliche Freude machte, beugte ihre Knie vor beyden, und küßte ihre Hände. Aber ihrer Gebietherinn Füße benetzte sie gar mit Thränen; denn ihre Freude, ob sie gleich aus einem bösen Grunde entsprang, war doch sehr groß, und innerlich glaubte sie auch schon über die zwey Schwestern gewonnenes Spiel zu haben.

XI.

Libussa zum ersten Mahle als Regentinn vor dem Volke.

Alles Volk war vor dem Schlosse versammelt, und wurde schon etwas unruhig, als sich die Ankunft der drey Fürstinnen so lange verzog. Aber die Altesten unter ihnen ermahnten sie, sich zu beruhigen; denn die drey Schwestern würden die Götter zu Rathe ziehen, welcher von ihnen das Regiment zugedacht sey.

Endlich traten sie hervor, und Libussa war die erste.

Gleich rief einer aus dem Volke: „Libussa, du trittst voran, und deine Schwestern folgen. Du bist unser Oberhaupt."

Libussa winkte ihm, zu schweigen. Wlasta aber, nebst einer andern Dienerinn Libussens, trugen den Sessel, auf welchem Krok Gericht

zu halten pflegte, setzten ihn vor dem Volke nieder, und Libussen darauf. Kascha und Teika, ihre Schwestern, traten ihr zur Seite. Jetzt erhob sie ihre Stimme, welche anmuthig war, und jedermann bezauberte: „Du Volk Kroks! welches mein Vater liebte, und welches ich liebe, höre mich, und höre die Götter durch mich. Ihr habt gewollt, daß eine unter uns des Vaters Stuhl einnehmen, und auch regieren soll. Meinen ältern Schwestern, denen diese Ehre gebührte, sind von den Göttern andre Aufträge zu Theil worden, und ich bin von ihnen erlesen, eure Beherrscherinn zu seyn. Die Götter haben sich mir selbst offenbaret. Sie haben mir das Versprechen gethan, so ich nach ihren Willen keusch und recht lebe, so wollen sie mich stets lehren, was des Volks Wohl ist. Des Volks Wohl aber ist mein Wunsch und mein Wille. Ich werde den Göttern gehorchen. Wollt ihr ihnen gehorchen durch mich? Wollt ihr mir glauben, wenn ich euch lehre? Wollt ihr dem euch unterwerfen, was ich in ihrem Nahmen für Recht spreche?"

Alles Volk antwortete ein deutliches Ja Alle schrien laut: „Libussa ist unsre Fürstinn, Libussa ist von den Göttern uns gesandt! Libussa weiß der Götter Willen!"

„Ich dank euch, meine Lieben," sagte Libussa. „Ich werde nichts thun, was nicht der

Götter Wille iſt. Ich werde keinen unter euch beleidigen, ich werde nie dem Gerechten Unrecht ſprechen. Ich werde ſuchen zu ſeyn die Mutter aller Bedürftigen. Ihr ehrt mich. Dafür opfere ich mich. Mein Leben iſt euch geweiht."

Hierauf traten Kaſcha und Teika zu ihr, und küßten ſie, und nannten ſie ihre Fürſtinn, und gelobten ihr vor allem Volke Gehorſam. Und die Älteſten des Volks thaten ein gleiches, nur daß ſie ſich bloß vor ihr neigten, und Kroks Stab küßten, welchen ſie in Händen hatte.

Das ganze Volk aber frohlockte laut. Und Libuſſa ließ die Vorräthe ihres Vaters Krok öffnen, und bewirthete das Volk, und gab ihnen Speiſe die Fülle, und Meth und andere Getränke, die künſtlich bereitet aus Baumſäften und Kräutern, eine ähnliche Wirkung thaten, wie das Gewächs des Weinſtocks, der damahls dort noch unbekannt war.

Alles Volk ward fröhlich, und jauchzten dem Tage, der ihnen eine ſolche Herrſcherinn gegeben hatte. Sie ſprangen und ſangen bis tief in die Nacht Lieder, die die gutherzigen Hexen oder Weiſen im Lande ſie gelehret, worin ſie theils den Göttern dankten, theils die Eigenſchaften ihrer Herrſcher erhoben, und nun alles dieſes auf Libuſſa paſſend machten.

Erſt ſpät in der Nacht trennten ſie ſich. Indeſſen waren die Älteſten des Volks mit den Schweſtern Libuſſens im großen Saal des

Schloſſes beyſammen. Luſtig und heiter war man auch. Allein man beſchäftigte ſich mit den Angelegenheiten des Landes. Libuſſa hatte bey Kroks Lebzeiten dieſem ſchon viel in der Regierung beygeſtanden, hatte von ihm bereits wichtige Aufſchlüſſe in Anſehung der Zukunft erhalten; denn bey ſeiner Weisheit und ſeinen Kenntniſſen ließ ſich wohl vermuthen, daß er der Götter Willen, ſie zur Regentinn zu machen, wenigſtens auch dunkel gekannt habe. Libuſſa aber war ſo weiſe geweſen, daß ſie dieſe Regeln von der Regierungskunſt, dieſe Kenntniſſe, die ſie bereits beſaß, geheim behalten, und niemanden es merken laſſen, wie weit ſie darin gediehen. Dieſe Weisheit war keines Weges einer Idee von Liſt zuzuſchreiben, als ob ſie ſich dadurch ein größeres Anſehen geben wollte, wenn es ein Mahl zur Wahl käme. Dieß hatte ihre Behandlung bey derſelben bewieſen. Die Weisheit lag in der Beſcheidenheit, und in dem gutmüthigen Charakter Libuſſens, weil ſie keine Art von Erhebung über andere ertragen konnte.

Jetzt aber war es ihres Amts, nach dieſem und jenem ſich zu erkundigen, was das Land und deſſen Beherrſchung betraf; und da ſie mit den Älteſten darüber eine ernſthafte Unterredung anfing, ſo erſtaunten dieſe, einen ſolchen Schatz bey ihr zu finden. Unter andern ſagte ſie folgendes:

„Männer! Ich bin nur ein Weib, und bin schwach, allein man kann durch die Gnade der Götter stark werden. Diejenigen, welche mich in ihren Schutz genommen, haben mich gelehret den Reichthum des Landes erkennen, welches ihr bewohnet. Es ist noch nicht Zeit, von dem allen euch Wissenschaft zu geben, aber nach und nach werdet ihr erfahren, wie ihr durch die Güter, die der Boden enthält, auf welchem ihr stehet und gehet, geehret, und eine mächtige Völkerschaft werden könnt. Vor jetzt nur so viel: Haltet das Volk zum Dienste der Götter, und zur Arbeitsamkeit an. Sagt ihnen, keiner von ihnen solle gedrückt seyn. Ich will das Eigenthum von keinem schmälern, vielmehr ich will suchen, so weit mir die Götter Gnade dazu geben, es zu vermehren, einen jeden zu bereichern. Ich werde euch Nachricht geben, wenn ich eine Versammlung des Volks berufen haben will, um ihnen selbst mein Herz zu eröffnen, welches gleich einem Mutterherzen Liebe für sie schlägt."

„So viel für jetzt. Alles, was irgend einen Zweifel in Ansehung des Glaubens oder der Götter hegt, soll sich an meine Schwester Tetka wenden. Sie hat die Gabe empfangen, die Götter zu erforschen, sie soll lehren, wie man ihnen dienen soll. Sie ist von mir eingesetzt zur obersten Priesterinn der Götter, und zum Beyspiel, dem das Volk sich nachbilden soll."

„Und meine älteſte Schweſter Kaſcha ſoll gleich nach ihr geehret werden im ganzen Lande. Sie hat empfangen die Gabe, zu kennen der Menſchen Gebrechen, und ſo etwas ihnen fehlt, ſoll man ſich an ſie wenden, und ſie wird beyſtehen jedem, und helfen ihm zu ſeiner verlornen Geſundheit. Die Götter der Lebenskräfte ſind ihr zugethan, und ſie iſt die erſte Prieſterinn der Heilkunde."

Libuſſa ſchwieg, und ihre Schweſtern dankten ihr vor allen Älteſten, daß ſie ſie ſo hoch ehren wollen, und alle Älteſten wunderten ſich höchlich der Weisheit Libuſſens, und prieſen den Tag ſelig, an dem ſie eine ſolche Herrſcherinn empfangen, und verließen ſie nun mit dem Vorſatze, das Volk ihr ſo treu und anhängig zu machen, wie kein Volk noch ſeinem Oberherrn geweſen wäre. Man ſchied fröhlich aus einander.

XII.

Der Schweſtern Einigkeit. Wlaſta's Rath wird von Libuſſen verworfen.

Nachdem aber die Älteſten des Volks ſich entfernt hatten, blieben die Schweſtern noch beyſammen, und Kaſcha nahm das Wort zuerſt.

Kaſcha. Wie magſt du immer, Schweſter Libuſſa, ſo heimlich mit uns zu Werke gegan-

gen seyn, ohne das dein Herz darüber einen Vorwurf empfunden?

Libussa. Erkläre dich deutlicher, liebe Kascha; denn du sprichst Räthselsprache, die niemand versteht.

Tetka. Sollte die weise Libussa sie nicht verstehen? Sollte sie, die vor den Ältesten so zu reden wußte, daß männiglich sich darob verwunderte, sollte sie, die da rathen kann, was die Götter wollen, und die da weiß, was die Tiefen der Erde enthalten, sollte sie nicht wissen, was Kascha meint?

Libussa. So ihr in dieser Sprache fortfahrt, Schwestern, werd' ich euch nie verstehen.

Kascha. Entweder Libussa, bist du eine große Häuchlerinn, oder dein unschuldiges Herz ist so ganz rein, daß auch bey allem, was du gethan, kein Sinn des Unrechts in dasselbe gekommen.

Libussa. Erklärt euch nun deutlicher; denn bey den Göttern, und bey meiner Tugend, ich verdiene keinen der Vorwürfe, die ihr mir da macht. Entfernt von mir ist Häucheley, und von jeher lag mein Herz offen vor euch da. Sprecht mit mir, wie es Schwestern ziemet, ohne eure Rede einzukleiden in Dunkel, ohne Umschreibungen dessen, was ihr sagen wollt.

Tetka. Sie hat Recht, Kascha, sie ist unschuldig, Kascha, und wir sind ihr Genug-

thuung schuldig. Aber sage uns, Schwester Libussa, nun unsre Fürstinn, warum verhehltest du uns, daß Krok, unser Vater, dich schon in den Geheimnissen eingeweihet, die Volk und Regierung betreffen, daß er, um mit geraden Worten es zu sagen, dich schon, wahrscheinlich auf Befehl der Götter zur Regentinn ausersehen? Warum uns nicht das, was du den Altesten des Volks entdecktest?

Libussa. Ich erstaune, liebe Tetka, liebe Kascha, daß ihr mir diesen Vorwurf macht, und doch kann ich es nicht ganz tadeln, daß ihr unzufrieden mit mir seyd. Nie aber sah ich diese Sache so an. Höret mich, und rechtfertigt mich. Ich war mehr bey meinem Vater als ihr, ich konnte folglich mehr auf ihn Acht haben, mehr von ihm lernen, mehr den Kenntnissen nachspähen, die er selbst hatte. Aber nie hat mein Vater eine Eröffnung von dem mir gemacht, was die Götter beschlossen. Noch weniger hat er mir entdeckt, daß sie etwas über mich beschlossen. Auch habe ich das nie geglaubt. Daß ich von Kenntnissen, die ihr groß nennt, und die mir klein dünken, noch nicht mit euch geredet, daran ist eben mein inneres Gefühl schuld, daß sie noch klein sind. Allein bey der jetzigen Lage mußte ich sie entdecken, und ich habe sie mit Furcht und Zagen bekannt gemacht. Ihr wißt nicht, wie schwer mir es werden wird zu regie-

ren, denn eine Regentinn bedarf Ansehen, und wenn sie dieses nicht durch Kenntnisse erhält, wodurch soll sie es erhalten. Ich habe mit den meinigen nicht pralen wollen. Ich habe sie den Altesten vorgetragen, um die ihrigen zu hören, und die meinigen dadurch zu erweitern. Ich habe alles wohl gemerkt, was sie gesagt haben, und diese Zusammenkunft hat mir einen reichen Schatz gewährt. Laßt daher von dem Verdachte, den ihr gegen mich gefaßt, und denkt, daß meine Offenherzigkeit nie gegen euch handeln wird.

Kascha und Tetka, welche bey diesem Schluß der Rede Thränen in ihren Augen stehen sahen, ergriffen jede eine von ihren Händen, und drückten sie an ihr Herz.

„Vergib, Schwester," riefen alle, „vergib unserm Verdacht. Die Reinigkeit der Götter wohnt in deiner Seele; nie soll unsre Zunge wieder dich durch Worte, nie unsre Seele durch Gedanken dich beleidigen. Du sollst die Sonne seyn, die uns leuchtet, deiner Weisheit unterwerfen wir uns gern. Wir sind jetzt überzeugt, daß du allein herrschen kannst über uns."

Libussa umarmte sie, und beschwor sie, nicht wieder dessen zu gedenken, sie wollte vergessen und vergeben, und ihre Schwestern sollten um sie stets, und ihre liebsten Freundinnen seyn.

Dawider aber setzten sich Kascha und Tetka.

„Nein," sagten sie, „wir können nicht bey dir wohnen. Dieß würde Unordnung geben unter uns, und unter dem Volke."

„Du hast mich," sagte Kascha, „zur Aufseherinn über die Gesundheit deiner Unterthanen ernannt, und Tetka die Seelen derselben anvertraut. Sollen alle, die Raths bey uns sich erbohlen, dich belästigen?"

Tetka fiel ihr in die Rede: „Und sollen selbst die Menschen dadurch verwirrt werden, daß ihr Anbringen oft an die oder jene Schwester kommt, die sie nicht meinten?

Kascha. Und soll die Verwirrung, die wir gern vermeiden wollten, etwa recht laut werden, daß drey regieren, und eine nur regieren soll?

Tetka. Und soll dein Ruhm als große Fürstinn, den du verdienst, und deine Ehre als Herrscherinn dadurch leiden, und vielleicht das Volk spotten, daß du Rath bedürfest?

Libussa. Ach, Schwestern, ihr betäubt mich, Ihr thut meiner Seele weh. Ihr wollt es, ihr wollt von mir euch trennen. Ihr führt Gründe an, denen ich nicht widersprechen kann. Gern hätte ich euch bey mir behalten, hätte eures Raths mich bedient, und mich gefreuet, wenn ihr Recht gebeißen hättet, was ich gethan. Allein ihr wollt nicht, und die Götter wollen nicht; denn ihr könnt nur wollen, was eure Götter

genehmigen. Wohlan denn, ihr sollt von mir ziehen, allein ihr sollt ziehen, wie die Schwestern einer Herrscherinn. Geht, sucht euch vorher aus, wo ich feste Schlösser für euch kann bauen lassen, wo ihr wohnen möget, so gut wie ihr selbst; dort sollen eure Sitze seyn, die Sitze der ersten im Lande, dahin sollen gehen alle die eurer bedürfen, und oft, recht oft, liebe Schwestern, kommt dann und besucht eure Libussa, die sich sehnen wird nach euch, die das nur die Tage ihrer Erhohlung nennen wird, wenn ihr sie zu sehen und mit ihr im Gespräch euch zu ergötzen erscheint.

Sie umarmte hierauf noch einmahl Tetka und Kascha, und beyde Schwestern versprachen so oft, als es ihnen möglich wäre, sie zu besuchen, und dieses Versprechen machte einer Unterredung ein Ende, welche in heutigen Tagen wohl Personen von ihrem Range zur Ehre gereichen würde.

Wlasta aber, die dieses ganze Gespräch im Nebenzimmer belorchte, trat jetzt nach dem Abschied der beyden Schwestern herein, und wartete sehnlich darauf, daß ihre Frau ihr etwas entdecken sollte, wovon die Rede gewesen wäre; denn sie selbst trauete sich nicht davon zu reden, aus Furcht ausgescholten zu werden, daß sie horchte.

Libussa aber, die noch nie ein Geheimniß

vor der gehabt, die ſie ſelbſt erzogen hatte, und keines ungleichen Gedankens ſie fähig hielt, denn da ſie ſelbſt nicht häuchelte, ſo hielt ſie auch niemand für einen Häuchler, hob bald die Rede juſt davon an, erzählte Wlaſta den ganzen Verlauf, und klagte laut, daß ſie ihre Schweſtern nicht mehr um ſich haben könnte.

„Und ich," ſprach Wlaſta, „bin recht froh darüber, daß ich dieſe von euch entfernt weiß, geſtreuße Frau."

Libuſſa entrüſtete ſich ſehr, aber Wlaſta bath ſie nur erſt anzuhören. „Nicht," ſagte ſie, „als ob ich eure Schweſtern nicht nach euch am höchſten ſchätzte, und am meiſten liebte, denn wie euch kann ich ſie nun einmahl nicht lieben, da ihr wie meine Mutter mir ſeyd, ſondern weil der Menſch doch zuweilen ſeine Gedanken verändert, und Kaſcha und Letka, wenn ſie tägliche Ehrerbiethung ſähen, die man euch erweiſet, doch wohl endlich euch beneiden, und ſich wünſchen könnten, an eurer Stelle zu ſeyn, wodurch Zwietracht entſtehen könnte, und dieſe werdet ihr doch wohl nicht wünſchen?" — Libuſſa ward hierdurch beſänftigt, brach aber aufs neue in Klagen aus, daß die Einſamkeit ſie tödten würde. Wlaſta, die aller Ränke voll war, entgegnete ihr hierauf:

„So ihr, meine theure Frau, eurer Dienerinn Zuſpruch, den ihr freylich nicht als ſchweſterlichen Rath annehmen könnet, nicht als-

Schadloshaltung betrachten wollt, so steht euch doch frey, euch einen Mann nach eurem Sinne zu wählen, welches eure Schwestern auch nicht werden unterlassen, nachdem ihr sie zu so großen Würden erhoben, und so vieles ihnen unterthan gemacht. Ihr aber bedürfet eines Mannes, nicht der euch beherrsche, sondern den ihr beherrschet, und der euer erster Unterthan sey."

Libussa. Wie ist das gemeint, Wlasta, daß ein Mann mir sollte unterthan seyn, da die Natur es gründet, daß der Mann des Weibes Haupt seyn muß?

Wlasta. Der Natur nach freylich, meine Fürstinn, ist dem so, daß der Mann das Oberhaupt des Hauses und des Weibes ist. Allein eine herrschende Fürstinn kann nicht unterthan seyn, niemanden, auch ihrem Manne nicht. — Wenn sie dem Gesetze der Natur, sich zu verheirathen, folgen soll, so muß das Gesetz der Natur, welches um der Stärke des Mannes willen ihn zum Oberhaupt bestimmte, hier eine Ausnahme machen, und der Mann muß dem Weibe unterthan seyn, weil ein Mann nicht stärker seyn kann, als eine Fürstinn und ihr Volk. Denn durch dieses Band seyd ihr verbunden mit eurem Volke, und seyd eins mit ihm, und seyd daher stärker, als der Mann. — Nehmt daher einen rüstigen Helden unter

eurem Volke, der im Fall ja einmahl Zwistigkeiten unter euch und euren Nachbarn entſtänden, eure Unterthanen anführen, und ſie aus dem Lande vertreiben kann. Nehmt euch einen Mann, der reich iſt, und euren Reichthum vermehren kann, damit ihr mit ſeinem Zuthun deſto glänzender eurem Volke erſcheinen könnt. — Und meine Herrſcherinn, meine Libuſſa, meine Mutter, meine weiſe Freundinn, wie mag es euch immer auffallend ſeyn, über einen Mann herrſchen zu können, und zu ſollen, da ihr weiſer ſeyd, als ein Mann iſt? — Wer in dem Lande, das ihr bewohnt, iſt, der der Dinge Grund erforſchen könne, wie ihr? — Gibts einen Polweiſen, gibts eine Zauberinn, die es euch gleich thäten? Und ihr wolltet vor der Herrſchaft über einen Mann zittern, die ihr über ſo viel Männer herrſcht? Warum ſollen auch Weiber ihren Männern unterthan ſeyn? Ihrer Stärke wegen? Ach laßt uns Schwerter führen, wie ſie. — Laßt uns von Jugend auf Kolben tragen, wie ſie; Laßt uns unſere Hände zur Arbeit härten, wie ſie, und dann wollen wir ſehen, wer von uns den andern an Stärke übertrifft. Ich habe mich etwas geübt in Waffen. laßt einen Mann kommen, Libuſſa, ich will's aufnehmen mit ihm.

Libuſſa. Du biſt dreiſt, Wlaſta, und deine Jahre ſollten dich lehren, es nicht ſeyn. Du

zählst noch nicht das Alter, in welchem der Mann das Schwert schwinget, den Bogen spannet, und die Lanze wirft, und du willst es mit einem Manne aufnehmen? Die Natur kann sich in dir versehen, und dich zum Manne bestimmt gehabt haben. — Mich bestimmte sie zum Weibe. Ich bin sanft, und wenn ich schon Männer beherrsche, so will ich doch nie den Mann beherrschen, den sie mir zum Haupte bestimmte. — Ich will ihre Gesetze nicht umkehren, und ihre Ordnung zerrütten. Libussa weiß noch nicht, was es ist einen Mann lieblich anschauen, und sie wird die Götter bitten, sie dafür zu bewahren. — Tugend und jungfräuliche Keuschheit sollen der Schmuck der Regentinn Böheims seyn, so lange sie die Götter leben, und ihre Völker sie in Ruhe regieren lassen.

Wlasta. Thut kein Gelübde darauf, Libussa. Ihr wißt nicht, ob Männer euch nicht schon mit Liebe nachgeschauet haben, ob reiche Einwohner des Landes nicht schon in ihrem Herzen nach eurer Hand streben, und die glückliche Libussa zu ihrem Eigenthume wünschen.

Libussa. Und wenn sie es wünschten, sie werdens nicht erlangen. Wen ich nicht lieben kann, dem werd' ich auch meine Hand nicht reichen; und so lange Libussa sich dem Volke weiht, so lange wird sie der Arbeit so viel finden, daß keine Sehnsucht nach Männern

in ihre Seele kommt. Ich muß das Beyſpiel werden meiner Unterthanen, nach mir müſſen ſie ſich bilden, und ich verbiethe dir und allen meinen Dienerinnen je eines Mannes Erwähnung zu thun.

Libuſſa begab ſich in ihr Schlafgemach und verließ Wlaſta in nicht geringer Verlegenheit, daß ihr ganzer Plan ihr gemißglückt war.

XIII.

Wlaſta's Plan wird heller aufgedeckt.

Das böhmiſche Volk hatte dazumahl nicht allein ſeine Älteſten, welches Greiſe und biedere anerkannte Leute von Gewicht waren, ſondern es waren auch unter den Jüngern des Landes Reiche und Vornehme, die man Wladiken nannte. So gab es andre, die ſich mit beſonderm Fleiße auf den Ackerbau legten, und dieſe hießen Zemänner. Weil der Ackerbau für den Unterhalt aller von beſonderm Nutzen war, ſo wurde ein Zemann hoch verehrt, ſo wie man einen Wladiken ſeines Reichthums wegen an Vieh und Silber achtete.

Dieſem waren alſo andre Einwohner als Diener, nicht aber als Sclaven unterthan denn von Sclaverey wußte man zu dieſen Zeiten in Böheim nichts, jedermann war frey und konnte, wenn er nicht Herr ſeyn konnte, als Knecht dienen, wem er wollte. Allein Treue und Redlichkeit war auch in Böheim noch allenthal-

ben zu Hause, und wenn man ein Mahl sich in jemandes Dienst begeben hatte, so war man in demselben treu, beständig und aufrichtig, so daß eine vernünftige Unterordnung das Land glücklich machte.

Unter den Wladiken war einer, welcher Domaslaw hieß, und der schon lange auf die schöne und reiche Libussa ein Auge geworfen hatte. Noch bey Kroks Leben hatte er willens diesen zu bitten, keinem andern, als ihm, diese Tochter zu geben. Zweyerley Gründe hielten ihn damahls ab. Ein Mahl waren noch zwey ältere Schwestern da, von denen zu vermuthen war, daß sie eher Männer erhalten sollten, als diese, und dann steckte Domaslaw die Folge der Regierung in dem Kopf. Daß eine von Kroks weisen Töchtern gewählt werden würde, glaubte er, und ob Libussa dann gewählt werden könnte, war Zweifeln unterworfen.

Während dieses Kampfs in seinem Innern starb Krok, und nun suchte er Libussen beyzukommen, um ihre Gesinnungen zu erforschen. Wlasta kam ihm auf halben Wege entgegen, ihre Verschlagenheit errieth bey der ersten Bemühung seine Absicht, und sie machte ein Bündniß mit ihm, daß er zu Libussens Erhebung beytragen, und dann ihr Herz davon tragen sollte.

Domaslaw hatte wirklich schon einen Anhang angezettelt, und unter die ersten seiner

Partey zählte er Roxhon, einen Wladiken, der im Dorfe Kuchel große Besitzungen hatte. Er glaubte so wenig wie Wlasta, daß es ohne Streit unter den Schwestern abgehen würde, und da hätte er allenfalls mit gewaffneter Hand sich Libussens Fürstenwürde zuwege gebracht.

Jetzt aber war seine Mühe vergebens, doch da er der reichste Wladike war, mit hundert Stück Vieh, eine große Menge Silbers besaß, in seinen Diensten eine Menge Knechte und Mägde zählte, so glaubte er, daß seine Bewerbung um Libussens Hand keiner abschlägigen Antwort unterworfen seyn könne.

Am Morgen, nachdem Libussa zur Herzoginn Böheims bestätigt war, machte er sich auf, um sie zu besuchen, und seinen Antrag ihr zumachen, als Wlasta auf halbem Wege ihm begegnete, und einen angenehmern Anblick ihm gewährte, als er ihr verursachte. Denn er glaubte, sie käme in der Absicht, fröhliche Nachricht ihm zu bringen, und sie wußte, er kam um das Gegentheil von dem zu erfahren, was sie ihm zu sagen hatte.

Er nöthigte sie auf einem Rasen Platz zu nehmen, und zog eine Flasche milden gegohrnen Birkensafts hervor, auf welchen sie ihm Bescheid thun mußte. Aus Wlasta's Erklärung gegen Libussen muß dem Leser schon erhellen, daß sie sich mehr männlicher Künste beflei-

figte als weiblicher, und das Trinken war keine von ihren Abneigungen.

Nachdem sie also seinen Willen erfüllt, drang er in sie, ihm zu sagen, was Libussa für ihn beschlossen, und sein Herz mit der Nachricht einer baldigen Vereinigung mit ihr zu erfreuen.

„Mein trauter Wladike," sprach Wlasta, „so weit ists noch nicht gekommen — und Domaslaw zog die Stirne in düstre Falten."

„Seht immer sauer," fuhr die Dirne fort, „es muß euch ja nicht alles zu Glück gehen. Ihr meint wohl, die Hand einer Fürstinn zu erobern, bedürfe man nur die seinige darnach auszustrecken. Seht doch die Tochter Krokś nicht für ein gemeines Weibsbild an, der ihr mit euren Reichthümern täglich willkommen wäret. Libussa achtet deren nicht, bedarf deren nicht: denn ein ganzes Volk gehört ihr an, und ihr selbst seyd ja ihr Unterthan."

„Ha" sprach Domaslaw, „die Fürstinn ist stolz geworden. Aber es gibt in Böheim noch Männer, die regieren können."

„Nicht wild" fiel Wlasta ihm in die Rede, „nicht ungestüm, Wladike! Verscherzt nicht durch Drohung das was ihr durch Nachgeben, durch eure Aufführung und durch meine Hülfe noch erlangen könnt. Hört den Rath derjenigen, die es gut mit euch meint, laßt die erste Hitze Libussens verrauchen nach welcher sie glaubt sie müsse keinem Manne ihre Hand geben

Redet ihr zu Gefallen, zeigt ihr Edelmuth und Biederkeit, und laßt mich für das übrige sorgen. Thut ihr das nicht, so seyd ihr auf immer mit euren Hoffnungen verloren."

Nur mit Mühe brachte Wlasta Domaslaw dahin daß er von dem Vorsatz abstand, jetzt gleich das Schloß zu besuchen, und daß er den Rückweg in seine Wohnung antrat. Nur mit Murren folgte er, und nicht freundlich war der Abschied, den sie von einander nahmen; doch aber blieb Wlasta seine Freundinn, und glaubte, es könne kein besserer Mann für Libussen gefunden werden, als er.

XIV.

Libussens bisherige Seelenruhe geht verloren.

Wir müssen in der Geschichte einen kleinen Sprung machen. Libussa regierte weise und gut. Keiner des Volks klagte, ihre Urtheile wurden als Götterspruche betrachtet, sie setzte ihre Kenntnisse fort, allein noch hatte sie nicht gewahrsaget. Ihre Schwestern, von denen in der Folge die Rede weitläufiger seyn wird, hatte sie versorgt.

Jetzt fiel ihr der Gedanke ein, ihr Land zu bereisen, und zu untersuchen, wie es beschaffen. Sie wußte daß die Erde Schätze enthielte, und sie dachte darauf, ihren Nachfolgern einen Schatz zu hinterlassen, der in Zeiten, wo man

des Geldes bedürfen würde, und die sie vorher sahe, dem Lande äußerst nützlich seyn mußte.

Sie ließ daher ein weißes Roß satteln, welches ihr Lieblingsroß war, nahm zehn ihrer Dienerinnen zu sich, unter denen aber Wlasta sich nicht befand, welche sie zurück ließ, um Ordnung auf dem Schlosse zu erhalten. Sie machte ihre Reisen gewöhnlich nur in Begleitung ihrer Dienerinnen, und hatte kein männliches Gefolge, außer wenn es besonders erforderlich war; denn sie scheute sich vor dem entferntesten Verdacht, den man ihr auch nur in Ansehung des nähern Umgangs mit Männern zur Last legen könnte. Deßwegen war Libussa nicht Männerscheu. Sie redete auf ihren Wanderungen besonders mit jedem, der ihr begegnete, um zu zeigen, daß sie auf jedem ihrer Unterthanen denke und keinen vergesse.

Auf zwölf Tage hatte Libussa ihre Abwesenheit bestimmt. Erst ging ihre Reise in die Gegend, wo die Moldau in die Elbe fällt. So reizend, wie jetzt diese Gegend ist, war sie freylich damahls noch nicht, aber die grausen Schönheiten der Natur waren doch daselbst nicht verkennbar. Libussa stand still, wie sie an diesen Platz kam.

„O ihr Götter!" rief sie aus, „wie schön sind eure Werke! Wer sollte hier nicht stehen und staunen, und anschauen, und sich vertiefen in der Größe eurer Macht. O ihr meine Diene-

rinnen, tretet um mich her, ſehet und fühlt. Seht dort die Felſen, wie ſie glänzen, ſeht die vollen dichten Waldungen. Beyde halten unerſchöpflichen Reichthum. Seht wie jene Eiche ſich herüber zu uns neigt, und in den rauſchenden Strom herab zu ſtürzen drohet. Aber ihr Fuß ſteht im Felſen, den die Götter feſt ſchufen, zu ihrem Halt — wunderbar und ſchön iſt der Anblick. Bewundert mit mir, daß dieſe ganze ſchräge Maſſe auf jener Seite nicht herab ſtürzt und den Strom verſchlingt. Weidet eure Augen an dem rauſchenden Gewäſſer, an der ſo ſanften Vereinigung der beyden Flüſſe. Sie nimmt die Moldau auf, die fürſtliche Elbe, und läßt in ihrem Schooße ſie wohnen, mit allen Bewohnern, die ſie begleiten. O du lehrſt mich, göttergleicher Fluß, wie man aufnehmen muß Brüder, und Gutes den Menſchen thun, die da ſind, was wir ſind."

„Meine Dienerinnen! meine Schweſtern — Jetzt umfaltet mich Götterlicht. Horcht! Horcht auf, was ich euch ſagen werde. Eine Zeit wird kommen, in welche hier der dichten Waldungen nicht ſo viel werden geſehen werden. Die Sonne wird nicht nöthig haben, durch dichte Gebüſche bis zur Erde ſich durchzuzwingen. Frey wird ſie wieder ſcheinen können, und Wärme und Leben ertheilen jedem Kraute auf Erden. Der Menſchen werden viel ſeyn in dieſen Gegenden, ihr Fleiß wird Ebenen

machen, und fruchtbare Felder anbauen. Sie werden Städte und Dörfer errichten, lachend wird die Gegend seyn. Blühen werden fruchttragende Bäume, wo die Eichen jezt ihre Wipfel zum Himmel heben, fruchttragende Bäume, an denen Menschen und Vieh sich sättigen werden. Der Menschen Kunst wird die Frucht eines Gewächses hierher pflanzen, was Tausenden Freude und Frohheit bringen, und Tausende ins Unglück stürzen wird. Dann werden sie sanft fließen, diese Flüsse, die wild rauschen, denn auch ihre Gründe werden Menschenhände ebnen. Dann blickt der Menschen Blick nicht mehr enge eingeschränkt, wie der unsrige hier eingeschlossen ist. Weit umher wird man sehen die große Schöne, die Wald, Feld, Thal, Berg, Stadt und Garten bildet. Die Dörfer werden umher liegen, bevölkert von Menschen, umgeben von tausend lebendigen Kreaturen. Leben webt, wo die rauhe Natur verwandelt wird. Sie belebt nur da, wo ich, wo ihre lebendig gemachte Geschöpfe ihr zu Hülfe kommen. O ihr meine treuen Dienerinnen! Könnte ich euch beschreiben das Gesicht, welches vor mir steht, und in welchem fruchtbaren Glanze einst diese Gegend strahlen wird, ihr würdet entzückt niederfallen, und mit mir anbethen."

Libussa schwieg, und ihre Dienerinnen fielen mit ihren Angesichtern auf die Erde, zum

Beweiſe, daß ſie die Götter anbetheten, die dieſe Erde ſo ſchön geſchaffen.

„Was ihr ſeht, geſtrenge Fürſtinn," ſagte Stratka, die jüngſte, aber Libuſſen die angenehmſte unter ihnen, und daher immer der übrigen Rednerinn, „mag ein Paradies in ſich faſſen, da ſchon dieſe Gegend uns ſchön und entzückend iſt. Welch einen Reiz hat ſie gegen die dichten Wälder, die wir eben verlaſſen haben, wo Schauder einen überfiel, wo die Natur ausgeſtorben zu ſeyn ſchien, wo nur dann und wann ein ſchüchternes Reh ſich ſehen ließ, das dem Zahne des Raubthiers zu entgehen ſuchte, wo Feuchtigkeit den Erdboden mit unnützen Schwämmen bedeckte, und kaum die Sonne einen ihrer milden Strahlen an die Wurzeln der Bäume zu treiben vermochte. Ich wähnte ſchon, wir reiſten dem allgemeinen Tode der Natur entgegen. Lieblich erſchien uns Helle ſchon in der Ferne, und endlich öffnete ſich dieſer Wonneanblick, der blaue Himmel war wieder rein, ſchön und heiter zu ſehen. Keine dumpfe Dünſte ſtiegen aus dem Erdboden mehr empor, die der menſchlichen Bruſt beſchwerlich fielen. Des Waſſers Rauſchen klang lieblich in unſer Ohr, und unſre dürſtenden Roſſe wieherten dem Laute entgegen. Leben und fruchtbares Grün zeigte ſich unſern Augen. Seht, dort ſpielen Herden von Wild, die unter der Götter himmelblauem Zelte vor dem Wol-

se sich sicher wähnen, und den Bären nicht fürchten, und ihres Lebens froh werden. Sänger in den Lüften laden uns ein, mit ihnen die Herrlichkeit zu besingen." Sie erhob hierauf ihre Stimme, und alle Dienerinnen stimmten mit ein, und sangen ein Lied, dessen Sinn etwa folgender war:

Ihr Götter des Himmels!
seyd hoch gepriesen,
daß ihr der Sonne
die Wärme verliehn.

Ihr Götter der Erde!
wir bringen euch Dank,
daß ihr so viel Reichthum
in diese gelegt.

Ihr Götter des Lebens!
ihr schuft Kreaturen
und Menschen, die fühlen
und denken, und lieben.

O liebet uns ferner!
wir lieben euch dankbar,
und ehren euch dennoch,
wenn wir euch nicht sehen.

Und Libuſſa freuete ſich, daß ihre Dienerinnen Gefühl ſo hehr und groß war, und hielt noch eine kleine Rede an ſie, worin ſie ihnen ſagte, daß kein Sterben der Natur auf der Welt ſey, daß ſie nur wechſele in ihren Eigenſchaften, daß ſie an einem Orte ſchöner ſey, als am andern, daß aber auch der Menſchen Sinn verſchieden wäre, und mancher an der rauhen Natur mehr Freude habe, als an der milden. So lehrte ſie allenthalben, wo ſie ging, die, welche um ſie waren, und pflanzte ihre eigenen Kenntniſſe auf ihre Zeitgenoſſen fort.

Nun ließ ſie aber auch aus dem nächſten bewohnten Orte einen Mann kommen, der erfahren war in aller Art des Bauens, und trug dieſem auf, er ſollte an dem Orte, wo ſie abgeſtiegen war, und die ſchöne Gegend bewundert hatte, ein Schloß bauen, und ſie wolle Menſchen ſenden, die die Gegend bewohnbar machen ſollten. der Mann nannte ſich Haufs, und er vollführte in der Folge den Auftrag ſehr genau und gut, den er von Libuſſen erhalten.

Sie reiſ'te aber nach dieſem Auftrage weiter, und betrachtete noch verſchiedene Gegenden ihres Landes, bis die zwölf Tage um waren, da ſie ſich anſchickte, auf das Schloß Pſary zurück zu kehren.

Der Morgen des dreyzehnten Tages ihrer

Abwesenheit war aber derjenige, an welchem ihre Seelenruhe verloren ging, die sie bisher so stolz behauptet hatte.

Sie war am frühen Morgen ausgeritten, und näherte sich ihrem gewöhnlichen Aufenthalte, als sie auf ein schön bearbeitetes Stück Land fiel, an dessen einem Ende ein niedliches kleines Häuschen stand. Alles lachte hier ihr entgegen. Auf manchem Theile des Feldes standen verschiedene Früchte schon hoch aufgeschoßt, andere waren im Keimen. Das Häuschen war mit einem Holzzaun umgeben, hinter welchem Federvieh und Hausthiere sich befanden; und da Libussa auf ihrem Rosse über das Gemäuer wegsehen konnte, so ward sie auch hier die schönste Ordnung gewahr.

„Dieses Hauses Besitzer möchte ich schon kennen," sagte Libussa zu ihren Dienerinnen, „er ist gewiß einer der fleißigsten meiner Unterthanen. Seht die schöne Ordnung, die bey ihm herrscht, und wie alles so reinlich ist. Hier ist kein Fleckchen Landes unbenutzt."

„Dort," rief Stratka, „pflüget ein Bemann, sollte er nicht der Besitzer dieses Häuschens seyn?"

„Kommt, wir wollen zu ihm," erwiederte Libussa, „und Stratka trieb ihr Roß auf die Felder zu."

„Nein," sprach Libussa;" wir wollen nicht über seine gesäeten Felder reiten. Das Korn, welches wir ihm verderben, würde ihn schmerzen, und seiner Fürstinn würde er eine solche Unbesonnenheit am wenigsten vergeben können. Wenn man herrscht, muß man sich nie Freyheiten herausnehmen, die man selbst von andern nicht dulden würde."

Sie ritten darauf um sein ganzes Feld herum, bis sie zu ihm kamen. Wie sie nahe waren, ließ der Zemann seinen Pflug stehen, drehte sich um, und grüßte ehrerbietig Libussen. Es war ein schöner wohlgewachsener Mann braunen Gesichts, aber holder milder Züge. Heiterkeit lachte aus seinen braunen Augen. Ländlich, aber reinlich gekleidet, zeichnete er sich vor andern aus, und wie er seine Mütze abnahm fiel das kastanienbraune Haar gekräuselt über die Stirn, und vermehrte die Schönheit, die ohnedem schon in seinem ganzen Wesen war.

Libussa sah ihn einen Augenblick erstaunt an, dann war ihr Herz verloren. Nie noch hatte eines Mannes Gestalt auf sie Eindruck gemacht, diese that es. Ein Etwas ging in ihr vor, welches sie nicht erklären konnte, und mühsam nur verbarg sie ihre Bestürzung.

Es war gut, daß der Zemann ihr im Reden zuvorkam, und sie dadurch Zeit erhielt, sich zu fassen.

Es kann niemand seyn, sagte er mit männlich schöner Stimme, der mich besucht, als meine edle, gestrenge Fürstinn, da sie in so zahlreicher Begleitung Böheims erscheint. Es ist Libussa. Ihr Auge sagt mirs, ihr Anstand gibt mir es zu erkennen, es ist die edelste der Töchter meines Kroks, dessen Andenken im Herzen mir lebt.

Er bückte sein Angesicht zur Erde, und küßte ihres Kleides Saum.

„Steht auf, edler Zemann!" sprach Libussa, die sich wieder gefaßt hatte, „ich verlange von meinen Unterthanen keine Demüthigung. Sie sind Menschen wie ich. Ich liebe sie alle, aber vorzüglich die, deren Fleiß dem Lande nützlich wird. Ich habe eure Anstalten bewundert. Sähe es in ganz Böheim so aus, wie in eurem Eigenthum, wo wäre ein glücklicheres Land, als dieses. Ich werde an euch denken, edler Zemann, wenn ich nach Pfary komme, ich werde euch vorstellen zum Muster allen Zemännern und dem ganzen Volke, senden werde ich sie zu euch, um von euch zu lernen, wie man dem Lande nützlich werden soll. Belohnen werd' ich euren Fleiß und eure Arbeit."

Der Zemann neigte sich vor Libussen abermahls, und erwiederte: „Wohl gefällt es meinem Herzen, daß Libussa meiner Hände Arbeit gut findet. Aber wozu belohnen, wo ich nur

meine Schuldigkeit that. Nein, Fürstinn, ich verlange keinen Lohn. Auch werd ich nicht so stolz seyn, mich als Muster vorgestellt wissen zu wollen, aber wo ihr einen findet, der von mir lernen könnte des Landes Beschaffenheit, und mir dasselbe besser zu benutzen, den sendet zu mir, und ich werde ihm Unterricht geben nach meinen besten Kräften. Vor jetzt laß ich euch nicht aus meinem Eigenthum, ihr möget denn gekostet haben etwas von den Früchten meines Feldes, oder der Milch meines Viehes. Oder so euch anstcht ein Trunk meines besten Meths, will ich ihn euch reichen. Auch müßt ihr sehen die Einrichtung meines Hauswesens, und ob euch alles so behagt, wie hier mein Feld euch gefällt. Eine so glänzende Gesellschaft wird mein Haus ehren auf immer."

Libussa konnte der freundlichen Einladung keinen Korb geben, hätte sie auch schon gewollt, denn ihr ganzes Herz sprach ja schon für ihn.

„So führt mich wohin ihr wollt!" sagte Libussa, und sprang vom Rosse ab, und der Zemann ergriff ihre Hand, und führte sie einen Fußweg mitten durch die Felder, die Dirnen stiegen alle ebenfalls ab; denn der Zemann hatte nach einigen seiner Bursche gerufen, die im nahen Walde Holz fälleten, und die Rosse halten mußten. Das ganze schöne Gefolge nahm also den Weg und des Zemanns Diener und

Knechte wunderten ſich nicht wenig des ſchönen Beſuchs, und prieſen ihren Herrn glücklich, von Libuſſen ſo geehrt zu werden; denn viele von ihnen, die mit bey ihrer Wahl geweſen waren, kannten ſie noch.

Libuſſa hatte noch nie empfunden, was ſie jetzt empfand. An der Hand dieſes Zemanns dünkte ſie ſich wärmer, als wenn er ſie zuweilen loß ließ. Ihr Blut ſchien ſtärker zu wallen, und nur mit Mühe konnte ſie die Blicke ihrer Augen zurück halten, daß ſie nicht immerwährend auf ihn haften blieben, auch bedeckte Röthe ihre Wangen, wenn ſie den ſeinigen begegneten. Indeſſen ſchlug ihr Herz ängſtlich; ſie hatte eine Frage auf ihren Lippen, die ſie aber nicht auszuſprechen wagte; denn ſie fürchtete eine Antwort zu hören, die ihrer Seele weh thäte.

Endlich kamen ſie ins Haus des Zemanns, nachdem dieſer Libuſſen unter Weges erzählt hatte, was ſeine Felder für Früchte brächten, wovon ſie aber kein Wort im Sinne behalten; denn ihre Gedanken waren nur mit dem Zemann, und nicht mit ſeinen Feldern beſchäftigt. Ein reinliches Vorhaus führte ſie in ein großes Zimmer, welches aufs ſauberſte mit den nöthigen Geſchirren einer Hauswirthſchaft aufgeputzt war.

Nachdem der Zemann allen hier Platz angewieſen, ging er hinaus, kehrte aber bald wieder zurück, und zwey niedliche Dirnen

brachten ein reines Tuch, welches sie über eine Tafel breiteten, und Meth, Milch, Brot, Butter, und Früchte darauf setzten.

„Nun, Libusse," sprach der Zemann, „greift zu, laßt es euch schmecken, bey einem eurer Unterthanen, ders euch gerne gibt, und dems eine überschwengliche Freude ist, euch hier zu sehen. Freylich ists kein fürstliches Frühmahl allein ihr seyd auch auch auf dem Lande, Herzoginn!

„Können meine Zemänner auch schmeicheln?" entgegnete Libussa. „Eine Fürstinn kann nur satt sich essen, und sie hats besser, daß sie sich nicht an Leckereyen gewöhnt, so schmeckt ihrs desto wohler. Und ihr sollt allerdings sehen, daß es einer Fürstinn in der Hütte eines Unterthanen so wohl schmeckt, wie in ihrem Schlosse."

Libussa wich hier wirklich von ihrer gewöhnlichen Aufrichtigkeit. Denn gründlich hatte sie in dem Augenblick weder Hunger noch Wohlschmack, und hätte sie essen sollen, sie hätte sich zwingen müssen. Die Frage, die sie unterweges schon hatte thun wollen, fiel ihr jetzt aufs neue wieder ein, und sie konnte sie auch nicht länger unterdrücken. Sie sagte daher: „Ehe ich, edler Zemann, von eurer lieblichen und reinlichen Kost etwas genieße, muß ich vorher euch bitten, eure Hausfrau mir zuzuführen, damit ich kennen

lerne, das Weib eines so edlen Mannes. Sie muß euch nicht allein über alles lieben, weil ihr so friedlich und ruhig in eurem Gemüthe seyd, sondern eure ganze Wirthschaft zeigt deutlich an, daß ihr auch euch kein unordentliches Gespon ausersehen.„

Der Zemann lächelte: „Gestrenge Fürstinn,„ sagte er, „euer Unterthan ist nicht beweibt.

Hätte es damahls so schlaue Beobachter der Mienen gegeben, wie heut zu Tage, so würde man Libussen es gleich angesehen haben, daß ihr Auge freundlicher geblickt, ihre Stirn glätter geglänzt hätte, daß ihre Sprache freyer gewesen wäre, so wie ihr Herz froher.

Doch wollte sie sich nicht gleich verrathen. „Und wäre es möglich,„ sagte sie, daß ein solches Hauswesen so ordentlich ohne ein Weib geführt werden könnte? Nein, Zemann, ihr wollt uns nur euer Weib vorenthalten. Vielleicht ist sie so schön, daß ihr denkt, wir beneiden sie. Zemann, hier ist keine meiner Jungfrauen, die einen Funken solchen Sinnes in ihrer Seele hätte. Laßt sie immer hervorgehen, daß wir ihr liebkosen, als die uns so herrlich bewirthet. Oder ist sie schamhaft? Sagt ihr, sie brauche nicht zu scheuen das Angesicht ihrer Fürstinn.„

„Bewahren mich die Götter,„ sprach der Zemann, „daß ich mich unterfangen sollte, zu belügen die Tochter Herrn Kroks meines Lehrers.

Nein, Frau Libuſſa, ich bin noch nie beweibt geweſen. Da ich hier ein ruhiges glückliches Leben lebe, ſo hab ich keinen Grund, warum ich fürchten ſollte, ohne Weib nicht zu beſtehen. Ich hab euch nicht belogen.„ Libuſſa. Ich will euch glauben, denn ihr ſeht zu ehrlich aus, um nicht die Wahrheit zu reden, wenn man euch auffordert. Auch will ich mich nun ſetzen, und von eurem Frühſtück koſten; allein während wir unſerm Magen etwas bieten, ſollt ihr mir den Grund ſagen, warum ihr in dieſe reinliche, freundliche, liebe Hütte kein Weib aufnehmt. Ich bilde mir ein, es würde einer böheimiſchen Dirne ein ſehr willkommner Fund ſeyn, ſo als herrſchende Frau hier einzutreten. Es muß gewiß eine geheime Urſach haben, die euch abhält. Hiermit nahm ſie ganz vergnügt einen Schämel, geboth dem Zemann an ihre Seite ſich zu ſetzen, und ließ die andern Dienerinnen ſich dann an die übrigen Plätze verfügen. Der Zemann wendete zwar ein, es zieme ihm einem ſo hohen Gaſte aufzuwarten; allein Libuſſa wollte davon nichts wiſſen, ſondern beſtand darauf, er ſolle nur an ihrer Seite bleiben, und ſie wollte ſich ſchon bedienen laſſen, denn einmahl laſſe ſie ihn nun nicht von der Pflicht los, ihr den Grund zu ſagen, warum er ſich nicht ein Weib erkieſe. Libuſſa griff hierauf zur Schüſſel und zum Glaſe, und hatte nun wirklich Vorſatz und Willen

des Zemanns Frühessen sich schmecken zu lassen, welchem sie vorher nur vorgegeben. Sie legte dem Zemann selbst vor, und nur die unbefangnen Zeiten, in denen man damahls lebte, verhinderten, daß ihre Dienerinnen nicht aufmerksam auf ihr Betragen wurden. Wir werden in der Folge hören, daß wenn Wlasta zugegen gewesen wäre, es nicht so unbemerkt abgegangen. Der Zemann aß an Libussens Seite eben so frey und mit so gutem Appetit als wenn er allein gewesen wäre, welches heut zu Tage wohl nicht geschehen würde, wenn der Fürst bey einem Ackersmann einkehrte. Als aber er einmahl seinem Wohlschmack eine kleine Pause vergönnte, wandte sich Libussa zu ihm, und sagte: „Wir haben dem Guten ein wenig viel gethan, lieber Zemann, ihr habt meinen Hunger köstlich gestillt, gebt nun meiner Neugierde auch etwas, und sagt mir, warum nehmt ihr kein Weib?"

Wir müssen gestehen daß Libussens Dienerinnen besonders Straika ihre ganz eigene Gedanken über ihrer Frauen Gespräch hatten, aber freylich nicht auf das fielen, was in ihrem Herzen vorging, sondern dachten, sie werde ihm vorschlagen, eine aus ihrem Gefolge sich zu wählen und eben so richtig ists, daß jede nur gar zu gern die Regentinn dieser so ordentlichen Hauswirthschaft geworden wäre. Des Zemanns Inneres läßt sich nicht so leicht ergründen, als das der Jungfrauen, die

immer zuviel zu reden pflegen. Also läßt sich auch nicht gewiß behaupten, daß der Zemann gemuthmaßet, es könne so etwas in Libussens Seele liegen und daß seine Erzählung daher eine Kriegslist gewesen, um gegen diese etwanige Aufforderungen sich sicher zu stellen.

Genug er hob folgender Maßen an:

„Libussa, vom ganzen Volke gewürdiget, ihre Herrscherinn zu werden, Kroks liebste Tochter, der weise war, und Vergangenheit und Zukunft kannte, gehört selbst zu sehr zu den Weisen, und übertrifft zu sehr alle Pylweisen, als daß sie nicht wissen sollte, was ich ihr jetzt sagen will. Allein ich will dem Willen meiner Frau und Herrscherinn unterthan seyn. Ich mochte ungefähr sechs Jahr alt seyn, als meine Mutter, welche auch keine der dümmsten Weiber des Landes war, von einer Pylweisen und gutartigen Zauberinn besucht wurde, die denn bey diesem Besuche auch mich erblickte. Sie fuhr zurück als sie mich sahe. Bube, sprach sie, dir steht ein großes Glück bevor; allein du verscherzest es, wenn du dir ein Weib nimmst. Ich wußte damahls nicht, was das bedeuten sollte, aber meine Mutter war mehr für mich besorgt, nahm die Pylweise mit sich in ein besonderes Gemach, und bath sie flehentlich, ihr zu entdecken, was sie eigentlich von mir voraussähe?"

„Ich sehe ihn," sprach diese, „als einen begüterten Zemann; allein wenn er ein Weib nimmt; so kann ihm das nicht angebothen werden, was ihm werden soll, wenn er unter freyem Himmel an einem eisernen Tische sein Mittagsmahl hält."

„Nun warte ich lange auf den Ausgang dieser Prophezeyung; denn meine Mutter hat mirs eingeprägt, und täglich vorgesagt, ich sollte mein Glück nicht verscherzen."

Der Zemann schwieg. Allen Dienerinnen Libussens war der Muth gefallen. Libussa war nachdenkend geworden: denn sie wägte in ihrem Sinne, ob der Zemann das wohl aus Wahrheit rede, oder ob ers wohl sage, um ihr etwas weiß zu machen, oder um sich vielleicht eine desto größere Stufe in ihrer Gunst zu erwerben. Allein sie blieb nicht lange so, um keine Gelegenheit andern zu geben, über ihr Betragen zu grübeln, auch um ihrem freundlichen Wirthe nicht die Lustigkeit zu verderben.

„Ja," sagte sie, als ob sie aus einem Traum erwachte, „es ist wohl sonderbar, Zemann; und mag mans euch nicht verdenken, so ihr zaudert, ein Weib euch zu suchen, aus den Töchtern des Landes. Aber mein Lieber, so ich wie ihr wäre, ich würde meines Glückes Erwartung wenigstens besser befördern."

„Und wie könnt ihr glauben, Fürstinn, daß ich hierin fehlen sollte?"

„Allerdings. Ich würde ſtets an einem eiſernen Tiſche unter freyem Himmel eſſen."

„Ja," ſagte der Zemann, und lachte dazu, „ich halte auch mein Mittagbrot immer unter freyem Himmel, drehe meinen Pflug um, und mache ſeinen eiſernen Schar zu meinem Tiſche. Wenn da das Glück will, ſo kann es wohl mich aufſuchen."

Libuſſa lachte mit, aber in ihrem Herzen wars ihr nicht lächerlich. Warum, werden wir in der Folge hören. Jetzt meinte ſie, es ſey Zeit ihren Zemann nicht länger von ſeiner Ordnung abzuhalten. Sie theilte eine Handvoll böhmiſcher Groſchen, die ſie ſchon hatte prägen laſſen, unter ſeine Leute aus, und ſagte, zum Schluß verlange ſie den Nahmen dieſes gefälligen, und vielleicht noch glücklichen Zemanns zu wiſſen, den Dank aber wolle ſie ihm aufbewahren, bis er nach Pſary komme.

„Fürſtinn!" ſprach der Zemann, „mein Nahme iſt Przemisl. Was den Dank anbelangt, ſo iſt mir euer liebreicher Beſuch mehr werth, als all euer Gold. Nach Pſary werd' ich wohl nicht kommen. Man würde doch nur wähnen, ich käme des Danks wegen. Und," ſetzte er leiſe hinzu, „ich muß euern Dirnen aus dem Wege gehen, und ihr habt deren zu viel um euch."

Sie waren indeſſen an die Roſſe gekommen. Libuſſa ſchwang ſich auf ihren Schimmel, rief

noch ein Mahl: Lebt wohl, Zemann! und nun jagte sie so strenge fort, daß ihre Jungfrauen ihr nicht nachkommen konnten. Sie wollte aber das auch nicht, denn es standen Thränen in ihren Augen, die sie ihren Dienerinnen nicht wollte sehen lassen.

XV.

Böheim wird bebauet und bevölkert und bereichert.

Libussa hatte ihre Schwestern versorgt, sagten wir zu Anfange des vorigen Kapitels; wie, soll der Leser jetzt hören. Beyden sagte sie, sie möchten sich Orter wählen, wo sie ihnen Schlösser könnte bauen lassen, auf denen sie wohneten, wie Abkommen Fürstenbluts zu wohnen pflegen. Und beyde waren ausgereist, sich Orter zu suchen, und waren zurück gekehrt, nachdem sie sie gefunden, und Libussa hatte ihr Versprechen gehalten. Kascha hatte ein schönes Schloß auf einem Berge gebauet erhalten, der drey Stunden über Prag am Ufer der Moldau lieget, dem gegenüber hernach das Kloster Königssaal gebauet worden. Kaschin nannte sie es. Libussa selbst hatte ein Schloß gebauet, welches Libin hieß, auf welchem sie eine Zeitlang wohnte, und auch dort ihrer Schwester Kascha Hochzeitfest beging. Ihr gewählter Mann aber hieß Bimog; und ein wildes Schwein oder vielmehr die

Stärke, die er an demſelben üben konnte, brachte ihm ein fürſtliches Weib. Er ergriff dieſes Schwein unterm Libiner Berge, wo es ihm begegnete, bey den Ohren warf es auf den Rücken, und trug es ſo lebendig zu Libuſſen auf den Libin hinauf. Männiglich verwunderte ſich ſeiner Stärke, und Libuſſa wollte ihm ein Geſchenk geben. Nein, ſprach Kaſcha, ein ſolcher Mann verdient uns näher anzugehen, und ſo du mirs vergönnſt, ſchenk ich ihm meine Hand. Sie iſt ja dein, ſagte Libuſſa, und Bimog wird ſeiner Fürſtinn Schweſter doch nicht ausſchlagen?

Bimog ſtand wie träumend da, als Kaſcha ihm die Hand gab. Er nahm ſie aber gleich, ſagte, der Ehren hab er ſich freylich nicht verſehen, wolle aber dafür auch Libuſſens eifrigſter Vertheidiger in alle Fällen werden.

Kaſcha war ſehr zufrieden, nahm ihn nach der Hochzeit mit nach Kaſchin, und ſie lebten ein glückliches Leben. Bimog beſorgte die Heerden und die Jagd, und Kaſcha trieb ihre Wiſſenſchaften. Sie hatte große Kräutergärten angelegt, in denen ſie ſich faſt immer befand und die Pflanzen wartete, pflegte, einſammelte, trocknete und zum Gebrauch ordnete und bereitete. Einen andern Theil ihrer Zeit mußte ſie daran wenden, die Klagen der Kranken anzuhören, um ihnen Hülfe leiſten zu können. und Bimog war nicht erzürnt, wenn ſie ihn

auch zuweilen um dieser Arbeit willen zurück setzte; denn er war ein götterliebender Mann, und seines Weibes Menschenliebe gefiel ihm also auch wohl.

Tetka hatte sich gegen Abend gemacht und auf einem Berge ihr Schloß bauen lassen, neben welchem noch ein größerer Berg befindlich war, wo sie ihrer Göttinn Klimba, welche ihr im Haine erschienen, einen Altar bauen ließ. Sie hatte das Schloß schon bezogen, welches Libussa ihr bauen lassen ehe sie diesen Ort fand. Sie ging viele Tage in Gedanken umher, wohin sie wohl ihre Bahn nehmen sollte, um diese ihre Hauptgöttinn zu beherbergen. Tetka war schwermüthigen Sinnes; wenn etwas in ihr vorging, weswegen sie mit sich selbst nicht einig werden konnte, dann durften selbst ihre Dienerinnen sich ihr nicht nahen, um sie in ihren Betrachtungen nicht zu stören. Dann setzte sie sich oft am frühen Morgen auf den Stamm eines Baums, oder auf einen Stein, stützte die Hand aufs Knie, legte den Kopf hinein, und blieb so bis auf den Abend sitzen. Wenn sie denn nach Hause kehrte, so schlossen ihre Dienerinnen aus ihrem Benehmen, ob sie glücklich in ihrem Nachsinnen gewesen war, oder nicht. Wenn sie heiter mit ihnen scherzte, oder ihr Abendbrot froh einnahm, so war das immer ein gewisses Zeichen, daß sie ergrübelt hatte,

was sie ergrübeln wollte. War sie aber mißmüthig, und ward die Abendmahlzeit abbestellt: oder aß sie doch nur wenige Bissen mit Verdruß, so war es ein Beweis, daß sie keine Eingebung gehabt hatte, oder daß diese wenigstens traurig gewesen.

Ein andermahl kam sie nicht aus ihrem Gemach heraus. Da beschäftigte sie sich mit Zirkeln und Stäben, die sie von feinem Silber hatte machen lassen, auf denen sie denn mancherley Zeichen eingegraben, die sie nach der Form dieser Zeichen über einander schichtete, mit Kräutern und gebrannten Wassern sie räucherte, und Worte darüber aussprach. Sie war dann manchmahl wie erquickt, andere Mahle lag sie wie todt auf der Erde.

Solcher wunderlichen Dinge viel erzählten ihre Dienerinnen von ihr, und das waren Seltsamkeiten die man doch nicht verlachte, sondern man hielt Tetka ihrer Wissenschaften wegen hoch. Zuweilen weinte sie ganze Tage, und ein ander Mahl sprang sie herum, als ob sie zum Tanz geladen wäre.

Wenn dann und wann ihre Dienerinnen sie befragten, warum sie dieses oder jenes thäte, so legte sie die Finger auf den Mund, und bedeutete ihnen zu schweigen, als ob sie sagen wolle, dahin könnten sie nicht gelangen, das zu begreifen.

Wie sie aber ein Mahl zwey Tage gewein-

hatte, trat all ihr weibliches Gefolge um sie her, und beklagten sie, daß sie ein so mühseliges Leben führte.

Ja wohl, sagte Thetka, ein saures Leben. Glaubt ihr der Dienst der Götter sey eine leichte Sache? Glaubt ihr es sey nichts, zu erspähen ihren Willen, und zu vollführen ihre Befehle, und auszusinnen, was unter dieser oder jener Eingebung sie verstehen? Wache ich nicht manche Nacht durch, um nichts zu versäumen, was sie mir zu meinem Besten offenbaren? Weinte ich nicht diese zwey Tage, weil ich keinen Ort finden kann, wo ich meiner Göttinn Klimba Aufenthalt festsetze? Diese zwey Tage habe ich kaum so viel Nahrung zu mir genommen, daß ich mein Leben habe fristen können. Jetzt will ich noch fasten bis zur Mitternacht. Dann soll so lange Schlaf in meine Augen kommen, bis die Sonne aufsteigt am Himmel, und dann will ich mein Gebeth wieder erheben, um Erleuchtung nach dem, was ich wünsche.

Ihre Dienerinnen erbothen sich mit zu wachen bis zur Mitternacht, wenn ihr etwa eine Schwachheit zustieße. So bleibet im Vorhofe, sprach sie; denn ich muß anbethen gehen.

Das geschah. Die Dienerinnen blieben bis zur Mitternachtsstunde auf, und wie diese eingetreten war kam Tetka mit einem großen Freudengeschrey aus ihrem Gemach heraus. Ich bin

erhört, rief sie, mein Gebeth ist zu den Göttern gedrungen. Sie haben mir ein Zeichen gegeben, wohin ich meine Klimba setzen soll. O sie haben mich gehört, die Wohlwollenden. Seht ihr dort den Berg, der sich bis in die Wolken erhebt? Auf der Spitze desselben seh ich eine lichte Flamme. Wer von euch will morgen mit zum Feste, was Klimba erhalten wird.

Alle einstimmig wollten mit. Gut denn, sagte sie, ihr sollt alle mit. Jetzt labt meine matte Seele mit einem frischen Trunk, und mit einigen Bissen Brot, dann will ich ruhen, bis zum Sonnenaufgang.

Und zum Sonnenaufgang ließ sich Tetka wecken, und erheitert hatten sie die wenigen Stunden Schlafs, und erquickt der wenige Genuß.

„Ich bin neugeboren," sagte sie; „denn meiner Klimba Tempel ist bestimmt. Ihr Hain ist der schönste Hain dieser Erden."

Nun wurden alle Arbeiter aufgerufen, um sie zu begleiten an die heilige Stätte, wo sie die Flamme gesehen hatte, und zu bereiten den Hain für die Göttinn. Ihr Bildniß von künstlicher Arbeit aus hartem Holze gefertigt, hatte sie schon lange bey sich. Es stellte eine Frauengestalt vor, die ein kleines Kind auf dem Arme hatte. Es wurde von vier Dienerinnen in einem Himmel getragen. Eine der-

selben machte Tetka Einwendung, und sagte: Klimba werde nicht so vorgestellt.

„Kind!" sagte Tetka „sey zufrieden, daß du von der Göttinn ersehen bist, sie mit an Ort und Stelle zu bringen. Bekümmre dich um das übrige nicht. Was du nicht glauben kannst, das glaube nicht; allein störe nie andre in ihrem Glauben. Laß dir das ein und für alle Mahl eine Warnung seyn, deine Zunge nicht Preis zu geben wo du nur denken darfst. Klimba ist nur ein Nahme. Was wir uns unter diesem Nahmen denken, ist das Wesen. Der Götter Wesen sahest du nie mit deinen Augen, also kann sichs deine Seele nur denken, und wie sichs deine Seele denkt, so ist es dir. Verehrst du deine Götter unter einer andern Gestalt, als ich die meinigen, so thue das. Ich tadle dich deßwegen nicht. Libussa setzte mich zur Lehrerinn in dem, was die Götter betrifft. Allein ich werde dich nicht schlagen, um dich glauben zu lehren, was ich dir sage. Glaubst du es nicht, wohlan, so bist du eines andern Glaubens Herr und Meister. Meine Göttinn erschien mir unter dieser Gestalt. Die Dienerinn schwieg — und die übrigen bewunderten die Weisheit mit welcher Tetka sprach. Und diese Äußerungen trugen mehr dazu bey, daß die Menschen an ihre Worte glaubten, als wenn sie sie gezwungen hätte."

Sie hatte ſich einige Mahl mit Libuſſen hierüber beredet, die ihr vollkommen Recht gegeben, daß des Menſchen Freyheit beſonders in dem nicht dürfte eingeſchränkt werden, was er glaube, daß ſich der Bürger und der Diener zu bürgerlichen und andern Pflichten verbindlich mache, daß aber nichts einen Menſchen verbindlich machen könne, zu glauben, was er nicht ſehe, denn das Werk der Überzeugung müſſe von ihm allein abhangen.

Es war auch wirklich Tetkas ganzer Wunſch, allen Grundſätze beyzubringen, wovon ſie überzeugt ſeyn könnten, ohne ſie bloß glauben zu müſſen. Freylich betrog ſie ſich nur zu oft. Denn da man in den damahligen Zeiten ſehr für Wunder, und alſo ſehr geneigt war, die Erzählungen des Sonderbaren für wahr zu halten, und Theil daran zu nehmen, ſo war vieles nur Glaube, was ſie für Überzeugung hielt, und wenn ſie oft Tage lang weinte, weil ſie ſich nicht ſtark genug glaubte, dieſe oder jene Erſcheinung, die ſie gehabt, ſichtlich genug vorzutragen, ſo würde ſie in unſern Zeiten ſich haben todt weinen müſſen, weil niemand ihren Erſcheinungen Glauben beygemeſſen haben würde, da wir ſo verdorben ſind, dieſes Fach ganz auf die Vorzeit zurückweiſen zu wollen.

Dieß Mahl ließ ſich Tetka indeſſen durch den Unglauben einer ihrer Dienerinnen nicht

irre machen, und hatte ihr kaum die sehr weise Lehre gegeben, die wir so eben gehört haben, als sie dem Zuge befahl, ihren Weg fortzusetzen, und vergnügt vor demselben hinging. Sie kamen endlich auf die Spitze des Berges, und die Arbeiter mußten sogleich anheben, den Wald zu säubern, und die Stelle von Buschwerk zu reinigen, auf welcher Tetka des Feuers inne geworden. Sie ließ ungefähr ein Viereck von zehn Schritten frey machen, und hatte dieß so ausgesucht, daß der Hintergrund lauter hohe Bäume hatte, deren Gipfel herüber ragten, und Schatten der hölzernen offnen Kapelle gaben, die sie zusammen setzen ließ, und in welche das Bild gestellt wurde. Das Bild selbst war mit kleinen silbernen Münzen gezieret, und hatte einen silbernen Schein um den Kopf. Tiefer herab stand ein Altar vor dem Bilde, welcher eine silberne Platte hatte, die statt des Altarhemdes diente.

Libussa hatte alles vorräthige Silber bey ihres Vaters Tode getheilt, und so war auf Tetka so viel gekommen, daß sie dieses bestreiten können. Nun ließ sie alles Buschwerk zehn Schritte breit bis an die Spitze des Felsens weghauen, wodurch der Wanderer, der in den untern Thälern ging, Gelegenheit hatte, die Göttinn zu sehen, und ihr ein Bethopfer zu bringen, ohne daß er den Berg noch ersteigen dürfte.

Wie alles dieſes geendet war, hatte Tetka befohlen, einen Kreis um ſie her zu machen, und ſie trat mitten in dieſen Kreis, fiel nieder, und bethete ſtill. Hierauf nahete ſie ſich dem Altar, machte ein kleines Feuer auf demſelben; und wie das dünne Holz zu Kohlen gebrannt, und keine Flamme mehr zu ſehen war, ſchüttete ſie Kräuter darauf, die ſie von Kaſcha erhalten hatte, deren Reiz den Göttern beſonders angenehm ſeyn ſollte. Da ſtieg eine große Rauchwolke empor, und verbreitete ſchönen Duft in die Runde, und auf einmahl ergriff das Rauchwerk eine helle Flamme, die längs dem Bilde hinauf bis zum Himmel loderte. Nun fiel Tetka wieder nieder, und bethete laut: „Klimba, du haſt mich erhört. Der Ort, welchen ich dir erkieſet habe, iſt dir angenehm. Dieſe helle Flamme hat es mir bewieſen. Da du mir im Geſichte erſchieneſt, da du mir ſagteſt, ich habe den rechten Glauben, da nahm ich mir vor, dich verehrt ſchon jetzt zu machen, wie du nach drey hundert Jahren im ganzen Lande verehrt ſeyn wirſt. Wie ſelig, Klimba, wenn ich den Grund zu dieſer deiner Prophezeyung Erfüllung gelegt habe!"

Auf einmahl ſprang Tetka empor, bückte ſich über dem Altar weg, auf dem die Flamme jetzt nachgelaſſen, und horchte mit Ohren und Augen ſtarr hin auf das Bild — und

nach einer kleinen Pauſe wendete ſie ſich heitern Angeſichts zu den Umſtehenden, und ſprach: „Habt ihr gehört, die ſüßen Worte, die ſie redete? Habt ihr vernommen Worte aus dem Munde einer Göttinn? Seyd ihr, wie ich, gewürdigt worden, der Wohlthat, mit himmliſcher Stimme zu hören, daß ich recht gethan?" — „Nein," ſagte einer ihrer älteſten Diener, „wir ſind nicht gewürdigt worden, wie du, weiſeſte Tetka, zu hören ihre Stimme: allein wir ſehen ihre Klarheit ſich vermehren, und der Glanz ihres Hauptes blendete uns. Alle bekräftigten dieß. Er fuhr fort: „Es war, als ob ein liebes ſanftes Säuſeln mich umwehete; es war, als ob ich in den Lüften ein Geräuſch von geiſtigen Weſen wahrnahm. Geiſter müſſen die Göttinn umſchwebt haben. Ja, Tetka, wir ſind bereit, deinen Worten Glauben beyzumeſſen, deinen Befehlen Folge zu leiſten, wir erkennen dich für einen Liebling der Götter, wir ſehen es mit unſern Augen, wir hören es mit unſern Ohren. Und nun ſage uns, wenn du darfſt, was die Göttinn dir offenbarte." — „Ich darfs," erwiederte Tetka. „Sie redete Worte für die Zukunft, ſie offenbarte mir, daß nach einigen hundert Jahren ein Fürſt aus Libuſſens Stamm zuerſt öffentlich den wahren Dienſt einführen werde, der ihr gebühre, daß durch viel Leiden und

Trübsal er deßwegen würde wandern müssen, daß aber endlich aller Menschen Sinn im Lande sich umkehren, und an das große alleinige Auge, das alles übersiehet, und an sie, und ihr Kind glauben würde."

Und Teika hatte die Worte kaum ausgesprochen, so erhob sich ein leichter Wind, und brachte einen sanften fruchtbaren Regen daher, und Teika und ihr Gefolge erkannten daraus die Güte der Götter und die Erhörung ihres Gebeths; denn fast drey Wochen hatte es nicht geregnet. Der ganze Tag wurde festlich von ihnen auf diesem Berge verbracht, und sie kehrten froh zurück. In derselben Nacht wollte Teika ein Gelübde vollbringen, nie eines Mannes Weib zu werden, sondern unberührte Dienerinn der Göttinn Klimba zu bleiben; allein auf einmahl war es, als ob ein fressendes Feuer sie ganz umgäbe, und es däuchte ihr, als wolle dieses ihr Gelübde verschlingen. Da dachte sie in sich, ob ihr vielleicht dennoch ein Mann beschéret sey, dessen Hand sie nicht ausschlagen sollte, und sparte dieß Gelübde auf eine andere Zeit.

Von dem Augenblick an, da Klimba von Teika verehret wurde, ward diese auch ruhiger in ihrem Sinn, weinte nicht mehr so viel, und nahm mehr Theil an den Freuden der Welt, ob sie gleich manchmahl tiefsinnig

noch umher ging, und mancherley wunderliche Dinge vornahm, auch mit Kräuter und Tränken oft sich stärken, ja sogar manchmahl zu Kaschas Weisheit ihre Zuflucht nehmen mußte, wenn sie sich durch Nachdenken zu sehr geschwächt hatte.

Indessen waren außer den Schlössern, die die drey Schwestern erbauet, auch noch andre viele Wohnungen errichtet, und neue Dörfer angelegt worden. Libussa hatte vor allem Volke erkläret, daß es ihr angenehmer sey, wenn die Bewohner aus den Wäldern sich zusammen zögen in Dörfer, und gesellig mit einander lebten, als wenn sie so abgesondert in Winkeln sich aufhielten, wo keiner von dem andern etwas wisse, noch ihm zu Hülfe kommen könne. Auch auswärts war das Gericht von Libussens glücklicher Regierung erschollen, und aus den benachbarten Gegenden sammleten sich nicht wenig Einwohner, die sich in ihren Besitzungen niederließen, und daselbst unter ihrer Herrschaft zu stehen für ein Glück rechneten.

Gold war noch wenig im Lande, wenn schon man dessen Vorrath kannte. Kascha aber hatte beym vielen Graben um ihres Schlosses Erbauung willen große Klumpen Goldes gefunden, weiter graben lassen, und noch mehreres entdeckt. Da der Reichthum in Metallen bey den damahligen geringen Bedürfnis-

ſen in Böheim dem Privatmanne nicht von ſo großem Werthe war, wie dem Regenten, ſo ſchickte Kaſcha alles dieſes Gold an Libuſſen, damit ſie als eine große und geehrte Fürſtinn auch eine goldene Münze ſchlagen laſſen könnte, und ihr Ruhm dadurch ſich weiter verbreitete.

Libuſſa hatte ſelbſt viel Kenntniſſe vom Innern der Erde, und lange ihr Abſehen darauf, die unterirdiſchen Reichthümer zum Beſten Böheims anzuwenden. Das Geſchenk machte ſie aufs neue aufmerkſam, und ſie befahl nicht allein, weiter an denen Orten graben, wo man das Gold gefunden, ſondern ſie ließ auch an die goldreichen Flüſſe, die ſie kannte, Arbeiter geben, um den Sand auszuwaſchen, der dieß Metall enthielte. Es kam eine Menge des Metalls zuſammen, und ſie war für eine reiche Fürſtinn zu achten.

XVII.

Wlaſta und Domaslaw erneuern ihre Verſuche, aber vergebens.

Libuſſa hatte auf ihrer letztern Reiſe, nachdem ſie den Zemann Przemisl verlaſſen, noch verſchiedene Zemänner beſucht, die auf dem Wege wohnten, den ſie ging, und wahrſcheinlich, um ihrer Dienerinnen Aufmerkſamkeit von jenem abzulenken. Ungeachtet ſie auch für ſich alles anwendete, ihre vorige Heiterkeit wieder anzu-

nehmen, so war es doch nicht möglich, daß Wlasta nicht bemerkt hätte, in ihrer Seele sey etwas vorgegangen. Denn das tiefsinnige Wesen, welches sie zuweilen verrieth, und besonders dann, wenn sie sich selbst überlassen war, die Seufzer, die ihrer Brust unbemerkt entquollen, die verschiedenen Mißdeutungen, die sie oft Wlastas Worten gab, wenn sie sie zerstreut anhörte, zeigten dieser schlauen Beobachterinn, ein Kummer drücke Libussens Herz, und diesen Kummer zu erforschen, mußte nun doch wohl ihre einzige Beschäftigung seyn. Die Neugierde hatte ihren großen Theil an allem, was sie deßwegen unternahm; allein Domaslaws Zudringlichkeit, und ihr eigner Wunsch, Libussen verheirathet zu sehen, kamen auch nicht wenig ins Spiel.

Sie hatte jede der Dienerinnen, mit welchen Libussa die Reise unternommen hatte, besonders befragt, und wie sie bey allen herum war, hatte sichs gefunden, wie sehr sie bereuen mußte, nicht selbst Theil daran genommen zu haben. Alle hatten ihr das erzählt, was eine erzählt hatte, alle hatten den Besuch beym Zemann Przemisl mit beygebracht; allein so unschuldig und so ohne Unterschied des Betragens Libussens bey den andern Zemännern erzählt, daß Wlasta auch nicht das geringste daraus zu nehmen in Stande war.

Sie würde freylich besser beobachtet haben,

und jetzt erst glaubte sie, daß sie die einzige unter Libussens Gefährtinnen wäre, die Ansprüche auf Verstand und Sinn machen könnte. Leicht hätte sie auch so gut, wie jene, Libussens Reisegefährtinn werden können; allein Domaslaw war der Grund, warum sie es nicht ward. Gerade diese Zwischenzeit wollte sie gebrauchen, um ihn zur Vernunft zu bringen.

Bey den häufigen Gesprächen, welche sie mit dem Wladiken gehabt hatte, hatte sie ihm eröffnet, daß Libussa verbothen, eines Mannes Erwähnung zu thun, hatte ihm gezeigt, daß wenn diese standhafte Fürstinn ein Mahl ihren Entschluß für etwas genommen, davon nichts abzuändern sey, hatte ihm den Rath gegeben, unter dem Volke irgend eine Art von Unzufriedenheit zu erwecken, daß kein Mann sie beherrsche, und so es vor Libussen bringen zu lassen, das Volk wünsche selbst, daß sie sich einen Gehülfen erkiesen möchte.

Allein Domaslaw wollte schlechterdings in diese Vorschläge nicht willigen. Er behauptete ohne Scheu, Wlasta löge, Wlasta habe eigennützige Absichten, und wolle nur jedes Mannes Antrag von Libussen zurückhalten, um selbst bey ihr am meisten zu gelten, und keinem andern Rechenschaft über sie zuzugestehen.

Hätte Wlasta nicht wirklich viel Anhänglichkeit für Domaslaw gehabt, ja ein Gefühl für ihn, welches Liebe war, welches sie aber nur

als Freundschaft für ihn betrachtete, so hätte sie ihn können in sein Verderben rennen lassen, da sie zu gut wußte, daß er einen Korb von Libussen erhalten würde. So aber überwog ihr inneres Gefühl die Empfindlichkeit über seine Beschuldigungen, und Wlasta brachte mit Thränen und Bitten es so weit, daß er ihr versprach, so lange noch zu verziehen, bis sie ihm den geschicktesten Zeitpunct angeben würde, seine Sache vorzutragen.

Wie sie nun im unruhigen Sinnen über die Weise, Domaslaw von der Schande eines Korbes zu retten, nachdachte, kam die Epoche, in welcher Libussa sich ihr ganz verstört darstellte. Wie sie aller Nachforschungen ungeachtet aber nicht entdecken konnte, worin ihr Kummer läge, suchte sie ihn in Sorgen der Regierung, und fand den Gegenstand sehr gelegen um Libussen einen Vortrag zu machen, einen Theilnehmer an diesen Sorgen sich zu wählen, und mehr ihr selbst und dem Vergnügen zu leben, welches sie sich zu verschaffen im Stande wäre.

Ehe wir aber die Unterhaltung deßwegen dem Leser vor Augen legen, müssen wir über Libussens innere Gefühle ein Licht verbreiten.

Wirklich hatte der edle Zemann Przemisl nicht allein von seiner Eigenschaften Seite, so weit sie seinen Charakter betrafen, auf sie Eindruck gemacht, sondern auch seines schönen Kör-

pers Bau war von ihr nicht unbemerkt geblieben. Eine solche Mannsgestalt war ihr noch nicht vorgekommen, und wenn es wirklich viel schönere Männer in Böheim gegeben hätte, so wären sie es doch nicht für Libussen gewesen, nachdem sie diesen einmahl erblickt. Sein Bild hatte sie nicht verlassen, verließ sie noch nicht. Sie suchte es mit Fleiß zu entfernen. Sie sah doch oft andere Männer, und sie hielt sich bey ihrem Anblicke auf, um zu sehen, ob sie denn wirklich so verschieden von diesem wären; allein auch keiner konnte ihn verdringen.

„Sind wir," sagte sie bey sich selbst, „denn dazu geboren, von Männern überwunden zu werden? Kann denn nicht eine ihren Reizungen, ihrer Gewalt widerstehen? Ist der Weg nicht zu vermeiden, um ihretwillen zu leiden? Aber nein, fest ist mein Gelübde, so lange man es nicht von mir begehrt, werd ich keinem Manne zu Theil. Wenn man aber," setzte sie nach einigem Nachdenken hinzu, „wenn mans von mir begehren sollte, werd' ich dann diesen Zemann wählen? Wird dann Leidenschaft den Sieg über mich behalten? Hat dieser Zemann," fuhr sie langsam fort, „auch wohl eine Absicht gehabt, als er mir die Geschichte seiner Prophezeyung erzählte? — Doch nein sein ehrliches offenes Gesicht läßt das nicht zu. Auch habe ich keinen Eindruck auf ihn ge-

macht. Er wurde nicht verlegen, wie ich es wurde, da ich ihn sah, wie ich es noch mehr wurde, da seine Hand in die meinige Feuer goß, was bis zum Herzen brannte, wie ich heiter wurde, da er sich als nicht beweibt erklärte, blieb er in seiner gewöhnlichen kalten Gleichgültigkeit.

„Wir wollen ihn vergessen, ihm entsagen — Ihm entsagen? Hab ich ihm denn schon etwas zugesagt? Ja, mein Herz hat in mir für ihn gesprochen, wenn schon mein Mund des Herzens Rede nicht nachsprach. Aber auch dieses soll aufhören zu reden."

Libussa aber mochte sich das so oft vorerzählen, als sie wollte, ihr Herz hörte doch nicht auf, für ihn zu sprechen, und da sie keine Vertraute hatte, in deren Schooß sie ihre Leiden schütten konnte, denn Wlasta war zu sehr fürs Heirathen, so fiel das alles auf ihre eigne Seele, und brachte die Schwermuth zuwege, die in ihr tobte.

Wlasta ersah einen solchen Zeitpunct, nahete sich ihr, küßte den Saum ihres Oberkleids, und sagte: „Meine Frau und Fürstinn! Wolltet ihr mir wohl erlauben, ein Wort zu eurer niedergeschlagenen Seele zu sprechen?"

„Sprich, Wlasta," sagte Libussa. „Wirklich drückt meine Seele ein Kummer, der mir viel Sorgen macht. Allein ihn jemanden zu entdecken, vermag ich nicht. Ich ha-

be den Geiſt meines Vaters Kroks gebethen, mir zu erſcheinen, und mich zu belehren in dem, was ich thun oder laſſen ſoll, allein umſonſt. Meinen goldnen Froſch hab ich zwey Mahl ſchon vor mir gehabt, Stundenlang mich der Betrachtung vor ihm geweihet, und zum erſten Mahle hat dieſer auch mich verlaſſen. Sonſt begeiſtert er mich immer, zeigt mir glückliche oder unglückliche Bilder der Zukunft, nach denen ich dann meine Handlungen ordnete. Jetzt ſchweigt er ganz. Durchs Dunkel, welches meine Seele umgibt, ſchwebt auch nicht ein lichtes Bild auf, aus welchem ich der Götter Ruf oder Willen erblicken könnte. Auch iſts, als ob ihre Gnade ſeit dieſer Zeit von mir gewichen wäre; denn meine Gedanken ſtehen ſtill, und wenn ich ein Urtheil fällen ſoll, muß ich oft mich ermannen, wie aus einem tiefen Traume."

Wlaſta ließ Thränen fallen; da ſie das hörte. Auch waren dieß nicht eben häuchleriſche Thränen. Sie fühlte wirklich viel für Libuſſa, ſo viel, daß ſie ihr die größte Glückſeligkeit wünſchte; denn wie hätte ſie ſonſt nicht darauf denken ſollen, Domaslaw, der ihr ſo werth war, für ſich zu behalten. Ein Beweis ihrer Zuneigung, dem ſich nicht viel entgegen ſetzen läßt.

„Ach, meine theure Fürſtinn," ſprach ſie, „könnte ich mit meinem wenigen Verſtande

euch dienen, könnte ich der schrecklichen Last, die euch plagt, nur einige Theilchen euch abnehmen, wie froh wollt ich seyn. Aber eine schwache Dienerinn wie ich, der die Götter sich nie offenbaret, die nie weiter gekommen ist, als zu dem, was ihr selbst sie lehren wolltet, vermag nicht, eurer Weisheit etwas vorzuthun Doch, Libussa, ihr habt mir einmahl selbst gesagt, die Götter hätten verschiedene Gaben auch verschieden ausgetheilt. Ihr habt mir einmahl gesagt, es sey diesem Menschen das, dem andern jenes vorzugsweise gegeben, und mancher denke mit seinen Gedanken dahin, wohin ein andrer nicht gelangen könne. Ich habe mir das so oft überdacht, ob denn nicht wohl manches, was ihr unternehmt, mehr Männerarbeit sey, und ob, da ihr oft abwesend seyn müßt um euren innern Trieben gemäß zu forschen, der Erde Inhalt, die Lage eures Landes, obs da nicht zu viel euch werde, bey eurer Rückkunft, all die Dinge zu schlichten, die indessen vorgefallen unter eurem Volke, ob ihr nicht baß und bieder handeltet, wenn ihr einen Mann setztet, der, nur mit eurer Genehmigung versteht sich, der Männer Streitigkeiten schlichtete, oder wenigstens doch sie anhörte, denn dabey doch manches vorkommt, was eines Weibes Ohren wahrlich kein angenehmes Ding seyn mag."

Libussa schien Aufmerksamkeit Wlastas Re-

den zu widmen, und da jene etwas inne hielt, ſprach ſie: „Allerdings, meine Wlaſta, haſt du darin Recht, daß es beſchwerlich iſt für ein Weib, mit Männern ſich ſtreiten, und Männerzank ſchlichten, da beſonders dieſes Geſchlecht den Glauben nicht verläßt, als habe es für den unſrigen Vorzüge. Und wahrlich, ſo ich eines Mannes Weſen betrachte, ſcheint es mir ſelbſt, als ob in ihnen eine Feſtigkeit läge, die wir Weiber nicht haben können; denn wenn ich eine Schwäche ſchon ungern geſtehe, ſo fehlts mir doch nicht an der Aufrichtigkeit, die des Menſchen Sinn zieret."

Wlaſta horchte jetzt höher auf, als Libuſſa ihrer Rede zugehorcht hatte. Was ſie hörte, war ihren Ohren Wohlklang. Den Männern gewogner ſeyn, ihren Werth einſehen, war der Weg zu dem, was ſie wünſchte, das Libuſſa thun ſollte. Hatte ſie gleich Anfangs ſelbſt geſucht den Werth der Männer gegen den weiblichen herab zu ſetzen, ſo wußte ſie doch ſchön den Mantel zu drehen, wenn der Wind von einer andern Seite kam, und wenn ſie gleich niemanden nannte, und auch ihr Geſchlecht immer oben an ſetzte, ſo hielt ſie doch eine körnige Rede, die kurz geſagt, das männliche Geſchlecht über alle Maßen pries, in die böſen Gewohnheiten, die in der Welt eingeriſſen, freylich den Werth ſetzte, die aber doch fein und lieblich die größten Schmeicheleyen für ſie enthielten.

„Nein," unterbrach ſie mitten in dieſen Lo-

beserhebungen Libuſſa — „lobe mir ſie nicht ſo ſehr, die Männer. Mein Herz ſoll nicht wankend werden, und der Schwäche nachgeben, die in mir auflodert, und die Stärke zu Boden drückt."

Wlaſta ſchwieg. Sie wußte genug. So bange Libuſſa war, ſo heiter war ſie. Ihr Herz ſchlug hoch empor vor Freuden. Man gebe ihr aber keine Freude über Libuſſens Traurigkeit Schuld. Das war es nicht; denn ſie hoffte ſie bald in Wonne zu verkehren.

Vor jetzt mußte ſie ſie verlaſſen. Sie ſuchte ſie damit zu tröſten, daß die Götter alles noch gut machen würden. Sie legte ihre Hand auf Libuſſens Herz und ſagte: „Sie hoffte, bald ſollte es ruhiger ſchlagen."

Libuſſen überwältigte wenigſtens die Müdigkeit vieler verwachten Nächte. — Sie fiel in einen ſanften Schlummer, der zugleich ihrer Seele Troſt gab, wie wir in der Folge hören werden.

Wlaſta hingegen genoß keiner Ruhe, und konnte kaum des Tages Anbruch erwarten, um ſich auf den Weg zu Domaslaw zu machen, und ihm ſiegreich zu erzählen, daß ſie gewonnen Spiel zu haben glaubte. Doch wir wollen ihr Schritt für Schritt folgen.

Wlaſta's Lagerſtätte auf dem Liberrad, wo Libuſſa damahls wohnte, lag ſo, daß ſie dem Aufgange der Sonne entgegen ſehen konnte, und ſo harrte ſie ängſtlich des erſten Röthens, welches ſich blicken laſſen würde. Kaum ſchien

ihr das Dunkel etwas an Helle zu gewinnen, so sprang sie auf. Schande wärs, rief sie, wenn ich einen Augenblick schlafen könnte, in welcher Libussens Wohl zu befördern steht. O wie wohl ist mir bey der glücklichen Aussicht, daß bald ihre Ruhe hergestellt seyn, bey der beneidhaften Wonne, die ich Domaslaw bringen werde.

Sie warf sich mit ungestümer Eile in ihre Kleider, und sie konnte kaum noch die Gebüsche vom Erdboden unterscheiden, als ihr Fuß schon den schmalen Gang vom Plany herab wandelte. Wenn er, dachte sie bey sich selbst, nur seinen Stolz ein wenig mäßigt, wenn er nur einiges Schmeicheln in seine Worte zu legen weiß, o wie bald ist dann ein Weiberherz bezwungen. Allein er ist unermeßlich stolz. Schon einige Mahl ließ er dieses Wesen seiner Seele Libussen sehen, und ich merkte, daß sie darüber staunte.

Wie Wlasta den Berg hinab war, und dem Rasen nahe kam, auf welchem sie ehedem mit Domaslaw gesessen, und über ihn Thränen vergossen, sieh, da schwamm ein Kahn vom Dorfe Kuchel daher, in dem sie einen Mann erblickte, der Domaslaws Gestalt hatte. Zwey Diener fuhren die Stangen, um dem Fahrzeuge schneller den Strom hinab zu helfen. Wlasta stand still, und wollte erwarten, ob ers wäre.

„Sollten die Götter Wohlgefallen an meinem Beginnen haben," sagte sie, „und ihnen schon entdeckt seyn, was ich ich über ihn be-

ſchloſſen?" Jetzt kam er näher, landete, ſprang aus dem Fahrzeuge, und hieß die Fuhrmänner zurück kehren. Das alles ſah ſie von weitem, und ſeine Geberden verriethen ihr ſchon, es ſey Domaslaw, wenn ſie auch ſeine Perſon noch nicht kannte. Er kam jetzt auf ſie zu, und ſtaunte nicht wenig ſie zu ſehen.

„Träume ich," ſprach er, „oder ſeyd ihrs wirklich, Wlaſta? Soll ich es für eine gute Vorbedeutung nehmen, euch hier zu treffen, oder iſt abermahls ein böſer Geiſt, der euch hierher führt, um mir den Weg zu vertreten, den ich zu meinem Beſten und zu meinem Glücke gehen will. Ich muß euch ſagen, ich halte es nicht länger aus ohne Libuſſa. Sie ſoll, ſie muß mein werden. Redet mir kein Wort dawider. In dieſer Nacht iſt eine Traumgeſtalt bey mir geweſen, die mir geheißen hat, zu gehen, und um Libuſſen zu werben.

„So haben," ſagte Wlaſta, „die Götter an euch große Gnade erwieſen, daß ſie euch den Tag ſelbſt gemeldet, an dem Libuſſa beſſer von den Männern denkt, als ſie bis jetzt gedacht hat. Allein Domaslaw, die Götter reden ihren Willen auch oft durch den Mund der Menſchen. Deswegen verachtet eine Warnung nicht, die eine Freundinn euch gibt. Ihr ſeyd ein ſtolzer Mann, Domaslaw, und ihr habt Grund es zu ſeyn. Ihr habt Reichthum und Verſtand, ihr könnt glücklich machen ein Weib, und wärs auch eine Fürſtinn. Allein bedenkt, daß ihr

nicht Fürſt ſeyd. Libuſſa iſt nicht ſtolz; aber ſie kennt ihre Würde."

„Was wollt ihr damit ſagen, Wlaſta? Ihr redet mit Doppelzungen wie eine Pylweiſe."

„Setzt euch her zu mir," entgegnete Wlaſta; und Domaslaw ſetzte ſich auf den nähmlichen Raſen, von welchem er das vorige Mahl ſo zornig aufgeſtanden war.

„Wenn ihr euren Stolz gegen Libuſſa blicken laßt, Wladike, ſo wird ſie euch mit Augen des Mißfallens betrachten, und ich wähne, um eine Jungfrau zur Frau zu begehren, müſſe man ſich erſt ihr Wohlgefallen erwerben. Folgt mir alſo. Gehet zu ihr, und berichtet ihr dieſe oder jene gute Veränderung in eurem Hausweſen. Fragt ſie darin um Rath. Das wird ſie ergetzen. Sie wird geſprächig werden. Dann müßt ihr ihren Verſtand und ihre Kenntniſſe loben, von dieſer geht ihr zu ihrer körperlichen Schönheit, rühmt ſie, und ſagt, es müſſe die größte Glückſeligkeit ſeyn, ſie zu beſitzen. Aus ihrer Antwort werdet ihr ſchon hören, wie das übrige einzuleiten iſt, da könnt ihr denn die Brunſt eures Herzens ihr wiſſend machen, und weiter wirds ſich ſchon geben. Wollt ihr das?"

„Will ſchon — will ſchon. Ich bin nur erfreut, daß die Sache einmahl ſo weit iſt. Der Verſtand müßte ihr ſtill ſtehen, wenn ſie mich ausſchlüge. Toll müßte ſie wenigſtens ſeyn."

„Ja, ihr wüßt ja noch nicht, wie's mit dem Verſtand der Weiber beſchaffen iſt. Eitelkeit

iſt der Standpunct auf dem ſie alles verlieren. Fragt die gemeinſte Böheminn um etwas, was ſie als Weib betrifft, und ſie wird euch eine Antwort ſenden, die euch das lehrt. Ich verlaß euch nun, Domaslaw, um die Zeit, wenn die Sonne warm ſcheint vom Himmel, könnt ihr einkehren; allein erwähnt meiner nicht. Folgt mir nur in allem."

„Will ſchon, will ſchon," ſagte der Stolze, und Wlaſta ging aufs Schloß zurück.

Wie ſie weg war, hielt er ein langes Selbſtgeſpräch. Ich ſoll mich bücken, vor dieſer Libuſſa, vor einem Weibe, die keinen weitern Vorzug vor mir hat, als daß ſie die Tochter eines Fürſten iſt, der das war, was ich bin, der nur unter meinesgleichen gewählt war. Warum wählte man nicht mich, der ich beſſer regieren wollte, als dieſes Weib — mich, der ich der erſte bin unter allen Großen im Lande, mich, der ich am reichſten unter allen Wladiken bin, mich, dem alle Wladiken ehren, und gern ſich meinem Befehl unterworfen hätten. Ich ſoll bitten dieſe Libuſſa, daß ſie ihren fürſtlichen Stuhl mit mir theile? den Stuhl, den ſie nicht behalten kann, wenn ich ihr nicht treu bleibe? Was koſtet es mir, abfällig zu machen die Größten im Lande, unter einen Hut zu bringen die Männer, daß ſie ſich nicht von einem Weibe beherrſchen ließen?

„Aber," fuhr er fort, „das war ja der Rath, den Wlaſta mir einſt gab; der Rath, den ich

verwarf? Jetzt bringt ſie einen andern. Doch wohl muß ſich Libuſſa in ihrem Sinn geändert haben, daß die Dienerinn von ihr nun anders ſpricht. Wohlan, wir wollens verſuchen. Wir wollen ſehen, was in Güte von Libuſſen wird zu erlangen ſeyn. Geht das, gut — wo nicht, ſo nehmen wir Gewalt zu Hülfe. Domaslaw muß Regent von Böheim werden, und niemand anders. Aber ich will — ja aus Liebe zu Libuſſen, weil ſie ein ſo ſchönes Weib iſt, will ich mich mäßigen. Ich will ihr meine Neigung antragen, ich will ſie bitten, mir Gehör zu geben; allein ſie ſoll mir auch Gehör geben, ſoll es und ſollte ich darüber untergehen." So ſprach er laut mit ſich ſelbſt, als der Wladike Rophon von Kuchel daher kam, ihn aus ſeinem Selbſtgeſpräch weckte, und ihn fragte, was ihm ſey, und warum er mit ſich ſelbſt eine Unterredung beginne?

„Thräumereyen, Rophon," ſagte Domaslaw — „doch wohin führt dich dein Weg?"

„Ich will zu Libuſſen und verklagen meinen Nachbar Milowez, darum, daß er einen Rein mir ſtreitig macht, von dem mein Vater Kolo ſagt, er gehöre mir."

„Halt," ſagte Domaslaw; „Was willſt du dem Weibe dich unterwerfen zum Urtheil; denn ſo Milowez im Beſitz des Reins iſt, wird ſie ihn nicht daraus vertreiben. Sage mir Wladike, kennſt du einen unter uns, der rei-

cher wäre, als ich, einen den ihr lieber Libuſſens Hand gönnen möchtet?"

„Keinen — du biſt ihrer werth. Was ſoll aber das jetzt?"

„Ich bin auf dem Wege zu ihr, um ſie um ihre Hand anzuſprechen. Halt inne mit deinem Anbringen, bis ſie ſich erklärt hat. Sagt ſie mir dieſe Hand zu, wohl, dann habe ich drein zu reden, und du haſt deinen Rein gewiß. Verſagt ſie mir ſie, ſo laſſen wir urtheilen über euch, dieſen weiblichen Fürſten, und ſpricht ſie dir Unrecht, ſo wollen wir weidlich ſie beſchimpfen, ſo, daß ſie ſichs wohl ſoll vergeben laſſen, ferner Alleinherrſcherinn über Böheims Land ſeyn zu wollen."

Romphon fand viel Behagen an dieſem Vorſchlage; denn er führte ihn gerade dahin, wo er ſeyn wollte, führte ihn zum Beſitz des Reines. Er ſelbſt hatte ſchon gegen Libuſſen einige Tücke im Sinne; denn ſie ſchien ihn nicht genug vorzuziehen, vor andern, die weniger hatten als er, die aber redlicher dachten, und er hatte bereits, wie erwähnt nebſt Domaslaw eine Zahl Anhänger.

Rophon begab ſich alſo ſeines Weges wieder nach Hauſe, um dort Domaslaws Antwort zu erwarten. Dieſer aber durchſtrich noch einige Gegenden, bis die Sonne anfing warm zu ſcheinen, dann nahete er ſich dem Schloſſe Pſary, und ſtieg den Berg hinan. Er glaubte ihn froh und als Herrſcher wieder hinab zu ſteigen.

Er traf Libuſſen in dem Saale, wo ſie gewöhnlich ſich aufhielt, um Gericht zu halten, allein und nachdenkend. Sie ſah heiterer aus als gewöhnlich; denn der Schlaf hatte ſie erquickt, deſſen ſie lange entbehren müſſen.

Sie hatte ſich eben entſchloſſen, den Zemann, dem ſie ſo geneigt war, zwar ferner hoch zu ſchätzen, nicht mehr aber ihn Einfluß auf ihre Launen zu gewähren, und dieſer Gedanke ließ die Frohheit ihrer Seele auf ihrer Stirn leſen. Ihr Traum lag ihr am Herzen.

Das Geräuſch, welches Domaslaw machte, zog ihren Blick in die Höhe.

„Willkommen, edler Wladike, was bringt euch zu mir? worin kann euch Libuſſa dienen?"

„Nur zu gerecht, Fürſtinn, ſeyd ihr genannt des Landes Mutter. Ihr befördert, daß alles genährt und erhalten werde. Euer Auge blickt allenthalben umher. Nur ich bin ſo unglücklich eurer Aufmerkſamkeit nicht werth zu ſeyn; denn noch genoß ich das Glück nicht, meine Fürſtinn in meinem Eigenthum zu ſehen."

„Vergebt mir, Domaslaw; allein bedenkt auch, daß die Reichen und Ordentlichen meiner Aufſicht nicht bedürfen. Arme und die nicht mit dem Ihrigen umzugehen wiſſen, haben nähere Anſprüche auf meine Obhuth."

„Als ob reich und ordentlich ſeyn das Glück der Menſchen feſt ſetze? Nein, theure Libuſſa,

manchem fehlt es im Herzen, und da fehlt oft mehr, als wo Mangel uns drückt."

„Kann seyn, sagte Libussa lächelnd, aber für diese Wunden könnte ich doch nicht immer Heilmittel finden. Wie stehts um eure Viehzucht, Wladike!"

„O um diese stehts trefflich wohl. Ich nenne vierhundert Stück des gesundesten Rindviehs mein, und ich will den sehen, der dessen mehr aufzuweisen hätte als ich. Meine Stallungen sind zu klein worden für meinen Vorrath, und ich muß Libussa um die Erlaubniß bitten, noch ein Dorf anzulegen, und Diener und Mägde mehr in Sold nehmen zu dürfen."

„Thut das, Wladike; alles was die Verschönerung meines Landes befördert, laß ich nicht allein gern zu, sondern ich befehle es sogar. Nehmt Holz aus meinen Wäldern, wenn ihr dessen nicht stammhaft genug habt. Bestellt meiner Arbeiter so viel ihr deren bedürft, wenn es euch an Händen fehlt, das Werk zu vollbringen. Bedürft ihr Gold und Silber? Ich will meine Schätze öffnen, und euch mittheilen."

„Und glaubt ihr Libussa, daß Domaslaw, Wladike in Böheim, sich euch nähern werde, um Gold und Silber von euch zu erbetteln. Nein, den Göttern sey Dank, ich habe dessen noch genug, und mir fehlt nichts, als daß ich keinen Herr! nennen müßte."

„Stolzer Mann! Wenn euch ein Anerbiethen beleidigt, so muß ich euch wohl um Verzeihung bitten, daß ich so ganz von Herzen mit euch redete?"

„Nein, Libuſſa, aber mich übermannte ein inneres Gefühl von Größe. Ach, Fürſtinn, ihr könntet mich zum glücklichſten Menſchen machen, wenn ihr ſonſt wolltet."

„Wenns in meinen Kräften ſteht, müßte ich es nicht?"

„Es ſteht in euren Kräften. Tochter des edlen Kroks! dieſe eure Augen hatten mich ſchon verwundet, ehe euer Vater ſtarb. Dieſe ſchneeweiße Hand ſah ich ſchon damahls mit dem warmen Wunſche an, möchte ſie dein ſeyn! O hätte ich meinen Mund aufgethan damahls, euer Vater hätte euch mir nicht verſagt."

„Krok ließ ſeinen Töchtern völlige Freyheit, ſagte Libuſſa mit einer Würde ohne gleichen."

Domaslaw mochte merken, daß er zu viel geſprochen. „Auch würd ichs nie gethan haben, ſprach er, ohne eure Meinung erſt erforſcht zu haben. Libuſſa! ſolltet ihr anders denken, als ihr da dachtet?"

„Nein, Wladike, nicht um den Gedanken eines Gedankens anders."

„Wohlan! Wenn ich damahls gekommen wäre, da noch kein Fürſtenthum euch groß machte, und hätte geſagt, ich habe vierhun-

dert Stück Rindvieh und der kleinen Heerden unzählich. Ich beſitze Gold und Silber, ſo viel einer Vergnügen deſſen bedarf. Gebt mir dieſe Hand, dieſe liebe Hand. Libuſſa! Ihr hättet nicht nein dazu geſagt."

„Ich hätte mich damahls ſo wenig verkauft, als jetzt, Wladike. Ich war nie für Gold und Güter feil."

Domaslaws Verwirrung nahm zu, ſchon ſtieg auch Röthe des Zorns auf ſeine Wangen. „Ich mein' es nicht ſo, Libuſſa. Ihr müßt nicht jedes Wort abwägen in eurem Sinn. Ich bin nicht in den Geheimniſſen der Weisheit erzogen, wie ihr, und vermag nicht zu beſtimmen den Ausdruck der euch wohlgefallen wird. Ich trag euch bieder und offen meine Hand und meine Haabe an. Ich poche nicht auf die letzte. Aber mißfällt euch die erſte, ſo haltet mich nicht auf, nur bitte ich euch, mir dann zu ſagen, warum ſie euch nicht anſteht?"

„Wladike! Ich könnte euch zur Antwort geben, daß es nicht gut iſt, einen Herrn über ſich zu erkennen, außer die Götter. Das iſt ein Mangel über den ihr klagtet. Wäre euch das Loos geworden, Herr und Fürſt zu ſeyn, würdet ihr es theilen mögen? Auch ich liebe mein Schickſal, und ich will mich nicht zum Sclaven eines Mannes machen, da ich Herr ſeyn kann. Allein ich denke nicht ſo. Der Beſcheid den ich euch ertheile, iſt dieſer: Libuſſa

wird keinem Mann zu Theil, so lange das Volk mit ihrer Regierung zufrieden ist.

„Das ist also eure entscheidende Antwort?"

„Meine entscheidende Antwort. Ihr habt kein andere zu erwarten."

„Und wenn nun das Volk unzufrieden würde, und verlangte von euch, ihr solltet wählen? Würdet ihr dann, Libussa, den nehmen, der euch liebt — euren ergebenen Domaslaw?"

„Wladike! urtheilt selbst, ob ich euch hierauf antworten kann. Ich hoffe, daß mein Volk nie mit mir unzufrieden seyn wird, also hoffe ich auch nie in dem Falle zu seyn, einen Mann nehmen zu müssen. Ihr aber sagt, ihr liebt mich. Die Liebe unternimmt thörichte Dinge. So ich eurer Leidenschaft aber schmeicheln wollte, so würde ich euch Gelegenheit geben, mein Volk gegen mich aufzuwiegeln, damit eure Leidenschaft befriedigt würde. Verschont mich also; denn so ihr mein Volk aufwiegelt, könnt ich euch meine Hand nicht geben, und so ihr mein Volk nicht aufwiegelt, wird es nie murren, folglich werdet ihr sie auch nicht erhalten."

„So," fuhr jetzt Domaslaw zornig auf, „so spielt ihr mit einem Wladiken? So geht ihr mit dem um, der alles euch zu Füßen legt? Ihr wollt von Stolz sprechen, und ihr seyd die stolzeste, die man finden kann. Ihr wollt herrschen, und versteht nicht eure Leidenschaften zu beherrschen? Wenn ieder Mann

aus Böheim käme, und hielte um eure Hand an, und ihr wolltet ihn so schnöde abweisen, würden da nicht alle Männer euch feind werden? O ihr schwaches Geschöpf!"

„Haltet inne, Domaslaw, und vergeßt die Ehrfurcht nicht, die ihr eurer Fürstinn schuldig seyd. Wißt, daß ich vielleicht manchem in Böheim sagen würde: Ich nähme dich gern zum Manne, und es wehet mir, daß ichs nicht kann, und so würd ich doch der Freunde behalten. Aber ihr seyd ein ungestümer Mann, unter dessen Herrschaft die Böheimer zittern würden. Wißt also, nie könnt ihr der meinige werden."

„So gehabt euch wohl, und hiermit kündge ich euch Widerstand an, in allem was ihr thut. Mein Mund soll gegen euch reden, mein Herz gegen euch denken, meine Kräfte sollen gegen euch handeln. Ich will euch thun, wie ihr mir gethan habt. Ich will euch verachten."

„Ich verachtete euch nicht, da ich eure Hand ausschlug. Die Götter sind Zeugen zwischen mir und dir, Domaslaw. Ich beleidigte dich nicht. Ich will dir wohl, wenn du ein edler Böheime seyn willst. Vergiß meine Hand. Suche dir ein Weib, ich will sie ausstatten, wie eine Fürstinn, und du wirst glücklicher leben können, als ein Fürst, dessen Sorgen du noch nicht kennest."

„Spottet meiner nur. Ich schwörs euch

bey den Göttern, Domaslaw wird ſich rechen."

Er ſtürzte aus dem Gemach, und den Berg hinab, und als Wlaſta, die alles angehört hatte, ins Gemach trat, ſagte Libuſſa zu ihr: „Und den Raſenden ſollt ich zum Herrſcher des friedlichen Volks machen?"

XVII.

Libuſſens Heiterkeit wandelt ſich in Thränen. Folgen von Domaslaws Zorn.

Wir haben gehört, daß Libuſſa eine ruhige Nacht gehabt hatte, und daß ſie dieſes nicht allein für ihren Körper, ſondern auch für ihre Seele empfunden hatte. Wirklich war ihr ſo lange, und ſo ſehnlich gethaner Wunſch, über deſſen Nichterfüllung ſie untröſtlich geweſen war, jetzt in Erfüllung gegangen.

Ihr Vater Krok, den ſie ſo oft zu ſich gebethen, weinend ihn angefleht hatte, nur einmahl Licht ihr zu ertheilen, war dieſes Mahl bey ihr geweſen.

„Ich war ſo heiter, Wlaſta," ſagte ſie, nachdem ſie jene Worte ausgerufen, „und dieſer Unhold hat mir alles verdorben. Ach! ich kann dirs nicht verhehlen, welch einen ſüßen Traum ich gehabt. Mein Vater iſt bey mir geweſen. Im ſchönen Schmucke ſeines Hauptes, im Silberhaar ſtand er da, und ſeine Mine lachte die Freude des Anſchauens der Götter mir entgegen. Gräme dich nicht,

Libuſſa, ſprach er, daß die Götter ſich dir nicht immer offenbaren. Nicht immer iſt dirs nützlich. Sie werden dich nicht verlaſſen. Denn wenn dir es gut iſt, werden ſie ſich dir wieder enthüllen. Gehe deinen Weg fort, ohne zu wanken, und frage nicht, warum ſie dieſes oder jenes dir begegnen laſſen. Sie wollen es ſo, und das ſey dir genug. Du biſt ihnen noch angenehm und lieb, des tröſte dich. So ſprach dieſer ſelige Geiſt, lachte mich noch ein Mahl mit voller durchdringender Wonne an, und verſchwand. O er hat mich ſo feſt in meinem Vorſatz gemacht."

„Das war alſo auch wohl die Urſache," unterbrach ſie Wlaſta, „warum ihr Domaslaw ſo kurz abfertigtet? Wirklich, Libuſſa, er liebt euch."

Libuſſa wunderte ſich nicht wenig, an ihrer vertrauteſten Dienerinn einen Vertheidiger dieſes Mannes zu finden. Sie forſchte an ihr, und da erfuhr ſie denn, daß ſie die Unterhändlerinn dieſer Liebe geweſen, merkte auch bald, daß Wlaſta eigentlich ſelbſt ihm gewogen, und bewunderte der Dirne Standhaftigkeit, daß ſie eine Leidenſchaft aufopfern wollen. Vergeben mußte ſie ihr deswegen alles, was ſie etwa beygetragen, ſeinen Vorſatz zu beſtärken, und nun verſprach ſie ihr viele Reichthümer, wenn ſie ihn dahin brächte, daß er ſie heirathete.

Wlaſta hätte kein Antrag erwünſchter kom-

men können, als dieſer, und wenn ſie ſchon zweifelte, glücklich zu ſeyn, ſo hoffte ſie doch, wenn Domaslaw nun alle Hoffnung auf Libuſſen verloren, immer die erſte nach ihr in Böheim zu ſeyn, und ſeiner Wahl nicht entgehen zu können, beſonders wenn ſie Reichthümer aufzuweiſen hätte.

Sie verſprach Libuſſen auf das feyerlichſte, alles dazu anzuwenden, konnte aber dadurch die Thränen doch nicht trocknen, die nun bald noch heftiger zu triefen beſtimmt waren. Domaslaw hatte ſich, ohne auszuruhen, wieder die Moldau hinab, bis dem Dorf Kuchel gegen über begeben, wo ein durchdringender Pfiff ſeine Ruderer herüber rief. Wie er jenſeits ausſtieg, ſtand Rophon ſchon am Ufer. „Was gilts," ſagte er, „du haſt einen Korb erhalten? Ja, die Stolze wird wohl unſer einen neben ſich kommen laſſen."

„Ich koche Wuth und Rache," ſchrie Domaslaw. „Man hat mich abgewieſen; aber ihr Regiment ſoll am längſten gedauert haben. Nimmt ſie meine Hand nicht, ſo ſoll ſie über Böheim nicht herrſchen."

Rophon meinte, es wäre recht gut, daß es ſo gekommen, und als Domaslaw ihn deßwegen zur Rede ſetzte, gab er zur Urſache an, daß, wenn ſie freywillig ihre Hand verſchenkt hätte, wäre ſie immer Herrinn geblieben; allein zwänge man ſie nun, ſo müßte ſie auch die Oberherrſchaft abgeben.

Hierauf berichtete Rophon, da er sich den Ausgang nicht anders gedacht, so habe er schon eine Anzahl Mißvergnügter zusammen gefordert. Nur ihr Wink werde erwartet, um sie in Harnisch zu bringen, daß sie dem Weibe ins Häuschen lachten, und ihr sagten, sie solle des Spinnrockens eingedenk seyn. — Das kitzelte den rachgierigen Domaslaw bis ins Innerste der Seele; denn je spitziger er Libussen angreifen könnte, desto angenehmer sollt's ihm seyn. Voller Freude ging er mit Rophon ins Haus, wo auf den Hausöhren versammelt waren alle die Aufgewiegelten; wo Domaslaw, ehe sie sich zum Mahle setzten, nicht ganz der Wahrheit gemäß erzählte, wie Libussa ihn behandelt, und wie schnöde sie, seiner Aussage nach, den Wichtigsten im Lande, wie er sich nannte, verworfen. Da ergrimmten alle gegenwärtigen Wladiken, besonders aber Rophon, und sein Vater, Kolo, und Debron, der zwanzig Diener auch hatte, und der unruhige Schwamanos, und schworen sichs feyerlich, sie wollten ihr Haupt nicht sanft legen, bis sie gerochen die Schmach, die in Domaslaw ihnen angethan wäre.

„Ja," sagte Rophon; „das Volk hätte sollen den Göttern folgen, die Kroken eingesetzet, und nicht den Töchtern eines Menschen: und wenn denn ja Krok ihnen den Regenten geben müssen, warum nicht lieber die ältern und verständigen gewählt? Ist nicht

Tetka, ſprach er, der Liebling der Götter, und Kaſcha der Liebling der Menſchen? Warum die Leichtfertige gerade zur Fürſtinn erkieſen, die da ſpottet der erſten in ihrem Lande? Warum ſie zur Herrſcherinn machen, die unerfahren, und eine Verzogene ihres Vaters iſt?"

Man gab ihm Beyfall. Man ſetzte ſich zum Schmauſe. Meth und Obſtwein gingen in Bechern umher, und die gährenden Getränke ſtimmten die Köpfe vollends zur Unruhe.

Gleich nach dem Mahle ward beſchloſſen, einen Bothen an Libuſſen abzuſenden, der ihr melden mußte, wenn ſie ſchon ſich geweigert, dem edelſten Böheimer ihre Hand zu geben, ſo würde ſie ſich doch nicht weigern, ihres Amts zu warten, und Gericht zu halten, wie ſichs gebührte. So wollten Rophon und Milowez morgen kommen und ihre Sache ſchlichten durch ihren Urtheilsſpruch.

Libuſſa ließ ihnen durch den Bothen melden, daß ſie zu jeder Stunde des Tages erſcheinen würde, daß ſie ſich nur vor dem Gemach des Gerichts zu melden hätten, daß ſie aber übrigens von ihren Handlungen keinem ihrer Unterthanen Rechenſchaft zu geben ſchuldig ſey, und ſolches auch nicht thun werde.

Wie aber der Bothe fort war, weinte ſie doch, und geberdete ſich als eine Gekränkte, und ſagte zu Wlaſta: „Dieſer Domaslaw

wird mir des Unheils noch viel über den Halz ziehen."

XVIII.

Wlasta besucht am frühen Morgen Domaslaw, und wird schlecht daselbst aufgenommen.

Wlasta sah die Betrübniß ihrer Fürstinn, und nun fing es sie an zu gereuen, daß sie Gelegenheit zu derselben gegeben, oder wenigstens sie dadurch befördert hatte, daß sie Domaslaw zu ihr gesandt. Vielleicht, dachte sie, wäre er nachgebender gewesen, wenn sie ihm nicht so viel Hoffnung gemacht, und da nach dem, was geschehen war, sie gewiß wußte, Domaslaw würde, wenn es auch aufs alleräußerste kommen sollte, doch nie der Gatte Libussens werden; die Folgen seines Aufbrausens aber schon wirksam geworden waren, so wolle sie wenigstens alles versuchen, um öffentliche Unruhen zu verhindern.

Nicht so heiter, wie sie das vorige Mahl bey Sonnen Aufgang fortgegangen war, machte sie sich von Pfary weg, und ging auf Domaslaws Wohnung zu. Sie bath ihn, da er eben im Begriff war, zu Rophon zu gehen, um mit der Rotte der Verschwornen sich Libussens Schlosse zu nähern.

Er empfing sie spöttelnd, nannte sie eine wündige Rathgeberinn die von den Göttern gesandt wäre, ihm fröhliche Bothschaft zu bringen, und dankte ihr für das schöne Weib

und die fürſtliche Würde, die ſie ihm verſchafft hätte. „All mein Lebtage," ſagte er, „habe ich gehört, daß Weiber von Schlangenart ſeyn ſollen, daß ſie von außen glänzen und locken, von innen aber voll Giftes ſind deß mit jedem Worte ihnen ein ſchwarzer Hauch entgehet."

Wlaſta wußte nicht, ob ſie auf jedem Schritte umkehren ſollte, ohne ein Wort ihm zu gönnen, oder ob ſie noch ihren Antrag vollenden ſollte, doch fiel ihr Libuſſa ein, der ſie ſelbſt das Opfer, ſich unter ihre Würde herabſetzen zu laſſen, ſchuldig zu ſeyn glaubte. Sie ſagte alſo:

„Wladike! Was ich that, that ich aus Liebe zu euch. Ich war euch immer gut, und wollte euch zu dem erheben, Libuſſens Mann zu werden. Kann ich dafür, daß der Ausgang meinem Unternehmen nicht entſprach? Glaubt mir es, Domaslaw, man lebt glücklicher, wenn man nicht Regent iſt. Wüßtet ihr, was Libuſſa leidet, ihr würdet nimmer euch die Laſt wünſchen, die ſie trägt."

„So hätte ſie ſolche ſich nicht aufladen ſollen, wenn ſie ihrer nicht gewachſen war."

„Sie iſt von den Göttern beſtimmt. Ihr ſeyd das nicht. Sie hat auch die Götter um euretwillen befragt, und ſie haben geſchwiegen. Iſt ſie nicht eine Dienerinn derſelben? Kann ſie wider ihren Willen handeln? Würde dann der Götter Zorn nicht das ganze

Volk treffen? Hört meinen und ihren Vorschlag. Sie biethet mich, ihre erste Vertraute, euch zum Weibe an. Sie gibt mir so viel Eigenthum, als ihr besitzt, zur Mitgift. Wenn ihr so reich werdet, kann es euch fehlen, glücklich zu seyn? Ich bin keine Fürstinn; aber ich bin eine ehrliche Dirne. Ich werde mich befleißigen, euch ein braves Weib zu werden, und nichts unterlassen, was euch befriedigen kann."

Domaslaw sah sie ein Weilchen starr an, dann brach er in ein fürchterliches Gelächter aus. „Ha, des schönen Tausches! Statt der Fürstinn, die Sclavinn; statt der Herrinn die Dienerinn; statt der Herzogsmütze, den Hirtenstab. Wahrlich, fein ausgedacht! bey allen Göttern, listig ersonnen! Schaden kann er, da geben wir ihm Wlasta, daß sie ihn immer am Gängelbande führen kann, und er folgen muß, wohin wir wollen. O du Thörinn, Wlasta! Träumst du dir eines Wladiken Weib zu werden? Gehe hin, thu deinen Küchenschurz an, und warte deiner Herrinn auf! — Er wurde fast rasend — „Oder" schrie er, „soll das eine neue Erniedrigung seyn, ärger als die erste? Will man mich schänden, damit alles Volk schlecht von mir rede? Wartet, ihr Weiber! das soll euch noch theurer werden. Von Domaslaw sollt ihr hören. Der Wladike soll euch zur Geißel werden, den ihr so schnöde verachtet habt."

Wlaſta zitterte ſelbſt vor Wuth über das, was ſie hören müſſen. Doch wollte ſie noch ein Mahl den Weg der Güte gehen. „Domaslaw," ſagte ſie, „ihr könnt meiner Ehre keinen Schandfleck anhängen, wenn ihr ſchon meinen Stand zu ſchimpfiren ſucht. Wir können nicht immer Herrinnen ſeyn, und eine Dienerinn iſt keine Sclavin. Mein Stand, das Vertrauen, welches Libuſſa in mich ſetzt, verdient Achtung. Ihr gebt ſie mir nicht, das rechne ich auf euren Zorn, der gerecht ſeyn mag in Anſehung eurer, nicht aber in Anſehung meiner. Ich biethe mich euch nicht an, weil ich nach keinem Manne jage; denn mein Loos iſt ſo, daß keine Dirne in ganz Böheim ſich weigern würde, mit mir zu tauſchen. Allein, theils habt ihr wirklich mein Herz verwundet, Domaslaw und könntet an mir eine Genoſſinn eures Lebens haben, die euch nicht wenig zugethan ſeyn würde, und theils wünſchte ich Ruhe herzuſtellen, die ihr theils geſtöhrt habt, theils noch ſtöhren wollt. Ich ſehe euer Unglück vorher, Wladike, und ich mag euch nicht unglücklich wiſſen. Ihr könnt nicht gegen Libuſſens Tugenden beſtehen. Ihr werdet nie den Sieg über ſie davon tragen; denn die Götter, die nicht mit euch ſind, ſind auf ihrer Seite."

Der Wladike gerieth in erneuten Zorn. „Schweigt, Wlaſta, und ſo euch euer Leben lieb iſt," ſagte er mit halb erſtickter Stimme,

„so entfernt euch sogleich. Meint ihr, Wladiken wären da, um von Libussens Mägden sich meistern zu lassen? Die Fürstinn soll, wenn sie Ehrfurcht fordert, achtbarer mit denen umgehen, die sie bey ihrer Würde schützen können, als daß die ihnen Steine für Gold anbiethet. Domaslaw freyet kein Geschöpf, was zum Dienen bestimmt ist. Ich verachtete euch lange, und wie kann ich jemanden zum Weibe nehmen, den ich verachte. Ich bediente mich eurer nur, um Eingang bey Libussen zu finden, und hätte ich eurer Gebietherinn Hand erhalten, euch hätte ich gleich von ihr getrennt; denn ihr seyd viel zu verschlagen, als daß ich euch um mein Weib dulden könnte. Biethet euch auf den Knien an, um die geringste Magd bey meinen Heerden zu werden, und ich stoße euch zurück."

Die Bewegung, die der boßhafte Wladike bey dieser letzten Rede machte, brachte Wlasta vollends außer sich.

„So ist's wahr," sagte sie nun in der heftigsten Gemüthsbewegung. „so ist's wahr, daß Männern nicht zu trauen ist? wahr, daß sie uns für Geschöpfe halten, mit denen sie nur spielen und dann sie mit Füßen treten? Gut denn! So entsage ich hier durch den feyerlichsten Schwur diesem Geschlechte. Um Domaslaws willen will ich nie eines Mannes Weib werden. Noch mehr. Verfolgen will ich das

ganze Geſchlecht verfolgen jeden, der mir begegnet, und mir nur das geringſte in den Weg legt.

„Da wird das ganze Geſchlecht ſich trefflich fürchten," lachte der Wladike laut auf.

„Und du, der boßhafteſte unter ihnen," fuhr Wlaſta fort, „glaube nicht, daß du mir entrinnen ſollſt. Hüthe dich das geringſte gegen Libuſſen zu unternehmen. Meine Rache verfolgt dich."

Der Wladike hob einen Stecken, um Wlaſta damit zu ſchlagen; allein dieſe wich dem aus; denn ſie verließ ſeine Wohnung, und wanderte mit dem Grimm im Herzen, und mit der Erneuerung ihres Schwures, keines Mannes zu ſeyn, wieder nach Prag.

XIX.

Es wird Gericht gehalten, Recht geſprochen, und Zwietracht vermehrt.

Kurz vor der Mittagsſtunde aber kam der Wladike Rophon in Begleitung ſeines Vaters Rolo und Domaslaws, und der Wladike Milowez in Begleitung ſeines Vaters Przeslaws, um den Streit dieſer beyden Parteyen von Libuſſen ſchlichten zu hören, und ihnen folgte eine Menge anderer Männer. Denn Milowez und ſeine Partey hatten bemerkt, weſſen ſie ſich zu Rophon und Domaslaw zu verſehen, da der erſte jenen ſchon einmahl angepackt, und gemißhandelt, und hatten daher auch ihre

Freunde zu sich genommen, um im Nothfalle ihnen beyzustehen. Auch hatte Libussa nach Vimog ihren Schwäher geschickt, um auf ihrer Seite zu seyn, wenn man ihr zu viel thun würde.

Nicht in ganz heiterer Gemüthsstimmung erschien sie auf ihrem richterlichen Sitze. Doch saß Würde auf ihrer Stirn, und Ernst in ihren Blicken. Wie sie sich gesetzt hatte, redete sie also: „Es schmerzt mich, daß ich hören muß von Uneinigkeiten in meinem Lande, wo der Friede wohnen könnte, wo die Götter den Frieden gebiethen, und wo ich alles anwende, ihn zu erhalten. Männer Böheims! edle Männer! gute Männer! sollte einer unter euch seyn, der nicht wisse, was Recht oder Unrecht sey? Der da nicht beurtheilen könnte, ob er seinen Nachbarn erzürnet habe, oder nicht? Nicht als ob ich eine Last von mir wälzen wollte, die mir Pflicht ist, zu richten unter euch; aber besser doch, wenn keine Zwietrachten zu meinen Ohren kommen, wenn ich nur zu sorgen bedürfte, wie ich jedem die Ruhe, in welcher er lebt, vermehren, nicht wie ich die Unruhe, in welcher er leben muß, vermindern könne. Doch es muß ja Streit seyn.

Wehe hat es mir gethan, zu hören, zwey meiner ersten Wladiken streiten. Noch mehr, daß sie Thätlichkeiten verübt. Roxhon! Ihr waret der angreifende Theil, und habt darin gefehlt; doch vielleicht brachte euch eine recht-

mäßige Forderung in Zorn. Laßt hören, was ihr begehret."

Nophon brachte hierauf vor, daß Milowez einen groken Rein beſitze, der an ſeinen Acker ſtieße, und die Nutzung der Viehweide davon zöge, da doch der Rein ihm, Nophon, angehöre, und da nach zweymahliger Zurückforderung er, Milowez, den Rein nicht mit ſeinem Striche verlaſſen wollen, habe er Gewalt gebraucht, um das Seinige zu erobern, und habe ſich in ſeinen rechtmäßigen Beſitz geſetzt.

Libuſſa ließ ihn ausreden, und fragte ihn jetzt, welche Beweiſe er habe, daß dieſer Acker ſein ſey, und über dieſe Frage ſchon ward Nophon erboßt, und fragte, welches Beweiſes das bedürfe, was er als Wahrheit behauptete?

„Wenn alſo," ſprach Libuſſa, „Milowez deine Herden nähme, und ſpräche, ſie wären ſein Eigenthum, ſo dürfte ich auch nicht um einen Beweis dieſes Eigenthums anhalten?"

Nophon wurde durch dieſe unerwartete Einwendung verwirrt, und führte nun ſeinen Vater Kolo als einen Zeugen auf, der auch behauptete, daß dieſer Rein zu ſeinem Acker, welchen er dem Sohne abgetreten, gehöre und als er befragt wurde, ob er ihn in Beſitz gehabt, erwiederte er nein, ſondern ſein Vater habe ihm ſolches geſagt.

Libuſſa forderte nun Milowez auf, hierüber ſich zu vertheidigen, und dieſer trat mit

seinem Vater Przeslaw auf. Nicht allein Milowez behauptete, nie vorher etwas von der Unrechtmäßigkeit seines Besitzes gehört zu haben, sondern auch Przeslaw versicherte, daß Kolo nie ihm etwas hierüber gesagt, welches auch Kolo nicht läugnete, noch weniger, daß Kolo's Vater, den er doch auch gekannt, niemahls gegen ihn und seinen Vater dessen Erwähnung gethan, wenn aber Libussa glaubte, daß Rophon und Kolo's Worten mehr Glauben beyzumessen wäre, als den ihrigen, so möchte sie das Urtheil wider sie sprechen, und um Friede zu erhalten, wollten sie den Rein heraus geben.

„Da bewahren mich die Götter," sagte Libussa, daß ich jemahls ungerecht sprechen sollte. Eure Herzen zu erforschen, und zu sehen, welcher die Wahrheit geredet, das gebührt nur ihnen. Wer kann wissen, welcher von euren Vorältern reines Herzens war, als sie. Allein den Rein muß ich dir absprechen, Rophon. Er gehört dem, der ihn so viele Jahre ohne Anstoß besessen, und die Billigkeit erfordert, daß er ihn behalte."

Da gerieth Rophon in Wuth. Drey Mahl schlug er sich mit der Faust wider die Stirn, drey Mahl schmiß er den Stecken auf die Erde. Vor Raserey schäumte er, daß der Schaum ihm in dem Bart stand.

„O Weh, und aber Weh über Böheim," sprach er, „daß ein böses Weib Männer re-

gieren soll! zum dritten Mahl Weh über Böheim, daß es sich unter eines schlimmen Weibes Joch begeben! Hört mich, Männer Böheims, ich will Wahrheit mit euch reden. — Hattet ihr vergessen, daß ein Weib lange Haare, und einen kurzen Verstand hat? Ihr Werk ist spinnen und nähen, und der Männer Werk richten. Mit dem Geiste, mit dem sie den Faden spinnen soll, kann sie nur unser Unglück spinnen. Denn wie will ein Weib wissen, der Männer Bund."

„Ja wohl," unterbrach ihn Domaslaw, „besonders wenn das Weib so stolz ist, daß sie das ganze Geschlecht verachtet. Es wäre den böheimischen Männern besser, sie zögen in anderes Land, und ließen das Weib über Weiber regieren, als daß sie sich herabsetzen, vor ihr sich zu beugen. Das ganze böheimische Volk hoffte von Libussa, sie würde nach den Gesetzen der Natur handeln, sich einen Mann wählen, und dessen Weisheit ihre Weisheit leiten lassen, so aber hat ihr Stolz diese in Thorheit verwandelt. Wir sind ein Spott unsers eignen Gesindes geworden, und unsre Mägde höhnen uns, daß ein Weib uns regiert. Unsre Nachbarn stecken die Köpfe zusammen, und sprechen: Die Böheimer sind weibisch geworden, und hintern Spinnrocken geflohen, und wenn wir wollen, können wir sie mit einer Hand aufreiben."

Ihr ganzer Anhang erhob darauf seine

Stimme, und machte einen gewaltigen Lärmen, indem er laut rief: Sie wollten von keinem Weibe mehr beherrscht seyn, sondern einen Fürsten haben. Biwog und seine Anhänger, so wie Milowez und Przeslaw erhoben zwar auch nicht wenig Stimmen, und bedeuteten die übrigen, daß sie mit Libussens Regierung vollkommen zufrieden wären; allein so wie der Theil, welcher Unrecht hat, gewöhnlich mehr zu schreyen pflegt, als die Friedfertigen, so behielten jene auch die Oberhand, und Libussa wurde zuletzt vom Geschrey, daß man einen Fürsten haben wollte, übertäubt, und geboth allen zu schweigen.

In der Hoffnung, daß sie dem Willen des Haufens Gehör geben würde, machten sie unter sich Stille, obgleich Domaslaw und Nophon lieber es gesehen hätten, wenn es gleich zu einem blutigen Aufstande gekommen wäre, wobey Domaslaw auf Libussen das Absehen in seinem Herzen gerichtet. Diese beyden hätten auch nicht geruhet, wenn Biwog nicht dazwischen getreten wäre, und einen lauten Schwur zu den Göttern gethan, der erste, der sich unterfangen würde, Libussen zu unterbrechen, sollte es mit ihm aufnehmen; und mit dem starken Biwog, der ein wildes Schwein den Berg Libin hinauf trug, wollte niemand sich einlassen.

Libussa, die wohl im Herzen nicht ganz frey vom Gefühl über die ihr angethanen

Beſchimpfungen ſeyn mochte, fand es doch der Sache zuträglicher, ſich zu ſtellen, als ob ſie ſie nicht empfände, nahm eine lachende Laune an, und ſagte:

„Ihr habt Recht, Domaslaw und Rophon, ich bin ein Weib. Das gibt meine Geſtalt, das geben meine Kleider. Aber ich will euch noch mehr bekennen. Ich lebe wie ein Weib, und handle wie ein Weib. Denn handelte ich nicht ſo, ich würde euch mit eiſernen Ruthen ſtäupen, ich würde meinen Urtheilen, wie andere Herrſcher es thun, die Strafe gleich auf dem Fuße folgen laſſen. Ich würde Gefängniſſe und Blut in mein Gericht bringen. Sanft iſt des Weibes Denken, und ſanft ſind ihre Handlungen. Mit ſanftem Gemüthe kann auch ein Weib nur regieren. Ich wähnte, ihr ſolltet meinem Beyſpiele folgen, und handeln, wie ich handle. Ich dachte, ich habe ein guten Volk, das Worte regieren können, und welches der Schläge nicht bedarf. Im Reiche der Thiere hatte einſt das Taubenvolk einen Geyer ſich gewählt, daß er über ſie regieren ſollte. Er war ſanft und gut. So Streit unter ihnen vorfiel, legte er ihn in Güte bey, und ermahnte die Tauben zum Frieden und zur Ruhe; aber einige biſſige Tauber unter dem Volke ſahen ſcheel dazu, daß ſie nicht ſollten Tauben können nach Gefallen Futter wo ſie wollten, und Taubinnen ſich nehmen, wo es ihnen gelüſtete.

Da wiegelten sie auf das ganze Volk, und sprachen: Der Geyer ist nur ein schwaches Weib, er weiß nicht zu richten. Er will nur Friede stiften, und es fehlt ihm an Muth. Und das einfältige Taubenvolk horchte auf ihre Rede, nahmen sie zu Herzen, und setzten den friedliebenden Geyer ab. Sie wählten einen Habicht, dessen krummer Schnabel und scharfe Klauen ihn furchtbar gemacht hatten unter allen Bewohnern der Luft. Dieser fing seine Regierung damit an, daß er einigen der bissigen Tauber, die zu muthig waren, mit seinen scharfen Klauen den Hals umdrehte, mit dem krummen Schnabel ihr Fleisch zerriß, und Angesichts alles Volks sich davon nährte. Und so ihm der Hunger ankam, nahm er ein unschuldiges Täublein, und hielt Gericht über sie, nannte sie Verbrecherinn, und stillete seine Fleischeslust an ihr.

„Nehmt euch dieß zu Herzen, ihr Völker Böheims! Ich bin es müde, ein so störrisches Volk zu regieren. Ich werde mit den Göttern reden, und so sie mirs vergönnen, werde ich wählen aus dem Geschlechte, euch einen Fürsten, mir einen Mann, einen, den sie mir anzeigen. Ihr habt keine Ehrfurcht gegen mich gehabt: ich werde Ehrfurcht gegen meinen Mann haben, und besser ihm zu gehorchen wissen, als ihr mir. Auch sage ich euch, denkt

nicht etwa, daß ich euch werde wählen laſſen. Ich bin Fürſtinn; und was mir als Fürſtinn gebührt, das verlange ich zu thun und zu haben. Ich werde wählen. Was ihr thun könnet, wäre, mich zu tödten, um zu verhindern, daß ich wähle. Aber glaubt ihr, daß deßwegen die Götter eure Wahl nicht hemmen können, oder euer Fürſt nicht werde der, den ſie dazu haben wollen? Thörichtes Volk, das an die Macht der Götter glaubt, und doch den Göttern ſich widerſetzen will! Geht nach Hauſe! Jeder begebe ſich in ſeine Wohnung, und bethe zu den Göttern, daß ſie mich erleuchten um eures thörichten Wunſches willen. Wenn ich in Hülfe meiner frommen Schweſtern werde mit den Göttern geredet haben, dann will ich euch wieder beſcheiden, und ihr ſollt hören von mir ihren Willen. So aber während dieſer Zeit jemand von euch ſich unterſtände, einen Aufſtand zu erregen unter dem Volke, der wiſſe, daß dann mein Verſprechen aufhört; daß dann ich allein regieren werde, wie bisher, und keinen Fürſten euch geben.

Alles ſchwieg, und Libuſſens Freunde gaben ihrer Rede Beyfall. Ihre Feinde aber verbiſſen ihre Wuth; denn ſie dachten, wenn ſie nur einmahl gewählt, wollten ſie ſchon ſehen, ob der Fürſt ihnen anſtände oder nicht.

Domaslaw aber und Rophon fanden ihre

bisherigen Freunde nicht so ganz mehr nach ihrem Sinne gestimmt; denn Libussens Rede hatte Eindruck gemacht und viel, derselben sahen, daß Libussa Recht habe, und daß sie billig verfahre. Also gings langsam mit ihren Unternehmungen, und sie mußten sich etwas zurück ziehen, und erwarten, was geschehen würde.

Libussa aber entfernte sich in ihr innerstes Gemach, und hob an zu weinen, und nachzudenken über ihr Geschick. Ihr Herz redete für den Zemann Przemisl; aber wie konnte sie es wagen, ihn zu wählen? Zwar seine Prophezeyung schien wohl mit diesem Umstande in ihrem Leben etwas gemein zu haben: aber konnte sie mit Gewißheit wissen, ob sie sie beträfe? Sie mußte die Götter zu Rathe ziehen. Wenn sie nun einen Andern zum Fürsten vorschlugen, war da nicht ihr Herz um alle seine Hoffnungen? Wenn vielleicht gar der ihr widerwärtige Dowaslaw von ihnen bestimmt wäre?

Nie hatte sie mehr gewünscht, ledig bleiben zu können, als eben jetzt, wo sie die Furcht quälte, dem Einzigen nicht zu Theile zu werden, den sie lieben könnte. Diese Liebe selbst stand jetzt so lebhaft zwar vor ihrer Seele, wie in irgend einem Augenblicke; aber doch wäre es ihr ein Kleines gewesen, ihm auf im-

mer zu entsagen, wenn sie nur keinem Andern die Hand reichen sollte.

In dieser Gemüthsstimmung kam Wlasta zu ihr. Sie war den ganzen Morgen mit der Vorbereitung auf die Haltung des Gerichts beschäftigt gewesen, und ein großer Theil des Nachmittags war über dieser Handlung selbst verflossen. Sie hatte also nicht können auf Wlasta achten, an welcher sie erst jetzt die roth aufgelaufenen Augen und die zornige Miene wahrnahm.

Eine getreue Erzählung ihrer Dienerinn unterrichtete sie bald von dem, was mit Domaslaw vorgegangen; und die Verwünschungen, welche Wlasta gegen das ganze männliche Geschlecht ausstieß, dienen nur dazu, daß Libussa unruhiger ward.

Wlasta war bey dem Gerichte zugegen gewesen, und suchte jetzt alle möglichen Gründe hervor, ihre Frau zu überreden, daß sie nicht wählen sollte. Aber Libussa seufzete nur; und Wlasta, die sich den Grund dieses Seufzens erklären konnte, forschte lange darnach, aber vergebens.

Endlich erklärte sich Libussa, sie würde sich bloß nach dem Willen der Götter richten, den sie nicht allein, sondern auch ihre Schwestern erforschen wollten. Sie war auch in ihrer Seele entschlossen, den Jemann zu vergessen,

wenn es nicht anders seyn könnte, und wenn es der Götter Wille wäre, sich dem schrecklichen Schritte zu unterwerfen, Domaslaw zu nehmen, da es schien, als wenn durch Wlasta's Zurückstoßung er vielleicht doch noch zum Fürsten Böheims bestimmt wäre.

XX.

Die Götter werden befragt, und Libussa durch alle möglichen Anzeichen erfreut.

Die ganze Nacht brachte Libussa nachdenkend zu, und bestärkte sich in dem Vorsatze, welchen sie schon gefaßt hatte, und in welchem nichts sie mehr irren sollte.

Am andern Morgen sandte sie zu Kascha und Tetka, ihren Schwestern, und ließ sie zu sich bescheiden. Sie wurden bey ihrer Ankunft gleich die Trauer in ihrem Gemüthe und Mienen gewahr, und geberdeten sich übel bey dem kummervollen Zustand ihrer Schwester.

„Glaubt nicht, meine liebe Kascha und Tetka," redete diese sie an, „daß meine Seele so ganz niedergeschlagen ist, als vielleicht mein Äußeres euch erscheint. Nein! die Götter haben mir viel Gnade erwiesen; denn sie haben meine Seele Entschlüsse fassen lassen, die von meiner Standhaftigkeit zeugen. Ihr habt gehört, wie mein Volk mit mir verfährt. Die Verblendeten wissen nicht, was ihnen gut ist.

Es geht ihnen zu wohl, und sie seufzen nach Ketten, weil sie keine haben.

Tetka und Kascha unterbrachen sie. Wir haben gehört von der Thorheit deines Volks, war ungefehr der Inhalt dessen, was beyde sagten, und unsere Herzen haben sich bas darob erzürnet. Aber nicht minder Libussa haben wir uns gewundert, daß du deiner Herrschermacht so wenig eingedenk gewesen bist. Hättest du befohlen, den Rophon in Fesseln zu legen, und den Domaslaw seiner Schmähungen wegen zu züchtigen, so hättest du gethan, wozu dein Volk dich durch freywilligen Gehorsam berechtiget hatte."

„Nein," erwiederte Libussa; „meiner Meinung nach ziemet es dem Weibe nicht, gleich dem Manne zu regieren. Sanft muß ihr Regiment seyn. Sie muß die weibliche Eigenschaft der Güte nicht verläugnen. Wo aber Gerechtigkeit vonnöthen ist, da nehme sie den Mann zu Hülfe, verläugne sich aber nicht."

„Gut! sagte Kascha; „wenn aber die Götter, die dich zur Fürstinn bestimmten, dir nun keinen Mann zutheilten? wenn sie dir versagten Neigung zu Domaslaw, der dich ehelichen wollte? wenn sie durch einen Spruch dir kund thäten, du sollst ledig bleiben?"

„So würde ich thun, was m ein Herz mi sagt. Ich würde bestimm en eine Anzahl Mäu-

ner, die ich zur Richtern setzen würde, daß sie urtheilen über Gerechtigkeit und Strafe, und nur mich um meine Einwilligung fragten."

„So ists recht!" sagte Tetka; „und zu diesem Wege rathe ich dir. Er führt dich zu deinem Zwecke, ohne dich ins Verderben zu stürzen. Es wird dir des Volks Liebe dadurch erhalten werden, und du stößest dadurch die Übrigen nicht vor dem Kopf, daß du einen wählest. Wenn du zwölf Wladiken erwählst, die unter deinem Schutze regieren, da wird dich niemand tadeln."

„Nur," erwiederte Libussa, „muß ich vorher auch überzeugt seyn, daß die Götter es so wollen; denn wider ihren Willen unternehme ich nichts. Deßwegen ließ ich euch rufen, meine lieben Schwestern, um mit mir vereint ein großes Opfer unsern Göttern zu bringen, und dann zu sehen, was sie uns erwiedern, und wie sie uns in dieser schweren Sache belehren."

Kascha und Tetka waren beyde dazu bereit: Libussa that hierauf den Vorschlag, sie wollten auf acht Tage sich wieder trennen, um jede sich gehörig vorbereiten zu können; indessen aber wollte Libussa mitten in einem Gehölze einen Platz mit drey Altären bereiten lassen, wollte diesen mit einer hölzernen Mauer umgeben lassen, damit kein Unheiliger

sie stören könnte, und nach acht Tagen wollten sie dann eine Nacht dort in Andacht und Opfer verbringen.

Man glaubte damahls allgemein, die Götter hätten das Opfer im Freyen lieber, und näherten sich den Menschen mit mehrerer Zufriedenheit, als wenn sie sich in Gemächer begeben sollten.

Kascha und Tetka fanden das vollkommen schön, und waren dessen sehr vergnügt: besonders behauptete Tetka, ihre Göttinn Klimba würde sicher ihr Gebeth erhören, und sich ihr in Ansehung der Zukunft offenbaren.

Die Schwestern verließen Pfary, nachdem der Tag genau bestimmt war, an welchem sie wieder zusammen kommen wollten. Die folgende Nacht war zum Opfer bestimmt, und ohne den Ausgang erst abzuwarten, beschloß Libussa, auf den folgenden Tag das ganze Volk berufen zu lassen, um ihm der Götter Willen kund zu thun.

Alles ging nun seinen Weg fort. Arbeiter wurden ins Holz gesandt, die, ohne zu wissen, wozu, einen drepeckigen Platz reinigen mußten, in dessen drey Ecken drey kleine steinerne Altäre gebauet wurden, in der Mitte aber ein großer drepseitiger Altar. Hierauf ward alles mit einer hölzernen Mauer umgeben, und am achten Tage war es geendet.

Am siebenten aber ließ Libussa durch ihre Jungfrauen dahin tragen verschiedene Dinge, die zum Opfer nöthig waren, auch verschiedene Bilder, welcher Conterfeyen verschiedener Götter waren. Sie ließ die Altäre umhängen mit feinen Zeugen, welche sie selbst gewebet hatte, und ließ sie auszieren mit Gold und Silber, und legte silberne Platten vorn auf dieselben, auf welchen das Feuer brennen sollte zum Opfer. An die Bäume umher wurden auch Götterbilder gestellt, und über ihnen Teppiche gemacht, wie Zelte, die den Anblick um so ehrwürdiger machten.

Den ganzen achten Tag aber ließ Libussa den Wald offen, und alles Volk konnte hingehen, und sehen die Zurüstungen, die zu der großen Befragung der Götter gemacht waren; Libussens Dienerinnen hatten die Wache dabey, und Befehl, allem Volke zu sagen, daß hier die große Sache vor sich gehen, und dem Lande Böheim ein Fürst von den Göttern erkieset werden sollte.

„Die drey Schwestern," sagten sie, „werden hier in Trauer ihr Angesicht beugen vor denen, die da richten können, ob sie recht oder unrecht handeln."

Viele des Volks weinten; viele betheten; andre waren gleichgültig und kalt, alle aber zeigten doch eine außerordentliche Ehrfurcht

für die Schweſtern ſo wohl, als den Ort, und es iſt gar nicht zu zweifeln, daß Libuſſa ſehr weiſe gehandelt, indem ſie dieſe Freyheit gab, und daß ein großer Theil der Bereitwilligkeit des Volks zu allem, was ſie am andern Tage wünſchte, aus dieſer Vorbereitung ſeinen Urſprung nahm.

Allein die drey Schweſtern ließen ſich den Tag nicht ſehen. Zwar waren ſie bey einander, und unterredeten ſich über das, was ſie die Nacht vornehmen wollten, aber eingeſchloſſen und ſtille. Libuſſa hatte ſie am Morgen in den Hain geführt, und die Anſtalten ihnen gezeigt, welche ihren völligen Beyfall erhielten; in ihrer Gegenwart hatte ſie ihre Jungfrauen unterrichtet, was ſie in Anſehung des Volks zu thun und zu laſſen hätten, und beſonders ihnen eingeſchärft, zu ſagen, daß, wer des Nachts ſich dieſer Mauer nähere, der ſtöre das Geſpräch, und verjage die Götter. Nachher waren ſie gleich wieder aufs Schloß Pſary gegangen. Hier hatte Kaſcha ins beſondere den andern Schweſtern entdeckt, ſie habe mit Hülfe einer Pylweiſe, die tief im Lande wohne, eine beſondere Art von Zauberſpiegel entdeckt, welche zukünftige Dinge darſtellen könnten. Man müſſe ſie gegen ein Gebüſch halten, und zwiſchen ihnen und dem Gebüſch einen dünnen Rauch machen, ſo hätte

man in dem Widerſcheine des Gebüſches und Rauchs im Spiegel die Dinge der Zukunft zu erblicken. Tetka und Libuſſa freueten ſich dieſer Erfindung beſonders, da ihnen dadurch das Nachdenken über die hervor zu rufenden Geſtalten ſehr erleichtert wurde, und hofften, wenn ſie die Götter recht bäthen, würden ſie noch mehr Kraft in dieſe Zauberſpiegel legen. Kaſcha behauptete auch, daß dieß gar kein Zweifel ſey, weil gerade geſtern die Pylweiſe zu ihr gekommen, und drey ſolche Spiegel ihr gebracht, mit dem Bedeuten, ſie würde deren bedürfen.

Tetka und Libuſſa glaubten nun auch feſt daran, und es ward beſchloſſen, dieſe Warnung nicht aus den Augen zu ſetzen, ſondern man wollte ſich zum erſten Mahle dieſe Nacht der Zauberſpiegel bedienen.

Wie nun die Dämmerung heran nahete, nahm Libuſſa ihren goldnen Froſch zu ſich, Kaſcha eine kleine eherne Schlange, und Tetka ein kleines Bildniß der Göttinn Klimba, welches ſie ſich aus Silber bereiten laſſen, und oft bey ſich zu tragen pflegte, wenn ſie geheime Dinge erforſchen wollte.

Man will behaupten, daß die eherne Schlange der Kaſcha ſich zuweilen bewegt, und Leben erhalten hätte, ſo wie Libuſſens goldner Froſch ſich aufgeblähet, wenn ſie gewiſſe Wor-

te vor ihm ausgesprochen: doch lassen wir dieß billig Dunkel jener Zeit ruhen.

Wie sie im Heiligthume angelangt waren, verließen es Libussens Jungfrauen, und begaben sich außer der Mauer rund umher an die ihnen angewiesenen Posten, um die Näherung anderer Menschen zu verhindern.

Es war wirklich gut, daß in den damahligen Zeiten man so viel auf Ehrfurcht für die Götter hielt; denn wäre das nicht der Grund der Ruhe gewesen, so hätten die mißvergnügten Wladiken sie hier sehr leicht überfallen, und alle drey Schwestern morden können.

So aber, wenn sie auch selbst nicht so viel Furcht vor den Göttern gehabt hätten, so hätte doch das Volk nimmermehr dieses zugegeben, wie es sich denn auch zahlreich auf dem Wege versammelt hatte, durch welchen die drey Schwestern in den Hain gingen, wo es ihnen viel Ehrerbiethung erwies, und versicherte, es würde verhindern, daß niemand die göttergefällige Unternehmung störe. Libussa erfuhr hier besonders, daß das Volk sie sehr liebte: denn eine Menge aus demselben schrie auf sie zu, daß sie leben, ewig leben sollte; daß ihre Absicht gar nicht gewesen wäre, ihr die Regierung streitig zu machen, daß sie aber um ihrer Wladiken willen einen Für-

sten verlangen müssen, weil diese sonst zu hart mit ihnen verfahren würden.

Es machte diese herzliche Volksmeinung Libussen keine kleine Freude, und bestärkte sie in dem Vorsatz, nach der Götter Willen zu handeln, möchte er auch ausfallen, wie er wolle.

Nophon und Domaslaw hatten indessen wirklich darauf gedacht, wenigstens eine kleine Störung zu machen, und ein Schrecken unter die Bethenden zu bringen, wenn sie ihnen auch keinen weitern Schaden thäten. Da sie aber Bothen unter dem Volke hatten, die ihnen die Nachricht brachten, wie dasselbe für Libussen eingenommen sey, trauten sie doch nicht, sondern ließen ihren Grimm den Meth und Obstweinen fühlen, die sie in großer Menge verschluckten.

Die Schar des Volks aber zog wenigstens zwey hundert Schritte um die Mauer her eine Linie, und schützte die Opfernden dadurch vor jedem Überfall. Es war mitten in der besten Jahrszeit, als sie nach Sonnenuntergang dahin gegangen waren. Allein der Abend war heiter, und Sterne zeigten sich am Himmel. Dieß war dem Volke keine gute Vorbedeutung; denn sie standen in dem Wahne, die Geister, die die Götter sendeten, wären Freunde von trübem Wetter, weil sie darin mehr verborgen seyn könnten: auch war man der

Meinung, Wolken umhüllten ſie allezeit; und wenn eine Opferung von Donner und Blitz begleitet wurde, ſo war das das beſte Zeichen der Erhörung. Deßwegen wurden auch gewöhnlich die Opfer dann gebracht, wenn der Himmel voll Wolken, und ein Gewitter zu befürchten war, weil man da Götter und Geiſter mehr in der Nähe glaubte.

Die drey Schweſtern ſelbſt waren wirklich zu voll von innern Gefühlen, als daß ſie aufs Äußere hätten ſehen ſollen. Sie waren alle drey in weißes feines Zeug gekleidet, und hatten hellblaue Binden um den Leib. Ihr Haar war fliegend. Libuſſa und Letka hatten einen Kranz von Eichenlaub, Kaſcha aber eine kleine Haube, an welche ein Buſch von Eichenlaub befeſtigt war. Jede hatte in der einen Hand ein Körbchen, in welchem ihr Bildchen lag, und in der andern einen Stab, der ſchwarz und weiß geſchlängelt, und mit einer ſilbernen Spitze verſehen war, mit welcher ſie Charaktere in den Sand ſchrieben. Heiter waren ihre Blicke; denn betrübt ging man nicht die Götter anzurufen. War man ihnen Dank ſchuldig, ſo hatte man ſo Urſache, heiter zu ſeyn; und war man das nicht, ſondern hatte man bey ihnen zu klagen, ſo war man ja gewiß, ſie würden helfen: und ſo erheiterte einen dieſe Hoffnung auf dem Wege. Libuſſa

wenigſtens hätte ſichs zur Sünde gemacht, unzufrieden dem Angeſichte der Götter entgegen zu gehen.

Es mochte eine Stunde vor Mitternacht ſeyn, als ſie in dem Haine ankamen und alle drey jede, durch eine beſondere Thür, ihrem Altare gegen über, eintraten. Jede ſchloß ihre Thür hinter ſich zu, und verriegelte ſie ſorgfältig. Darauf kniete jede vor ihren Theil des großen Altars nieder, und ſie betheten da, bis ſie glaubten, die Mitternacht würde bald eintreten.

Dann wendeten ſie ſich jede zu ihrem Altare, die in den drey Ecken ſtanden. Faſt in dem nähmlichen Augenblick umwölkte ſich der Himmel, und ein lautes Frohlocken des Volks, welches die Lüfte erfüllte, zeigte ihnen an, daß man froh über dieſe Begebenheit ſey.

Sie ſetzten jede ihr Bild auf ihren Altar, und zündeten Rauchwerk vor demſelben an, welches die ganze Luft umher mit Wohlgeruch erfüllte, ſo daß das Volk deſſelben inne wurde, und aufs neue ſeine Freude bewies ſo wie ſie dieß zum dritten Mahle wiederhohlten, da ſie die drey Flammen über die Mauer hinauf gen Himmel lodern, und in den Wolken wieder ſcheinen ſahen.

Libuſſa war die Erſte, welche redete. Sie wendete ſich vor ihrem Altare um. „Schweſtern!"

ſagte ſie; „der Geiſt des groſsen Gottes iſt eben in mir wirkſam geweſen, und hat mir geſagt, von euch werde ich erfahren, was die Zukunft bringen ſoll; auch ſollen eure Spiegel es enthüllen, und in dem meinigen ſoll ich Wahrheit beſtätigt finden. Die Geſtalt meines Vaters Krok hatte der Geiſt angenommen." Kaſcha und Tetka wendeten ſich um, und fielen auf ein Mahl ehrfurchtsvoll nieder; denn ſie betheuerten feſt, dicht über dem groſsen Altare ſchwebte die Geſtalt Kroks, ihres Vaters.

Auch Libuſſa, die dieſe Geſtalt erſt im Rauche ihres Altars geſehen, ſah ihn jetzt in der Mitte, den ehrwürdigen Greis, und ſagte: „Ach! dieſes iſt er ſelbſt! Dieſs iſt keine angenommene Geſtalt; es iſt der gute freundliche Krok ſelbſt, der uns belehren will."

Der ſchwebende Geiſt nickte mit ſeinem Haupte gegen Libuſſen. Sie bath ihn zu reden; allein das weigerte er ſich. Er winkte ihnen nur zu, bis ſie die Spiegel zur Hand nahmen, da er ſeinen Beyfall zu erkennen gab, und verſchwand.

Jetzt betheuerte Tetka, es ſey der Götter Wille, daſs dieſe Spiegel ihnen zur Ausſicht in die Zukunft dienen ſollten. Sie befahl daher den beyden Schweſtern, daſs jede ihre gewöhnlichen Gebethe zu den Göttern vernichten ſollte, wenn ſie über etwas aus der Zukunft belehrt

seyn wollten. Es wurde neues Rauchwerk aufgelegt, und Kascha versah ihre Schwestern mit besondern Kräutern, welche den Göttern am angenehmsten seyn sollten; ein Schluß, den sie daraus gezogen, weil die Flamme alle Mahl am höchsten gen Himmel brannte, wenn sie diese Kräuter zum Rauchwerke that.

Es geschah auch dieses Mahl, und das Volk, welches außer der Mauer befindlich war, bemerkte die außerordentliche Höhe sehr wohl, wollte aber die Andacht nicht stören, in welcher sich nach ihrer Meinung eben jetzt die Fürstentöchter befinden sollten; denn wie wir schon wissen, waren helle hoch lodernde Flammen ein Zeichen des Beyfalls der Götter.

Dumpf und schwül wurde es jetzt auch immer mehr; und doch war eine Stille in der Luft, welche den loderuden Flammen nicht einmahl eine Richtung gab. Alles schien sich zu einem äußerst glücklichen Ende zu lenken.

Tetka hatte ihr Gebeth zuerst geendet, und wendete sich nun zu den übrigen, denn sie hatte nach geendetem Gebeth ihren Spiegel genommen, ihn gegen das Rauchwerk und den Wald gehalten, und in demselben erblickt einen Mann holden lieblichen Ansehens, angethan mit einem fürstlichen Mantel, und ihm zur Seite Libussa.

„Schwestern," rief sie jetzt, „die Götter stim-

men dem Rath nicht bey, den ich Libussen gab, Männer zu wählen, die in der Regierung ihr beyständen. Ein Fürst ist für Böheim bestimmt. Ergreift die Zauberspiegel der Zukunft, und sehet!

Kascha und Libussa ergriffen ihre Spiegel, hielten sie eben so, wie Tetka sie gehalten und sahen, was sie gesehen. Mit schärferm Auge, als die übrigen, betrachtete Libussa den Mann, den sie sich bestimmt sah allein sein Gesicht war in Nebel gehüllt, und sie konnte nichts erkennen.

Die drey Schwestern kamen nun in der Mitte beym großen Altare zusammen. „Gewiß ists," sprach Libussa, „daß die Götter mir einen Mann, und Böheim einen Fürsten bestimmt. Allein wer es ist, kann ich nicht erkennen." Dieses bekräftigten alle. Keine konnte es, und Tetka meinte, man müsse die Götter noch ein Mahl befragen.

Das Gebeth wurde wiederhohlt, und Tetka ergriff ihren Spiegel. Da stand in demselben ein Ackersmann vor einem umgekehrten Pfluge, und aß auf der Schar desselben seine Mahlzeit. Tetka verkündigte dieses den Übrigen. Sie sahen es auch, und Libussa erkannte nun den Zemann Przemisl, den sie schon gesehen, denselben, den ihr Herz sich gewäh-

let, denſelben, dem die glückliche Prophezeyung gemacht war.

Libuſſa fiel jetzt, ohne ihren Schweſtern etwas zu ſagen, auf die Knie nieder, und bethete laut „Götter des Himmels und der Erde! ich danke euch, daß ihr mich erleuchtet habt; ich danke euch, daß ihr mich glücklich gemacht! Libuſſa hat keinen Wunſch mehr; denn ihr gewährt ihr den ihrigen. Libuſſa hat keinen Dank mehr, denn ſie iſt euch den größten ſchuldig."

Sie ſtand auf. Tetka und Kaſcha hatten ihr aufmerkſam zugehöret. „So laßt uns nun," ſagte Kaſcha, „die Fackeln anzünden, und mit empor gen Himmel gehobenen Händen den Göttern für Libuſſens Erleuchtung danken!" Sie thaten dieß, ſtellten ſich alle drey an den Mittelaltar, und aus den zuſammen gehaltenen Fackeln loderte hohes helles Feuer empor. In demſelben Augenblick öffnete ſich der Himmel. Donner ertönte, und Blitze kreuzten durch die Luft. Das Freudengeſchrey des Volks dauerte einen Augenblick. Dann warfen alle ſich nieder zur Erde, und betheten an. Eine ſo plötzliche Gegenwart der Götter auf der Schweſtern Gebeth gab ihnen die untriegliche Überzeugung, wie fromm und wie lieb ſie ihnen wären.

Auch war es ein hinreißendes Schauſpiel,

wie alles dunkel umher war, und nur der eine Feuerstrahl aus der Mitte des Hains empor stieg, und wie dann ein heller Bliß die Flamme zu verlöschen schien auf einen Augenblick, und der Donner das Daseyn der Götter verkündigte.

Es prägte allem Volke Ehrfurcht ein; und um so gewisser konnte Libussa auf die Erfüllung alles dessen rechnen, was sie nun dem Volke vorzutragen hatte.

Die drey Fackeln wurden nun mitten auf dem Altare zusammen gesetzt, und leuchteten ferner. Tetka war begierig, den Nahmen des zu erwählenden Fürsten zu wissen; und doch wollten beyde Schwestern Libussen nicht darum fragen, weil sie wohl mußten, nur vor dem Volke durfte sie von dem Auskunft geben was die Götter ihr geoffenbaret.

Also berathschlagten sie sich, wie sie dessen inne würden, und schlugen mit ihren Stäben von der Eingebung der Götter geleitet, verschiedene Charaktere in den Sand; und sonderbar wars, daß, als Libussa sie betrachtete der Nahme Przemisl heraus kam.

„Das ist der Mann," sprach sie hieraus. „Die Götter es euch nicht verhehlen, warum soll ich euch ein Geheimniß daraus machen Größere Gnade, als ihr wähnet, haben die Götter an mir bewiesen. Sie haben vorau

gesehen, daß es euch vielleicht beunruhigen würde, den nicht zu kennen, den ich zum Oberherrn über mich erhalten würde, und vorher schon haben sie mich in seine Gemeinschaft gebracht. Ich kenne diesen Przemisl, und ein würdiger Fürst für Böheim ist er. Seine Weisheit, Schwestern, übertrifft die unsrige, und ihr werdet erfahren, daß er alles dieses schon weiß."

Jetzt begaben sich die drey Schwestern in der nähmlichen Ordnung, wie sie herein gekommen, wieder aus dem Hain hinweg. Alles Volk umringete sie, und jauchzten laut. Libussa vertröstete es bis auf die neunte Stunde des Tages, in welcher es erfahren sollte, was die Götter über sie beschlossen.

Ende des ersten Theils.

Du bist unser Fürst. Du sollst leben, hoch leben, dreymal hoch leben. Setze dich auf das Roß, reite in das Schloß deines Fürstenthums, eile zu dei- ner fürstlichen Braut.

Die

Töchter Kroks

Böheims Fürstinnen.

Eine

Geschichte des achten Jahrhunderts.

Zweyter Theil.

Hohenzollern,
bey Johann Baptist Wallishausser.
1793.

#992. 4992

I.

Die neunte Stunde.

Die merkwürdige Stunde erſchien, in welcher die von den Göttern erleuchtete Libuſſa dem ganzen Volke verkündigen wollte, was ſie erfahren, und was ihr Schickſal in der Folge ſeyn ſollte.

Das ganze Volk, welches ſich um den Hain verſammelt, hatte die Gegend nicht verlaſſen, ſondern hatte gewartet, bis die Stunde der Erſcheinung Libuſſens eintreten würde. Sie hatten ſich ums Schloß begeben, und Libuſſa, die aus dieſem Betragen des Volks den Eifer wahrnahm, mit welchem es ihr zugethan war, ließ ihre Vorräthe öffnen, und ließ alle und jede von der Anſtrengung Ermüdete mit Speiſe und Trank erquicken.

Indeſſen hatte Domaslaw und ſeine Gefährten die ganze Nacht in Taumel und Sauſen verbracht — ſie hatten Meth und gegohrne Getränke in erſtaunlicher Menge zu ſich genommen, hatten ihre Köpfe verwirrt, und ihr Blut in Wallung gebracht. Ihr und ihrer Gefährten Loſung war Streit und Blutvergießen, wenn Domaslaw nicht von den

Schwestern zu Libussens Gatten erwählt würde. Allein ihre Hoffnungen gingen noch gänzlich darauf hinaus, daß dieß so seyn würde, indem sie den Schwestern nicht den Muth zutrauten, daß sie sich der Macht, die diese Wladiken zusammen genommen hatten, widersetzen würden.

Sie erfuhren von ihren Ausgesandten, die das Volk beobachtet hatten, daß die Schwestern aus dem Hain zurück gekehret, im Schlosse Pfary sich befänden, daß alles Volk mit Jauchzen und Jubel der neunten Stunde entgegen sehe, und sie brachen nunmehr selbst auf, um zur rechten Zeit mit ihren Haufen sich dort einzufinden. Ihre Scharen betrugen über hundert Mann, theils Wladiken, theils Knechte, aber kein Zemann war unter ihnen. Im Grunde waren der Wladike und der Zemann in einem Range, nur daß der erstere sich der Herden mehr annahm, und seine Felder durch seine Knechte bestellen ließ, der Zemann aber selbst seine Felder bestellte, und die Obhuth seiner Herden Knechten anvertraute.

Selbst in dieser Verschiedenheit ihrer Beschäftigungen, war der gewöhnliche Grund von der Verschiedenheit ihrer Charaktere zu finden. Denn die Wladiken waren gewöhnlich zänkisch und streitsüchtig, dahingegen die Zemänner sanfter waren. Der Wladike, der

seines Viehes wartete, hatte den ganzen T
nichts zu thun. Er schlief bey seinen Herde
und wandte die Zeit des Wachens auf u
nützes Simuliren an, daher ihm fremde G
danken in den Kopf kamen, und er imm
darauf dachte, wie er Neuerungen mach
wollte. Auch kamen diese Wladiken oft, wen
sie den Tag gröstentheils schlafend zugebrach
Knechte für sich wachen lassen, und ihre Her
den nunmehr eingetrieben, zusammen, un
tranken und saßen bis in die späte Nacht
unterredeten sich von Welthändeln, und sann
nen auf Krieg und Verderben.

Dahingegen die Zemänner, ermüdet von
der Arbeit, die sie hatten, sich zur Ruhe leg
ten, und froh waren des erquickenden Schla
fes genießen zu können, um am andern Mor
gen früh wieder ihrer Arbeit vorstehen, und
ihr Tagwerk vollbringen zu können. Wäh
rend der Arbeit beschäftigten sie sich mit Be
trachtung und Untersuchung der Natur, und
sannen auf neue Mittel ihre Felder zu ver
bessern, und ihre Ernten einträglicher zu
machen. Dadurch wurden sie sanfter und
nutzbarer.

Aus der Lebensart läßt sich auch gleich
schließen, daß die Zemänner mehrentheils
aus ordentlichen Männern bestanden, und
die fauler Natur waren, machten sich nicht
zu ihnen, weil sie mit ihrer Faulheit immer

nichts vor sich brachten, sondern gingen lieber zu den Wladiken über, wo sie nichts zu arbeiten brauchten, sondern auf der faulen Bärenhaut liegen konnten.

Deßwegen aber, weil die Wladiken streitsüchtiger waren, waren die Zemänner nicht weniger muthvoll, und wo es seinen Mann zu stehen gab, da standen sie ihm gewiß.

Ehe die Schar der Wladiken aufbrach, stellte sich Domaslaw vor sie, und vom Methe und Dünsten erhizt, wallenden Bluts durch seine Einbildungskraft, hielt er folgende Rede:

„Ihr meine getreuen Gefährten! Ihr der Kern des böhmischen Volks! Ihr, die der große Wladike Domaslaw immer seiner innigsten Freundschaft oder seiner Huld würdigte, laßt meine Rede seyn euren Herzen wie ein Schwert, das sie durchschneidet, nicht zum Sterben, sondern zum Muthe. Laßt meine Rede Feuer in euch bringen, welches zur Flamme werde gegen die, welche Böheims Untergang suchen, da sie es einem Weibe überlassen, welche nicht zu regieren versteht, welches sich am Spinnrocken setzen sollte, und unterhalten ihre Gefährtinnen mit Mährchen aus der Vorzeit, und mit den Geburten ihrer thörichten Einbildungskraft. Libussa, glaubt mirs, Libussa nimmt die Götter zu Hülfe, um die Menschen zu bethören

Um ihren Willen zu erhalten, sagt sie, diese gäben ihr vom Himmel, aus der Erde, aus der Luft, aus dem Feuer, und wo all noch her, Gedanken. Das lügt sie, die Zauberinn. Seyd standhaft. Lacht ihrer, wenn sie mit ihren Thorheiten euch hintergehen, mit ihren weichen Worten und weibischen Reden euch bethören will. Laßt einmahl ein kriegerisches Volk in eurer Nachbarschaft aufstehen! Wird ihr Weiberarm euch schützen? Wird sie Männern widerstehen können? Wird die Spindel das Schwert, der Rocken das Schild seyn, mit dem sie euch schützen kann?"

„Sie muß wählen. Sie kann sichs nicht entbrechen; denn das Volk verlangte es von ihr. Aber wenn sie weibisch wählt — wenn ihre Wahl vielleicht auf ein glattes ohnbärtiges Gesicht gefallen ist, welches mehr ihrer Augen Lust, als ihres Volkes Schutz seyn soll, wie dann, Wladiken?"

Domaslaw hielt hier ein wenig stille, als ob er Antwort und Entschluß erwartete, da aber niemand reden wollte, fuhr er selbst fort:

„Wie dann? Dann, ihr Böheimer, müßt ihr den weibischen Sinn brechen. Ihr müßt einen Mann haben, der euch schützen kann. Domaslaw zeigte sich auch als einen solchen. Domaslaw liebte Libussen. Domaslaw ward von ihr verachtet. Laßt sie Domaslaw ueh-

men müſſen. Laßt ſie das einzig und allein ſtrafen. Domaslaw wird Libuſſen wieder lieben, wenn die Verachtung gerächet iſt. Domaslaw wird euers Kroks Tochter ehren, und wird euer Glück in ihr und mit ihr beſtätigen."

„Und nun ſagt mir, wollt ihr das thun? Wollt ihr mir ſchwören dieſes durchzuſetzen auf Pfary. Wollt ihr mir beyſtehen, wenn ich dieſes verlange? Wollt ihr nicht ſcheuen Blut und Tod, wie ich ſie nicht ſcheuen werde?"

Alle riefen laut, mit ſchreyender betäubender Stimme:

„Wir ſchwören dir beyzuſtehen, durchzuſetzen deinen Willen, dich zum Regenten zu machen von Böheim, dir Libuſſen zu verſichern, und nicht zu ſcheuen Blut und Tod, wohin du uns auch führen wirſt; denn wir ſind dein mit Leib und Leben."

Wie Wonne war das Domaslaw Ohren. Jetzt nahm er ſeine Wehre, und zog voran; ihm folgte der ganze Hauſe in kriegeriſchen Getümmel.

Die neunte Stunde war nahe. Von weitem hörte man das Getöſe dieſer Wladiken. Biwog, Libuſſens Schwäher, hatte, wie er von der ganzen Streitſache unterrichtet war, und geſehen, wie wild Domaslaw und ſeine Gefährten ſchon einmahl zu Werke gegangen, Sorge getragen, auch bey dieſer Gelegenheit

seinen ganzen Anhang zu sammeln, und er war vor Domaslaw und den Seinigen angekommen.

Er stellte seine Männer in einen Hinterhalt, wo sie nicht bemerkt werden konnten, damit nicht Domaslaw Ursache nähme, eine Verrätherey die er selbst im Sinne hatte, auf ihn zu wälzen.

Es war ein schöner heitrer Tag. Blitz und Sturm hatten sich gelegt. Der Regen hatte die Erde erquickt, die Sonnenstrahlen hatten sie getrocknet, und eine milde Luft verkündigte wonnevolle Gefühle auf den Körper, und Heiterkeit für die Seele. Libussens Güte gegen das Volk hatte aufs neue jedes Herz gegen sie entflammt; wenn sie aus dem Schlosse hervor trat, wurde sie mit dem lautesten Jauchzen empfangen. Domaslaw knirrschte mit den Zähnen, und seine Begleiter murreten, ohne gehört zu werden; denn der freudige Jubel überstimmte sie.

Als Domaslaw dieses sahe, wandte er sich zu den Seinigen, und gab in der Stille den Befehl, man solle sich zertheilen, und unter das Volk mengen, damit, wenn Libussa etwa noch es versuchen wollte, das Volk zu bewegen, ihr die Herrschaft allein zu überlassen, man sie desto besser unterbrechen, und jeder seinen Nachbarn anfeuren könnte, einen Fürsten zu begehren, und mit lauter Stimme zu dessen Nennung sie zu zwingen.

Libuſſa hatte ſich einen hohen Stuhl brin-
gen laſſen, auf welchen ſie ſich im ganzen
Pomp ihrer Herrſcherwürde niederließ. Sie
hatte zwey etwas niedrigere Stühle bringen
laſſen, auf welche ihre Schweſtern zu ihrer
Seite ſich niederlaſſen mußten. Köſtliche Tep-
piche lagen zu ihren Füßen, auch war ihr
Seſſel damit umhangen. Ein goldner Stab
war in ihren Händen. Gold gewirkt war der
obere und untere Saum ihres Kleides und
mit goldnen Faden durchwebt der Schleyer,
der von ihrem Haupte lang herabhing.

Libuſſens Dienerinnen hatten es im Weben
ſehr weit gebracht, und bemühten ſich ihre
Herrſcherinn zur ſchöngeputzteſten zu machen,
indeſſen ſie dafür ſorgte, ihrer Seele die er-
forderliche Größe zu erhalten, um ihre Wür-
de zu behaupten. Majeſtät war auf ihrer
Stirn und in ihren Blicken, ihr Auge ſprach
gebiethend. Ihre Hand winkte dem Volke, wel-
ches noch vor Verwunderung laut war, zu
ſchweigen, und ihr Wink hemmte jeden lau-
ten Athemzug.

Aber was Libuſſa redete, hatte man wohl
ſchwerlich erwartet. Es war nicht die Rede
einer ſchwachen Fürſtinn, die jetzt von ihrer
Höhe herab gedemüthigt, um nur noch die
Spuren und einen Antheil an derſelben zu
behalten, eine gezwungene Wahl thut; es
war die Rede einer Erhabnen, die ſich fühlt, weiß

wozu sie geboren wurde, weiß, 'was sie ist, weiß wie sie konnte sitzen bleiben, wo sie saß, wenn sie das Weib verläugnen wollte.

Ihr Haupt hob sich empor. Ihre Augen blickten frey umher, und sie erhob ihre melodische Stimme folgender Maßen.

So hast du dich denn versammlet, störrisches und widersinniges Volk Böheims! so hast du dich denn versammlet, um Blumenketten abzulegen, und eiserne an ihre Stelle zu ergreifen! So hast du dich denn versammlet, um die Erkenntniß deines künftigen Bestens zu verläugnen! Auf die Götter hast du dich berufen, und die Götter lassen durch meinen Mund dir sagen, was dein Sinn ist. Du bist entsprossen aus dem berühmten Krokalischen Geschlechte. Slaven, tapfre edle Slaven waren deine Vorältern. Sie schätzten Freyheit, ihrer goldnen Tugend Glanz, erkannte sie. Du mißkennst deine Freyheit. Du willst ihr entsagen, um dich in ein Joch zu begeben, dessen Lasten du nicht kennst. Du hast vergessen der edlen Reden, des edlen Willens des Mannes, der dich in dieses Land führte, des edlen Czech, der dich regierte nicht als Herzog, nein, als Vater."

„Aber den Menschen, den blinden Menschen macht sein Wille nur glücklich. Wohlan, ihr wollt dienstbar seyn, und ihr werdet es seyn. Ihr wollt tragen, und ihr werdet es.

Ihr wollt mit eisernen Ruthen gestäupt seyn — seyd es!"

„Zwar prophezeye ich euch, es wird euch leid seyn, daß ihr es gethan. Geht zu euren Pylweisen, laßt euch von ihnen erzählen die Geschichte, da die Frösche den Klotz nicht mehr zu ihrem Könige haben wollten, und erwählten den Storch. Und der Storch verzehrte Einen nach dem Andern."

„Glaubt mirs, Völker Böheims, es ist sehr leicht einen Herrscher zu erwählen; aber schwer ists, wenn er einmahl erwählt ist, ihm seine Rechte zu nehmen, Rechte, die wenn er sie einmahl von euch erhalten, er aufrecht zu halten wissen wird. Dann wird er sich aussuchen unter euch etwelche, die er zu Herrschern setzen wird, etwelche, die eure Handlungen bestimmen, etwelche, die euch verurtheilen werden zu Strafen wie es ihm gut dünkt. Dann wird er aus eurer Mitte sich nehmen Diener, die ihn bedienen, er wird diesem sagen, er solle das thun, jenem befehlen, jenes zu unterlassen."

„Er wird Henker und Büttel aus euch nehmen, und peinigen mit Qualen die Widerwärtigen, welche ich mit gütigem Zureden auf den Weg des Friedens brachte. Er wird euer Eigenthum zu dem seinigen machen; denn ihr werdet es ihm übergeben mit euch selbst. Das Beste eurer Habe wird er für sich

nehmen, und ihr werdet nicht scheel sehen dürfen; denn ihr unterwerfet euch ihm."

„Er wird groß machen den, der ihm gefällt, erniedrigen den, der ihm mißfällt, und er wird das Recht haben, die, welche scheel dazu sehen, zu verurtheilen, ins Gefängniß sie zu werfen, und henken zu lassen, wer ihn beleidigt. Ihr werdet euch biegen müssen vor ihm. Eure Knie werden zittern, wenn sie nur sein Antlitz sehen. Euer Mund wird verstummen. Ihr werdet nicht den Muth haben ihn anzusehen, oder ein Wort vorzubringen gegen ihn; denn seine Worte werden zurück schländern eure Gedanken in eure Seelen."

„Wollt ihr nun noch, daß ich euch einen Fürsten wählen soll. Ich denke, bey meiner Regierung war es nicht so. Ich habe des Euren nicht begehrt, vielmehr habe ich zu dem Euren noch hinzugethan. Ich habe keinen von euch strafen lassen; Bitten waren meine Züchtigungen. Ich konnte sagen, meine Herrschaft habe ich durch meinen Willen, und ich will sie erhalten, ich will mein Recht behaupten, ich will nicht fallen lassen das Wort, welches ihr mir gegeben.

Allein einem Weibe zieret es nicht so zu reden, und so die Güte nicht mehr anschlägt, gebe sie den Zepter aus den Händen. Auch soll meine Rede keinen bösen Eindruck auf euch machen. Ich will euch nicht Abscheu oder

Grauen erwecken für dem, was ihr wünschet. Sagt — soll ich ihn euch nennen, den Herrscher, den die Götter euch bestimmt haben, soll ich euch sagen, wo er wohnet, und wohin ihr euch zu wenden habt, um ihn zu erhalten?"

Hier schwieg die edle Fürstinn der Böheimer.

II.

Die Schlacht.

Libussa schwieg. Das Volk schien keine solche Rede erwartet zu haben. Vielmehr schien es, als ob es Sanftmuth sich gedacht, und der Ton Libussens war rauh und vorwurfsvoll. Auch würde das Volk gewiß gemurret haben, wenn nicht die Nacht vorher gegangen wäre, die es in Ehrfurcht setzte, und wenn Libussens Äußerung, daß es Stimme der Götter sey, welche aus ihr spräche, sie nicht zum Stillschweigen gebracht hätte.

Jetzt hatte aber doch diese Härte so viel gewirkt, daß man von einem Fürsten sich kaum härtere Vorwürfe versprach, als von ihr, und war man auch von allen Seiten nicht gerade geneigt, den Herrscher von Libussen zu verlangen, so war man es doch von vielen und bey andern hatten die Eindrücke, welche Domaslaws Leute gemacht, so viel bewirkt, daß man diesen beystimmte.

Kurz, Libuſſa hatte kaum ihre Rede geendet, als man von allen Seiten laut erſchallen hörte: Nenne uns den Fürſten, der an deiner Seite uns regieren ſoll. Wir wollen einen Fürſten, wir wünſchen einen Fürſten.

Domaklaw jauchzte laut in ſeinem Herzen; denn nun glaubte er, werde ſein Schickſal gewiß zu ſeinem Vortheil entſchieden werden. Er hatte mit ganz andern Ohren gehört, als die übrigen des Volks, er hatte keine Vorwürfe vernommen, ſondern es war ihm, als ob Libuſſa nur Worte geſprochen habe, die für ſie, und ihre fernere Alleinregierung entſcheiden ſollten. Er hatte nur einnehmenden Schmeichelton gehöret. Seine Einbildungskraft hatte ihm das ſo vorgemahlt, und er zweifelte ſchon an einem guten Ausgange, als die Ausrufungen des Volks ihn auf einmahl aus ſeinem ſchweren Traume weckten, aber nur um in einen noch ſchwerern zu verſinken.

Er ſtellte ſich jetzt vor, Libuſſa würde verlegen werden; nichts weniger.

Sie ſtand von ihrem Throne oder erhabenen Seſſel auf; ſie ſah majeſtätiſch auf das Volk, winkte abermahls mit der Hand, man ſollte ruhig ſeyn, und redete ſo:

„Weil ihr denn einſtimmig ſeyd, einen Fürſten zu wollen und zu wünſchen, ſo wiſſet, wen die Götter, um euren freyen Willen zu

befriedigen, euch versehen haben. Gehet nach Mitternacht zum Dorfe Stadig. Dort werdet ihr einen Acker finden, der vor andern Äckern sich auszeichnet. Er ist lieblich anzusehen. Er stehet jetzt im Geiste vor meinen Augen. Euer künftiger Herr und Fürst pflüget diesen Acker eben jetzt mit zwey scheckigen Ochsen. Einer dieser Ochsen hat einen weißen Gurt und einen weißen Kopf Der Andere hat einen weißen Stern vor seiner Stirn, und seine Hinterfüße sind ebenfalls weiß. Dieser Zemann ist euer künftiger Regent von den Göttern erkoren."

Alles war aufmerksam, alles war still, nur Domaslaws Augen funkelten von Grimm. Ein Zemann sollte Fürst werden. Ein Zemann sollte Libussen besitzen an seiner Statt, ihm vorgezogen sollte werden einer, der nicht zu den Wladiken einmahl gehörte — ein armer Pflüger, der gewiß nur das Land besaß, welches er selbst pflügen konnte, der nicht einmahl Knechte haben mochte, seine Ochsen zu leiten.

Er gab schnell das Zeichen, und seine Anhänger sammelten sich in einen Haufen. Er trat hierauf vorwärts rief mit lauter Stimme Libussen zu, sie soll ihn reden lassen und redete, nachdem sie es gern bewilliget, also:

„Es stehet dir wohl an, Libussa, daß du deines Volkes Willen erfüllest, allein nicht

fein stehet es, daß du nun dennoch die Herrschaft beyzubehalten, und allein zu regieren, die Götter vorschiebest, und daß sie dir eingegeben haben sollen, daß du einen Zemann wählen solltest, der nichts in seinem Leben wirkte, als mit dem Pfluge zu handthieren. Siehe dich um unter deinen Wladiken, da gibt es Männer, die von deines Vaters Zeiten her wissen, was Recht und Gerechtigkeit handhaben heißt, die nicht bloß mit ihren Händen den Pflug führten, sondern dachten, und handelten, und das Land umher bereiseten, und Kenntnisse sich sammelten von den Menschen und deren Thun und Lassen."

„Und was meinest du wenn nun ein Mahl deine Nachbarn unternehmen, dein Land mit Krieg zu überziehen, ob der Zemann wohl im Stande seyn wird, dein Land und deine Leute zu vertheidigen gegen kriegerische Männer? Oder denkst du, daß deine Wladiken sich hinter ihm sammeln werden, um einem Zemann nachzufolgen? O du hast des Weibes Beredtsamkeit; aber du hast auch des Weibes List. Nicht hatte ich dir zugetrauet, daß du der Häuchlerinnen eine seyn könntest, die mit der Götter Willen Spiel und Spott triebe."

„So du wahr redetest, Wladike" versetzte Libussa, „so wollt' ich billig mich schämen, daß ich den Nahmen einer böheimischen Her-

zoginn trüge. So aber lügst du, und deine Schmähungen treffen dein Haupt. Siehe das ganze versammelte Volk ist Zeuge meines Opfers zu den Göttern gewesen, war Zeuge ihres Wohlgefallens an diesem Opfer. Willst du sie noch näher, die Zeugen? Stehet auf, Kascha und Tetka, meine Schwestern. Redet Wahrheit. Verkündet, was die Götter befohlen haben. Siehe, Wladike, so ich Lügen vorbrächte dem Volke, so ich die Götter schändete, und sagte einen andern Willen, als den sie mir gebothen, sie würden sich rächend zeigen, wie sie sich beyfallsvoll zeigten, da sie den Willen kund machten. Sie würden mich von der Erde vertilgen, wie sie alle vertilgen, die ihrer spotten; denn das ist der größte Spott ihre Offenbarungen in Lügen umzuschaffen."

„Siehe, Wladike, dieß ist Tetka, die Lieblinginn der Götter, die ihren Willen und ihre Wege den Menschen lehret, und an welcher sie Wohlgefallen haben."

„Siehe, Wladike, dieß ist Kascha, mit großer Weisheit von ihnen begabt. Beyde würdiger zu regieren, als ich. Beyde sollen reden."

Sie schwieg, und Kascha und Tetka redeten beyde zu dem Volke, und erzählten, wie sie das ganze Opfer mit abgewartet, selbst mit geopfert, und den Zemann im Zauberspiegel gesehen.

Aber des Wladiken Zorn ſchwoll noch ein Mahl hoch auf. „Nein" ſagte er, „Weiber bleiben Weiber. ewig ſtehen ſie einander bey, und verlaſſen ſich nicht: ſollen auch darüber ihre Männer und aller Welt Männer zu Grunde gehen? Pfuj den Böheimern, daß ſie ſich von Weibern regieren laſſen! pfuj ihrer, daß ſie nicht mit der Schärfe des Schwerts darein ſchlagen! Ja, das ſollt ihr, das müßt ihr, meine Landsleute. Auf, wer mit mir iſt, der ſtelle ſich, und Trotz dem gebothen, der den Zemann zum Fürſten will!"

„Trotz alſo mir!" ſprach Biwog, und rief die Seinigen aus dem Hinterhalte, welche hervor rückten, und Biwog an ihrer Spitze, gegen Domaslaw und ſeine Leute ſich ſtellten.

„Ach," rief Libuſſa. und hob die Hände zum Himmel „ſo ſoll noch Böheims Blut um meinetwillen fließen. O ihr Götter, das offenbartet ihr mir nicht."

Und beyde Heere rückten vor, und das Volk ſtand unthätig und ſtaunend da. Schon waren ſie nahe, und ſchon war man im Begriff anzugreifen, als Biwog den Seinigen zu halten befahl, einige Schritte vortrat, und mit ſtarker Stimme rief:

„So du des Herzes ſo voll biſt, Domaslaw, als dein Maul ſchnöder Worte, ſo laß uns des vielen Bluts ſchonen. Sieh ich fordere dich zum Kampfe. Wir wollen unſere

Haut feil geben, und wer übrig bleibt von uns beyden, der entſcheide über Libuſſen."

Domaslaw ſtutzte. Mit Biwog anzubinden, war er nicht gemeinet, obwohl er ein Mann von großer Kraft und Stärke war, und der einzige, der mit dem berufenen Biwog es aufzunehmen hätte wagen dürfen.

Wie Biwog ſah, daß er zauderte, ſprach er abermahls: „Fürchte dich diß nicht, Wladike, was du doch unternehmen mußt. Hier iſt keine Wahl, als Libuſſen nachzugeben, oder mit Biwog kämpfen. Denn ſo du auch den einzelnen Streit nicht annimmſt, und ein Treffen wagen willſt, ich ſtoße auf dich, und verlaſſe dich nicht, du müßteſt denn fallen, oder ich. Willſt du aber dein Unrecht einſehen, und Libuſſen dich unterwerfen, wohl, ſo bin ich es zufrieden, daß wir friedlich uns umarmen, und der Friede über Böheim bleibe."

Schon murreten die andern Wladiken, daß der ſtolze Domaslaw noch zaudern könnte, da der Ruhm der Tapferkeit ihm von jeher eigen war, als ihn Raſerey ergriff, und er wuthend ſchrie:

„Denkſt du, Biwog, ich fürchte dich? Nein — erſcheine und fuhle die Fauſt deſſen, der nicht für ein Weib, ſondern für eine edle freye Nation kämpft, die kein Weib unterjochen ſoll."

Sie gingen nun auf einander los. Libuſſa

zitterte. Aber Kaſcha zitterte nicht. „Er hat die gerechte Sache," ſprach ſie, „und er wird ſiegen."

Alles Volk ſchwieg. Kein Menſch ſagte ein Wort, um beyde aus einander zu bringen. Man betrachtete die Sache, als eine Sache der Götter. Biwog war kalt und vertheidigte ſich kalt, wich den Streichen Domaslaw's aus, und erſah nun ſeinen Vortheil, wenn er ihm etwas verſetzen könnte. Domaslaw fiel wüthend ein, kannte keine Grenzen ſeines Eifers und ſeines Zorns, und jeder ſeiner Streiche ſchien Biwog niederſchlagen zu wollen. Aber ſeine Unvorſichtigkeit gab zu viele Blößen. Es dauerte nicht lange, ſo war er von Wunden bedeckt, und Biwog hatte kaum einige kleine Schrammen.

Die Wladiken ſahen, daß er den Kürzern ziehen würde, und ſetzten ſich in Bewegung ihm beyzuſtehen. Kaum erſahen dieß einige Zemänner, ſo riefen ſie laut: „So ihr das Recht verletzt und Domaslaw beyſtehet, ſo treten wir auf Biwogs Seite." Das ſchreckte ſie zurück.

Libuſſa ſah, daß Domaslaw ſchwach wurde. „Noch bin ich eure Fürſtin," rief ſie, „und ich befehle dir, Biwog, einzuhalten, und Domaslaw nun zu ſchonen." Biwog trat zurück und lenkte ſein Schwert. Zwar trat Domaslaw vor, und that noch einen heimtücki-

schen Hieb nach ihm, aber dem wich Biwog aus. Die Wladiken fuhren zu, entrissen Domaslaw das Schwert, sagten ihm, auch die stärkste Tapferkeit vermöge nichts gegen den Willen der Götter, und trugen ihn halbtodt in ihren Armen fort. Laut rief man Libussens Güte Beyfall, und alles jauchzte.

Alles war nun auch auf ihrer Seite, und es war die Rede nicht mehr davon, daß ihr Wille nicht der Wille der Götter wäre.

Das ganze Volk rief: Thue nun sowohl Libussa, und nenne uns den Mann, den die Götter dir und uns bestimmen, daß wir einen Fürsten erhalten auf Böheims Stuhl.

Libussa stand wieder vom Stuhle auf auf welchem sie sich gesetzt hatte, da Schwachheit, wegen Biwogs Streite, sie überfiel. Sie winkte und sprach:

„Die Götter haben große Wohlthaten an mir gethan, daß sie das alles so geändert haben, zu meinem und eurem Besten. So gehet denn hin, nehmet diesen fürstlichen Rock und Mantel aus meines Vaters Kroks Nachlaß."

„Der Mann, den ihr suchet, heißt Przemisl, ein Nahme von Bedeutung; denn er zeigt an einen Mann, der da mit Gedanken umgehet. Er wird auch mit Gedanken umgehen, wahrlich, ich sage euch, er wird wunderbarliche Dinge über euch, euer Leib, Leben und Gut

erdenken. Meldet ihm, daß ich ihn rufen laſſe zum Fürſten und Herrn über Böheim, daß er der Herr werden ſoll dieſes Landes und ſeine Kinder nach ihm, daß ſeines Geſchlechts Könige werden ſeyn, und ſein Geſchlecht regieren wird in dieſem Lande fünf hundert vier und achtzig Jahre.

Libuſſa wählte hierauf dreyßig aus den Vornehmſten im Volke, und trug ihnen auf, den neuen Fürſten zu ſuchen. Demüthig wendeten ſich dieſe an ſie, und forſchten, weß Geſtalt der Mann ſey, damit ſie ihn auch finden möchten.

Sie erwiederte ihnen aber, nicht förder zu fragen, ſondern ohne Sorge zu ſeyn, weil die Götter nicht unterlaſſen würden, ſie ſo anzuführen, daß ihr Wille geſchähe.

„Nehmet mein weißes Pferd, ſprach ſie, laßt es vor euch hin gehen. Es wird ſeine Stimme erheben, wenn es zu dem Manne kommt, und ſeine Knie wird es vor ihm beugen. Auf einem eiſernen Tiſche wird euer Fürſt eſſen, und dieß ſey euch das letzte Wahrzeichen, daß er es iſt; denn das iſt die Prophezeyung, die ich euch verkündige, weil ich ſie in der Wahrheit und im Bilde ſah. Seyd friedlich auf dem Wege, ſo werdet ihr ihn des dritten Tages finden. So ihr aber Streit erhebt, werden tauſend Jahre nicht hinreichen, den dadurch verurſachten Schaden zu erſetzen."

III.

Der Bauer ein Fürst.

Die Abgesandten zogen fort, immer dem weißen Pferde nach, welches ohne Zaum vor ihnen hin wanderte, und trefflich genug den Weg auf das Dorf Stadig zu finden wußte. Einer der ältesten unter ihnen begann verschiedene der jüngern, die die Sache lächerlich finden wollten, zu strafen, und sagte ihnen, es sey bey ihnen wohl gar nöthig, daß Przemisl sich mit Wunderthaten rechtfertige, allein er könne ihnen versichern, auch diese würden nicht fehlen, wenn die Zweifler derselben bedürften.

Es waren einige, welche, wie der Alte, selbst noch zu Kroks Zeiten gelebt, und die da betheuerten, Borzena, das weise Weib Kroks habe selbst sehr oft gesagt, es werde ein Herrscher über Böheim kommen, der von einem eisernen Tische essen werde, und die jüngern in der Versammlung wurden darauf still.

Sie kamen jetzt vor ein Dorf, und aus diesem kam ein Knabe ihnen entgegen. Sie fragten, ob das Dorf Stadig hieße, und er bejahete die Frage. Die zweyte war nun, ob ein Mann Przemisl darin wohnte.

Er wohnt darin, sprach der Knabe, jetzt aber ist er dort auf dem Felde. Er treibet sei-

ne Ochsen vor sich her, und die Ruthe, die er in der Hand führet, und sie kosten läßt, beweiset, daß er von der Arbeit wegzukommen eile. Es dünkt mich, er werde nicht lange mehr arbeiten.

Verwundernd sahen sie den Knaben an, und gingen nun auf das Feld zu, wohin das weiße Roß seinen Weg nahm. Es däuchte ihnen ein sonderlich schönes Feld zu seyn, bestellet mit Fleiß und vieler Mühe, fruchtbar und reif für reiche Ernten.

Sie traten zu ihm und sprachen einmüthig, wie sie abgeredet mit lauter Stimme:

„Sey gegrüßt, du glückseliger, den Göttern angenehmer Mann, sey gegrüßt, unser Fürst!"

Przemisl antwortete hierauf nichts. Ob er wirklich nicht wußte, was es bedeutete, und etwa die Prophezeyung nicht gleich im Sinn hatte, oder ob's ihm so eingegeben wurde, läßt sich nicht bestimmen.

Die Gesandten hoben hierauf wieder an:

„Sey uns gegrüßt, Fürst! Sey uns gegrüßt, edler großer Herzog! du bist ehrenwerth dein Nahme ist berühmt und von einem ganzen Volke achtungswerth genannt worden. Spanne deine Ochsen aus. Du wirst sie fürder nicht regieren, sondern Menschen. Lege ein herzogliches Kleid an, und setze dich auf dieses Roß."

Kaum nannten sie das Roß, so fing die-

ſes an zu wiehern, zu ſtampfen, und fiel nieder auf ſeine Knie. Sie deckten hierauf eine Decke auf das Roß, und ſprachen:

„Du ſteheſt verwundert, Zemann, und weißt nicht, was du zu dieſen Dingen ſagen ſollſt. Siehe hier dieſes fürſtliche Gewand. Libuſſa unſre Frau und Herrſcherinn, ſendet dir durch uns dieß herzogliche Kleid. Vor dem ganzen Volke Czechs hat ſie dich als von den Göttern erwählt, erklärt, um ihr Gemahl und unſer Fürſt zu ſeyn, und das ganze Volk hat dich dafür angenommen. Auch deſſen Geſandten ſind wir. Komm und nimm dein Eigenthum, dein und deine Nachkommen nach dir. Alles was in Böheim iſt, ſteht in deinen Händen, in deiner Gewalt. Menſchen, lebendige und lebloſe Dinge, alle Schätze der Natur, aller Reichthum, den die Erde faſſet und gebieret, alles — alles iſt dein — du biſt unſer Richter, Beſchützer, Herr und Regent. Du biſt unſer Fürſt. Du ſollſt leben, hoch leben, drey Mahl hoch leben. Setze dich auf das Roß, reite in das Schloß deines Fürſtenthums, eile zu deiner fürſtlichen Braut."

Przemisl hatte noch keinen Laut geſprochen. Beſtürzt ſtand er da. Jetzt band er die Ochſen ab, und ſteckte die Ruthe in die Erde.

IV.

Ein Wunder für die ungläubigen jüngern in der Verſammlung, eine Mahlzeit auf einem eiſernen Tiſche, eine Prophezeyung, und verſchiedene andre Merkwürdigkeiten.

Der Zemann konnte wirklich erſtaunt ſeyn. Die Prophezeyung eines Glücks war ihm geſchehen. Allein, daß dieſes Glück von einer ſolchen Beſchaffenheit ſeyn werde, ließ ſich doch nicht wohl denken. Es mußte ihm allerdings anfangs vielleicht als Traum vorkommen.

Nun aber fiel ihm Libuſſens Beſuch ein, und wie er mit ihr geſprochen, und wie ſorgfältig ſie ſich nach ſeinem Beweibtſeyn erkundigt. Konnte ſie ihn nicht liebgewonnen haben? Und konnten die Götter nicht ja zu dieſem Gefühl geſagt, und es ſo veranſtaltet haben, daß er der Gewählte wurde? Waren dieſe Geſandten nicht deutlich genug mit der Sprache heraus gegangen, und ihr Auftrag von Libuſſen nicht wörtlich und ſchlicht?

Nach können wir nicht umhin, den Leſer jetzt damit bekannt zu machen, daß dem Zemann die Fürſtentochter nicht gleichgültig ge- Er hatte ſie zwar geliebt; allein er hatte bliben, daß er ihrer ſehr vielfältig gedacht und ſehr vielfältig ſie in ſeinem Sinne gewogen habe. Allein er gehörte zu den Weiſen ſeiner Zeit, und als ein ſolcher, wie konnte er wohl Anſprüche dahin machen?

Die Gabe der Prophezeyung, die den Sehern damahls so eigen war, und die wir auch bald bey ihm sehr helle erblicken werden, ging sehr selten auf eigne Dinge.

Aber Licht öffnete sich ihm nun gleich, und ihm war, wie einstens dem Könige Salomo, Verstand mit dem Glücke gegeben.

Er steckte, wie gesagt, die Ruthe in die Erde, und spannte die Ochsen ab.

Er sprach zu diesen in einem wahren Geisterton, den nachzuahmen jedem schwer fallen würde: „Gehet hin, daher ihr gekommen seyd!„

Jetzt geschah das Wunder, das der Nachwelt hinterlassen zu werden verdient. Die Ochsen hoben sich bis in die Wolken, in welchen sie gleichsam fortflogen, dann aber sich niedersenkten; ein großer Fels, tiefer unter dem Dorfe, that sich hierauf auf, und in dessen weitem Schlunde verloren sich diese treuen Gefährten seiner ländlichen Pilgerschaft.

Sogleich entsprang aus diesem Quell ein Brünnlein, welches noch bis auf den heutigen Tag fließet; aber das Wasser desselben ist nicht zu trinken, denn sein Geruch ist der eines Ochsenstalls. Sein äußerlicher Gebrauch soll aber stärkend und heilsam seyn.

Welch einen Eindruck dieses wirkliche Wun-

der auf die bisherigen Ungläubigen der Gesandtschaft machte, ist nicht auszusagen. Sie waren froh nicht mehr geredet, und nicht die Ahndung der Götter sich zugezogen zu haben. Doch bald stand ihnen ein neues bevor.

Denn die haselne Ruthe, welche der Fürst Ackersmann in den Erdboden gesteckt, hob, so dürre sie war, an zu grünen blühte schnell und trug Blätter und Früchte.

Hierauf wendete nun Przemisl seinen Pflug um, legte auf die eiserne Schar desselben sein Brot und seinen Käse, ergriff einen irdenen Krug mit Wasser, und lud seine Gäste ein, mit ihm zu essen.

Sie setzten sich auch alle um ihn her, und der Segen des Himmels war mit ihm. Sein weniges reichte hin, daß alle essen konnten, und das Wasser im Kruge versiegte nicht.

Libussens Prophezeyung stand allen jetzt lebhaft vor Augen, und jeder Zweifel war gehoben.

An der haselnen Ruthe ging auch jetzt eine merkwürdige Veränderung vor sich. Es waren drey Sprossen an derselben entsprungen, die alle gegrünet hatten. Zwey aber verdorreten jetzt und nur einer wuchs ferner empor.

Sie sahen dieß mit Erstaunen an.

„Verwundert euch nicht," sprach der Se-

mann. „Viel werden aus meinem Stamm zuregieren anfangen; allein ein Herr wird nur seyn. Noch eins will ich euch entdecken, denn die Ruthe, und mein Schicksal haben meinen Geist geöffnet, Zeit, Vergangenheit und Zukunft zu sehen.„

„Eure Frau hat zu sehr geeilt zu mir zu senden. Die Ungeduld des Volkes vermochte sie dahin. Allein, so ich noch Zeit gehabt hätte, dieses Stück Ackers vollends umzupflügen, so würde Böheim auf immer Brot gehabt haben. Nie hätte der Ackersmann bedurft dessen zu kaufen. Eure Übereilung und eure Unbesonnenheit sind Schuld an diesen Übeln. Es werden oft große Plagen über euch kommen, und der Hunger wird euch peinigen, und wird viel Volks in Böheim Hungers sterben, und werden seyn Theurungen über alle Maßen.„

„So hättet ihr auch drey Fürsten gehabt statt einen. Aber eure Ungeduld und Ungestüm ziehen tausenden nach euch das Elend auf den Hals.„

Seine Worte waren schneidend und thaten dem Herze der Gesandten weh'. Sie fragten ihn noch, warum er auf einem eisernen Tische esse?

„Weil," sagte er, „mein Geschlecht euch mit eisernen Ruthen züchtigen wird."

Jetzt stand Przemisl von der Mahlzeit auf,

und die Gesandten kleideten ihn in den herzoglichen Schmuck, legten ihm den Rock an, warfen den Mantel um ihn, und zogen ihm andere Schuhe an, denn die Seinigen waren von Bast gemacht, und von ihm selbst genähet.

Als sich Przemisl nun zu Roß gesetzt, nahm er seine Schuhe noch mit sich in seinem Busen, ritt darauf mit dem Weißen fort, der stolz auf seine Bürde sich empor trug, und anzeigete, er trage einen Fürsten, auch den Weg zu Libussen wohl ohne Przemisls Anregen würde gefunden haben.

Die übrigen ritten vor, nach und um ihn her, und fragten ihn allerhand Dinge, bis einer auch auf die Frage kam, warum er denn die Schuhe, welche von so geringem Werth wären, mit sich nähme?

„Geringen Werth?" erwiderte Przemisl," ist nichts, was uns das Andenken an unsere vorige Niedrigkeit ins Gedächtniß bringen kann. Meine Nachkommen können stolz werden, und dann zeige man ihnen diese Schuhe; man sage ihnen: dieß waren die Zeichen, die der erste Fürst in Böheim, euer Ahnherr trug; und so kann das Glück euch wollen, daß einst ein Fürst und Regent wieder Bastschuhe trage."

Diese Worte wurden sehr in Ehren gehalten. Man schrieb sie nieder, legte sie zu den Schuhen und hob diese sorgfältig auf. Sie waren

lange auch auf dem Wischerad; sie wurden seinen Nachfolgern und dem ganzen Volke alle Mahl gezeigt, wenn ein neuer Regent kam.

V.

Eine fürchterliche Hochzeit aus dem achten Jahrhundert.

Libussa hatte ihren Schwestern Kascha und Teika indessen die ganze Geschichte ihrer Bekanntschaft mit dem Zemann erzählt, und die drey Schwestern bewunderten die besondere Gnade, die die Götter ihr angedeihen lassen, und priesen sie selig, daß der Mann ihr zu Theil geworden, den ihr Herz wünschte, und nach welchem ihre Seele gelüstete.

In der That war die gute Fürstinn außer sich. Außerdem, daß sie einen großen Theil der Regierungssorgen, die ihr wirklich beschwerlich zu werden anfingen, los wurde, sah sie der Befriedigung eines Wunsches entgegen, den sie bisher nur leise, und kaum das, ahnden dürfen. Liebe, ächte, reine Liebe hatte in ihrer Seele und Herzen Platz genommen. Mit einer außerordentlichen Begierde sah sie ihrem Przemisl, nicht dem Fürsten, sondern dem Zemann entgegen, dessen Hausfrau sie zwar gewesen seyn würde, wenn sie auch damahls gleich das Fürstenthum hätte aufopfern sollen.

Während sie von ihrer Liebe träumte, hat-

ten ihre Schweſtern das Hochzeitfeſt bereitet. Alle Gemächer des Schloſſes Pſary waren aufgeputzt in ſchönſtem Pomp. Die Wände waren mit gewebten Stücken behangen, die die Fürſtentöchter ſelbſt mit ihren Dienerinnen verfertigt, und mühſam gewirkt hatten.

Die Kleider Libuſſens übertrafen an Pracht alles, was je noch in Böheim geſehen worden. Von himmelblauer Farbe ein Rock mit Gelb und Gold durchwebt, unter dem der Saum eines andern rothen hervor ragte, unter welchem ein grüner mit der ſchönſten Weberey noch einer halben Hand hoch ſich blicken ließ, und der untere Rand war die Spitze des Hemdes, aufs feinſte ausgenähet. Den Leib umſchloß eine Binde, die ein weißes ſchleyernes Kleid zuzog, welches mit roſenroth durchſchimmerte, und die Hälfte des obern himmelblauen Rockes herab ragte. Die Ärmel waren leng von Goldſtück, und den Buſen verbarg ein anderes Leibchen, welches mit Spitzen beſetzt war, deren ſich heut zu Tage keine Fürſtinn ſchämen würde, und die Tetka für ihre Libuſſa ſelbſt verfertigt hatte.

Nachdem man ihr alles dieſes gezeigt, ſo bath man ſie, ihren Kopfputz beſorgen zu dürfen. Ob Libuſſa glaubte, daß für ihren geliebten Przemisl, der ihr am Pfluge gefallen, Putz nöthig wäre, wollen wir nicht unterſuchen; allein, ſo viel wiſſen wir, die

Eitelkeit der Weiber ist in damahligen Zeiten so ängstlich gewesen, wie sie es in den unsrigen ist, und Libussa, welche Przemisln, ihn, der von keinem Weibe noch eingenommen war, hatte hohlen lassen, wollte ihm doch gefallen.

Sie setzte sich also nieder, und die beyden Schwestern flochten ihre Haare in hundert kleine Flechtchen, die sie künstlich unter einander umwebten, so daß Libussens Kopf einem geflochtenen Körbchen ähnlich sah, aus dessen Lücken die niedlichsten Blumen heraussproßten, und einen Kranz bildeten.

Das war der jungfräuliche Kranz, den Libussa trug. Keusch und rein hatte sie ihn erhalten. Eine Jungfrau hatte Böheim so lange regiert. Tausend schöne Männer legten sich so oft der regierenden Jungfrau zu Füßen, und sie sah sie alle mit dem wohlwollenden Blick der Regentinn, und weiter mit keinem Blicke an.

Gold und Silber war an Libussens Anzuge verschwendet. Ganze Blumen davon zierten sie; denn künstliche Männer hatten sich bereits an ihrem Hofe eingefunden, und suchten der reichen Fürstinn ihre Künste darzubringen.

So geschmückt, verkündigte man ihr, Przemisl nahe sich auf ihrem weißen Rosse der Burg Pfary. Also machte sie sich auf. Kascha

und Teika leiteten sie nicht so geschmückt, wie sie, aber geziert durch schwesterliche Liebe. Innige Freude wallte warm in ihren Herzen daß ihre Schwester so glücklich sey, und sie leiteten die an ihrer Hand, die sie unaussprechlich über alles liebten.

Hinter ihnen folgten alle Dienerinnen Libussens, und unter ihnen zuerst Wlasta.

Erzwungene Heiterkeit saß auf dem Gesichte dieser, doch aber in häuchlerischer Kunst; denn niemand hätte darauf gerathen, daß sie es sey, die im Herzen Libussens Schritt aufs äußerste mißbilligte.

Auch hatte sie am Morgen, da sie Libussen ankleidete, etwas davon fallen lassen, daß sie es thöricht fände, wenn ein Mädchen einem Manne Herz, Hand und Freyheit schenkte. Allein sie hatte damit gar nichts gefruchtet; denn Libussa erhielt ja Przemisl, und war daher gar nicht in dem Falle, in welchem Wlasta sich befand, die zurück gewiesen worden war.

Freylich ging aber Wlasta's Sinn jetzt dahin, wo möglich alle Männer auszurotten, und ihr Plan, der in der Folge, wie der Leser finden wird, so reif und unglücklich reif wurde, keimte jetzt schon; er trug viel zu dem Entschluß Teikas bey, Wlasta immer zu beobachten.

Man hatte Seitenſpiele aller Art, und blaſende Inſtrumente waren auch in Böheim ſchon eingeführt, wenn ſie auch die Vollkommenheit nicht hatten, die die heutigen haben.

Es iſt auch gar nicht zu zweifeln, daß der erſtaunliche Hang, welchen alle Böheimer zur Muſik haben, nicht ſchon aus dieſen Zeiten ſeinen Urſprung genommen haben, und in den Vorfahren liegen ſollte.

Außer dem folgte ein großer Zug von vornehmen Wladiken und Zemännern, die theils zu Pferde, theils zu Fuß von ihrer ganzen Dienerſchaft begleitet, ihrem neuen Fürſten entgegen gehen wollten. Es verrieth ſehr viel Liebe, zumahl da man ihn noch nicht kannte. Man ſah es, daß es ihr eifriger Wunſch, wenn auch ein eingebildetes Glück geweſen war, einen Herrſcher zu haben, und nun ſtand es bey ihnen, es ſo zu machen, daß er ihnen gewogen blieb.

Mit einer wahren Ehrfurcht ſahen ſie ihn, und die, welche auch wirklich etwas voreilig in ihren Urtheilen geweſen waren, zogen ſchnell zurück, wie ſie gewahr wurden, welch eine majeſtätiſche Glorie den guten Zemann umſchwebte.

Wie er näher kam, und die ganze Menge Volk ihn bewunderte, anſtaunte und laut ausrief: Es lebe unſer Fürſt, unſer neuer Fürſt, unſer trefflicher Fürſt! da fiel Libuſſa nieder,

und reichte Przemißln, der eben vom Roſſe abgeſtiegen war, den Zepter. „Mein Fürſt und mein Herr," ſprach ſie, „ein ſchwaches Weib führte bisher das ſchwere Regiment über Böheim, nun übergibt ſie es dir. Die Götter haben dich beſtimmt über das Volk zu herrſchen, aber ſie hatten mich zuerſt dazu beſtimmt, und deßwegen konnte ich dir meine Rechte nicht abtreten, wenn ich nicht dein Weib zugleich würde. Allein das Weib muß dem Manne unterthan ſeyn, und ſo beuge ich mich vor dir, als dein erſter Unterthan."

„Sehet ihr Böheimer," fuhr ſie fort, und blickte auf das Volk, „ſehet hier das Beyſpiel, nach dem ihr handeln müßt. Ich gehe euch vor, ich eure Fürſtinn."

Es war außerordentlich, welch einen Eindruck dieſe Handlung auf das ganze Volk machte; denn man hatte immer Libuſſen empfindlich geglaubt, und Przemißln machte dieſes ſicher einen äußerſt leichten Weg zu ſeiner Regierung.

Aber auch dem Volke war es zu verzeihen, daß ſie Libuſſen für empfindlich hielten; denn ſie wußten ja nicht, daß ſie liebte, und ihre Liebe erwünſcht gekrönt war.

Przemiel hatte gegen die an ihn abgeſandten Vornehmen ſchon Geſinnungen geäußert, die ſie hinreichend belehren konnten, daß ſie es mit keinem Ungewiegten zu thun hätten; er

hatte nicht geſchmeichelt, er hatte ihnen nicht dafür gedankt, daß ſie ihn zum Herzog annehmen wollten; allein was er gegen dieſe nicht äußern durfte, das konnte er wohl gegen Libuſſen, und auch wohl gegen ſie vor allem Volke äußern.

Er hob ſie von der Erde auf, und ſprach: „Theuerſte Libuſſa! Herzoginn! Fürſtinn! Von den Göttern mir geſchenkte Braut. Es ziemet euch nicht dieſe Stelle gegen den, der euer Unterthan war, und den ihr erhoben habt zum Herrſcher. Es ziemet euch nicht, die den Willen der Götter ſo treu und rein erfüllt, ſich zu demüthigen vor dem, der ohne euren Willen nichts geworden wäre. Doch wird dieſe eure unbegreifliche Demuth euch viel frommen, und euer Nachruhm wird deßwegen bekannt bleiben, ſo lange man im Böheimer Lande hauſet. Es wird aber auch euer Ruhm in andere Länder erſchallen, und lange nach eurem Tode werden aufſtehen Polweiſe, die in Geſängen von euch euern Ruhm in der ganzen Welt verbreiten werden."

„Wißt aber, daß ich der keines von euch annehme, was ihr mir zum Opfer bringen wollt. Ihr bleibt die Herzoginn Böheims ſo gut, als ich der Herzog deſſelben Landes ſeyn werde. Ich theile euren Zepter und euren Rath. Weiſe regieret ihr euer Volk, und weiſe wäre euer Volk geweſen, hätte es ferner von euch ſich re-

gieren laſſen. Allein die Götter ſahen, daß es würde ein ſtörriſches, unbiegſames Volk werden, und ſich erheben ob ſeinem Reichthum, und da haben ſie bey Zeiten ihm einen Herrſcher geben wollen, deſſen Nachkommenſchaft es ſtäupe mit eiſernen Ruthen."

„O ihr mein Volk Czechs! Hier ſind die Götter meine Zeugen, daß ich euch liebe, daß ich euch ehre, als ich ein Volk ehren muß, dem die Götter ſo vielen Reichthum und ein ſolches geſegnetes Land gaben. Aber billigen kann ich es nie, daß ihr euch eurer rechtmäßigen Herrinn entzoget. Strafen muß ich euch dafür, daß ihr dem Willen des ſtolzen Wladiken folgtet, der das Land aufwiegelte, und den die Götter durch Biwogs mannhafte Fauſt züchtigten."

„Allein Gerechtigkeit habt ihr von mir zu erwarten. Nie werde ich richten nach Anſehen der Perſon. Nie werde ich dem den Vorzug geben, der ihn nicht verdient. Nie werde ich unterdrücken die Unſchuld, oder nicht beyſtehen dem Bedrängten."

Alles Volk fiel nieder, alle Wladiken waren aufmerkſam. Man ſah von allen Seiten ein, dieſer könne ein echter Fürſt und Herr über ſie ſeyn, weil Weisheit der Götter ihn leite.

„Sey lange, lange, lange unſer Regent," rief man mit heller Stimme, mit einmüthigen Worten. „Nie müſſeſt du uns entriſſen werden, um über dich zu trauern, und wenn das

Alter dich uns entzieht, so wollen wir dein und Libuſſens Söhne und Töchtern gehorchen wie dir."

Jetzt zog alles fort zum Schloſſe im feſtlichen Zuge, Schalmeyen und Flöten erſchallten auf allen Seiten, auf allen Seiten war Jubel und Jauchzen. Jede Hand ſtreckte ſich aus, um den Fürſten zu bewillkommen, der ſo viel Anſehen zeigte.

Im Schloſſe war wieder viel Freude. Die Dienerſchaft, welche Libuſſe für ihren Eheherrn gewählt, ſtand an der Pforte, und erwartete ſein, und fielen vor ihm nieder, und bezeugten ihm ihre Fröhlichkeit, daß ſie ſein pflegen ſollten.

Auf einem groſſen Platze hatte Libuſſa zwanzig Tafeln errichten laſſen, an deren jeder zwanzig geladene Gäſte ſaßen, lauter Wladiken und Zemänner, die edel und vermögend waren. Alle dieſe Tafeln waren mit gewebten Decken bekleidet, und mit leinenen Geſpinſte belegt. Auf allen ſtanden ſilberne Humpen und ſilberne Becher für die Gäſte.

Die ein und zwanzigſte Tafel war für Libuſſen und Przemisl, Kaſcha, Tetka, und Bimog.

Hier waren Becher und Humpen von Golde. Zwey goldene Stühle ſtanden für Przemisl und Libuſſa, und drey ſilberne für die übrigen.

Wlaſta bediente dieſe Tafel, und die übri-

gen Dienerinnen die andern. Bier und Meth und gegohrener Birkenſaft waren in den köſtlichen Gefäßen, und Speiſen waren vollauf da. Alles, was die Jahrszeit hervor brachte, war von Libuſſen herbeygeſchafft worden, und leckere Speiſen kitzelten die Gaumen der Wollüſtigen.

Alle Arten Fleiſchwerk, aus den Maſtſtällen das beſte, alle die Arten von Wild, die in Böheims Wäldern zu finden waren, viele Speiſen aus Milch bereitet, die Kaſcha vortrefflich zuzurichten wußte, zahmes Geflügel und wildes, aus Gemüſe unzählige Schüſſeln, Fiſche der Teiche und Flüſſe, ſo viel ihrer nur zu finden waren, und Backwerk aus dem feinſten Mehle, worin Teika Meiſterinn war, laſteten die Tiſche.

Es war nicht, als ob Libuſſa einen Hof voll Menſchen, es war, als ob ſie ein halbes Reich bewirthen wollte. Und hievon fehlte auch nicht viel. Denn die oft kaum angerührten Speiſen wurden dem Volke Preis gegeben, welches außerdem weißes Brot, Butter und Käſe die Fülle hatte, und zu trinken bekam, daß es auch fröhlich ſeyn konnte.

Man trank das Leben des neuen Fürſten, und die Luft ertönte von dem Jubelgeſchrey. Das dauerte fort, unter Tanzen und Springen, bis der Tag ſich zu neigen anfing, da alles wieder in ſeine Heimath zurück kehrte.

VI.

Das neue Ehepaar.

Libuſſen war die Zeit nicht wenig lang geworden, bis ſie mit ihrem Liebhaber allein ſeyn, und die Empfindungen ihres Herzens ihm eröffnen konnte.

„O mein theurer Przemiſl" rief ſie aus, „wie ſoll ich dir meine Freude ſchildern. Vor allem Volke durft ich nicht laut werden laſſen, was meine Seele fühlte, was mein Herz empfand, da ich dich ſah. Ich ehrte den Herrſcher in dir, und dieſe Ehrerbiethung gab ich dir zu erkennen. Aber dem Geliebten, o mein Theurer, dem Geliebten vermochte ich nicht mich zu enthüllen. Wiſſe, da ich dich ſah liebte ich dich ſchon. Da ich in dein Haus trat ſagte mein Herz, daß mir die Fürſtinn nichts wäre, um deine Hausfrau zu ſeyn. Ich fühlte, daß ich den Tauſch ſogar würde machen können."

„Du begleiteteſt mich im Schlafen und Wachen. Wie ängſtlich that ich dir die Frage, ob du beweibt wäreſt und wie ängſtlich quälte ich mich oft damit daß du wohl jetzt es ſeyn könnteſt. Was ſtellte ich mir da für Seligkeiten deiner Hausfrau vor, die mich zu Boden drückten."

„Libuſſa," ſprach Przemiſl voll des edelſten Gegengefühls, „glaubt nicht, daß ihr weniger Eindruck auf mich gemacht hattet, oder

ich nicht eingesehen, welch eine Glückseligkeit es seyn müßte eine Jungfrau gleich euch, die Fürstinn hinweg genommen als Hausfrau in seinen vier Pfählen und sein eigen zu wissen. Ich schätze mich für den glücklichsten Menschen, nicht meines Fürstenthums wegen; denn das wird mir der Sorge noch viel, und der Bekümmerniſſe mehr machen: nicht eures Reichthums wegen; denn Reichthum halte ich nur in sofern für Glück, als man andere damit glücklich zu machen im Stande ist, sondern eurer Person wegen, eurer Liebe wegen, der Zärtlichkeit wegen, mit welcher ihr mich als Gemahl, nicht als Fürsten, behandelt."

Libussa wünschte unter andern vertraulichen Gesprächen auch von Przemisl zu wissen, ob er, da sie bey ihm gewesen, schon Ahndungen gehabt, daß sie für ihn bestimmt sey, oder ob wohl gar die Götter diese sonderbare Gnade ihm gethan, daß sie ihn von allem unterrichtet.

Der neue Fürst hat dieß aber standhaft geläugnet; und sollte es auch wahr gewesen seyn, so muß ihn ein strenger Befehl der Götter zurück gehalten haben, jemanden etwas hiervon zu enthüllen.

Den andern Morgen früh, nachdem Libussa und Przemisl ihr Gebeth zu den Göttern verrichtet, gingen sie Arm in Arm aus dem Schlosse, und auf die Anhöhe des Wischarad, von wo sie die ganze Moldau der Gegend, die Ber-

ge gegenüber und die Ebenen sehen konnten, die so fruchtbar vor ihnen lagen.

„O wie schön," sagte Fürst Przemisl, „o wie schön, ihr Götter, ist das Land, welches ihr mir gegeben habt. Siehe, meine theure Libussa, wie der Thau die fruchtbare Erde befeuchtet, wie perlend seine Tropfen der aufgeschossenen Saat ankleben, und ihr Gedeyen verkünden, wie tausendfärbig die Sonne in diesen Strahlen sich spiegelt, und neue Sonnen mahlt. Noch nicht ganz hat sie den röthlichen Schein verloren, der ihr Aufgehen bekleidete, aber schon wandelt sie sich in Feuerfläche, und bald wirds dem Auge unmöglich hin zu blicken."

„Nicht lange Zeit, meine theure Libussa, wird vergehen, so wirst du an diesen Ufern ein Gesicht sehen, welches du in Erfüllung bringen wirst. Ich aber will meine Zemänner lehren, wie sie diesen fruchtbaren Boden besser benutzen sollen, als sie bisher gethan. Ich will sie lehren, wie sie den wachsenden Sträuchen Einhalt thun, dem Unkraute sich entgegen stellen, und gute Früchte hervor bringen sollen, wo jetzt Dornen und Disteln wachsen."

„Mein von den Göttern bestimmter Theil ist, über der Erde zu hausen, indessen deine Kenntnisse die Erde durchwühlen, und aus dem Schooße der Natur die Schätze derselben sammlen sollen."

Libussa hing an seinen Armen, und horcht

auf den kleinſten Laut ſeiner Rede. Groß und hehr fühlte ſie, was dem Weibe der Mann ſey, der mit ganzer Seele an ihr hängt, und daß er ewig ſo an ihr hangen möchte, war das eifrige Gebeth, welches ſie zum Himmel ſandte.

Wie ſie ſo im Anſchauen alles deſſen ſtand, was er ihr ſagte, kamen zwölf ihrer Jungfrauen in weißen Kleidern, mit Blumenkränzen geſchmückt, und in ihren Händen Ketten von Blumen, und tanzten aus dem Schloſſe ihr entgegen, und machten einen Kreis um ſie und Przemisl her, und umflochten ſie mit den Blumenketten, und ſangen:

Schönſte der Jungfrauen wareſt du geſtern,
heute die ſchönſte der Weiber auf Erden,
wie dieſe Blumen blühe dein Leben,
wie dieſe Ketten gewunden dein Loos!

Wer vermag deinen Preis zu beſingen,
wer das Bild deiner Tugend zu mahlen,
wer deines Gatten Verdienſte zu preiſen,
die geſchenkt von den Göttern allein.

Herrſcherinn Böheims, und Herrſcher des Landes
Lebt ewig glücklich in goldener Eintracht,
nie ſchwinge Zwietracht die Fackel, dem Neid
werden nie eure Herzen zu Theil!

Götter des Himmels und Götter der Erden!
ſegnet ein Band, das ſo ſchön ihr gewebt,
laßt Libuſſen die Mutter von Söhnen
werden, dem biedern Vater ſo gleich.

Dieſer edle Geſang rührte beyde. Libuſſa umarmte jede dieſer Jungfrauen eine nach der andern. Wlaſta war unter ihnen. Dieſe umarmte ſie zuletzt. „Du meine treue Freundinn und Gefährtinn," ſprach ſie, „du müſſeſt bald auch die Wonne fühlen, die ich an der Hand eines Gatten empfinde.

„Nein," ſagte Wlaſta und ſchwur einen theuren Schwur, „nein, nie will ich eines Mannes werden, da Domaslaw mich verachtet. Libuſſens erſte Dienerinn war wohl eines Wladiken werth; ſo ſie deſſen aber nicht werth war, und er ſie verachtet, ſoll ſie auch nicht eines andern werth ſeyn. Ich werde Jungfrau bleiben mein Leben lang."

Przemisl ſah Wlaſta bedeutend an, und als die Jungfrauen hernach wieder ihres Weges zogen, ſprach er zu Libuſſa: „Traun, meine Beſte, iſt in dieſem Mägdlein ein großer Geiſt, und ein großer Sinn; auch ſollte ſie wohl ſich trefflich zu einer Herrinn geſchickt haben, im Fall ſie Domaslaw nicht ſo ſpröde behandelt hätte. Aber, ob dieſem ihrem Entſchluß Jungfrau zu bleiben, kann ich mich nicht vieler Freude rühmen; denn eine alte Jungfrau habe ich immer gefunden, ein Meſſer für die Einigkeit, die daran ſanfte Bande zerſchneidet, und Freunde trennt."

Libuſſa hatte aber Wlaſta lieb, und erwiederte hierauf nichts. Als ſie aber allein in ih-

rem Zimmer mit dieſer Dienerinn war, bedeutete ſie ihr, daß ſie ſich ſchonen ſollte, ſolcher Reden in Gegenwart ihres Herrn und Gemahls; ſie bezeugte ihr hernachmahls ihre Fröhlichkeit, daß ihr Geliebter nun der ihrige ſey, und erzählte, wie ſie vorhin ſchon mit ihm vertraut geweſen, und ſich deß nicht dürfen merken laſſen.

Wlaſta aber, die dergleichen Heimlichkeiten ihrer Frau zu wiſſen ſich wohl berechtigt glaubte, empfand in ihrem Herzen ſolche Zurückhaltung ſehr übel, dennoch verbarg ſie ſich, öffentlich ſich nichts davon merken zu laſſen, damit ihr nicht Libuſſens Gunſt entginge; denn Wlaſta war liſtig, und die erſte nach Libuſſen zu ſeyn, ihr zu werth, als daß ſie deßwegen nicht ein wenig nachgiebiger hätte ſeyn ſollen.

Doch konnte ſie nicht unterlaſſen, ihrer Frauen zu ſagen, ſie habe zwar nichts gegen ihre Wahl und gegen ihres Herzens Gefühle, doch habe ſie dadurch verloren, daß ſie ihre Herrſchaft weggegeben. Sie hätte ſelbſt, meinte ſie, die eiſerne Ruthe zu Hülfe nehmen, und die Widerſpänſtigen damit ſtäupen ſollen, anſtatt daß ſie dieſes Przemisln aufgetragen; ſo wäre ſie als Fürſtinn in alleinigen Ehren geblieben, und ſie ſolle ihr nur glauben, daß Weiberrath der beſte Rath wäre.

Libuſſa hörte dieß zwar an, ſtimmte aber Wlaſta nicht bey; denn ſie dachte anders, und verboth auch Wlaſta je deſſen in Gegenwart ihres Fürſten zu erwähnen. Auch behielt Wlaſta die ganze Liebe ihrer Fürſtinn, und bekam viel Gewalt, welches Przemisl nicht verhindern wollte, da er nicht Libuſſen einzuſchränken gedachte.

VII.

Der Grund zu der weltberühmten Stadt Prag wird von Libuſſen gelegt.

So groß und feſtlich die Feyer der Verehlichung des neuen Paars war, ſo einſam, ſtill und wirthſchaftlich ging es übrigens in Pſary zu.

Nicht als ob man ſich etwas hätte abgehen laſſen. Schon damahls war der Böheimer Sinn ſehr für eine gute Tafel, und für reichliche Speiſen geſtimmt. Auch vergnügte man ſich nach Maßgabe der Zeit, die man dazu hatte.

Allein Verſchwendung herrſchte doch noch nicht, und man war auch nicht zum Müßiggang da. Przemisl beſuchte alle ſeine Wladiken und Zemänner, ſprach freundlich bey ihnen ein, drückte ihnen brüderlich die Hand, wenn ſie es verdienten, ließ aber auch Ernſt des Fürſten blicken, wo es erforderlich war.

Die Abgeſandten hatten die Schönheit und

den Reichthum seiner Äcker gesehen, und zu seinen Äckern wallfahrtete man ordentlich, um an ihrem Anschauen sich theils zu ergetzen, theils sich da zu belehren.

Alle die Verbesserungen und Kunstgriffe nun, welche er auf seine Äcker angebracht hatte, die ihm dort so einträglich gewesen waren, lehrte er jetzt jedem, der sie zu wissen verlangte, und erwarb sich dadurch eben so viel Liebe unter seinem Volke, und selbst unter seinen Großen, als er vorher Achtung und Ehrfurcht gehabt hatte.

Libussa hingegen beschäftigte sich auch mit kleinen Reisen in das Land, und besonders in die benachbarten Waldungen, wo sie sehr fleißig nach dem Boden forschte, welcher Gold enthielte, und wenn sie Körnchen desselben entdeckte, spürte sie sogleich den Quellen nach, die sie auch oft aus den Ritzen der Felsen rieselnd fand, aus denen sie das Gold hinweg spülten, und das Land damit bereicherten. Sie ließ dann allen Sand, welcher längs dem Bette des Bachs war, ausheben, auswaschen, und das Gold zusammen schmelzen, welches sie Przemisln schenkte, um es wieder zum Besten des Landes zu benutzen.

So war bey ihnen ein ewiger Zirkel von Wohlthun und Verbesserung, und wenn ja einmahl eine unangenehme Zeitung von Streitigkeiten erschien, so nahm Przemisl seinen

Ernst zu Hülfe, und sie war bald beygelegt. Die Weisen gehorchten ihm gern, und die es nicht thaten, denen folgte seine Strenge auch auf dem Fuße nach.

Auf einer Seite wuchs der Ackerbau und die Viehzucht durch des Fürsten, auf der andern die Vermögenheit durch der Fürstinn Beyhülfe. Dadurch bekamen die Einwohner des Landes Muth. Auch sie vermehrten sich stark, und so wie ihre Ställe und Scheunen nicht hinreichten, Vieh und Früchte zu fassen, so reichten ihre Wohnungen nicht für die Menschen hin.

Libussa selbst mußte neue Höfe für ihre vermehrte Viehzucht bauen lassen.

Auf einer dieser kleinen Reisen Libussens, wo sie immer mit Kunde der Natur sich beschäftigte, entdeckte sie einen vortrefflichen Steinbruch. Da fiel es ihr ein, daß der Wohnungen ihrer Unterthanen zu wenig seyen, und daß die hölzernen Behausungen von geringer Dauer. Sie hielt also diesen Fund für vortrefflich, und in ihrem Sinn wälzten sich nun die Gedanken, ihre Unterthanen zu lehren, wie sie von Stein Wohnungen sich bauen sollten. Mit diesen Gedanken beständig schwanger, träumte ihr eines Tages, sie solle auf die Spitze des Libin gehen, und dort würde sie ein Gesicht haben, welches ihr anzeigen solle, wessen sie noch gewürdiget sey.

Libuſſa nahm dieſen Traum hoch auf. Sie erwachte mit der Morgendämmerung, bethete, und machte ſich dann mit einigem Gefolge auf, um an den Ort zu gehen, der ihr beſtimmt war. Hier ſetzte ſie ſich nieder, den Kopf in die Hand geſtützt, dachte allem dem nach, womit ſie ſeit ſo mancher Zeit beſchäftiget war, und erwartete, was das Schickſal ihr eröffnen würde. In ſtiller Ehrfurcht traten ihre Gefährten und Gefährtinnen zurück.

Die Sonne näherte ſich ihrem Aufgange. Die erſten Strahlen waren bereits hervor, und die Scheibe nahete ſich jetzt dem gänzlichen Erſcheinen.

Libuſſa ſprang auf einmahl auf, und wendete ihren Blick in die heitere ſchöne Gegend.

„O ihr Götter, welch ein herrlicher Anblick! Tretet um mich her meine Gefährten, und wenn ihr mit euren Augen dieſes Geſicht nicht ſehen könnt, ſo will ich es euch wenigſtens lehren. Ich ſehe eine große, mächtige Stadt an dieſes Fluſſes Seite, und ſelbſt über denſelben ſich verbreiten. Stolz ſtehen ihre Häuſer, die ich zu überzählen nicht vermag. Hoch reichen ihre Thürme bis in den Himmel. Ich ſehe das Gewühl von vielen Tauſenden darin, wie hinzu ſtrömen von allen Enden der Welt, Menſchen, die ihre Größe bewundern, und ihres Reichthums und

ihrer Freuden theilhaftig werden wollen. Ich sehe Palläste bis auf die Berge hinan, und sehe wallfahrende Menschen nach den Tempeln der Götter, die man da verehren wird. Ich sehe gekrönte Häupter in ihr auf Thronen sitzen, sie werden verehret, und prächtig feyert man ihre Feste."

„Ich sehe die Größten der Erde aus Przemisl's Stamm, wie sie diese Stadt zu ihrem Sitze erwählen, und wie sie wird die erste aller Städte, die da sind, wie zu ihr hin eilen Fürsten und Könige, und sich beugen vor den Herren der Erde aus Przemisls Geschlecht, denn die höchste Würde wird vielen von ihnen zu Theil werden."

Dieses Gesicht Libussens sah niemand, als sie allein, aber ihre Worte drangen tief ein, und alle wunderten sich ihres Vorzugs und der Beschreibung, die sie davon machte.

Noch stand sie eine Weile entzückt da, und sah noch vieles, was ihr Mund nicht auszusprechen wagte.

Indem gingen zwey Männer nach dem Gehölze zu, die eine Axt auf den Schultern hatten, und Libussa rief auf einmahl aus:

„Gehet eurer zwey diesen Männern nach, und so ihr sehet, daß sie eine Arbeit erheben, so fraget sie, was sie machen? bringet mir die Antwort."

Indem kam Przemisl auf dem Wege da-

her, und empfing von Libuſſen ein freundliches Geſicht, und einen freundlichen Willkommen. Die Männer aber gingen fort jenen zweyen nach, und folgten ihnen bis jene einen Baum fälleten, und zu zimmern anhuben. Da fragten ſie ſie, was ſie da macheten? Und die beyden erwiederten in Böhmiſcher Sprache: „Wir machen ein Prah.“ Prah aber heißet ſo viel als eine Schwelle.

Die Diener kehrten hierauf zurück, und brachten Libuſſen dieſe Antwort.

„Wohl“ ſagte Libuſſa, „man ſoll an dem Orte, da dieſes geſchehen iſt, den Grund zu jener Stadt legen, deren Macht und Größe ich euch beſchrieben habe.“

„Und du mein Herr und Fürſt,“ fuhr ſie fort, und wandte ſich gegen Przemisl, „du wirſt leiden und gebiethen, daß ſolches geſchehe, was denn Libuſſa ſehnlichſt wünſchet, damit ihre gethanene Prophezeyung in Erfüllung gehe.“

„O meine theure Ehehälfte,“ erwiederte Przemisl, „wie könnte und ſollte ich das verhindern, was dein Begehren iſt, noch vielmehr, wie könnte und ſollte ich das verhindern, was nach dem Rathe der Götter beſchloſſen iſt, durch dich vollbracht zu werden. So du den Grund nicht zu dieſer Stadt legeſt, ſo würde er nimmermehr gelegt werden. Eine Wüſte würde es bleiben, wenn ich dir

verbiethen sollte, deinen Zweck auszuführen. Tausende, die durch diese Stadt leben werden, würden nicht leben, und unzählig guter Handlungen, die da geschehen werden, würden unterbleiben. Freylich würde auch manche schlechte Handlung ins Meer der Vergessenheit zurück fallen, mancher Böſewicht würde nicht geboren werden; allein das Gute überwiegt das Böſe tausendfach, und die Menschheit gewinnt immer noch."

„Thue daher, meine Libussa, was dir gefällt, und die Götter, und der unbekannte Gott, der einſt hier wird erkannt und angebethet werden, werden all deine Vorfahren segnen und werden zum Gedeihen dir gereichen lassen alles, was du unternimmſt."

„Dank, mein Bester," erwiederte Libussa, „dein Wille gehörte dazu, um alles zu erfüllen. Viele aus deinem Geschlecht werden hier hausen, und werden groß und geehrt seyn. Der Sohn, welchen ich unter meinem Herzen trage, wird nach dem Vater sein Regiment fortsetzen, und aus ihm werden die ersten Herrscher der Welt entspringen."

„Und so ich vergleichen möchte den Stamm aus diesem Fürsten Przemisl mit einem Baumgarten, so ich mir das Bild denke, der Stämme und Stämmchen, so durch fünf hundert vier und achtzig Jahr entspringen, und ihre Sip-

fel erheben werden, so sind darunter zwey Öhlbäume, die bis in den Himmel reichen."

„Diese werden es seyn, die das heilige Licht der Wahrheit verbreiten, diese es seyn, die als Lichter dieser Wahrheit selbst glänzen, und auf alles um sich her Glanz verbreiten werden. Auch wenn tausende von Jahren vergangen seyn werden, wird man diese noch ehren und erheben in der ganzen Welt, und ihre Nahmen werden lieblich klingen, und Trost geben manchem Bedrückten, und mancher Sterbende wird sie anrufen, und ihrer gedenken in seinen größten Nöthen."

Libussa schwieg hierauf, und alles um sie her sah einen Schein, der ihr Gesicht zu umstrahlen schien, und sie selbst war weit heiterer in ihrem Gemüthe, und froher eilte sie zurück in die Burg, entwarf den ganzen Plan zu Erbauung einer Stadt, die hernach unter dem Nahmen Prag, der Hauptstadt Böheims eine der ersten geworden unter ihren Schwestern, die in dem heiligen Wenzel und Adalbert, die beyden Öhlbäume erzog, die bis in den Himmel reichten, die viele Kaiser in ihren Mauern hatte, und die fünf hundert vier und achtzig Jahre, wie die Prophezeyung Libussens lautete, vom Geschlechte Przemisls regiert wurde.

Viel und weitläuftig unterhielt sich Libussa oft mit Przemisl über diese Stadt, und de-

ren Zukunft. Es war ihm wohl, wenn sie ihm viel Gutes von seinen Nachkommen erzählte, wenn sie ihn aber dann auf einen Gegenstand brachte, der nicht mit ihm übereinstimmte, und dessen Regierung schlecht war, da trauerte er.

Indem einmahl beyde zusammen saßen, und über die Geschichte der Stadt Prag sich unterhielten, trat zu ihnen herein Kolon, ein Jüngling, der mit unter denen war, die auf Libussens Geheiß dem Golde nachgruben, und trug auf seinen Schultern einen Sack.

Er warf ihn auf die Erde und sagte: „Hier bringe ich meinem Fürsten und meiner Fürstinn etwas von dem, was mir durch ihre gütige Vorsorge die Götter bescherten."

„Und man öffnete den Sack, und fand des purlautern Goldes darin so viel, daß die Schwere desselben die Schwere des Herzogs übertraf.

Und der Herzog und die Fürstinn dankten ihm des Geschenks und Kolon sprach:

„So es euch nicht zuwider ist, meine edlen Fürsten, so wünsche ich, daß das Gold angewendet werden möge zu Vermehrung des Baues der neuen Stadt Prag."

Und Libussa freute sich, daß er das sagte, und daß er ihres Lieblinges eingedenk war. Denn es ging ihr mit dieser neuen Stadt, wie den Kindern mit den Puppen, und was

ſie zur Verſchönerung derſelben beytragen konnte, das that ſie nur gar zu gern.

Sie verſprach Kolon dieſes, und als er weg war, ſagte Przemisl zu Libuſſen:

„Sind wir nicht glücklich, liebes Weib, daß wir Unterthanen haben, die uns ſo lieben, und gern zu unſerer Freude beytragen, und mit uns ſich freuen wollen."

In derſelben Nacht aber bekam Przemisl noch ein anderes wichtigeres Geſchenk; denn Libuſſa gebar ihm einen Sohn, den er Nezamisl nannte.

Nezamisl wurde alſo zur nähmlichen Zeit geboren, da Prag erbauet wurde. Es gibt zwar Schriftſteller, die die Erbauung Prags viel weiter vorwärts ſetzen; allein unſere Beweisgründe ſind wenigſtens ſo wichtig, als die ihrigen, und es iſt auch im Grunde einerley, zu welcher Zeit Libuſſa lebte, und Prag erbauet wurde, wenn nur beyde Epochen zuſammen treffen

Die Freude des Volks war unausſprechlich groß, wie es dieſe Nachricht hörte. Es wurden wieder viele Feſte angeſtellt, und der junge Erbherzog ward jedem gezeigt, der ihn zu ſehen verlangte.

Der Zulauf war ſehr groß, und man wollte behaupten, daß zwey Drittheile von ganz Böheim da geweſen wären, welche das junge Herrlein ſehen wollten, das die Göt-

ter ihnen zum Nachfolger im Reiche verliehen.

VIII.

Der beyden Schweſtern ferneres Vornehmen.

Kaſcha und Tetka hatten Libuſſen wieder verlaſſen, ſeidem ſie glücklich war. Im Unglücke und den traurigen Tagen ihr beyzuſtehen, war ihre Pflicht. Ihren Ehrentagen mit beyzuwohnen, und an der Freude Theil zu nehmen, die ſie ſelbſt hatte, war auch eine Schuldigkeit, von welcher nichts ſie losſprechen konnte, und die ſie mit fröhlichen Herzen erfüllten. Nun aber riefen ſie ihre eignen Geſchäfte wieder zurück, und ſie wollten ſo vielen Unglücklichen, die ihres Raths ſich erholten, nicht die Wege erſchweren, ſich ihnen zu nähern. So viele hatten von ihren Schlöſſern wieder nach Pſary gehen müſſen, weil ſie ſie dort nicht angetroffen und wenn ſchon Tetka ſowohl als Kaſcha ſehr geneigt waren, dieſen Aufſchub alle Mahl durch irgend eine Wohlthat zu vergüten, ſo ſtand es doch zuweilen nicht in ihren Kräften, dieſes zu thun; denn mancher Kranke beſonders hohlte auf dem Wege von Kaſchin bis Pſary ſich Verſchlimmerung ſeiner Kranheit ſtatt Geneſung.

Beyde kehrten alſo zurück; Kaſcha wurde ſowohl von den Ihrigen, als von einer Menge

Kranker, die ihrer warteten, empfangen. Ihr Ruhm hatte sich so weit ausgebreitet, daß keines Arztes unserer heutigen Zeiten Ruhm ihm wohl gleichen möchte, und ihre hauptsächliche Kunst bestand darin, durch einfache Mittel aus dem Pflanzenreiche schnelle Wirkung hervor zu bringen.

So hatte sie einen Saft von Kräutern den sie nur äußerlich an die leidenden Theile des Körpers strich, und nach wenigen Stunden erfolgte ein heilsamer Schweiß, der die Leidenden von ihren Übeln befreyte. Wer wollte es ihr verdenken, daß sie sich hierbey zuweilen kleiner Scharlatanerien bediente, die in unsern Tagen so häufig sind, und welche die größten Ärzte auch wohl noch anzuwenden pflegen, die sie in so viel tausend Gestalten verbergen, und aus einer Gestalt in die andre verwandeln, um sich immer mehr hinter die Larve des Vielwissens zu verstecken, da sie oft weniger wissen, als eine solche Pylweise in Böheim wußte, die wenigstens keinen Mißbrauch mit ihren Kenntnissen trieb, und nur sie zum Besten der Menschen anwendete.

Ihre Zaubertränke dienten nie andern zu schaden, sondern immer bloß dazu, Gutes zu stiften, und den Schaden, den böse Zubereyen wirklich oder in der Einbildung angerichtet, wieder gut zu machen.

Kaſcha hatte einen rothen Faden. Wer dieſen rothen Faden um den Hals trug, ob er ſchon vorher mit Halskrankheiten befallen geweſen, und geneigt dazu war, ſo verlor er doch ſogar die Geneigtheit dazu, wenn er ihn beſtändig trug; nur alle vier Wochen mußte Kaſcha dieſen Faden aufs neue beſprechen.

Daß die Menſchen an dieſes Beſprechen mehr Glauben hatten, als wenn Kaſcha den Faden in ihrer Gegenwart durch einen Saft gezogen und getrocknet hätte, iſt gewiß, und dieſes Vorurtheils ſich zu Nutze zu machen, nichts unrechtes.

Allein, daß ihre Kenntniſſe auch wirklich viel weiter gingen, als wir es glauben und als es bey unſern ungläubigen Zeiten zu glauben iſt, läßt ſich aus vielem ſchließen, was das Dunkel dieſer Zeiten nur nicht helle genug vor unſere Augen legt.

Denn Kaſcha wußte in der Entfernung zu beſtimmen, was ganze Gegenden für Krankheiten unterworfen waren; ſie richtete ihre Arzeneymittel darauf ein, und in ganzen Vorräthen waren die Mittel, die ſie verfertigte, in denen Gegenden, wo ſie bedurft wurden.

Für alle dieſe Bemühungen um die Menſchheit, verlangte Kaſcha nie einen Lohn. Für Gold und Silber war weder ihre Kunſt noch ihre Arzeneyen feil, Geſchenke aber, die man

ihr brachte, nahm sie an, nicht um sich damit zu bereichern, sondern um sie wieder andern Armen und Bedürftigen auszutheilen, welche außer dem Verlangen gesund zu werden, wenn sie auch nicht mehr forderten, doch mehr erwarteten, da Kaschas Menschenliebe allgemein bekannt war.

Eine Eigenschaft, welche viele Große unserer Zeiten, wenn sie nur darauf raffiniren wollten, sie in Ausübung zu bringen, auf mancherley Art in Wirklichkeit versetzen, und ein größeres Gleichgewicht unter Bedürfniß und Besitzung bey ihren Unterthanen, und gleichsam neues Leben und neue Welt unter ihnen erschaffen könnten.

Kascha heilte aber nicht allein die Kranken, welche zu ihr kamen, sondern sie hielt es auch für Pflicht denen sich zu nähern, die nicht zu ihr kommen konnten. Sie durchstreifte die entferntesten Gegenden, um zu untersuchen, wer ihrer Hülfe bedurfte, und sie ging so weit in ihrer Vorsorge für Böheims Bewohner, daß sie diätetische Regeln entwarf, die die ältesten im Volke auswendig lernen, und ihre Kinder sie lehren mußten, um sie für künftigen Unfällen dadurch zu sichern.

Ihr Gemahl Biwog war, so stark und tapfer er war, ein sanfter Mann, wo es aufs Wohl der Menschheit ankam, und seine Freude war groß und anschaulich, so oft er wahre

nahm, seine gute Kascha habe einmahl wieder etwas recht Nützliches zuwege gebracht, habe einmahl wieder arme Kranke gesund gemacht, Bedürftige unterstützt, Segen über ganze Familien verbreitet.

Sie hatte ihm schon Söhne und Töchter geschenkt, und bey allen Arbeiten, welche Biwog hatte bey der persönlichen Aufsicht über sein ganzes Hauswesen, unterließ er doch nicht sich viele Stunden des Tages mit seinen Kindern zu beschäftigen, und sie zu lehren, und Kenntnisse für die Itzzeit und für die Zukunft ihnen zu sammeln.

Kurz, wenn schon in Pracht und Verschwendug nicht unsern jetzigen Fürsten gleich, war dieses doch ein Fürstenpaar, welches allgemeine Bewunderung verdiente, ein Fürstenpaar, welches viele beschämen könnte. Kascha scheuete sich nicht die niedrigste Hütte in Böheim zu besuchen, um den Kleinsten aller Menschen beyzustehen, und Biwog machte ihr nicht eine scheele Miene, wenn sie seines Goldes etwas nahm, und es verschenkte.

Tetkas Schloß war noch mehr bey ihrer Zurückkunft belagert, als Kaschas; denn wenige waren von dannen nach Psary gezogen, sondern, da sie gesund waren und nur Unterricht verlangten, so hatten sie sich dort aufgehalten, hatten die Göttinn Klimba verehrt,

und sich von den Dienerinnen Tetkas erzählen lassen, was ihre Frau alles thäte, um sich Göttern und Menschen gefällig zu machen.

Diese Leute hatten zum Theil auch nur auf einige Tage Proviant mit sich genommen; allein Tetka hatte den ausdrücklichen Befehl zurück gelassen, alle zu speisen und zu erquicken, während sie abwesend wäre, die auf sie warten.

Rudina hieß eine der Dienerinnen Tetkas, für welche diese selbst Ehrfurcht hatte, weil sie alles so schnell begriff und immerwährend aufmerksam auf ihre Worte und thätig in allem war, was sie ihr auftrug.

Um diese hatten sich denn in den Stunden des Tages, in welchen Rudinens Geschäfte nicht litten, versammlet alle, die zugegen waren. Alle hatten sich mit ihr auf die Anhöhe begeben, wo der Göttinn Klimba Bildniß stand; hier hatte man sich gelagert, und Rudina sich mitten unter sie gesetzt, und geredet, auch unter andern einmahl folgendes:

„Tetka ist eine Fürstinn, ihr Lieben, und ist nicht stolz. Wenn sie hier wäre, sie würde jedem von euch ihre Hand reichen, keine ihres Geschlechts zu klein achten, einen Friedenskuß auf ihre Lippen zu drücken, und keinem, dem ärmsten nicht versagen, mit ihm eine Wallfahrt an den Wohnsitz der Göttinn Klimba zu thun, um dort ihn zu lehren, wie er diese unbe-

kannte Edle verehren soll. Tetka nennt ihre Dienerinnen Schwestern, sie behandelt uns als Schwestern. So wie ihr alle hier um mich hersitzet, so sitzen wir um sie her, sie in unserer Mitte, und redet mit uns, als wenn wir ihres gleichen wären."

„Letzthin war einmahl aus einer der entferntesten Gegenden Böheims eine Pylweise hierher gekommen. Sie ging dort unten im Thale, stand auf dem Platze still, den ihr da unten sehet, und von welchem man dieses Götterbild hier oben erblicken kann. Sie warf sich nieder, und bethete die unbekannte Gottheit an."

„Eben war ich mit Tetka an diesem Orte. Wir sahen hinab, sahen die Bethende, und Tetka sprach zu mir: „Laß uns hinab gehen, Rudina, vielleicht ist dieses eine arme Bedrängte, die zu der Göttinn um Hülfe flehet, die mehr bedarf, als ihr Gebeth bloß ihr verschaffen kann! Daß Klimba ihr wird helfen können, wissen wir, aber ob wir nicht eben dazu ersehen sind, diese Hülfe in Ausübung zu bringen, das ist eine Frage, die wir durch Handeln besser beantworten können, als durch Untersuchen."

„Sie ergriff mich darauf bey der Hand, und ging mit mir den Berg herab. Wir kamen ins Thal, kamen zu der Betrübten, die immer noch auf ihren Knien lag, und be-

thete. Wir nahten uns, und fragten, welch ein Kummer sie drücke?"

„Da sah sie auf einmahl mit hochgeschwollenen Augen auf, und als sie Tetka erblickte, liefen die heißen Zähren ihre Wangen herab, und sie sagte: „Nun bin ich gewiß glücklich, denn dieses Bild sah ich im Traume."

„Wir nahmen sie nun mit nach Hause, und sie erzählte uns, sie sey eine Pylweise, die ihre ganze Lebenszeit in einem einsamen Walde zugebracht habe, wo sie beständig studieret, und die Natur erforscht, da ihre Mutter, die auch eine Pylweise, ihr diese Kenntnisse gelehret. Sie wisse sich keines Verbrechens schuldig, warum sich diese Kenntnisse auf einmahl verloren; aber so unglücklich sey sie gewesen. Denn eines Tages, als sie mit Suchung einiger Kräuter beschäftigt gewesen, sey es ihr vorgekommen, als wenn sie auf den Kopf geschlagen worden. Von diesem Augenblick an habe sie kaum mehr denken, geschweige denn alles das verrichten zu können, was zu ihrem Beruf gehörte, die Kraft gehabt. Allen Menschen, die zu ihr gekommen, habe sie verkehrt geantwortet."

„Hierüber wäre sie in Leid und Traurigkeit gefallen, welches viele Monathe gedauert, bis endlich ein Mahl des Nachts ein schöner Jüngling ihr im Traum vorgekommen. Dieser habe eine schöne Dirne an der Hand ge-

führt, die so wie Tetka ausgesehen, und auch ein so kleines silbernes Bild am Halse getragen, wie Tetka."

„Elihu," sprach hierauf Tetka, „und in eben dem Augenblick erschien uns dreyen ein schöner Jüngling, der aber gleich wieder verschwand."

„O das war er," sagte die arme kranke Pylweise."

„Sie erzählte nun weiter, daß sie sich auf den Weg gemacht habe, um diese schöne Dirne aufzusuchen, daß sie halb Böheim schon durchwandert, ohne sie zu finden, daß endlich sie hierher gekommen, und das Bild im Großen gesehen, was sie dort im Kleinen am Halse der schönen Dirne erblickt. Sie habe sich darauf nieder geworfen und es angebethet."

Tetka umarmte sie. „Diejenige," sprach sie, „welche würdig erfunden worden, daß Elihu ihr erschienen, ist auch würdig, meine Freundinn zu seyn."

Sie reisete mit der Pylweise zu ihrer Schwester Kascha, und diese fand Mittel, die Gesundheit derselben gänzlich wieder herzustellen, worauf sie sich in ihre Heimath begab, und nun mit erneueten Kräften den Bedrängten Hülfe ertheilt.

Mit solchen Erzählungen verkürzte Nudina den Gästen ihrer Tetka die Zeit, bis

diese wieder zurück kehrte, und selbst dieses Amt übernahm.

Immer hatte Tetka den vielen Tausenden, die zu ihr gekommen waren, gesagt, sie wolle einst eine öffentliche Oration über die verschiedenen Denkungsarten in Ansehung der Götterverehrung in Böheim halten, worin sie zeigen wolle, wie man so manches in Ansehung dieser Verehrung übel einsehe, und verbessern könnte.

Sie hatte die Zeit, welche sie jetzt bey ihrer Schwester im fürstlichen Pallaste zugebracht, nicht in Saus und Braus verschwendet. Sie hatte nicht jedem Bankette mit beygewohnt, welches gegeben wurde, sie hatte besser ihre Zeit verbracht. Sie hatte nachgedacht, wie sie diese Wünsche des Ganzen und ihr gethanenes Versprechen befriedigen wollte, und sie wäre gewiß mit der ganzen Oration, welche sie zu halten sich vorgenommen, fertig geworden, wenn nicht eine ganz eigne Sache sie darin aufgehalten und gestöret hätte.

Wir sagen eine eigne Sache, und sie wird dem Leser vielleicht beym ersten Anblick nicht so erscheinen; allein wenn er alles bedenkt, was wir dabey gedacht haben, gibt er uns sicher Recht. Wir wollen ihn auch nicht länger der Neugierde überlassen, sondern ihm sagen, Tetkas Herz war von Liebe entzündet.

Slawosch, ein Sohn Wadhoi eines reichen und angesehenen Wladiken, der immer sehr auf Libussa's Seite gewesen, und bey der Streitigkeit mit Domaslaw auch mit Biwog gezogen war, war mit bey allen Festen, die wegen der Vermählung Libussens gegeben wurden. Er zeichnete sich durch eine vortreffliche Gestalt aus. Groß, wohl gebaut, majestätischen Ansehens, ging er nirgends hin, man sah ihm lange nach, man nannte ihn den schönen Slawosch, man nannte ihn die Krone der jungen Männer Böheims. Sein offnes Gesicht verrieth sein Herz, seine Blicke strahlten jedem ohne Verlegenheit entgegen, seine Mienen waren nie Verräther eines unedlen Gedankens. Lockig schwamm sein braunes Haar seine Schultern herab, seine Stirn war frey gewölbt, die Rede seines Mundes war sanft, und lieblich die Stimme seiner Kehle. Er hatte sein fünf und zwanzigstes Jahr zurück gelegt, und schon hatte der Ernst des Mannes Platz genommen, ohne die Grazie des Jünglings zu verdrängen. Er hatte in diesem Alter Handlungen begangen, die einem Helden Ehre gemacht haben würden. Er hatte Fehden geschlichtet, bey denen Blut fließen sollte. Er hatte sein Leben zur Vertheidigung der Unschuld gewagt. Er hatte Räubern zwey Mahl

die Beute abgejagt, die ſie den armen Bewohnern der Grenzen geraubt.

Alles dieſes hatte ſeiner Schönheit den Ruhm zugeſetzt, und um ſo willkommener war er, wohin er auch nur kam.

Tetka hatte dem ſchönen Manne ein Mahl ſtark in die Augen geſehen, und es war ihm nicht entgangen. Ihre Jahre waren ſich gleich, ihre Denkungsarten waren ſich gleich, wie konnte es fehlen, ihre Blicke und ihre Gedanken mußten ſich treffen, ihre Seelen mußten ſich verſtehen. Allein daß Tetka, dieſe Herzenskennerinn nicht gleich wußte, wo es ihr fehlte, das war zu bewundern, und zeigte aufs neue, daß der Menſch, der andere ſo leicht oft zu beurtheilen im Stande iſt, ſich ſelbſt nicht beurtheilen kann.

Dem Anſchauen beyder folgten bald Geſpräche, und dieſe vollendeten, was jenes nicht hatte zuwege bringen können. Slawoſch lobte mit einnehmender Stimme Tetkas Vorzüge. Er ſprach von allem dem, was das Gerücht von ihr ſagte, und ſprach von allem dem mit einer Wärme, die das erkünſtelte Lob nicht haben kann.

Tetka ermangelte nicht dieß aus dem Innerſten ihres Herzens zu erwiedern, auch ſie hatte von Slawoſch ſo viel gehört, daß Stunden nicht hinreichten, ihn davon zu

unterhalten. Ihre Gespräche nahmen schon Tage ein.

Nicht als ob eins dem andern übertriebene Lobreden gehalten hätte, nicht als ob man bloß Complimente gewechselt: nein man ließ sich über das aus, was man bey den Handlungen gefühlt, gedacht, und erreichen wollen, man erzählte sich die Lagen der Menschen, die einen zum Mitleiden gerührt, und bey dieser Gelegenheit sahe auch Teika, daß Slawosch ein frommer Mann war, welches den Gefühlen, die bereits für ihn in ihr waren, die Krone aufsetzte.

Kurz Teika fand in ihrem Sinn Slawosch den Sohn Wodboi, als den Ersten unter den Männern, und Slawosch setzte die Fürstentochter ganz bey Seite, und fand dennoch, Teika sey der Preis der Weiber.

Sie sprachen von dieser Zeit an fast beständig mit einander, und Teikas Oration würde ganz auf die Seite gelegt worden seyn, wenn sie nicht zuweilen mit ihm selbst sich deßwegen unterhalten hätte, wenn sie nicht geglaubt hätte, von seinem reifen Verstande noch Beyträge erhalten zu können, die für ihre Zuhörer von Nutzen seyn würden.

Wirklich waren Slawosch Einsichten tief, und seine Beurtheilungskraft so schnell und leichtfassend, daß er nicht leicht einem Bö-

heimer hierin etwas nach gegeben haben würde.

Nach und nach kamen vertrautere Gespräche. Man kam auf häusliche Lage zu sprechen. Tetka schilderte die ihrige reizend und Slawosch seufzte.

„Ach große Götter!" rief er endlich aus „wie glücklich wäre derjenige, welcher dein Gatte werden könnte. Tetka besitzen, müßte die größte Glückseligkeit auf Erden seyn!"

Alle an Libussens Hofe hatten das Verständniß zwischen beyden sehr gut gemerkt, und Libussa selbst hatte nur erwartet etwas zu hören, um sodann gleich selbst zuzureden; denn einen bessern Mann für Tetka hätte sie in ihrem Herzogthum nicht finden können und glaubte ihn auch in allen andern Ländern nicht vorräthig.

Aber erst diese Ausrufung Slawoschs öffnete ihr die Augen. Sie schlug diese sittsam nieder. Ich diene der Göttinn Klimba, sagte sie, und versuchte das Gespräch auf eine andre Art in Gang zu bringen. Allein es war vergebens. Beyde waren jetzt verstummt, und man trennte sich bald.

Slawosch war nicht so traurig, wie man es beym Verlust einer Geliebten zu seyn pflegt. Er hatte sie zwar geliebt; allein er hatte doch keine Ansprüche darauf machen können, eine Fürstentochter zu heirathen. Wenn du könn-

lest — wenn du nur könntest, war alles, was er hervor zu bringen vermochte, und dann legte sich seine heftige Wallung in demüthigen Staub vor ihrer Größe an Seele und Rang.

Aber Tetka litt desto mehr. Sie fragte sich wohl zwanzig Mahl wie sie allein war, was denn das sey, was in ihr brenne. Liebst du ihn denn? sagte sie. Ist denn das Liebe, was du fühlst? Wenn Liebe eine süße Leidenschaft ist, wie kann man denn da den Schmerz fühlen, den ich fühle? — Nein, fuhr sie fort, ich sehe schon, ich muß diesen Ort meiden, ich muß auch seinen Anblick meiden, der mich sonst schwach werden lassen könnte. Hab ich mich nicht Klimba angelobt?

Sie beschloß daher so schnell als möglich, Libin zu verlassen, und auf ihr Schloß zu wandern. Sie trennte sich von Slawosch so hart als gerührt. Freylich versprach sie ihm ihre Achtung, und er ihr die ihrige, allein sie wußte, daß sie verliebt war, er noch nicht.

Davon hernach mehr. Alles wunderte sich auf einer Seite, daß sie diesen Schritt that, und alles freute sich auf der andern, da sie sich wieder blicken ließ.

Sie kam an und die Liebespein minderte sich etwas, da sie so viel Gutes thun zu

können vor sich sah. Sie beschäftigte sich mit einiger Begeisterung an der Fortarbeitung ihrer Oration, die wir im folgenden Kapitel behandeln wollen.

IX.

Tetkas Oration, nebst den in dieses Fach gehörigen Dingen.

Tetkas Eifer war durch den Anblick der Menge des anwesenden Volks sehr rege geworden, und all die zerstreuenden Gedanken hatten sie wieder verlassen, welche sie auf dem Pfarp gesammelt, und ihnen Gehör gegeben. Wenn sie sich jetzt in jenen Unterredungen mit Slawosch betrachtete, und deren ganzen Umfange übersahe, so bemerkte sie nichts Unrechtes darin; allein sie wünschte doch nicht so geredet zu haben, um sich die Leidenschaft erspart zu haben, die sie jetzt hatte, sie unterdrücken mußte, und doch es schwer fand, sie zu unterdrücken.

„Welch ein schwankend Ding," sprach sie in einsamen Stunden zu sich selbst, „ist doch das menschliche Herz? Wie vermag man immer sich etwas zu thun oder zu unterlassen vornehmen, da der innere Mensch so wenig Gewalt über den äußern hat, da wenn die Götter uns nicht stärken, wir zu jeder Zeit den Schwachheiten unterliegen würden, die

der Körper von uns fordert. Habe ich nicht von diesem Slawosch alles mit herzlicher Freude angehört, was er zu meinem Lobe vorgebracht? und ist es nicht entsetzlich, daß ich zu der Zeit nicht einsah, ich hätte es nicht anhören müssen, weil es nach Eitelkeit schmeckt? Soll ich eitel seyn? Soll ich gern hören, wenn man meine Gestalt, meinen Verstand, meine Reize heraus streicht? Ist das der Wille meiner Göttinn Klimba?

Sie weinte wie ein Kind über das, was sie gethan, und bath, ihre Göttinn um Verzeihung; dennoch aber wollte die Gestalt Slawoschs nicht vor ihrem Geiste weichen. Immer sah sie ihn, immer stand er in dem liebenswürdigen Reize vor ihr, und immer hörte sie seine süß tönende Stimme, und fühlte seinen biedern Händedruck.

Sie machte sich mit Ernst und Eifer an die Oration, und da der Trieb jetzt in ihr heftig war, Gutes zu thun, theils weil sie glaubte, der Leidenschaft dadurch quitt zu werden, theils weil sie das bisherige Unrecht damit gut machen wollte, so ging die Arbeit schnell von Statten.

Die Personen; welche bey Nadinen während ihrer Abwesenheit geblieben waren, waren größten Theils weit Entfernte, die aber nicht ihren Rückweg antreten wollten, ohne sie wenigstens gesehen zu haben. Jetzt behielt sie

nun der Oration willen diese da, und ließ ferner allenthalben bekannt machen, wenn sie sie zu halten gesonnen.

Da strömte nun das Volk haufenweise zusammen. Kascha und Biwog waren nicht die letzten, welche erschienen, und als die Nachrichten bis zu Przemisl kamen, wollte er Theil daran nehmen, und er und Libussa reiseten in der Nacht vor dem Tage, an welchen sie gehalten werden sollte, ab, und kamen früh nach dem Schlosse Tetin.

Diese Gäste waren Teika wohl sehr willkommen, doch that sie ein Gebeth zur Göttinn Klimba, daß sie sie ja bewahren möchte für Stolz und Überhebung, darüber, daß das halbe Land kömc, ihr zu huldigen. — Sie zeigte sich auch äußerst demüthig. Die neunte Stunde des Tages erschien endlich, in welcher man gewöhnlich dergleichen Reden zu halten pflegte.

Teika setzte sich daher auf einen Sessel an einen erhabenen Platz, von wo sie alles Volk übersehen konnte. Ein Theil derselben setzten sich auf Stühlen, andere lagerten sich im Grase, und die Fürstinn erhob ihre Stimme, wie folgt:

„Gute Böheimer! Edle Männer! Brüder! Schwestern! Fromme! — Die Götter, die ihr anbethet, ehret ihr, ihr liebt sie. Ich weiß dieses aus der Erfahrung. Ich habe die mei-

sten eurer Wohnplätze besucht, wenigstens ist keine Gegend gewesen, wohin ich nicht wenigstens meinen Fuß gesetzt, und im allgemeinen über euren Gottesdienst geurtheilt hätte. Ihr verehret deren viele."

„Ich habe unter euch Menschen gefunden, die dem Feuer ihre Opfer bringen, ich fand ihrer, die das Wasser verehren. Ihr bethet Holz an, ihr habt Steine aufgestellt, denen ihr göttliche Verehrung erweiset. Ihr habt Bildnisse euch gemacht, die dieß und jenes bedeuten, und die ihr anbethet, um theils euren Dank den Göttern zu bringen, theils das von ihnen zu erflehen, was ihr für die Zukunft von ihnen wünschet."

„Ich habe in euren Wäldern Bäume gefunden, die ihr umfaßt hattet mit einem Zaune, damit kein Vieh ihnen zu nahe kommen und ihnen schädlich seyn könnte, damit kein Unwissender unter euch, der nach Holz zimmern ginge, das fällete, was ihr zur Heiligkeit bestimmt. Ich sah daran hängen die Opfer, welche ihr gebracht an Silber, an Golde, an gewirkten Zeugen, an Früchten, an Genießbaren, wie ein jeder es vermocht hat; Zeichen, daß diese Bäume den Göttern gewidmet, und keine Frevelhand daran sich vergreifen sollte."

„Ich habe in euren Feldern Steine angetroffen, die ihr aufgerichtet habt zum Denk-

mahl irgend einer euch begegneten Wohlthat von den Göttern. Ihr habt sie mit Mauern umgeben, und auf den geweihten Steinen fand ich silberne Platten, auf denen Rauchwerk gebrannt hatte, und zum Theil noch brannte."

„Ich habe Bildnisse gefunden von kriechenden, gehenden, und fliegenden Thieren, ich habe auch Bildnisse gefunden von Menschen, ich habe auch Bildnisse gefunden von Ungeheuern."

„Nun will ich euch sagen, meine Lieben, was ich bey allen diesen Gutes und Böses fand. Ihr werdet erstaunen, daß ich sage, ich habe etwas Böses gefunden, es wird euch unglaublich scheinen, daß ich dieses finden kann; allein, wenn ihr nur werdet hören, wie ich meine Auslegung mache, so werdet ihr mir wohl recht geben, daß auch im Götterdienste Mißbräuche sich einschleichen können, die das Herz des Menschen auf eine falsche Seite lenken."

„Im Allgemeinen habe ich gefunden, daß man in Böheim fromm ist, daß man die Götter fürchtet und ehrt; nicht weil man oft vor ihnen bethet? Wie kann ich dem Menschen ins Herz sehen, ob sein Gebeth reines Herzens ist, oder wie vermag ich zu wissen, ob er nicht bloß bethet, um seines Unrechts Krönung zu sehen, um von den Göttern zu er-

stehen, daß sie seinen Nächsten um seinetwillen schaden sollen. Was mich überzeugt hat, von der Böheimer Frömmigkeit, ist, daß ich gesehen habe, wie man unangetastet läßt die Altäre der Götter, wie man ihre Opfer sicher unter dem freyen Himmel niederlegen kann, ohne befürchten zu dürfen, daß ein Räuber, der auch seinen Nachbar zu berauben Lust hätte, sie antasten würde. Hier zeigt sichs, daß man die Götter ehrt; hier ist der Beweis, daß man sie schätzt, hier, wenn auch nicht Liebe des Menschen in ihm wäre, ist doch Furcht vor die Götter in ihm, der die Altäre unangetastet läßt, und es ist Hoffnung da, daß er sich bessern, und zurück kehren werde von dem Unrecht, das er bisher geübt."

„Gut gefunden habe ich, daß man dankbares Gemüths gegen erhaltene Wohlthaten ist, daß man nicht den Göttern das schlechteste seiner Habe opfert, sondern, daß das Beste einem nicht zu lieb ist, seinem angebetheten Wesen darzureichen. Ich habe die kostbarsten Dinge den Göttern dargebracht gefunden, und auch diese Kostbarkeiten waren sicher vor der Hand des Räubers."

„Ich komme auf den Zweck meiner Rede, liebe Böheimer, auf den Tadel, auf die Belehrung. So ihr alles dieses thut, um den Bildern Ehre zu erweisen, die ihr hingesetzt habt, um dem Feuer, dem Wasser,

der Erde, den Steinen, den Bäumen und den Thieren göttliche Ehrerbiethung zu bezeigen, da thatet ihr unrecht. Dieß ist das Böse an eurem Dienste der Götter. So ihr die Sache, die sterbliche Sache mit dem unsterblichen Wesen verwechselt, so thut ihr unrecht. So ihr glaubet, dieses Feuer, Wasser, Erde, Baum, Stein und Bild habe eine Macht und einen Willen euch zu schaden, oder euch nicht zu schaden, so thut ihr unrecht."

„Ihr müßt das Bild nicht anbethen, noch irgend etwas, sondern ihr müßt das unsichtbare Wesen anbethen, welches ihr in dem Bilde vorstellen wollt. Denn, zum Beyspiel, so ein Vogel euch einst durch sein Geschrey das Leben gerettet hätte, und ihr wolltet sagen, dieser Vogel ist ein Gott, diesen Gott willst du anbethen, so hättet ihr Unrecht, und müsset das nicht vollbringen, sondern der Vogel müsse euch nur das Bild seyn, und das Wesen müsset ihr aus der Handlung schliessen; denn der Vogel, den im nächsten Augenblicke der Pfeil des Schützen erlegen kann, kann kein göttliches Wesen haben. Darin müßt ihr weit etwas Größeres suchen."

„Mir war von den Göttern die Kraft gegeben, hierüber nachzudenken, und zu schauen in das Innere der Geheimnisse der Geisterwelt, und ich habe mit Dichten und Trach-

ten, und Bethen und Fasten, unter Anleitung meiner nun verklärten Pflegemutter Tetka, unter dem Beystande vieler Polwelsen, unter der Mitwirkung eines alten hundertjährigen Einsiedlers, und unter der mir gewährten Begnadigung selbst, ein mehr als Mensch seyendes Wesen zu erblicken, geforscht, und bin zu einer Kenntniß von dem gekommen, was ich euch jetzt mittheilen will."

„Es kann nur ein vollkommenstes Wesen überall geben, welches der Schöpfer von dem allen ist, was wir sehen, welches der Schöpfer von uns selbst ist, welches alle Dinge, welche wir hier um uns sehen, hervor gebracht hat. Denn, so es mehrere Wesen dieser Art gäbe, so könnte keine Vollkommenheit Statt finden. Es muß nur ein solch' Wesen seyn, der Einigkeit wegen; denn so es nicht einig wäre, und mehrere Wesen der Art wären vorhanden, so möchte man mit Recht wähnen, daß diese Wesen einander entgegen seyn könnten, da eins immer der andern Macht zu übertreffen suchen würde."

„Wir finden im ganzen Studium der Natur nichts, meine lieben Böheimer! was doppelt da wäre, und einerley Sinn hätte. Beobachtet alles genau, ihr werdet immer eine Verschiedenheit bemerken."

„So aber auch einmahl zwey Wesen einer-

ley Sinn auf einmahl hätten, so würdet ihr gleich sehen, es müßte Zwietracht entstehen; denn zwey Wesen, die ihren Sinn auf eine Sache haben, können von dieser einen Sache allein nicht befriediget werden, sie kann nur einem von ihnen zu Theil werden, also würde das andere Wesen dadurch unvollkommener seyn, als das eine; es würde dem andern untergeordnet."

„Aus so vielen Gründen diesem gleich könnte ich euch das nähmliche beweisen, und will es zu einer andern Zeit, wo ihr mich darum befragt. Jetzt kann euch das hinreichend seyn, um überzeugt zu werden, daß nur ein Wesen seyn könne, welches Gott genannt zu werden verdient, und aus der Einigkeit, mit welcher alles auf Erden regiert wird, mit welcher die ganze Natur erhalten wird, fällt der sichre Schluß, auch Gott kann nur einig seyn."

„Bethet daher, meine liebe Böheimer, nur einen Gott an."

„Allein seine Diener könnt ihr verehren. Seine Diener sind nun aber Geister, die unter diesem Gott stehen, Geister die er geschaffen und begabt hat mit der Macht, den Menschen Gutes zu thun, und zugelassen ihnen die Macht, den Menschen Böses zu thun, wenn sie Strafe und Tadel verdienen. Diese Geister sind es nun, die sich in der Erde, im Feuer, in der Luft, im Wasser befinden,

diese Geister hausen in Wäldern und Höhlen, und Bäumen. Diese Geister von ihm sind es, die wir Götter nennen, und zur Unterscheidung ihrer Functionen ihnen die Nahmen Erdgötter, Waldgötter, Feuergötter u. s. w. geben."

„Diese müßt ihr nicht anbethen, diese müßt ihr verehren. Ihr könnt sie bitten, daß sie euch beystehen, wie ich meine Göttin Klimba bitte, daß sie mir beystehen soll."

„Denn mein Geist, den ich sichtbar gesehen habe, hat mir diese Gestalt gezeiget, aber auch ein weit anderes Bild, in welchem ich den alleinigen Gott zu erblicken glaubte."

„Bethet ihr also, so bethet den alleinigen Gott an, daß dieser euch schützt und erhalte. Aber bittet alle die Geister, die euch nahe zu seyn scheinen, daß sie euch beystehen, und eure Unternehmungen zu eurem Besten befördern helfen."

„Das ists, meine theure Böheimer, was ich euch vors erste von enrem Gott nnd seinen Geistern zu sagen mir vorgenommen, und aus innerm Antrieb auszuführen, getrieben wurde."

„Überdenkt euch nun dieses. Zieht eure Herzen und euren Verstand darin zu Rathe, ob ich nicht Recht habe, und wer von euch glaubt, er bedürfe noch einiger Erläuterung hierüber, der komm zu mir, und sie soll ihm werden."

„Ich aber werde immer für euch denken, immer für euch handeln. Meine Begierde soll seyn, euch darin glücklich zu machen, daß ihr erkennet den alleinigen Gott des Himmels und der Erden, nur ihn anbethet, und seine Geister, Gesandten von ihm, verehrt."

Hier schloß Tetka ihre Oration und alles Volk jauchzte ihr Beyfall zu. Und Przemisl und Libussa nobeten sich ihr, und dankten ihr, daß sie das Volk unterrichten wollen, und versprachen selbst sie wollten die herrlichen Begriffe von dem alleinigen Gott fest in ihren Herzen behalten, und darüber ebenfalls nachdenken.

Es hatte sich aber unter die Zuhörer Tetkas noch ein anderer Mann gemischt, dem nicht weniger das Herz sehr und hoch geschlagen hatte.

Kein Mensch konnte das seyn, als Slawosch. Bald nach Tetkas Entfernung von Psary hatte er gefühlt, was er nicht zu erklären wußte, daß ihm etwas fehle; und nach langem Nachsinnen erst hatte er heraus gebracht, Tetka fehle ihm, und das wie dieses Herausbringens hatte darin bestanden, daß er sich ihr Bild vorstellte, und dann zufrieden war.

Aber wenn dieß das Unglück allein gewesen wäre, so waren Mittel dafür zu finden, so durfte er sich nur immer Tetka's Bild vor-

ſtellen, und war dadurch immer beruhigt. Nein, es trieb ihn, mehr als ihr Bild haben zu wollen. Ihm ſchwebten ihre ſüßen Unterhaltungen vor ſeiner Seele. Zwar brachte er es dahin, daß er jedes Wort, was ſie geſagt, ſich zurück rief und alles auswendig wußte, was ſie mit ihm geſprochen; allein ſeine Schlußfolge ging nun weiter auf das, was ſie noch mit ihm hätte ſprechen können, und hier war er nicht im Stande, ſeine Einbildungskraft ſo weit zu bringen, daß ſie ihm dieſes auch dargeſtellet hätte. Seine Gedanken ſtanden ſtill, von Sehnſucht ſchwoll ſein Herz auf, ſeine Gefühle gingen dahin ſie zu ſehen, und von ihr wieder zu hören die trefflichen Gedanken, die nur ſie denken konnte, ihren Händedruck wieder zu empfinden, der ſo nahmenloſe Wonne in ſein ganzes Ich ergoſſen, und ſein Herz erwärmt hatte.

Jetzt dachte er auch darüber nach, was dieſe Gefühle wären, und er mußte Liebe ſie nennen. Kaum waren die Worte ſeinen Lippen entflohen, ſo fuhr er zuſammen. „Lieben alſo! Ich liebe — und wen liebe ich, eine Fürſtentochter; Ich eines Wladiken Sohn, der noch nichts ſein Eigenthum nennt. Hätte ich, was mein Vater hat, ich könnte wenigſtens auftreten, und ſagen: Hier iſt ſo viel, daß ich leben kann. Aber ſo müßte ſie mich ernähren, wie mein Vater mich jetzt

ernährt. Und sie, Libussens Schwester, des Fürsten Schwägerinn" wendete er sich selbst ein, „war Biwog mehr als ich? War Przemisl nicht ein Zemann?"

Hier trat sein Mißtrauen auf sich selbst mächtig ins Spiel, und er versank unter der Last seiner Gefühle. Przemisl und Biwog schienen ihm ganz andre Männer, als er war. Die Last drückte ihn zu Boden, er mußte den Libin verlassen, und ging in seine Heimath, wo er seufzte und trauerte.

Hierher erscholl das Gerücht von Tetkas zu haltender Oration. Slawosch erinnerte sich, daß sie mit ihm davon geredet. Er wollte sie hören, sie noch einmal sehen, und dann ein Land verlassen, wo für ihn kein Glück blühete.

Dieß wäre auch sicher geschehen; denn er hatte jeden Muth verloren, wenn der alte Wodboy sein Vater nicht bemerkt hätte, daß ein Kummer das Herz seines Sohnes drücke. Er liebte diesen Sohn unaussprechlich, denn es war der einzige, den er hatte, der einzige, dem er einst sein ganzes großes Vermögen überlassen wollte.

Wohl hatte er bemerkt, woher des Sohnes Kummer rühre, wohl hatte er auf Tetka's Augen und Blicke Acht gehabt, wohl hatte er wahrgenommen, sie könne Slawosch eben so gut leiden, als lieb er sie betrachtete.

Es war dem Alten eine kitzelnde Freude,

wenn er erleben sollte, ein Verschwägerter des fürstlichen Hauses zu werden, und eine Schwiegertochter zu haben, Tetka gleich.

Nicht unbekannt war ihm aber auch, daß schon mancher Tetkas Hand gewünscht und nicht erhalten hatte. Erst machte Stolz und Hoheit in ihm den Plan rege, durchzusetzen, was so vielen nicht gelungen war; hernach kam noch väterliche Liebe und Nothwendigkeit dazu, wenn er anders seinen Sohn nicht verlieren wollte. Denn der Kummer, der ihn überwältigt, hatte bereits seine Gestalt um vieles verschlimmert.

Der Sohn trug dem Vater vor, daß er Tetka's Oration mit anhören wollte.

„Recht, mein Slawosch!" sagte der Vater. „Ich selbst will sie hören, und hätte ich noch drey Mahl, und noch zehn Mahl weiter zu reisen, als ich habe, ich würde es nicht versäumen. Tetka verdient allgemein geschätzt, allgemein gehört zu werden. Tetka ist eine würdige Person, welche mit der Fürstentochter noch viel andre schöne Eigenschaften verbindet."

So unlieb es Slawosch war, daß sein Vater mit zu Tetka wollte, so freuete er sich doch auch herzlich, sie so gelobt zu hören.

„Nicht wahr," sprach er zu Wodboy, „Tetka ist die Krone aller Weiber?"

Er sagte dieß so feurig, so redend, daß,

wenn dem Vater auch noch ein Zweifel geblieben wäre, er jetzt hätte ſchwinden müſſen.

X.

Die Liebe iſt ein mächtiges Ding.

Tetka's Oration hatte auf Slawoſch den mächtigſten Eindruck gemacht, aber ſeine Gefühle waren Verehrung für ſie. Seine Leidenſchaft gegen ſie war jetzt der Anbethung nahe. Sein Vorſatz ward immer feſter, während ſie ſprach. Er hielt ſich noch weniger werth, als ehedem, der ihrige zu ſeyn, und da ſie geendet hatte, drängte er ſich durch alles Volk, warf ſich vor ihr nieder, umfaßte ihre Knie und rief laut aus:

„Du haſt mich gerührt, Tetka; du haſt mein Herz hingeriſſen; ich nehme deine Lehren an; aber ich kann ſie nicht in der Luft befolgen, in welcher du mit mir athmeſt. Deine Atmoſphäre iſt mir zu heilig. Ich bin glücklich und unglücklich. Welches von beyden das andre überwinden wird, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß ich auf ewig Abſchied von dir nehme."

Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen, und er entfernte ſich pfeilſchnell. Tetka blieb erſtaunt. Wenn wir bedenken, welche Eindrücke er ſchon auf ſie gemacht hatte, ſo mußte ihr dieß vor allem Volke gethanene Geſtändniß auffallend ſeyn.

Sie hatte doch so viel Fassung, daß sie ihm nachrief. Aber er hörte es nicht mehr. Sein Vater Wodboy nahete sich ihr jetzt.

„Verzeih, große Fürstinn," sprach er, „wenn ich an meines Sohnes Statt zu dir rede. Ein Vater muß jeden Winkel in dem Herzen seines Sohnes kennen, oder er ist nicht der Vater, der er seyn soll, und mir sollte unbekannt seyn, was mein Sohn denkt, fühlt, was diese Worte sagen wollen. Ich glaube dir, daß du, Prophetinn der Zukunft, Kündigerinn der Herzen, auch weißt, was in ihm vorgehet. Aber vergönne einem Vater vor dir zu reden. Es kommt auf dich an, ob ich vor dem ganzen Volke reden soll, oder ob du in deinem Zimmer dich mit mir unterhalten willst."

„Würdiger Greis," sagte Tetka, „es gebühret dir für deinen Sohn zu reden, und ich lade dich ein, in meinem geheimsten Aufenthalte, wo ich mit den Geistern zu reden pflege, mir zu entdecken dein Begehren an mich. Vorjetzt eile deinem Sohne nach. Ich lasse ihm entbiethen, nicht von dem Lande Böheim zu weichen. Ich sehe Dinge für ihn in die Zukunft, die ihn erfreuen werden, mehr, als er sich es einbildet. Er soll Böheim nicht verlassen. Sein Vaterland wird ihm hold seyn."

Schon dieß war in den Ohren Wodboy

ein süßer Klang. Er sah einen Schimmer von Hoffnung, obgleich er für jetzt wirklich noch mehr sah, als im Grunde von Tetkas Herzen lag. Er entfernte sich, um seinen Sohn aufzusuchen, den er freylich nicht erreicht haben würde, wenn nicht seine Vatersorge schon vorher so weit gereicht hätte, daß er zwey Männer, seine biedersten Freunde, auf Rossen bestellt hätte, um auf jeden Schritt seines Sohnes Acht zu haben.

Das thaten diese auch, und folgten ihm in einiger Entfernung, bis sie an ein Dorf kamen, wo sie ihn anredeten, und als einen guten Bekannten grüßten.

„Und wohin denn, guter Slawosch?" sprach der eine, gleich als ob sie nichts von Tetkas Oration und seinem Betragen gegen dieselbe gehört hätten.

Slawosch erkannte seines Vaters innigste Bekannte, und getraute sich nicht, sich ihnen zu entdecken. Er stotterte etwas her, daß er in den nächsten Wald gehen wollte, wo er einen Hain habe, in welchen er zu bethen pflegte; allein seines Vaters Freund antwortete ihm zu sehr ungelegener Zeit, daß er ihn begleiten würde, daß dieß entweder gleich geschehen könnte, oder daß sie in diesem Dorfe erst einen Imbiß nehmen, und sich über verschiedenes besprechen konnten, da er auch etwas auf dem Herzen habe, welches er Slawosch zu entdecken begierig sey

Slawosch, der sich halb verrathen sah, weil er von keinem Hain im Walde etwas wußte, nahm sein letztes Erbiethen an, worauf der Reiter vom Rosse sprang, und es seinem Gefährten gab, um es mit sich zurück zu nehmen, da er den Weg zu Fuße nun machen wollte.

Nun gingen beyde ins Dorf, während der andre zu Tetkas Schlosse zurück eilte, um Wodboy abzuhohlen. Sie setzten sich unter einer Linde, und ließen sich Meth und Brot bringen, und der Freund Wodboys hob folgender Maßen an: „Es ist doch eine sonderbare Sache mit dieser Tetka, der Schwester unsrer Fürstinn. Es ist wahr, sie ist voll Geistes, und ein großer Verstand zieret sie; allein was ihre Dienerschaft von ihr berichtet, ist allerdings bedenklich. Sie spricht sehr oft allein in ihrem Zimmer, und es antwortet ihr jemand. Das hört man an dem, was sie sagt, weil alles Beziehung hat, weil eine ihrer Reden immer mit der andern in einer solchen Verbindung steht, daß man errathen kann, was jener ihr zur Antwort gegeben. Nun zwar sagt sie denn, es erschiene ihr ein Geist, der sich mit ihr unterhielte. Aber kann dieses nicht Häucheley seyn?"

„O," rief Slawosch aus, „wer kann es wagen, die göttliche Tetka einer Häucheley

zu beschuldigen; sie, deren Wandel vor der ganzen Welt offen da liegt; sie, deren Prophezeyung immer so richtig ist, deren Einsichten in die Zukunft niemand noch bezweifelte; sie, die heute dem ganzen Volke noch die wichtigsten Dinge mit dem reinsten Herzen vortrug?"

„Eben das," erwiederte jener, „eben das ist es, was sie mir verdächtig machte. Warum offenbaret sie immer nur allem Volke? Warum gibt sie sich nicht mit irdischen Dingen ab, wie Kascha? Weil man ihr da auf die Sprünge kommen, weil man sie da überführen könnte. Freylich vom Geisterwesen wissen wir nichts; da müssen wir ihr wohl glauben alles, was sie sagt; da müssen wir wohl überzeugt seyn, daß sie Recht haben könne."

„Nicht also!" sprach Slawosch schon halb erzürnt. „Du mußt kein Freund der Götter seyn; sonst würdest du ihre erste, ihre Lieblingsdienerinn nicht beleidigen. Hemme den Lauf deiner Zunge; denn deine Worte sind schneidend, und greifen das Herz an."

„Laß mich dir," war jenes Antwort, „einen neuen Beweis geben. Warum wählt sie nicht unter den Männern des Landes einen Gatten, wie es dem Weibe ziemt? Aus keinem andern Grunde, als weil sie fürchtet, der Gatte möchte ihre Häucheley

entdecken, und aus Furcht für der Götter Strafe sie bekannt machen. Aus keinem andern Grunde. Laß uns ihr ein Mahl den Vorschlag thun, einen Gatten sich aus den Männern Böheims zu wählen, und wir wollen sehen, was sie dazu sagt. Wählt sie — gut, so wollen wir glauben, daß sie sich ihrer Sache bewußt ist. Wählt sie aber nicht, so bestätigt sich doch wohl der Verdacht, daß sie nicht einen andern in ihre Geheimnisse sehen lassen will. Alsdenn müßte man sie zwingen zu wählen.

Slawosch war hier einige Augenblicke stutzig. Er wußte nicht recht, was er sagen sollte. Der Vorschlag schien ihm vielleicht für seine eigne Wünsche angenehm und zuträglich, und doch war es hart, ihn einzugehen. Er konnte sich, wenn Tetka sich zur Wahl entschlösse, vor ihr niederwerfen, und sie bitten, ihn nicht zu übergehen. Proben ihrer Zuneigung hatte er ja schon. Er konnte sich hinter Libussa und Kascha stecken, die beyde seine gute Freundinnen waren. Er konnte Biwog, der ihn schätzte, um Hülfe ansprechen, und konnte selbst zu Przemisl seine Zuflucht nehmen, der nicht ungewogen von ihm dachte.

Allein wenn sie nun nicht wählte, dann hatte er nicht allein jede Aussicht verloren, sondern er nahm durch den Verdacht, den

man ihm in den Kopf geſetzt, auch noch eine üble Idee mit ſich hinweg. Er hielt ſie dann nicht mehr für das, was er wünſchte, daß ſie ſeyn möchte. Er liebte es mehr, ſie als eine Heilige, unſchuldige zu wiſſen, als vielleicht erzwungen ihre Hand zu erhalten. Er war zufrieden, wenn er ſie ſo groß wußte, daß ſie auch nicht ein Mahl an ihn denken konnte, ſondern lieber den Göttern treu bleiben wollte. Allein der Gedanke fuhr ihm mit dem größten Schmerze durch die Seele, wenn ſie wählen und einen andern als ihn wählen könnte. Dann ſahe er kein Ende des Lebens, was er fühlen würde, und ſeine Begriffe ſtanden ſtill.

Dieß beſtimmte ihn auch gleich zu ſeinem Gefährten ſich zu wenden, mit der heftigſten Äußernng der Unzufriedenheit, ihm Vorwürfe zu machen, daß er Tetka ſo behandeln könnte, und ihn zu beſchwören, jedes Unternehmen fahren zu laſſen, was zur Kränkung der Heiligen dienen könnte.

Dieſe Wärme nahm der Freund ſeines Vaters auf. „Du liebſt ſie gewiß," ſagte er, „und eben deßwegen ſollteſt du mehr dafür als dawider ſeyn, daß ein ſolcher Antrag ihr gemacht würde. Glaubſt du etwa, es wäre meinen und aller Augen entgangen, wie du auf Przemisls Hochzeit ſchon ihr die ehrerbietigſte Zuneigung zeigteſt? Hat ſie denn dem

entsprochen? Ist sie nicht gewichen, um von dir weg zu seyn, und deinen Anträgen zu entgehen? Kann sie einen schönern, verständigern und geschäftern Mann in Böheim erwarten, als dich?

Slawosch lehnte mit Bescheidenheit die Lobeserhebungen ab, die ihm gemacht wurden, dann aber hub er an von Tetkas Leutseligkeit, von ihrem gefälligen Betragen gegen ihn, von den Vorzügen, die sie ihm hätte wiederfahren lassen, zu reden. Mit den theuersten Versicherungen bezeugte er, daß nichts weniger als Vernachläßigung bey ihr statt gefunden, daß sie vielmehr jeden Funken des Unterrichts und der Zuneigung, den er blicken lassen, angefachet, daß dieses aber freylich nicht Liebe oder etwas dergleichen gewesen, sondern daß er immer Tetka als eine den Göttern geweihete Person betrachtet.

Wodboy sein Vater, hatte diese letzten Worte mit angehört, und trat jetzt zu ihm herein. „Nein, mein Sohn," sprach er, „du irrest dich; es ist nicht so, daß die Götter Tetka's Besitz allein verlangen. Ich will zwar mit keinen vergebnen Hoffnungen dir schmeicheln; allein, wenn ich der Menschen Herzen recht kenne, so geht in Tetkas Seele etwas vor, was zu deinem Besten gereicht. Sie konnte sich kaum fassen, da du so schnell

sie verließest, und sie sendet mich, um dich zurück zu bringen.

Slawosch wußte nicht, wie ihm war. Diese unvermerkte Erscheinung seines Vaters ließ ihm deutlich seinen Fehler einsehen, daß er das Zutrauen desselben zurück gesetzt, und ihn nicht von dem unterrichtet, was in seinem Herzen vorginge.

Er fiel seinem Vater um den Hals und weinte.

Die edelsten Gefühle werden sehr oft von Thränen begleitet, besonders wenn sie einen wieder gut zu machenden Fehler zum Gegenstande haben. Gewiß, Slawosch Herz empfand in diesem Augenblicke viel, empfand eine Reue, die schön war, und nachdem Vater und Sohn Thränen und Versicherung ewiger Anhänglichkeit gewechselt, kehrten sie zusammen wieder nach Tetkas Schlosse zurück, die sie freundlich aufnahm, dennoch aber Slawosch einen Ernst in ihren Blicken lesen ließ, der ihm zeigte, nicht ganz habe sein Betragen ihren Beyfall.

Indessen hatte Tetka den Tag, an welchen sie ihre Oration gehalten, ihren Gästen nicht nur zur Seelenspeise bestimmt, sondern sie mußten sich auch irdischer Freuden nach ihren besten Kräften zu erfreuen haben. Sie behauptete, es sey den Göttern nichts unangenehmer, als wenn man den Genuß des Le-

bens verläugnen wolle. Man wäre von ihnen auf diese schöne Weit gesetzt worden, um wo man nur etwa fände, was den Geist erheitern könne, oder dem Körper wohlbehagte, man dessen sich bedienen solle.

Die Freude theilte sie auch mit dem ganzen Volke, und war den ganzen Tag unter ihnen zugegen. So wie aber die Sonne sich zum Untergange neigte, entfernte sie sich, und geboth allen, friedlich nun in ihre Heimath zurück zu kehren.

Auch Slawosch erhielt keinen besondern Wink, da zu bleiben, und ging wirklich etwas traurig von dannen, nur seinen Vater Wodboy betraf der Ruf zu verziehen.

Ihm wurde ein Schlafgemach im Schlosse angewiesen, und er ermahnt, in dieser Nacht auf alles gehörig zu denken, was er Tetka am andern Tage bey Sonnenaufgang, wo sie ihn auf die Anhöhe zu ihrer Göttinn Klimba beschieden, vortragen würde. Alsdann würden, ließ sie ihm melden, die guten Geister gewiß zu seiner Seite stehen, und nichts ihm eingeben, was nicht mit dem, was sie selbst dächten und beschlossen hätten, übereinstimmte.

Ob Wodboy diesem gerade nachgelebt, wagen wir nicht zu behaupten. Der Greis, dessen Haupt schon Silberhaar umfloß, hatte zu lange in der Welt gelebt, um nicht alles in seinem rechten Laufe zu betrachten und zu wissen,

daß man ſelbſt in der Schwärmerey es übertreiben könnte.

Er mag wohl ruhig geſchlafen haben, und alles was wir von ihm hören werden, bewies, wie wenig er Teikas durchdringenden Verſtand fürchtete, da ſeine Forderungen auf Edelmuth und Recht gegründet waren.

Es war noch nicht ganz Morgenröthe, als er ſchon auf der Anhöhe war, dort niederfiel, und mit entblößtem Haupte, welches der Thau des Himmels netzte, dem Schöpfer für den ſchönen Morgen dankte, und ihn anflehete, dieſe bevorſtehende Unterredung zu ſein und ſeines Sohnes Beſten ſich enden zu laſſen.

Teika überraſchte ihn. Eigentlich hätte der Anblick ſie herzlich erfreuen ſollen; auch war er ihr nicht zuwider; aber es ſchien in dem Anſehen des Alten, und in der Geradheit mit welcher er zu Werke ging, in der Hoffnung, die ſie darauf ſetzen mußte, daß er ſehr leicht ihre erwannigen Gründe widerlegen könnte, nicht viel zu ihrem Beſten zu blühen.

Denn wirklich hatte Teika, Trotz der unbezwinglichin Zuneigung zu Slawoſch, welche bey ihr ſchon mehr als zu entſchieden war, eine eigenſinnige Feſtigkeit zu behaupten, daß ſie keinen Gatten wählen dürfte.

Sie warf ſich neben den Alten nieder, und ſtimmte in ſein ſtilles Gebeth mit ein. Er ließ ſich auch nicht ſtören und ſtand zwar, da ſein

Gebeth geendet war, auf, ſtörte aber auch ſie nicht.

Wie ſie aufſtand, drückte ſie den Alten traurig die Hand, ſchloß eine Thür auf, welche hinter Klimbas Bildniß war, wohin ſie ſich ein Cabinett hatte bauen laſſen.

„Kommt herein, guter Wodboy," ſprach ſie, „und gebt euer Anliegen zu erkennen."

Er trat mit hinein. Ein dunkler heiliger Aufenthalt war es. In der Mitte ein kleiner Altar, auf dem aber keine Gottheit ſtand. An den Wänden umher etwas von allen, was die Natur dem Menſchen geſchenkt, Früchte, Ähren, Holz, Gold, Silber, Steine, ausgeſtopfte Vögel, Inſecten; kurz Tetka hatte ein kleines Naturaliencabinett angelegt, welches wohl manchem unſrer heutigen Sammler Ehre gemacht haben würde.

Wodboy ſah ſich um, und bewunderte alles, was er ſah; er freute ſich eigentlich, Tetka in dieſer Art als Verehrerinn der ſchönen Natur zu finden, er ſchloß daraus auf eine glückliche Zukunft, er ſah in dieſem Cabinett einen Gegenſtand, der ihm nützlich werden ſollte.

„Die ſchöne Tetka," ſprach er, „die Freundinn der Götter, hat alles hier vereinbaret, was zur Natur gehört. Das ſchönſte aber, das, was die Natur für ſie ſelbſt beſtimmte, verabſäumet ſie."

„Wie meint ihr das, Wodboy, und was kann euch dazu bringen, mir einen solchen Vorwurf zu machen? Was zu meinem Besten gereichte, that ich immer. Die Götter sind meine Zeugen, daß ich nichts unterließ, was sie mir riethen?"

„Doch durch euer Herz und dessen Meinungen riethen, liebe Teika?"

Teika. Mehrentheils durch mein Herz, selten durch wirkliche Eingebungen.

Wodboy. Und nie hätte euch euer Herz gesagt, daß euch ein Gefährte mangle, der mit euch durch dieses Leben wallen könnte, der der Bestimmung der Natur gemäß, Freuden mit euch theilen, Schmerz mit euch ertragen könne, der jedem Weibe fehlt, um die Glückseligkeit ihres Lebens zu erfüllen? Nie, Teika, hättet ihr beym Anblick der Männer für einen unter denselben mehr empfunden, als für andere? Nie wärt ihr empfindlich bey den Freuden geworden, die ihr euren Schwestern im Ehestande erleben sehen? Nie hätte euer Busen für sie sich höher gehoben, nie euer Herz für sie stärker geschlagen? Nie wäre ein Wunsch in eure Seele gekommen, euch eines Mannes zu freun, der so ganz für euch lebe?"

„O Teika! wie mögt ihr immer zaudern, mich in das Innerste eures Herzens sehen zu lassen! Wie mögt ihr immer die Gedanken

volle machen, da ihr verstehen müßt alles, was ich euch dadurch sagen will!"

Tetka. Und wie mögt ihr, Vater und Greis, ein jungfräuliches Herz bestürmen, daß es euch entdecken soll, was in ihrem Innern vorgeht? wie mögt ihr immer den Schleyer von der Sittsamkeit hinweg reisen wollen, die doch jedem Weibe so theuer seyn muß?"

Wodboy. Sittsamkeit? Wer sucht sie von euch zu entfernen? Verbergt euch nicht in Schlupfwinkel, aus denen min hellsehendes Auge euch nur gar zu schnell heraus zu hohlen im Stande ist. Tetka! Ihr habt gefühlt. Ihr habt unterdrückt ein Gefühl, welches euch nicht schändete, und nie geschändet hätte. Ihr habt zurück gewiesen eine Liebe —"

Tetka wurde voll glühender Röthe. Ihre Augen entbrannten von halbwildem Feuer. Sie sprang von ihrem Sitze auf. Sie stellte sich vor Wodboy, sah ihn bedeutend an, und unterbrach ihn.

Tetka. Wer wagt es zu sagen, ich hätte Liebe zurück gewiesen? Nein, hier stehe ich vor euch, alter, ehrwürdiger, aber auch bitterer Greis. Nein, das habe ich nicht um euch verdient; warum verfahrt ihr geheimnißvoll. Ihr kommt um eures Sohnes Willen, aber wißt, der Sohn ist über den Vater.

„Slawosch hat mir kein Bekenntniß gemacht,

auf welches ich ihm eine Antwort ſchuldig geblieben wäre. „Hätte er mir bekannt, was ihr geſagt habt, wahrlich ich hätte ihn verkündigt, daß ich ſeine Neigung ſchätze, daß, wenn ein böheimiſcher Mann meinem Herzen je theuer geweſen, er es ſey. Aber wie konnte ich ihm das ſagen, da er es nicht von mir verlangte? Um ſo weniger da ich den Göttern diene, und ihren Dienſt dem Dienſte der Welt vorziehen muß. Der Sohn hat dem Vater wohl nichts entdeckt, der Vater nur gerathen.

Wodboy. Von einer Seite habt ihr Recht, Tetka, und es macht mir Freude, daß ihr Recht habt. Es iſt etwas Wohlanſtändiges in dem, was ihr ſagt, auch iſt etwas beruhigendes für mich darin, daß ihr ſagt, wenn ihr wählen würdet, ſo wähltet Slawoſch. Allein was wollt ihr mit eurem Götterdienſt? Warum ſetzt ihr ihm einen Dienſt der Welt entgegen? Was nennt ihr, Tetka, den Dienſt der Welt, und was den Dienſt der Götter?

„Wir ſollen verehren das Weſen, welches über uns alle iſt, und die Weſen die es über uns noch geſetzt hat. So lehret ihr. Ich habe nicht gehört, daß eure Lehren uns predigten, die Welt deßwegen nicht zu genießen. Ich habe nicht gehört, daß ihr Gefühle verdammet habt, die in den Menſchen gelegt

worden sind, warum wolltet ihr die Eurigen verdammen?"

Tetka. Wodboy! ich erschrecke für euch. Ihr bothet mir an, vor allem Volke oder insgeheim mit mir zu reden, wie ich es wünschen würde. Ist das euer Ernst, daß ihr so geredet haben würdet, wenn ihr vor allem Volke gesprochen hättet?

Wodboy. Allerdings! Und warum nicht? Warum sollte ich einen Augenblick verhehlen, was ich denke? Warum sollte ich einen Augenblick ausstehen, öffentlich meine Meinung so zu sagen, wie ich sie in der Stille sage? Ich würde euch gesagt haben: Tetka, ihr seyd ein vernünftiges Mädchen. Ihr habt die Liebe der Götter. Ihr habt die Achtung der Menschen. Warum wolltet ihr eine Leidenschaft unterdrücken, die rechtmäßig in euch aufgestiegen, die rechtmäßig vor der ganzen Welt ihr verantworten könnt?

So hätte ich dann gesagt. Ich hätte nicht meinen Sohn, denn dieser wagt den Gedanken nicht, eine so Treffliche zur Gattinn zu begehren, ich hätte eure Schwestern und euern Schwäher Biwog aufgefordert, zu gestehen, ob nicht auch sie in eurer Seele den reißenden Strom der Leidenschaft bemerkt, und sie würden mir nicht widersprochen haben.

Jetzt aber rede ich doch anders, jetzt Tetka

rede ich aus den Gegenständen, die ich sah. Wie in aller Welt könnt ihr wagen, es zu bezweifeln, daß die Natur nicht das Weib für den Mann, und den Mann für das Weib geschaffen? Wagen zu behaupten, das Weib thäte nicht unrecht, welches sich von dieser seiner Bestimmung entfernte?

Sehet alles an, was ihr hier um euch habt! Ist eins, was nicht einen Zweck hätte, eins was ohne Grundsache da wäre? Wenn nun eins von diesem allem den Zweck nicht bewirkte, den es bewirken sollte, würdet ihr nicht sagen, es sey ein unnützes Geschöpf auf dieser Erde?

So, Tetka, müßt ihr auch von euch denken. Ihr könnt eure Götter immer verehren, wenn ihr auch schon einen Mann nehmt. Dieser Dienst schließt niemanden vom Wege der Natur aus. Niemanden soll es verbothen seyn, auf ihrer Bahn zu wandeln. Das will Gott nicht, das wollen die Geister nicht.

Tetka brach jetzt in Thränen aus. „Ihr habt mein Herz durchschauet, Wodboy, sprach sie; allein wenn ich nun ein Gelübde gethan hätte, keinen Mann zu nehmen?

Gelübde dieser Art verwarf aber Wodboy. Er hielt eine ernstliche Rede an sie, welche bewies, daß kein Mensch verbunden sey, ein Gelübde zu halten, welches wider die Pflichten der Menschheit ginge, und wider

die Pflichten der Menschheit ginge es, daß sein Sohn durch die Leidenschaft gegen sie verzehret werden sollte.

Er setzte hinzu, daß er nichts gesagt haben würde, wenn er nicht überzeugt gewesen wäre, sie könne seinen Sohn leiden, so aber habe er sich verbunden gehalten, zu beyder Besten zu reden.

Nach und nach, aber schwer, gab Tetka nach, nur nannte sie vorher einmahl den Nahmen Elihu, den sie lange nicht ausgesprochen, und mit dem starken Anscheine von Unwillen stand dieser auch gleich vor ihr.

Der Inhalt seiner Rede an sie, war, daß er sich wunderte, wie sie so wenig eingedenk seyn könne, der Lehre, die er ihr so oft gegeben habe, nichts sich zu versagen, was ihr Herz begehre. Slawosch sey ihr doch so lange theuer gewesen, und beynahe hätte sie ihn durch ihre Zurückhaltung verloren. Denn wenn sein Vater nicht über ihn gewachet, und er einmahl Böheims Grenzen erreicht gehabt hätte, so würde sich ein Wahnsinn über ihren Verlust seiner bemächtigt haben, und er auf eine elende Art dem Tode ein Raub geworden seyn.

Er entdeckte ihr auch zu gleicher Zeit, daß wirklich Slawosch zu Hause krank sey, und Tetka hatte dieß kaum gehört, als sie gleich sich zu Wodbop wendete, und ihn bath zu ei-

len, und ſeinem Sohne zu verkündigen, was ihm gut dünkte; denn ſie ſey entſchloſſen, ſeine Gattinn zu werden.

XI.

Przemisls Miniſterwahl, und Libuſſens Prophezeyung hierüber.

Przemisl nahm ſich, wie wir ſchon gehört, in allen Stücken der Regierungsſorge aufs eifrigſte und fleißigſte an. Allein er war nicht ſo eigenſinnig, daß er alles für ſich unternommen hätte. Er befragte oft Männer der böhmiſchen Nation um Rath, und verachtete niemanden, der ihm Dienſte leiſten konnte.

Ein gewiſſer Wrſh, ein Mann von vielen Kenntniſſen und Talent, ein Abkömmling aus des Lechs, des Bruders von Czech Geſchlechte, kam in der erſten Zeit ſeines Regiments zu ihm auf den Libin, und erbath ſich die Erlaubniß, daß er mit ſeinem Bruder und übrigen Hauſe unterm Libin ſich anbauen, und daſelbſt ein Dorf und Wohnort ſich errichten könne.

Przemisl gab ihm gern dieſe Erlaubniß; denn er ſchätzte ihn, und liebte ſeine reife Kenntniſſe und Beurtheilungskraft. Er hatte ſchon einige Mahl dieſen Wrſh um Rath gefragt, und ihn bewährt gefunden; denn Wrſh war durch Lechs Nachkommen und Bekannte

von vielem unterrichtet, was das Regierungswesen betraf.

Wrsh baute sich daher an, und war sehr beliebt auf Przemisls Schlosse, wo er vom Fürsten, so oft er kam, ehrlich und hochgehalten wurde, und jederzeit neue Beweise der Achtung empfing, welches zuletzt so weit kam, daß er von Przemisl zu seinem ersten undobersten Rath ernannt wurde, daß er in Przemisls Abwesenheit, wenn derselbe etwa gegangen war, den Zemännern neue Methoden beyzubringen, wie sie ihr Feld besser besorgen, und benutzen könnten, alles besorgte, was die Streitigkeiten der Böhejmer betraf.

Wrschowitz hieß das Dorf, in welchem er sein, und der Seinigen Häuser angelegt, und Libussa selbst fand Wohlbehagen lange an ihm, bis zuletzt ein Zufall eintrat, der sie äußerst schüchtern nicht allein gegen selbigen machte, sondern auch dahin sie brachte, daß sie ihren Vertrautesten ihr Gesicht darüber bekannt machte.

Seitdem Libussa Przemisln zum Gemahl hatte, war ihr Gemüth viel heiterer und aufgeweckter, als es ehedem gewesen; denn nun hatte sie der Regierungssorgen nicht so viel, die Przemisl ihr größten Theils abgenommen. Sie ging mit ihren Dienerinnen fleißig spazieren, und wenn sie auf ihren Rei-

ſen, wo ſie ihre Bergwerkskenntniſſe beſonders zu vermehren ſuchte, ermüdet vom Gehen war, ſo ruhete ſie auf den Spitzen der Berge, oder auf irgend einem Abſatze, wo eine ſchöne Ausſicht zu überſehen war, aus, und ihre Dienerinnen mußten ſich um ſie verſammeln. Man ſpielte oder man ſang, oder man brachte ſonſt irgend eine Kurzweil zum Vorſchein, welche Libuſſen Vergnügen machte.

Beſonders war ein kleines Berglein, Beger genannt, auf welchem Libuſſa ſich ſehr gern verweilte. Es war ein Lieblingsort, auf welchem ſie kleine Lauben anlegen laſſen, eilf an der Zahl, die mit vier Ausgängen gegen einander verſehen waren, und da wählte ſie zwölf ihrer Jungfrauen, mit denen ſie hierher ging; dieſe mußten eilf an der Zahl, jede eine dieſer Lauben beſetzen, und die zwölfte ging umher, und lauſchte, wenn ſie die Lauben wechſelten, eine derſelben zu erhaſchen; und die ſo angeführt wurde, mußte ein Pfand geben, und denn um ihr Pfand wieder einzulöſen, einen guten Gedanken vorbringen; hier war es denn aber, wo Libuſſa oft einhalf, und anſtatt der Jungfrauen redete.

Dieß war ein Spiel, wobey ſie nicht allein Zeitvertreib zum Zweck hatte, ſondern ſie ſchärfte auch den Verſtand der Dienerinnen,

An einem hellen schönen Morgen stand sie auf diesem Berglein, und die Jungfrauen hatten ihr ein Lied vorgesungen, von der Freude, wohlthun zu können, wie Libussa es allen thäte, die sie nur um sich her wüßte, und die ihrer Wohlthaten bedürften; ein Lied, welches viel große hohe Gedanken enthielt, und sehr zu bedauren ist, daß es verloren gegangen, sonst wir es unsern Lesern mitzutheilen nicht säumen würden.

Und wie das Lied geendet war, und Libussa bey ihren Jungfrauen gedankt hatte für die Wonne, welche sie ihr damit gemacht, forderte sie sie auf zu spielen, und weil ihrer dieses Mahl nur eilf waren; denn Stratka war krank, so wollte sie selbst mitspielen, und machte die erste Sybille; so nannten sie alle Mahl die Herausgehende.

Und sie bekam schnell eine Laube, merkte aber wohl, daß man aus Gefälligkeit sie ihr sogleich überlassen, und redete darüber, daß das nicht recht sey, und man nichts weg geben müsse, was man zu vertheidigen habe.

Schnell ergriff sie der Wahrsagergeist, den sie nicht zu allen Zeiten hatte, im Augenblick, da sie von der äußersten Laube mit dem Auge das Thal übersah, in welchen der Wrschnizen Dorf lag.

Sie stämte ihre Hand an den Kopf, und sah starr hinab in das Thal. Das war ihre

gewöhnliche Stellung, wenn ſie Erſcheinungen hatte. Auch wußten das ihre Jungfrauen ſchon, ließen demnach ſogleich von ihren Spielen ab, verſammelten ſich um ſie her, und horchten auf ihr Geſicht, und auf das, was ihre Zunge etwa vorbringen möchte.

Libuſſa aber ſah noch lange hinab, ehe ſie ſich zu ihren Dienerinnen wendete. Endlich that ſie es, mit Thränen in den Augen.

„Wohl" ſprach ſie, „habt ihr recht, des Spiels ein Ende zu machen; denn was ich geſehen, verdient, daß man klage und weine. O mein armes Geſchlecht! O ihr Kinder meiner Kinder! O daß mir ein Geſicht eröffnet werden muß über die, welche ſo ſchrecklich in meinem Blute hauſen, und die Meinigen verwüſten werden!"

„O Wrſh! Wrſh! Warum haben wir dich aufgenommen? Sehet hinab meine Lieben, in dieſes Thal. Es erſcheint euch reizend und angenehmer als je eines. Der blaue Himmel ſcheint über dasſelbe zu lächeln, und ſeine Fruchtbarkeit ſcheint der Gott der Fülle ausgeſtreuet zu haben."

„Aber ſolltet ihr mit mir hinab ſehen — ſolltet ihr ſehen, was ich erblicke, ſollte euer Auge das Schreckbild gewahr werden, was dem meinigen ſich darſtellt, ihr würdet mit mir ausrufen: O welch einen ſchändlichen Mann haben wir in unſere Nähe genom-

men! O welch ein Geschlecht haben wir unter uns Wurzel fassen lassen."

„Dieses lachende Thal ist ein Aufenthalt des Gräuels. Es ist eine Wohnung von Unmenschen. Dieser Wrsh hat in seinem Herzen nichts als Böses gegen das herzogliche Haus. Blutdurst legt er in seine Kinder und Kindeskinder. Als ein Nachfolger Lechs, des Bruders unsers guten Fürsten Czech, glaubt er ein Recht an dieses Fürstenthum zu haben, und will uns dasjenige rauben, was wir vom Vater durch Czechs Willen, und von der Wahl des Volkes haben."

„Ich sehe seine Nachkommen, wie sie das Blut der meinigen vergießen, wie wir von ihnen gemißhandelt werden. Ich sehe wie sie versammeln ihre Rotten um die Meinigen zu verderben. Ich sehe Ströme Bluts fließen; ich sehe Rauch und verzehrendes Feuer aufgehen."

Und alle ihre Dienerinnen trauerten den halben Tag mit Libussen, während dessen sie ihnen vorredete von den verschiedenen Schicksalen der Menschenkinder, und wie sich ein Haß vom Vater auf den Sohn fortpflanzen könnte, durch mündlichen Unterricht, und wie dieser Wrsh sich verstellete in den besten Freund und Rath ihres Gatten, und wie er im Grunde dieses alles thäte, um seiner Nachkommen willen, von denen er glaubte, sie würden einst auf diesem Throne herrschen.

Und Libuſſens Dienerinnen erzählten dieß alles Przemisln, der es aufſchreiben ließ in ein Buch, damit man ſehen könne, wie dieſe Prophezeyung einträfe.

XII.

Teika's Liebe und Hochzeit.

Wirklich hatte Teika eine unausſprechliche Zuneigung zu Slawoſch gefaßt, und Elihus Entdeckung ſeiner Krankheit hatte auf ihre Seele ſo betäubend gewirkt, daß ſie auch nach Wodboy Weggehen keine ruhige Stunde mehr hatte.

Sie machte ſich, ſo ſchnell ſie konnte, ſelbſt auf den Weg zu ihm. So bald ſie einmahl das Vorurtheil, nicht zu heirathen, überwunden hatte, war auch kein Grund mehr da, warum ſie nicht jedes Gefühl für Slawoſch hätte ſollen blicken laſſen, und der Zweck ihrer jetzigen Reiſe war, ſich ihm ganz zu entdecken.

Sie traf ihn in der That von einem Fieber angegriffen an, und hatte wenigſtens die Freude zu hören, daß Wodboy Erzählungen von ihren gütigen Geſinnungen bereits einigen Einfluß auf des Kranken Wohl gehabt.

Was hätte nun wohl beytragender für daſſelbe ſeyn können, als ihre Gegenwart, die Slawoſchen doch wohl der redendſte Beweis von einer außerordentlichen Vorliebe war.

Gehört hatte er mit Entzücken des Vaters Erzählung; aber sie hatte ihm einem Traume geglichen, dessen Andenken oft mit dem Morgen beym Erwachen schon dahin ist, und auf dessen Erfüllung, wenn auch das Andenken nicht verloren seyn sollte, man doch keine Rechnung machen kann.

Allein dieser Traum näherte sich seiner Erfüllung. Daß Tetka Slawosch als Kranken besuchte, war schon etwas, wofür er ewig ihr Sclav gewesen seyn würde; aber daß sie nun gar zu ihm fürs Bette trat, und ihre Hand ihm mit den Worten reichte: „Ich habe dich lange geliebt, Slawosch, und mein Herz verboth mir, nur dir es zu sagen." Das war etwas, was in Ewigkeit nicht in seinen Sinn hätte kommen können. Ehr hätte er geglaubt, daß das ganze Böheimer Land untergehen, als daß ihm eine solche Glückseligkeit widerfahren sollte.

Er netzte ihre Hände mit Freudenthränen, und drückte sie an seinen hoch klopfenden Busen.

„O," rief er aus, „womit hab ich das verdient? Nie hab ich etwas begangen, was einer solchen Belohnung werth gewesen wäre. Tetka ihr macht mich zu einem irdischen Gott. Welcher gute Geist muß meinem Vater zur Seite gewesen seyn, daß er mich beob-

achtete, welcher muß ihn auf dem Wege zu euch begleitet haben, und welcher iſts, der euch den ſeligen Gedanken eingab, einen armen Kranken zu erquicken? Und wie ihn zu erquicken? Tetka, wollt ihr wirklich mein ſeyn?

„Ich will es, Slawoſch, ganz will ich die eurige ſeyn. Aber bildet euch nur nicht einen ſo großen Himmel darüber ein. Es iſt kein überirdiſches Weſen, welches ihr erhaltet. Es iſt ein Menſch, ein Weib wie andere Weiber es ſind, das euch dieſes Geſchenk mit ihrer Hand macht. Ich habe meine Schwachheiten, wie andre, und ihr werdet mit mir zu dulden haben, wie mit einer andern.

Hiervon aber wollte Slawoſch nichts wiſſen. Er bildete ſich nun einmahl ein, es ſey etwas beſonderes in Tetka, und wir können zum voraus unſre Leſer verſichern, daß er dieſer Einbildung auch nach ſeiner Verheirathung treu geblieben iſt.

Tetka blieb dort, bis er geſund war. Niemand fand es in den damahligen Zeiten unanſtändig, wenn eine Geliebte ihren kranken Verlobten pflegte, ſondern man legte es ihr als ein feines Gefühl aus.

Unſre Welt iſt doch in allen Stücken ver-

ändert. Jetzt würde man das sehr wider den Wohlstand finden.

Wie er sich erhohlt hatte, reisete Tetka ab.

„Bitte nun, Slawosch," sagte sie, „alle deine Freunde nach acht Tagen zu mir. In ihrer aller Gegenwart will ich dir meine Hand reichen, und laut es sagen, daß ich dich liebe, und daß ich stolz darauf bin, den schönsten Mann Böhmens zu meinen Gatten zu erhalten, der auch zugleich einer der biedersten ist."

Slawosch konnte sein Entzücken nicht mächtigen. Wo er nur Verwandte hatte, dahin lief er, und verkündigte die ihm widerfahrne Seligkeit. Er erfuhr die zweyte, die darin bestand, daß keiner es ihm mißgönnete, sondern alle recht von Herzen ihm Glück wünschten, und ihm versprachen, an seinem Ehrentage ausgelassen fröhlich zu seyn.

Man hielt Wort. Tetka hatte von ihrer Seite ihre Schwestern, Schwäher und deren vornehmste Diener und Dienerinnen geladen. Es war nicht der Schwall von Menschen, der auf Libussens Hochzeittage zugegen war; aber es herrschte eine reine heitere Freude, die in eines jeden der anwesenden Herzen Wurzel gefaßt hatte, die jeder dem andern

mittheilte, und dadurch allgemeinen Jubel hervor brachte.

Teika war überhaupt schwärmerisch, und so mußte auch alles was sie unternahm diesen Anstrich haben. In einen mit Blumenketten behangenen Saale hatte sie einen kleinen Altar bauen lassen, und vor diesen gab sie Slawosch ihre Hand. Auf dem Altar stand das allsehende Auge abgebildet, welches sie im Walde einmahl erblickt; auf allen Seiten strahlte es Licht umher. Wie der alte Wodhoy ihre und Slawosch Hände in einander legte, und sie gesegnet hatte, sprach sie: „Dieses Bild des ewigen allmächtigen Gottes er selbst in diesem Bilde ist Zeuge, daß meine Gesinnungen rein in diesem Augenblicke sind, daß ich den Gatten den die Natur dem Weibe bestimmt, von seiner Hand nehme. Ich bekenne, daß ich schon fehlte, daß ich nicht lange dieses Gesetz erfüllte, und mit dem Beyspiele vorging, mit welchen ich als Lehrerinn der Gesetze der Natur und der Götter hätte leuchten sollen. Desto reinere beständigere Liebe und Treue schwöre ich meinen Gatten vor allen Anwesenden ewig auf immerwährende Zeiten zu halten."

Slawosch und sein Vater weinte vor Freude, und alle waren gerührt, bis auf die einzige Wlasta, die erste Dienerinn Libussens.

Auch sie weinte, aber es waren nicht Thränen der Rührung oder der Wonne. Es waren Thränen der Wuth. Sobald die Ceremonie vorbey war, eilte sie in den Garten, den Tetka hinter ihrem Schlosse angelegt, und in dem ein tiefer dunkler Gang war. Diesen lief sie auf und ab, und klagte, daß ihre letzte Stütze, die sie für ihre Wünsche zu haben geglaubt hatte, nunmehr auch für sie verloren wäre.

„Diese Tetka," sprach sie, „hielt ich für eine Männerfeindinn, wie ich bin. Ihr Herz einst zum Plan umzustimmen, den Männern die Herrschaft zu entwinden, war mein festes Unternehmen. Es ist gescheitert. Wohin wende ich mich nun, um Rache zu nehmen am treulosen Geschlechte, am hassenswerthen Geschlechte? Was hat Libussa mit Przemisl? Er hat das Regiment, und sie ist eine Schwache, die da thut, was er will. Ist Kascha glücklicher mit Biwog, als sie vor ihm war, da sie als Fürstentochter von jedermann geehrt ward? Verblendete Tetka! Wird man dich weiterhin so ehren, wie bisher? Verblendete Tetka! Du hast deine Freyheit dahin gegeben; mit ihr hast du deine Gewalt über das Volk verkauft. Man wird nicht mehr sagen: die edle Jungfrau ist der Liebling der Götter. Man wird behaupten, Elihu und seine Geistergefährten haben sich nun von dir

entfernt, da du nicht mehr die keusche Tetka bist. O die Umarmung eines Mannes wird dir viel von deinem Werthe rauben. Und ich Arme suchte immer Trost in dir. Ich wollte dich einst als alleinige Regentinn Böheims sehen.„

„Aber meine Wuth gegen das männliche Geschlecht soll nicht nachlassen. Keine Grenzen will ich setzen meiner Rache. Libussens nur will ich schonen. Aber fordern sie die Götter von dieser Erde ab, dann werde mein Vorsatz ausgeführt, zu demüthiger die Männer, zu erhalten die Weiber. Sie sollen dann Sclaven, wir wollen Herren seyn. Sie sollen sehen, daß auch Weiber regieren können." — Wüthend ging sie ab, um in ihrem Zimmer sich zu fassen.

Nach dieser kleinen Episode, deren wichtige Folgen der Leser bald inne werden wird, wenden wir uns wieder zu Tetkas Schloß.

Alles, was nur dienen konnte, das Vergnügen der Hochzeitgäste zu vermehren, hatte Tetka besorgt. An Speisen, Meth und Birkensafte gebrach es nicht. Spielleute aller Art ergetzten die Herzen der Zuhörer. Tänze setzten ihre Füße in Bewegung. Gesang war der Zeitvertreib anderer. Wettrennen wurden von den jungen Leuten angestellt, und die freundliche gefällige Libussa lehrte den Mädchen mancherley Spiele, die auf dem Libin

gespielt wurden, die sie nun mit heim zu den Ihrigen nahmen, und dort weiter verbreiten konnten.

Slawosch munterte alles auf, fröhlich zu seyn. Er selbst war am fröhlichsten. Teika war sein, die Krone Böheimer Mädchen, die Fürstentochter, die Freundinn der Götter.

XIII.

Libussens letzte Prophezeyung.

Wir haben unsre drey Fürstentöchter unter die Haube gebracht, und sie leben alle ein beneidenswerthes Leben. Sie freuen sich ihrer Gatten und der ihrigen. Sie bauen neue Wohnungen und Dörfer, und Teika hatte eine Stadt angelegt, Tetin genannt, die jedermann bewunderte.

Wir würden unsere einfache, der Natur angemessene und getreue Erzählung schließen, wenn wir sie alle in Ruhe und Friede bis in ihr hohes Alter sähen, wenn wir unsre Leser versichern könnten, daß sie ohne Unfall gemeinschaftlich Böheims ferners Glück gemacht hätten.

Allein das Schicksal welches ihnen viel Glück geschenkt, wollte sie auch den Becher der Trübsale kosten lassen, und so sollte die Zeit bald herannahen, in welcher Libussa von ihnen getrennt, und das schöne Kleeblatt zerrissen werden mußte.

Es ſollten aus Libuſſens Tode tauſenderley Unruhen entſpringen, welche Kaſcha und Teika erſt wieder beylegen, und Ruhe zuwege bringen ſollten.

Przemisls Ausſpruch, da man ihn vom Felde weg zum Fürſten Böheims rief, daß man etwas zu frühe gekommen, war eine Prophezeyung, die auch auf Libuſſens Geſundheit ihre Wirkung mit ſoll gehabt haben. Doch hiervon zu ſeiner Zeit.

Jetzt wenden wir uns zu einer Begebenheit, die vor Libuſſens Tode noch vor ſich ging, und die uns den größten Beweis ihrer Naturkenntniſſe und der Mühe darſtellt, welche ſie ſich gegeben, das Land zu unterſuchen, und man wird ſelbſt darin uns nicht zuwider ſeyn, daß hier wohl ein wenig Höheres mit verbunden geweſen ſeyn kann.

Gleichſam aus einer geheimen Eingebung, daß ſie bald dieſe große Naturforſcherinn dieſe Prophetinn künftiger Dinge würden entbehren müſſen, getrieben, erſchienen die Älteſten und Vornehmſten des Böheimer Volks auf dem Libin, und warfen ſich vor Przemisl nieder.

"Großer Fürſt!„ ſprachen ſie, "du haſt uns edel regiert, du haſt unſer aller Liebe und Achtung, du haſt unſer aller Gehorſam bis in den Tod. Aber du biſt mit deinem Weibe auserſehen, daß ihr ſeyn ſollt Seher ſom-

mender Dinge. Du bist mit ihr ersehen, zu kennen unser Land und jede Gelegenheit desselben. Sage uns, Lieber, wo sind die Schätze des Goldes und Silbers verborgen, damit wir sie suchen, damit wir reich werden und auch dich reich machen können."

„Was nutzen diese Metalle der Erde, die todt sie in ihrem Schooße liegen läßt, und keinem Menschen werden sie da nutz."

Przemisl sah ein, daß die Sprecher des Volks recht hatten, und er beschied sie, in funfzehn Tagen wiederzukehren, wo sie denn von ihm erfahren sollten alles, was die Götter ihm und seinem Weibe geoffenbaret, und was ihnen zu wissen vonnöthen, und nützlich seo.

Am funfzehnten Tage aber ließ Przemisl auf der Spitze des Libin, wo der Fluß am Fuße hinweg läuft, einen großen Platz räumen, und stellte auf Teppichen zwey Stühle, auf deren einen er sich setzte, und den andern Libussa zum Sitze anwies. In majestätischer Pracht saß da das fürstliche Paar, und alles erstaunte über den Glanz, der nicht nur in ihrer prächtigen Kleidung, sondern auch in ihren freudeglänzenden Gesichtern zu finden war.

Alle, die sich ihnen naheten, waren ihnen ut; denn so hold hatten sie beyde noch nicht erblickt,

Nachdem alle Herzutretenden sich geneiget, und jedem das herzogliche Paar gedankt hatte, hob Fürst Przemisl zuerst an zu reden.

„Ihr Sprecher des böheimischen Volkes, sehet hier zu meiner Seite eure Mutter, eure eigentliche Fürstinn, die mich durch den Willen der Götter an diese Stelle brachte. Ihr ist gegeben die Gabe der Wissenschaft alles dessen, was die Erde enthält, ihr ist gegeben, euch zu belehren. Ich greife ihr nicht vor. Merket auf ihre Worte, und fasset sie wohl in euren Herzen."

Und Libussa hatte in ihrer Hand ihren kleinen goldnen Frosch, den sie zuweilen anfah, und denen mehresten Zuschauern kam es so vor, als wenn der Frosch sein Haupt zuweilen zu ihr wendete, als ob er ihr etwas entdecken wollte, und als ob seine Augen sich dreheten, und nach gewissen Stellen hinzeigten. Und der größere Theil hielten diesen Frosch für einen guten Erdgeist, welcher der Herzoginn die Geheimnisse, entdeckte, die sie dem Volke wieder verkündigen sollte, ein Theil aber hielt, es für bloße Einbildungskraft, und wollten nicht zugeben, daß der Frosch sich wirklich bewegt hätte, oder daß Libussa von ihm Töne vernommen.

Libussa stand jetzt von ihrem Sitze auf, winkte, man sollte ihr folgen, und ging auf die äußerste Spitze des Libin, so daß sie in die Moldau hinab sehen konnte.

Sie wendete ſich hierauf nach dem Niedergange der Sonne. „Sehet dorthin,“ ſprach ſie, „auf den Berg, der mit Birken bewachſen iſt, und deſſen Anhöhe uns die Ausſicht verbirgt. Sein hohes Emporſtreben rührt daher, weil in ihm erwachſen und angeſchwollen ſind, Flüſſe von Silber, die ſich ergoſſen haben zwiſchen ſeine Steine und Erde, und tief hineingewurzelt haben, und haben ihn gemacht zu einem der reichſten Berge im Lande. Tauſende können durch ihn reich werden, tauſenden wird er Freude und Nahrung geben. Eure Nachkommen werden ſeines Eingeweides ſich freuen, und er wird zur Herrlichkeit Böheims viel beytragen.“

Und Libuſſa wendete ſich zur Linken, nach dem Mittag.

„Sehet nun dorthin,“ ſprach ſie, „der Fichtenwald, den ihr in der Ferne erblicket, verhüllet euch einen Hügel, der die Mutter des Goldes genannt zu werden verdient. Der Segen der Götter hat ihn geſchwängert, fruchtbar iſt er worden an dem Metall, welches die Menſchen gierig ſich wünſchen, wornach ſie ſich ſehnen, und welches, ſo viel Gutes es auch bringet, dennoch viel Unheils ſtiften wird. Dort iſt dieſes edelſten Schatzes ſo viel, daß er euch nicht zerrinnen wird, ſo ihr nicht durch den Zorn der Götter ihre Gnade von euch abwendig macht.

Denn ſo ihr eure Liebe und euren Eifer erkalten laßt, ſo werden auch die Erdgeiſter ihren Eifer euch zu dienen erkalten laſſen, ſo werden auch ſie beginnen euch zu verbergen das Daſeyn des Goldes und des Silbers, ſo werdet ihr leere Steine und unfruchtbare Erde finden."

„Man wird dieſes Gold nennen von der Eule, und werdet ihr ſelbſt noch davon Früchte ſehen, und eure Nachkommen nach euch. Allein hüthet euch, daß nicht ein Mord geſchehe an dieſer Stelle, der euch großen Schaden zufügen wird. So ihr meine Rede nicht vernehmt, und bringt ſie auf eure Nachkommen, ſo wird dieſer Berg lange Zeit verſchloſſen bleiben, und nichts geben, was euch erfreuen kann."

Und nun wendete ſie ſich wieder zur Linken der Sonne Aufgang.

„Sehet abermahls dorthin," ſprach ſie, „wo Böheims Reichthum blühet. Dort erblicket ihr einen drepeckigten Berg. Seine drey Seiten bedeuten drey Epochen, welche da ſeyn werden, für die Erze die er in Menge enthält. Drey Mahl wird das Silber in demſelben ſchwinden, und drey Mahl werden ſich darſtellen neue Gänge. Es wird eine der ergiebigſten Quellen des Reichthums für Böheim werden, es wird dort auch des Kupfers viel ſeyn. Allein auch des Streits und

Blutvergießens wird nicht wenig seyn. Das Silber wird oft sich färben vom Blute der Menschen, die dasselbe bearbeiten, und vom Blute der Feinde, die diese Werke zu zerstören suchen."

Libussa fuhr fort noch mehrerer Bergwerke zu erwähnen. Sie zeigte an, wo man Zinn und Bley finden würde, und man zuerst graben sollte, um die Spuren davon zu entdecken.

Wenn wir schon zugeben, daß sie diese ihre Kunst größten Theils den Nachforschungen zu verdanken hatte, welche sie in die Natur und über die Natur machte, so ist doch nicht zu läugnen, daß die große Menge von Prophezeyungen, die sie dem immer hinzufügte, und die in den folgenden Zeiten alle in Erfüllung gingen, es außer Zweifel setzen, daß sie in höhern Wissenschaften erfahren gewesen, und den Umgang mit Geistern gehabt habe.

Sie erlebte es auch wirklich noch im folgenden Jahre, daß das Bergwerk Eule zu bauen angefangen ward, und daß man daselbst fand einen großen Klumpen Goldes, der die Schwere Przemisls überwog, von welchen auch dieser und Libussa durch einen geschickten Meister, den sie aus fremden Landen kommen ließen, ein sitzendes Menschenbild zu verfertigen befahlen, welchem Bilde

ſie hernach den Nahmen Zelu gaben, und ihm göttliche Ehrerbiethungen erwieſen, mit welcher doch Tetka gar nicht zufrieden war.

XIV.

Libuſſens ſtandhafter Tod. Sie wird von allem Volke aufs wehmüthigſte beklagt.

Libuſſa merkte von Tage zu Tage, daß ihr Körper ſchwächer ward. Zu gewiß eines künftigen beſſeren Lebens, zu vertraut mit den Geheimniſſen der Oberwelt, zu gefaßt auf eine Rechenſchaft aller ihrer Handlungen hatte ſie keine Urſache mit Schrecken dem Augenblicke entgegen zu ſehen, der ſie von dieſer Erde abrufen würde.

Sie entdeckte zuerſt ihrem Gatten die traurige Gewißheit, welche bereits in ihrer Seele lag.

Es war an einem Sommerabende, wo ſie mit ihm in dem Haine luſtwandelte, in welchen ihr von den Göttern entdeckt worden war, er ſey zum Fürſten Böheims beſtimmt. Hier erinnerte ſie ſich mit Wonne des ſeligen Augenblicks oft, in dem ſie ihn in dem Zauberſpiegel erblickte.

Auch jetzt kam ſie an dieſe Stelle. Sie ſagte mit ſüßem Tone: „Hier war es, Przemisl, hier war es, wo ich zur ſeligſten aller Weiber Böheims ward, wo die Wünſche

meines Herzens ſich mit den Wünſchen der Götter vereinigten. Hier wardſt du mir zugeſagt. Auch dir, lieber Mann, thaten die Götter in dieſer Wahl nichts zuwider. Du haſt mich geliebt, du haſt mir dieſes ja deutlich gezeigt. Deine Güte für mich war von jeher unausſprechlich, und ich kann dir nicht genug danken. Aber wenn die Götter nun beſchloſſen hätten, uns zu trennen, wie ſie uns vereinigten, was würdeſt du ſagen? Würdeſt du mit der nähmlichen Standhaftigkeit dein Unglück von ihrer Hand annehmen, mit welcher du dein Glück erhieltest?"

„Du biſt nicht unmäßig geweſen in deiner Freude. Ich hoffe du wirſt auch nicht unmäßig ſeyn in deinem Schmerz. Du wirſt wiſſen, und bedenken, daß wir alle ſterblich ſind, daß wir alle einmahl Trennung erleben müſſen, und wenn wir auch aufs genauſte verbunden ſind. Es kann dir nicht befremdend ſeyn, daß die Götter dem einen Menſchen zum Wohl winken, dem andern zum Weh, und daß man ihre weiſen Entſchlüſſe auch im letztern Falle ehren muß."

Przemisl ergriff ſie bey der Hand, die ſie ihm ſo liebevoll einſtens gereicht. „Ach Libuſſe," ſprach er, „warum mahnſt du mich an etwas, was, wenn es kommt, immer noch zu früh für mein Herz und für meine Gefühle erſcheint. Von dir mich trennen, muß ich.

Das wurde mir durch meine Ahndungen in dem Augenblicke offenbar, da man mich von meinem eisernen Tische wegrief, um zu dir zu kommen, und dein Fürstenthum, und deine Freuden zu theilen."

„Es war ein Fehler, der vor den Menschen lächerlich erscheint, der aber viel ausmacht, daß man mich nicht erst umackern ließ, das Stück Landes, auf dem ich aß. Hätte man mich nicht getrieben mitzugehen, hätte man mich pflügen lassen, bis die Sonne sich geneiget hätte zum Untergang, o so lebte meine Libussa so lange als ich, so wäre nie einer Hungersnoth in Böheim zu gedenken gewesen, so hätte kein Mensch Streit mit dem andern gehabt, und Glück hätte sich über das ganze Land verbreitet."

„Frage mich nicht, Libussa, wie dem ist. Die Götter wissen es, ich habe nur Ahndungen. — Nicht alles kann dem Menschen klar seyn, was den Göttern Licht ist. So weiß ich auch, ich muß mich trennen, aber laß mich die Stunde überraschen — sie wird so nahe noch nicht seyn."

„O sie ist nahe, lieber Przemisl. Die Götter wollen, du sollst vor allem Volke einen Beweis deiner Standhaftigkeit geben, du sollst dabey seyn, wenn ich ihnen verkündige, daß meine Lebensbahn geendet ist. Er-

schrick nicht, lieber Gatte, aber morgen, morgen ist schon dieser Tag."

„Morgen schon!" rief Przemisl, mit unterdrückter Stimme, die die Seufzer verbarg, „morgen schon! O das ist früh! noch, Libussa, hast du mir meinen Sohn nicht erzogen zu einem Mann, noch Libussa, kann ich nicht vergessen die Freuden des zärtlichsten Ehestandes! — O theureste Gattinn; so bald — so bald von dir! Wie ist das? Zwar sehe ich wohl, daß du kränkelst, zwar fühle ich wohl den Ton deiner Stimme abnehmend. Dein Auge glänzt nicht mehr so feurig, und deine Gestalt ist nicht, die sie war. — Aber doch, Libussa, bist du noch munter, doch ist deine Rede immer noch süß meinem Ohre, und deine Gestalt ist nicht so, daß man des Todes Bild daher nehmen, oder einem plötzlichen Untergange entgegen sehen sollte."

„Auch," fiel Libussa ihm in die Rede, „auch das wollen die Götter nicht. Die sie lieben, belegen sie nicht mit der Last, lebend Bilder des Todes zu werden. Schon oft bath ich sie darum, nicht so ganz entstellt möchte ich sterben. Sie sollten mir die Gnade angedeihen lassen, daß ich freundlichen Angesichts und ohne Zittern zu erwecken, noch selbst zu zittern, meinem Ende entgegen sähe. Sie haben mein Gebeth erhört. Mein Tod sitzt in meinem Innern. Ich fühle, wie ein verbor-

genes Geſchwür in mir wühlt, und jede Stunde mehr zum Öffnen ſich drängt. So wie es ſich öffnen wird, werde ich nicht mehr ſeyn."

„Darum, Przemisl, ſollen auf den morgenden Tag zuſammen gerufen werden, alle die in unſrer Nähe ſind. Alle ſollen es ſehen, wie Libuſſa den Willen der Götter zu ſchätzen weiß. Alle ſollen ein Beyſpiel nehmen, damit ſie den Tod nicht ſcheuen, der uns nicht vernichtet, ſondern nur hinüber führt in ein anderes Leben."

Przemisl ſeufzte, und ſprach: „Wenn es denn alſo ſeyn ſoll, ſo ſey es. Die Götter wollen; Libuſſa ſchickt ſich darein; wie ſollte Przemisl widerſprechen." — Trübe nahm man den Weg zu Hauſe, Libuſſa aber ſuchte durch allerhand aufmunternde Geſpräche ſein Herz zu erheitern, daß es der Schmerz nicht überwältigte, und ſtellte ihm vor, daß der Tod eine Glückſeligkeit ſey.

Przemisl war weiſe, und dachte in ſich, daß es Pflicht ſey, zufrieden mit dem zu ſeyn, was man nicht ändern könne. Aber er empfand den Verluſt einer zärtlich geliebten Gattinn, einer verſtändigen Mitregentinn, einer guten Landes- und Hausmutter ſchmerzlich genug.

Auch wußte er wohl, daß nach Libuſſens Tode es nicht ganz ſo ruhig bleiben würde, wie es geweſen war; wußte wohl, daß er

Feinde, heimliche Feinde finden würde, die es ihm beneideten, jetzt ganz Herr des Regiments zu seyn.

Indessen ließ er an alle Großen des Reichs gleich Eilbothen schicken, und sie auf den folgenden Tag zusammen berufen. Keiner aber wußte, weßwegen es war; und alle erschienen.

Libussa setzte sich an Przemisls Seite, und versammelte alles um sich her, was sich genahet hatte; denn sie mußten nahe treten, um sie zu verstehen, weil ihre Stimme schwach geworden war: auch hatte sie seit gestern viel an ihrer Gestalt verloren.

Sie dankte in den verbindlichsten Ausdrücken dem ganzen Volke dafür, daß es ihr nicht allein treu und ergeben gewesen, sondern auch den von ihr erwählten Fürsten zum Nachfolger in ihrer Regierung angenommen. Sie bath sie aufs dringendste, sie möchten nicht minderen Gehorsam für diesen, ihren treuen und wohlmeinenden Fürsten beybehalten.

„Was mich betrifft," sagte sie, „so unterliege ich dem Schicksale, welches alle Menschen trifft, und treffen muß. Ich sterbe. Mein Körper hat seine Bahn auf dieser Welt ausgewallet. Ich bin gereift, um zu den unsterblichen Geistern mich zu begeben. Ich will nicht hoffen, daß einer unter meinen Ge-

trenen mir dieſes mißgönnt, ich will nicht hoffen, daß jeder ſich nicht in den Willen von oben her ſchicken werde. Solltet ihr, meine Lieben, ob der Trennung von mir weinen, ſo trocknet eure Thränen dadurch, daß ihr alle bald mit mir werdet wieder vereiniget werden."

„Wer mich in meinem Leben ehrte, wird auch nach meinem Tode mich achten, und ſo zittre ich nicht für das Schickſal meines guten Przemisls. Sollte auch er aber einſt beſtimmt ſeyn, dieſe Welt zu verlaſſen, ſo ſeht hier vor euch meinen Sohn. Dieſen empfehle ich euch als den, der in die Fußſtapfen ſeines Vaters, ſeiner Mutter und ſeines edlen Großvaters Kroks treten wird, und ihr werdet ihn lieben, wie ihr dieſe liebtet."

„Aber mit mütterlichem Ernſt gebiethe ich dir, mein Sohn, Gehorſam gegen deinen Vater, gebiethe dir in allem pünctlich ſeinen Willen nachzukommen, auch nicht das geringſte von dem zu verſäumen, was er dich lehren wird, um einſt dieſer braven Männer Kindern mit gutem Beyſpiele vorzugehen, und ihre Glückſeligkeit zu befördern, ſo viel es in deinen Kräften ſteht."

„Frage auch jeden dieſer würdigen Männer um Rath, wenn du in Fälle kommen ſollteſt, wo du deſſen bedürfteſt. Jeder von

ihnen liebt sein Vaterland und seine Mitbürger."

Sie drohete hierauf ihrem Sohne Nezamisl mit dem Finger, und sprach zu ihm: „So du nicht auf jedes meiner Worte achtest, und in deinem Herzen es behältst, so wird dich der Zorn der Götter verfolgen. Plagen werden dich treffen, statt Gutem."

Sie übergab hierauf Przemisl eine Liste, auf welcher die Geschenke standen, die ihren Dienerinnen ausgetheilt werden sollten, und schloß nun gegen diesen ihren Gatten, wie folget.

„Du aber, Przemisl, behalte mich in deinem Andenken und in deiner Liebe. Gönnen mir die Götter die Gnade, so will ich dich unsichtbar umschweben, so soll mein Geist dem Deinigen zu Hülfe eilen, wenn er dessen bedürfen sollte."

„Du wirst viel Böses erleben, aber auch viel Gutes wird dir zu Theile werden. Du wirst gekränkt werden nach meinem Tode," hier sah sie mit starren Augen auf Wlasta, „aber es wird deinen Feinden nicht gelingen, dich zu unterdrücken. — O du mein Theurer, mein lieber Gatte, gönne meinem Leichnam die Ruhestätte auf Libin. Daselbst laß vor dem Thore meines Schlosses mich der Erde anvertrauen, damit alle Eingehenden sich meiner erinnern."

„Ich fühle es — mein Stündlein — iſt gekommen — leb wohl — Mann — Sohn ..."

Hier verſchied Libuſſa, und alle Anweſenden wehklagten laut. „Unſre Fürſtinn iſt todt! unſre gute Libuſſa iſt geſtorben," hörte man an allen Orten, von allen Seiten her. — Przemisl drückte den letzten Kuß auf ihre Lippen.

Er ließ ihren Leichnam ſalben, und mit köſtlichen Spezereyen umgeben. Er ließ ihn in prächtige Gewande wickeln, und in einen Kaſten von wohlriechendem Holze ihn legen. Mit der größten Vorſicht wurde dieſer Kaſten mit Leimen und Pech ausgegoſſen, und jede Ritze verklebt, damit kein Lüftchen ſich ihm nahete.

Das Volk kam Haufenweiſe, noch ein Mahl ihre todte Fürſtinn zu ſehen. — Ihre Schweſtern, die man zu ihrem Tode nicht rufen wollen, um das ſchreckliche Schauſpiel ihnen zu erſparen, naheten ſich mit Wehklagen und Jammern der Gruft. Gern hätten ſie ſie noch ein Mahl geſprochen. Sie überhäuften Przemisl mit Vorwürfen, daß er ihnen keine Meldung davon gethan; allein er hörte ſie gelaſſen an, denn er wußte es, er hatte wohl daran gethan.

Man gab Libuſſen fünf güldene Groſchen in einem geſtrickten Beutel mit ins Grab, um ſie dem unbekannten Gott zu opfern. —

Man gab ihr zwey silberne Groschen, um sie den Fährmännern zu verehren, die sie in jenes Leben überschiffen würden.

Man kann hieraus sehen, daß man damahls in Böheim aus verschiedenen Völkerreligionen Dinge angenommen hatte, die eine Mischung ohne Ordnung ausmachten, und um desto willkommner war hernach die christliche Religion bey den Vernünftigen.

Der Leichenzug ging mit großem Gepränge und Begleitung nach Libin. Hier klagte das Volk noch ein Mahl laut, und weinte über Libussens Abschied, und nachdem man genug geklaget, ging jeder seines Weges fort. Teika und Kascha blieben etwas länger, opferten den Göttern auf dem Grabe ihrer Schwester, und streueten noch oft Blumen ihr zu Ehren auf ihre Ruhestätte.

XV.

Erste Unruhen, welche Wlasta und die übrigen Dienerinnen Libussens erregen.

Wlasta war immer Libussens Liebling gewesen, deßwegen hatte Libussa aber doch nicht unterlassen, ihre Fehler und Schwachheiten zu beobachten, und hatte sehr wohl bemerkt, daß seit Domaslaw verächtlicher Begegnung, Wlasta eine völlige Männerfeindinn geworden war, daß sie das ganze Geschlecht bis

auf den Tod haßte, und ihm zu schaden allezeit bereit war.

Libussa hatte hierüber ihr heftige bedeutende Vorstellungen gemacht; auch einige Mahl Männer von Gewicht vorgeschlagen, welche Wlasta ihre Hand zu geben bereit waren. Diese aber wollte von nichts wissen, und wendete den Schwur vor, welchen sie gethan hatte, nie eines Mannes zu seyn.

Heimlich brachte sie alle Dienerinnen Libussens auf ihre Seite, so daß keine von ihnen mehr auf Libussens Hand war, sondern alle mit ihr es hielten. Doch wußte sie schlau und vorsichtig es einzurichten, daß Libussa nichts davon merkte, die die Schwäche hatte, von Wlasta nichts Übles zu glauben, was andere ihr vorbrachten.

Denn Tetka und Kascha hatten die Bosheit ihres Herzens wohl eingesehen, und viel Dinge wahr genommen, die Libussen zum größten Nachtheil gereichten.

Als daher Libussa starb, hatte Wlasta und ihre Freundinnen auch weiter keinen Freund unter den Verwandten der Verstorbenen. Przemisl ließ ihnen verabfolgen, was Libussa für sie ausgesetzt hatte, und damit gingen sie ihres Weges ungeachtet und unangesehen. Wlasta hatte sehr ansehnliche Vermächtnisse bekommen, und da sie auch bey Libussa Leben alles, was diese ihr so reichlich ge-

ſchenkt, geſparet, ſo war ſie für eine wirklich reiche Jungfrau zu achten.

Auch war ihr Kopf jetzt mehr als jemahls voll von Projecten, wie ſie ſich ihrem Reichthum gemäß groß machen, und zu der Ehre gelangen wollte, wo Libuſſa geweſen war.

Stratka, die erſte nach ihr, eine Jungfrau von vielem Geiſt und Unternehmung, ſtand ihr treulich darin bey, und beyde hatten feſt beſchloſſen, daß ſie die Gemahlinnen des Fürſten und des Thronerben werden wollen. Sie hatten auch wirklich deßwegen eine Geſandtſchaft an den Hof Przemisls geſchickt und ihre Geſandtinnen hatten in ſeinem Vortrage ihr Anſinnen angebracht, aber die höfelnde Antwort erhalten, daß, ſobald dem Fürſten und ſeinem Thronerben die beyden Mägde Wlaſta und Stratka gefallen würden, ſo ſey es keinem Zweifel ausgeſetzt, ſie würden ſie ehelichen.

Dieſes konnte Wlaſta nicht verſchmerzen, und ſie ſchwur ſich zu rächen. Sie rief alle Dienerinnen Libuſſens zuſammen, und hielt eine Oration, in welcher ſie die Verachtung ſchilderte, die ſie jetzt dulden müßten, und die Vorſchläge that, ſie wollten ſich zu Herren des Männergeſchlechts machen, welches über ſie zu regieren und zu triumphieren nicht werth ſey.

Alle ihre Gefährtinnen fielen ihr bey, und

der erste Schlag, den sie ausüben wollten, war sich einen festen Hof zu erkämpfen, wo sie hausen, und von welchem aus sie sich zu wehren vermöchten, wenn Feinde sie anfallen sollten.

In einem schönen Grunde, unterwärts dem Libin, hatte ein Mann Nahmens Motol sich ein schönes, festes, wohlverwahrtes Haus gebaut, das überfielen sie bey Nachtzeit, mordeten ihn und die Seinigen, und bemächtigten sich seiner Habe.

Przemisl hörte das und verwunderte sich nicht wenig dieser Kühnheit, wollte aber doch nicht gleich Gewalt brauchen, und sandte einen seiner treuesten Diener zu Wlasta, ließ sie zu sich einladen, um freundlich sich zu besprechen, was sie zu einer solchen That bewegen können, und wie dem abzuhelfen wäre, daß nicht ferner solch Unheil in Böheim entstände.

Allein die wüthende Wlasta hörte kaum den Nahmen Przemisl nennen, als sie befahl, den Gesandten zu ergreifen, und ihm die Nase und die Lefzen abzuschneiden.

Nachdem dieß schändliche Urtheil an ihm vollbracht, sandte man ihn zurück an den Fürsten, der ihr erbiethen ließ, er würde ihr gleiches mit gleichem vergelten.

Dieß lachte Wlasta, verschanzte sich wohl in ihrem Hofe Motol, hielt sich aber da nicht

ſicher genug, ſchickte auf alle Straßen, ließ Mägde zuſammen treiben, die ſie für ſich nahm, und dann mit dem ganzen Haufen auf einen hohen Berg, dem Libin gegenüber zog.

Hier wurde mit der größten Eilfertigkeit ein feſtes Schloß aufgerichtet, welches lauter Weiberhände erbauten. Es wurde mit Gräben und Mauern umgeben, und wer es ſah mußte ſich deſſen wundern. Wlaſta ſelbſt, die bey ſo vielen Bauen Libuſſens zugegen geweſen war, dirigirte alles, und legte Hand mit an.

In kurzer Zeit ſtand es fertig da, und bisher hatten die Männer alles für Spiel und Kurzweil gehalten. Jetzt aber fing doch manchem an bange zu werden. Wlaſta hatte nicht allein Gold und Silber, ſondern ſie raubte auch wo ſie konnte, und da ſie allenthalben Kundſchafterinnen hatte, ſo practicirten die Mägde, denen ſie große Verſprechungen machte, ihr vieles von der Habe ihrer Herrſchaften zu.

Denn ſie hatte allen Weibern große Dinge in den Kopf ſetzen laſſen, und ſelbſt geſetzt. Sie hatte einen weitläuftigen Hof, wo ſie mit ihren Geſpielinnen und Gefährtinnen auf den Roſſen ſich tummelte, mit Speer, Bogen und Pfeilen ſie umgehen lehrte, kurz alles handhabte, was Männer nur vornehmen

können, und die Mägde wurden hierin auch so geschickt, daß sie den Männern nichts nachgaben.

Sie hatte sich einen fürstlichen Stuhl machen lassen, auf dem sie saß, und Orationen an die Weiber hielt, wie ehedem Libussa sie an das ganze Volk gehalten hatte, und da sie ihre Worte fein zu setzen wußte, so gefiel, was sie sagte.

Unter andern behauptete sie, sie habe die Wissenschaften aller drey Schwestern, der Töchter Kroks, in sich allein vereiniget, sie sey Meisterinn im Prophezeyen, sie wisse alle Kräuterkenntnisse, und habe Zusammenkünfte mit Geistern, wie irgend eine derselben. Sie sey die Schülerinn von allen dreyen, oft aber auch ihre Lehrerinn gewesen, und Kascha und Tetka scheueten sich bloß zu ihr zu kommen, weil sie fürchteten von ihr übertroffen zu werden.

Sie entwickelte darauf ihren bisher geheim gehaltenen Vorsatz, daß sie alle Männer ausrotten, wenigstens zu Sclaven machen, sich zur Fürstinn von Böheim erklären, und alle, die es mit ihr hielten zu großen Frauen machen wollte.

Dieß waren glatte Worte, die Eingang genug fanden. Alle betheuerten, sie wollten ihr Leben für ihre neue Fürstinn lassen, und verschworen sich ihr auf immer zu dienen.

Um diese Zeit hatte Przemisl ein Einsehen in diesen Unfug, und bemerkte nicht mit Unrecht, daß er zu großem Nachtheil des Landes ausschlagen könnte, er ließ deßwegen die Vornehmsten des Landes berufen, und um ihnen eine desto deutlichere Zuversicht zu geben, sprach er außer der Erzählung, die er ihnen machte, noch von einem Traum den er gehabt, in welchen der Mägde eine ihm einen Becher voll Blut zu trinken gereicht.

Aber die böheimischen Männer lachten ihren Fürsten aus, und spotteten der ganzen Sache, als einer Mägdegeschichte, die sich von sich selbst zerschlagen würde, und spottete Motols, daß er sich erschlagen lassen, und hingen allen Männern Schimpf an, die sich von Weibern hintergehen ließen. Sie gaben Przemisln den Rath, ruhig zu seyn, und kehrten wieder in ihre Heimath.

Wlasta erfuhr dieß alles, und lachte in ihrem Herzen darüber, daß ihren Planen so wenig Hindernisse in den Weg gelegt würden.

XVI.

Die Sache wird ernstlicher, als sie zu seyn geschienen.

Denn Wlasta, welche ihr Schloß Diewni

genannt hatte, erſtreckte nun ihre habſüchtigen Hände nach den Eheweibern ſelbſt aus, um auch dieſe zu ſich zu ziehen. Sie wählte dazu Vermögende. Sie bediente ſich dazu mancher gut ausgeſonnenen Liſt. Sie ließ die Männer zu ſich laden, die denn um zu zeigen, ſie fürchteten ſich nicht, dahin gingen. Mittlerweile aber wurden ihre Hausfrauen benachrichtigt, als ob ſie dahin gekommen wären, eine andere Frau zu wählen, und hätten verlauten laſſen, ſie wollten die alte umbringen.

Es wurde ihnen alſo der Rath gegeben, ſelbſt dieſe Treuloſen aus der Welt zu ſchaffen, und denn ſich nach Diewni zu begeben, wo ſie wohl aufgenommen und ſicher ſeyn ſollten.

Auf der andern Seite nahmen ſie unerfahrene Jünglinge zu Hülfe, welche ſie zu ſich nach Diewni einluden. Da man nun wußte, auf dem Schloſſe Diewni wären ſie gaſtfrey, und nie eine Mordthat daſelbſt geſchehen, weil ſie bloß auf offner Straße mit den Männern es aufnähmen, ſo machten viele Jünglinge aus Neugierde ſich dahin, um die Wirthſchaft der Mägde zu ſehen, viele lockte auch dieſe oder jene ſchöne Geſtalt dahin, welche ſich daſelbſt aufhielt. Da wußten ſie es denn durch mancherley Liſt zu veranſtalten, daß der Jüngling verſprach, hier oder da mit ſeinen Geſährten hinzukommen, um ſeine Schö-

ne, die gar jämmerlich klagte, wie übel es ihr ginge, zu entführen.

Denn da wollten sie immer aus Wlasta Tyranney befreyet seyn, die sie übel hielte und harte Arbeit auflegte, und mit Schlägen sie züchtigte, wenn sie nicht alles thäten, was sie verlangte.

Die Jünglinge ließen sich bereden, kamen mit ihren Freunden bewaffnet, fanden aber alle Mahl dreyfachen Hinterhalt, wurden ermordet und beraubt.

Dieses Übel nahm sehr weit überhand. Allenthalben hörte man von jämmerlich ermordeten Männern, die in den Betten todt gefunden worden, und die Weiber hatten sich mit der besten Haabe retirirt, und waren auf dem Diewni anzutreffen. Man konnte es einen wahren Weiberaufruhr nennen. In allen Gegenden ließ Wlasta die Nachricht verbreiten, wo eine mit ihrem Manne unzufriedene Frau wäre, die sey willkommen auf dem Diewni.

Da wollten die Weiber ihren Männer gar nicht mehr unterthan seyn; denn welche Frau wird nicht lieber das Regiment haben wollen. Ich gehe auf den Diewni, war die gewöhnliche Loosung, und wollte der Mann seines Lebens sicher seyn, mußte er sich schmiegen unter das Joch, wie seine Hausehre es ihm auflegte.

Man zählte schon an 500 der streitbarsten

Männer und Jünglinge, welche auf dieſe Art umgekommen, als man endlich die Augen öffnete, und ſich an den Herzog Pezemisl wendete; jetzt konnte man ſehen, er möge doch helfen, und Böheims Männer vom Untergange retten.

„Ich ſagte es euch," ſprach er, „da es Zeit war. Mein Traum zeigte es euch an. Nun ſehet ihr den Unfug, den dieſe Beſtien angerichtet. Allein jetzt kann ich nicht helfen. Geht ruhig nach Hauſe; ſehe jeder ſich wohl vor, ſchmiege ſich, biege ſich, bis die Zeiten beſſer werden, dann ſollt ihr ſchon ſehen, wie ich meine Gelegenheit wahrnehmen, und mich rächen will."

Allein dieſe Rede ihres Fürſten ſtand den Böheimern nicht an. Vielmehr wählten ſie ſich einen Kriegsobriſten, Samoslawu, einen angeſehenen Mann unter ihnen, der ſie vors Schloß der Mägde führen ſollte, damit ſie entweder mit Liſt, oder Sturm es einnehmen könnten.

Przemisl warnte ſie noch ein Mahl gegen die verſchlagenen Weiber auf ihrer Huth zu ſeyn, und ſeinem Rathe gemäß noch etwas zu verziehen, bis er eine Gelegenheit erſehen, die ihnen nicht fehlſchlagen könnte. Allein vergebens.

Wlaſta hatte Spione allenthalben. Sie wußte auf Diewni, was auf Przemisls Schloſ-

se berathschlaget war, und auch sie hielt nun mit den ihrigen einen großen Rath.

Sie setzte sich auf den Stuhl, den sie, gleich dem fürstlichen Stuhl Libussens, sich hatte machen lassen, und hielt eine lange Rede, in welcher sie die Thaten der Amazonen hervorrief, und ihre Heldinnen ermahnte, gleich ihnen den Tod der Schande vorzuziehen. „So jede mit mir gleich denkt," sagte sie, „so siegen wir gewiß. Was wollen die Männer gegen uns, die schon so furchtsam sind, daß sie zu ihrem Fürsten laufen, und Hülfe sich erbitten? Was wollen sie, denen ihr Fürst diese abschlägt, weil er selbst sich fürchtet, wie Alexander einst die Amazonen fürchtete?"

„Dieß ist der Tag der Ehren, der Tag an dem der Böhmerinnen Ruhm erschallen soll, der Tag, an dem die Männer sich verkriechen müssen, an dem Weiber hoch sich erheben. Sehet hier, wir wollen alle gemeinschaftlich diesen Trunk auf schwesterlichen Bund trinken, dann uns rüsten, und ohne Furcht in Schlachtordnung ihnen entgegen eilen. Die aber unter euch sich fürchten sollte, die bleibe zurück; denn wie kann die Muth haben, welcher er nicht gegeben ist."

Es war aber auch nicht eine einzige, welche nicht laut erklärt hätte, sie werde nicht zurück bleiben, sondern sie wolle die Lorbern ihrer Schwestern und Gespielinnen theilen.

Aber Wlaſta hatte einen betäubenden Zaubertrank gefertiget, der alles Blut in den Adern in Wallung und Wuth hervorbrachte, ſo, daß, es hätte der Bruder oder der Vater kommen mögen, die Mägde es nicht geachtet hätten, ſondern ihn todtgeſchlagen, als wäre er ein Mörder.

Die Männer aber unter Samoslaw ſahen die Eroberung für etwas leichtes an, und hatten ſich größtentheils nur ſehr ſchwach bewaffnet, waren zum Theil ohne Panzer und Blechwamms, und ritten ſo daher, als ob ſie zu einem Schmauſe reiten wollten. Doch ward ihnen dieſes ein theurer Schmaus.

Wie ſie herangezogen kamen, ſiehe, da rückte aus den Thoren von Diewni Wlaſtas Schar, ſehr wohl beritten und gewaffnet; denn Wlaſta hatte vorher alle einzeln gemuſtert, und wo etwas fehlte, geändert, verbeſſert, hinzugethan, ſo daß es ein Vergnügen war, ſie anzuſehen, und die Ordnung, in welcher ſie daher zogen, war bewunderungswürdig ſchön.

Nur die Männer hatten keine Freude daran, denn ſie glaubten ein ſtattliches Männerheer rückte hervor ihnen entgegen, und geriethen in große Angſt und Furcht, weil ſie ſo ſchlecht bewaffnet waren.

Wlaſta bemerkte dieſe Verlegenheit ſehr

bald, und da sie es für sehr dienlich hielt, diesen Augenblick nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen, so befahl sie anzugreifen, und siehe, der Weiberhaufe sprengte in die Männer hinein, die sie auch sogleich zerstreuten, und zum Theil in die Flucht jagten.

Wlasta aber befahl zu verfolgen, und niederzumachen, was man könnte, und so eilte jede ihrem Mann nach. Sie selbst, Wlasta, eilte auf Samoslaw, den Anführer, und gab ihm, mit einem vergifteten Säbel, einen Hieb über den Kopf, daß der Helm spaltete, und er mit seinem strömenden Blute zugleich die Erde küßte.

Sieben Heldinnen zeichneten sich vorzüglich aus, und man kann sagen, daß dieser Sieg für die Weiber äußerst entscheidend, für die Männer aber äußerst nachtheilig war. Nur die, welche schnelle Pferde hatten, brachten ihr Leben davon, die andern wurden ein Raub des Todes, und was von Rüstungen da war, war eine sehr willkommene Beute für Wlasta, die immer mehr Mägde sammlete und bewaffnete, um im Nothfall eine größere Macht stärkern Anfällen entgegen zu stellen.

Die sieben Heldinnen, deren Nahmen die Geschichte uns aufbewahrt, und welche Madlog, Hobka, Nobka, Smalawa, Wradka,

Radka und Czaſtawa hießen, wurden von Wlaſta auf ſieben Stühle geſetzt, und mit goldenen Ketten behangen. Sie ſelbſt, Wlaſta, ließ ſich faſt göttliche Ehre erzeigen. Auch wurden die Männer Böheims über dieſe Niederlage ſo feige, daß keiner ſich mehr getraute, ſich zu Wlaſta zu wagen, und an einen neuen Angriff auf ſie war gar nicht zu denken.

XVII.

Was Tetka und Kaſcha zu dieſem Unfug denken, und der letztern Tod, wahrſcheinlich durch die Mägde verurſacht.

Es läßt ſich glauben, daß Kaſcha und Tetka, die in Ruhe auf ihren Schlöſſern lebten, und ihren beſtimmten Verrichtungen oblagen, alles erfuhren, was unter dieſem loſen Geſindel, den ſogenannten tapfern Weiberhelden vorging.

Zwar dieſen Nahmen hätten ſie im Ernſt und mit Recht verdient, wenn ſie für die gute Sache ſo gefochten hätten, wie ſie hier wirklich für die ſchlechte fochten.

Biwog und Slawoſch waren gleich zu Przemisl geeilt, und hatten ihm ihre Dienſte angebothen. Allein dieſer hatte ſie zur Ruhe verwieſen, und ihnen bedeutet, „daß alles, was ſie jetzt wider dieſen Aufruhr unterneh-

men würden, nur zu ihrem Nachtheil gereichen, und von keinem Nutzen seyn würde, denn die Götter hätten bestimmt, daß, so die Böheimer die Zeit der Unterdrückung dieser Mägde vorbeylassen würden, sie zur Strafe und Besserung der Menschen viel Unheil stiften würden."

„Die Zeit der Unterdrückung gab ich an; aber meine Böheimer spotteten mein; so wehe es mir nun thut sie leiden zu sehen, muß ich mir es doch gefallen lassen. Es wird eine Zeit kommen, wo ich den Unfug stillen werde."

Biwog und Slawosch, welche Przemisls Weisheit kannten, und daß er künftige Dinge wußte, überzeugt waren, nahmen nicht den geringsten Anstand, auf sein Wort ihm zu glauben, betrübten sich über das Unglück der Männer in Böheim, kehrten zurück, und suchten nur, wo sie konnten, die Männer zu warnen, retteten auch dadurch viele vom augenscheinlichsten Untergange.

Aber Kascha konnte es nicht begreifen noch gut heißen, daß der starke Biwog und der tapfere Slawosch, die noch nie überwunden worden waren, ihre Hände so in den Schooß legen wollten. Kascha begab sich also zu Teika.

„Was ist das? mit unsern Männern" sprach sie, — „Warum stehen sie müßig da bey dem Unglücke Böheims? Sollen die Mäg-

de ihrer ſpotten? Soll Wlaſta, die Stolze, nicht gedemüthiget werden? Soll ſie vielleicht am Ende unſere Männer auch noch mit Liſt tödten, und uns zwingen in ihren Bund zu treten?"

„O meine Kaſcha!" erwiederte Tetka, „davon iſt die Rede nicht. Laß uns froh ſeyn, daß unſere Männer den Sinn haben. Weiberliſt geht über alle Liſt, und ſo unſere Männer es unternehmen wollten, dieſem tollen Haufen etwas anzuhaben, ſo wäre es um ſie geſchehen. Wir würden als Witwen trauren; denn was vermag Macht gegen Liſt und Tücke? Dieſe ſind unüberwindlich, denn ſie ſind der Boßheit Mauern."

Kaſcha verlangte nähere Auskunft hierüber: allein Teka wollte nichts davon wiſſen. Sie ſagte, nicht alles ſey dem Menſchen gut, vorher zu wiſſen, und ſo verbärgen alſo auch die Geiſter vieles, was nicht gerade zu unſerm Beſten gehörte, vor dem Wiſſen derer, die Umgang mit ihnen hätte. Allein ſo viel müſſe ſie ihr ſagen, ſie habe ſchlechte Ahndungen wegen dieſer Wlaſta gehabt, und ſie bäthe ſie beſonders, daß ſie ſich vor ihr hüthete. An ſie ſelbſt, die Tetka, habe ſie ſchon eine Bothſchaft geſchickt, und ſie auffordern laſſen, ſich mit ihr zu vereinigen.

Natürlich habe sie ihr eine sehr unbefriedigende Antwort gegeben.

Kascha hörte dieß alles mit an; allein sie nahm es nicht zu Herzen. Sie dachte vielmehr, es sey unmöglich, daß Wlasta, ihrer Schwester Dienerinn, nicht endlich vernünftigen Gründen Gehör geben, und sich entschließen sollte, von ihren Raubereyen und Mord abzulassen.

Wirklich entschloß sie sich den Versuch zu machen.

Sie eilte nach Diewni nur in Begleitung zweyer Dienerinnen, und ließ sich im Schlosse ansagen. Wlasta öffnete gleich die Thore, denn ein solcher Besuch war ihr willkommen. Es schmeichelte ihr, daß eine Fürstinn ihr den ersten Besuch machen mußte, deren Dienerinn sie ehedem gewesen. Sie wollte schlechterdings nicht ehe ein Wort mit ihr reden, als bis sie das Mittagsmahl mit ihr genossen, und hier wurde alles aufgetragen, was es nur kostbares gab. Wlasta lebte in einer unbeschreiblichen Pracht, und diese wurde vor Kaschas Augen auch ganz dargestellt.

Die Becher mit geistigen Getränken gingen auch viel umher, und Kascha wunderte sich nicht wenig, daß Weiber zechten, wie Männer nur zu zechen pflegen. Sie verbath dieß sehr.

„O Kaſcha," ſprach Wlaſta, „ihr wißt nicht, was ihr thut, und alle Weiber wiſſen nicht, was ſie thun. Da begeben ſie ſich unter das Joch der Männer, und haben ſich Laſten aufgelegt, die ſie nicht zu dulden nöthig haben. Da laſſen ſie ſich vorreden, für Weiber wären nicht Männer-Werke, und Männer-Thaten."

„Sehet hier Kaſcha, wir haben das Gegentheil gezeigt."

„Und," ſprach Kaſcha, „wo bleiben denn die Arbeiten der Weiber?"

„Ey," erwiederte Wlaſta, „laß die ſchwachen Männer den Rocken ergreifen und die Spindel. Was kümmert uns das? Wer ſich fühlt, der ſey Mann, wenn er zehn Mahl Weib iſt, und ſo wechſele es bey den Männern, wenn ſie keinen Muth haben."

Nach der Mahlzeit waren beyde allein. Da ſprach Kaſcha zu Wlaſta: „Ihr habt nun lange genug getobt. Höret auf! Ihr müßt nicht mehr unſchuldig Blut vergießen. Verſprecht mir das, ſo will ich euch für das Vergangene Verzeyung bey Przemisl auswirken."

„Verzeyung auswirken!" rief Wlaſta wüthend. „Laßt ihn kommen und mir das ſagen, ſo will ich ſeinen Schädel ſo ſpalten, wie den Schädel eines gemeinen Böheimers. Diewni ſtehet nicht unter Przemisl. Diewni

ist ein besonders Fürstenthum, unabhängig. So mir aber Przemisl will abtreten sein Fürstenthum, so will ich der übrigen Männer in Böheim schonen, die ich sonst vertilgen werde mit meines Schwertes Schärfe."

Kascha sah ihre Wuth, erinnerte sich in demselben Augenblicke der Warnung Tetkas, und hielt für besser zurückhaltend zu seyn gegen die Rasende.

Sie suchte sie daher zu besänftigen! und sprach: „Wie magst du immer, Wlasta, so ganz abgelegt haben, das leutselige Gemüth, welches dich zierte, als du noch bey meiner Schwester Libussa weiltest? O wie ganz anders waren deine Mienen, Geberden, dein Gang, deine Redensarten und Gesinnungen, da du die schöne Wlasta, die Zierde deines Geschlechts warest? Siehest du nun wohl, daß der Männer Beginnen nicht der Weiber Bestimmung ist? Hast du nun noch keinen Begriff davon, daß das Weib nicht da ist, um blutdürstig zu seyn? Du fährst mich an, als ob ich dir etwas zuwider gethan, und doch kam ich in der besten Absicht zu dir. Glaubst du nicht, daß der Haß der Männer endlich erwachen werde, wider die, welche zu viel Böses wider sie im Sinne hat? Ich meine, du sollst dich und die Deinigen nicht verderben, Wlasta, du sollst den Ruhm, welchen du schon

erlanget haſt, nicht aufs Spiel ſetzen, ſondern zufrieden ſeyn mit dem, was du beſitzeſt bis auf dieſe Stunde."

Wlaſta merkte wohl, daß Kaſcha ſich fürchte, und aus dieſem Grunde ſo redete, und da ſie fürchtete, es möchte Verrätherey in ihrem Herzen liegen, da Kaſcha immer wegen ihres reinen und aufrichtigen Herzens ihr verhaßt geweſen war, ſo fiel der Teufel der Boßheit in dieſen Augenblicken ihr Herz doppelt an, und ſie nahm ſich vor, Kaſcha ſollte ihr Opfer werden.

Zwar hatte ſie nicht deren Kenntniſſe; aber eine Polweiſe, böſerer Natur, als jemahls eine in ganz Böheim gelebet, hatte ſie gelehrt, einen Zaubertrank, der die giftigſten Kräuter enthielt, ohne daß man beym Trinken es bemerkte.

Sie ſtellte ſich daher ſanfter gegen Kaſcha, und ſagte ihr, ſie wolle das, was ſie ihr geſaget, beherzigen und ihr Nachricht darauf geben laſſen. So ſie könne, wolle ſie ſehr gern Friede machen mit Przemisln, und ſie, Kaſcha, ſollte die Unterhändlerinn davon werden.

Kaſcha freuete ſich dergleichen etwas nur fürs erſte bewirkt zu haben, und hoffte von der Zeit alles übrige. Sie ließ ſich auch gern bereden, der nun freundlichen Wlaſta noch

eins Bescheid zu thun, aber dieser Bescheid war es, welcher ihr den Todesstoß versetzte.

Beym Trinken merkte es Kascha wirklich nicht, so viele Kenntnisse sie auch übrigens vom Kräuterwesen hatte; allein wenige Minuten nachher zeigte sich ihr schon an der ersten innerlichen Wirkung, was mit ihr vorgegangen war.

„O du Boßhafte," rief sie jetzt aus, „was that denn ich dir, daß du den tödlichen Trank mir gerade beybrachtest! Nun verstehe ich Tetkas Warnung, die ich zu spät einsah. Also mein Loos war von einer Betrieqerinn Hand umzukommen. Nur zu sehr fühle ich es, daß alle meine Kunst wider dieses Gift nichts wirken wird, als daß es mein verlornes Leben noch etwas länger fristet."

Sie zog hierauf eine kleine Phiole heraus, deren Saft sie verschlang. „Du tödtest mich, Wlasta, mich, die Schwester deiner Wohlthäterinn; aber ich vergebe dir. Mein Mund soll nicht einmahl deine Schandthat ausreden, und meine Zunge soll dich nicht in Verlegenheit setzen. Ich will keine Rache gegen dich auffordern vom Gatten oder Schwäher. Aber ich prophezeye dir von den Göttern den baldigen Untergang durchs Schwert eines Mannes."

Wlasta lachte laut auf. Kascha eilte zornig auf den Schloßplatz hinab, und befahl ihr

Roß zu bringen. Sie erhielt es. Als sie aber nach ihren Dienerinnen fragte, siehe, da kamen diese benebelt von starken Getränken, stellten sich vor sie, höhneten sie, und sagten:

„Wir werden nicht wieder umkehren mit dir zu Rocken und Spindel. Hier gehet man mit Menschen um, und die Weiber werden zu Männern. Wlasta und die Ihrigen sollen leben!"

Das that Kascha in der Seele am meisten weh, daß man ihre Lieblinge ihr abspenstig gemacht, und sie nannte das Schloß das Haus der Tollheit, und entfernte sich schnell davon, weil sie fürchtete, auch noch von der Seuche angesteckt zu werden.

Wlasta aber belohnte die Mägde, die so fein Kaschas Dinerinnen umzulenken gewußt, und da sie sie im beständigen Rausch erhalten ließ, so erfuhr sie von ihnen Heimlichkeiten, die in Kaschas Hause herrschten, auch bis auf den Umstand, daß Biwog bey Przemisl gewesen wäre.

Und sie beschloß in ihrer blutdürstigen Seele, auch Biwog noch aus dem Wege zu räumen, welches sicher geschehen seyn würde, wenn nicht andere Geschäfte hernachmahls auf sie gewartet hätten.

Kascha aber verhehlte ihren Gatten sorgfältig den ganzen Besuch, gab vor ihre zwey

Dienerinnen wären ihr entlaufen, und entdeckte sich nur Letka, welche sehr erschrak, daß sie nun auch die zweyte Schwester verlieren sollte.

Zwar hatte sie gewußt, daß etwas trauriges, Kascha von Seiten Wlasta bevor stand; aber so schlimm hatte sie es doch nicht vermuthet. Sie selbst hielt für besser, Biwog dieses Geheimniß verschlossen zu lassen, damit nicht etwa auch er hitzig würde, und durch dieser Betriegerinn boßhafte Ränke den armen verlaßnen Kindern Kaschas der Vater geraubt würde.

Sie suchten durch allerhand Mittel das Gift wieder aus den Körper heraus zu bringen.

Kascha aber wußte es zu gut, daß es unmöglich wäre. Sie suchte daher nur so viel als möglich ihre Kinder zu versorgen, verheirathete noch einige Töchter, und nachdem sie einige Monathe einem Schatten gleich umher geschlichen, in welcher Zeit Biwog sie nicht verlassen hatte, entschlief sie nicht ohne Schmerzen ob dem empfangenen Gifte, deren größeren Theil sie zwar durch lindernde Kräuter von sich abgewendet. Das ganze Volk klagte sie.

Sie war besonders in der letzten unruhigen Zeit sehr aufgesucht worden. Denn zu ihr kamen so viele, welche durch Wlastas heran-

ſchende Dinge krank worden, die dieſe durch ihre Mägde allenthalben austheilen ließ, um mehrere Anhänger dadurch zu erhalten und ſich zu verſtärken.

Wenn ſie denn ſo toll waren, ſo bathen ſie die Mägde mit ihnen nach Diewni zu gehen; aber die alte Gewohnheit bey allem, was man unternahm, erſt Kaſcha oder Tetka zu Rathe zu ziehen, hatte tiefe Wurzel gefaßt, und diejenigen, welche dahin gingen, bekamen dann von dieſen guten Frauen Arzney, die ihre Sinne wieder herſtellte, und das Thörigte des Unternehmens ſie einſehen ließ. Deswegen haßte auch Wlaſta dieſe Heyden, weil ſie ihnen ſo gar viele abtrünnig und abwendig machten.

XVIII.

Wlaſta und die Mägde kommen immer mehr empor, entwerfen Geſetze für die Zukunft.

Wlaſta erhob ſich durch dieſe und andere mehr ihr widerfahrne Glücksfälle ſo ſehr, daß ſie zuletzt ſich dünkte noch Herrinn von ganz Böheim werden zu können.

Sie mußte indeſſen auf neue Künſte ſinnen, die Männer gegen die Weiber zu ſchwächen, beſonders aber auch ſich Waffen, Roſſe

und Reichthümer zu verschaffen, um ein zahlreiches Heer noch zuwege zu bringen, und auch unterhalten zu können.

Denn freylich waren die Unkosten groß, und auf der faulen Bärenhaut lagen die Mägde größtentheils. Die nicht aus freyem Willen etwas arbeiten wollten, die mußte man ungehudelt lassen; denn zwingen ließen sie sich nicht, und Wlasta war doch auch nicht so ganz sicher, daß nicht einmahl ein Aufruhr unter ihren Leuten entstehen könnte.

Sie ersann also eine neue Kriegslist.

Da es eben nicht ganz sittlich auf Wlasta's Schlosse zuging, wie es denn auch nicht anders möglich war, da die Weiber immer berauscht waren, und der Jünglinge, die die Wollust höher achteten, denn die Tugend, immer viele sich einfanden, und bey Wlasta schmauseten, so waren fünf der schönsten unter den Zauberinnen, die den Jünglingen sehr um den Bart gingen, ihnen weiß machten, sie wären mit Widerwillen hier, wollten lieber den Männern in den Armen liegen, als hier in den Panzern sich quälen, machten dabey eine harte Schilderung von Wlasta's Tyranney, welche gar nicht zu ertragen wäre, und entdeckten einen Anschlag, den sie hätten, das ganze Schloß zu zerstören.

Wenn nehmlich die Männer in ansehnli-

ber Anzahl frühe vor Tagesanbruch ſich vors Schloß lagern wollten, ſo wollten dieſe fünfe die Thore öffnen, und ſie einlaſſen, da ſie denn die übrigen im Schlafe überfallen, und binden könnten.

Die Jünglinge ließen ſich den Anſchlag gefallen, und um ſie noch mehr darin zu beſtärken, verlangten die Mägde einen Schwur von ihnen, daß ſie Wlaſta nicht wollten leben laſſen, ſondern aufs ſchmerzhafteſte ſie umbringen, denn ſonſt würde ſie ſich an den Verrätherinnen rächen.

Alles dieſes wurde verſprochen, und der Tag dazu beſtimmt. Die Jünglinge gingen auch zu Przemisl und zeigten ihm ſolches an. Dieſer aber warnte ſie, den Mägden nicht zu trauen, welches alles Wlaſta durch ihre Spione an des Fürſten Hof wieder erfuhr, und als eine Zagheit deſſelben es auslegte, auch ſich ſeiner nicht mehr fürchtete, ſondern aut ſagte, er wäre zu einem Weibe und nicht zum Manne geboren.

Hundert und funfzig junge Männer Böheims zeigten ſich nun einſtens am frühen Morgen vor Diewni, auch wurde ihnen das Schloß ſogleich geöffnet, und fünfe kamen hervorgeſprengt, die ihnen winkten, und mußten die Männer nun einzeln ins Thor gehen, wo ſie aber hinter dem Thore alle Mahl

gleich gefangen und nieder gemacht wurden, ehe sie noch ins Schloß gekommen waren. Nachdem aber etlich und zwanzig so eingelassen waren, und die übrigen noch kein Geschrey oder Lärm vernahmen, wurde es ihnen bange, und fragten, was das bedeute, worauf die fünf Jungfrauen ein Zeichen gaben, welches das ganze Mägdeheer hervorlockte, die sie nun überfielen und größtentheils umbrachten, die sich vor Schrecken kaum wehren konnten.

Przemisl that das sehr wehe, und dachte in seinem Sinn, man müsse doch auch diesen Unholdinnen einmahl zeigen, daß man der List genug habe, um sie anzuführen, wenn man sie anwenden wollte. Er stellte sich deßwegen matt und schwach, und als ob er blödsinnig wäre.

Er sendete hierauf eine Bothschaft an Wlasten, und ließ ihr melden, er sähe wohl, daß Libussens Geist auf sie gekommen, und er in allem, was er anfinge, Unglück habe, seitdem sich kein Weib mehr ins Regiment mische. Er sey nun alt, krank und schwach. Sein Sohn Nezamisl, vierzehn Jahre alt, könne nicht regieren. Er habe daher beschlossen, ihr, die von den Göttern dazu ersehen schiene, das Fürstenthum, mit sammt seinem Sohne Nezamisl zu übergeben, welchem letztern sie ein

Weib aus ihren Jungfrauen geben, und nach ihr die Regierung übertragen ſollte.

Er lud ſie ein, auf Libin zu ihm ſich zu begeben, und daſelbſt mit ihm zu handeln, auf welche Art ſie überein kommen würden des Fürſtenthums halber.

Wlaſta hatte Anfangs Furcht; allein alle Nachrichten, welche ſie erhielt, lauteten gut, und ſo, daß ſie wohl glauben konnte, es ſey Przemisls Ernſt.

Sie ſandte daher eine Geſandtſchaft von einigen Jungfrauen, die das meiſte Herz hatten, zu ihm, welche unterſuchen ſollten, wie er es wohl meine. Dieſe kehrten zurück, wohl zufrieden mit dem Empfang; denn man hatte ſich trefflich zu verſtellen gewußt. Sie brachten aufs neue die Verſicherung, man habe vollkommen geſiegt; denn der Fürſt ſey ſchwach, und könne gar nicht mehr regieren. Auch wäre alles um ihn her der Räubereyen und des Todtſchlags müde, und wollten ſich lieber einer ſolchen Heldinn unterwerfen, als ihren ſcharfen Schwertern zur Speiſe dienen: alſo riethen ſie Wlaſta, hinzugehen.

Wlaſta lachte das Herz im Leibe bey dieſen ſchönen Bothſchaften. Indeſſen wollte ſie doch nicht ſelbſt ſich hin wagen um nicht alles aufs Spiel zu ſetzen, ſondern ſie ſchickte vier ihrer beſten Heldinnen, und gab ihnen mit ſunf-

zig der tapferſten Mädchen, beritten und bewaffnet mit, damit ſie das Herzogthum und den jungen Herzog in Empfang nehmen ſollten. Dieſe wurden mit Muſik und großem Jubelgeſchrey empfangen, und als ob Libuſſa ſelbſt ihren Einzug hielte, behandelt. Es waren nur wenig Männer außer Przemisl und Nezamisl zugegen, und die Spione der Wlaſta verſicherten auch, es ſey kein Hinterhalt zu befahren.

Der Fürſt ſprach mit ihnen freundlich von ſeinem Vorhaben, und daß er nach dem Mittagsmahle die Übergabe des Fürſtenthums leiſten, und einige Greiſe des Böheimer Geſchlechts, die ſie hier ſahen, zu Zeugen erbethen.

Dadurch kam es denn ſo weit, daß die Dirnen ſich entwaffneten, und zum Mahle ſich ſetzten. Da ſie aber nun gegeſſen und getrunken hatten, traten auf ein Mahl herein wohl hundert Männer, und ergriffen ſie, zwey und zwey, eine Dirne, und banden ſie, und ließen ſie ſehen, was der Weiber Beſtimmung ſey, ſchleppten ſie im ganzen Schloſſe herum, kühlten ihren Muth an ihnen, mordeten ſie hernach, warfen ſie den Berg herab, und ließen ſie den Raben zur Speiſe liegen.

Zum erſten Mahle ſah ſich Wlaſta verſpot-

tet und hintergangen, und um so mehr kränkte sie das, da es ihren Ruhm schwächen mußte, und sie nun nicht mehr stolziren konnte auf ihr unüberwindliches Glück.

Sie dachte also ernstlich darauf, Przemisln einen Streich zu spielen, der diesen vergelten, und sie wieder empor bringen könnte, und es gelang ihr folgender Maßen.

Der beste und liebste Rath, welchen Przemisl hatte, hieß Ctyrad. Dieser wurde ausgeschickt mit zwanzig Mann, um eine Streitigkeit an den Grenzen beyzulegen, welche Mannschaft ihm auch bloß mitgegeben wurde der Weiber wegen.

Diese zwanzig streitbaren Männer waren auch so tapfer, daß sie sich vors ganze Schloß Diewni nicht gefürchtet hätten, und also nur durch List zu erobern.

Da hatte Wlasta unter ihren Dirnen ein überaus schönes Mägdlein, Scharka genannt, die auch verschlagen, und eines blutdürstigen Gemüths war. Diese sollte den Streich ausführen. Sie wurde gebunden an einen Baum gelegt, und zur Seite ihr gesetzt, eine große Flasche Meth, und ein Jägerhörnlein um ihre Achseln, und wie Herr Ctyrad mit seiner Schar des Weges zog, winselte sie, und geberdete sich sehr kläglich.

Er nahete sich ihr, und fragte, was ihr fehlte,

und gleich fiel ihre Schönheit ihm in die Augen, und hörte gern ihrer melodischen Stimme zu.

Sie aber sagte, sie sey eine Tochter des Marhoslaw, mit diesem ihrem Vater auf die Jagd gegangen, um mit dem Meth ihn zu erquicken, so ihn dürstete. Sie habe sich verloren von ihm: da wären zwey Mägde der Wlasta gekommen, die sie so gebunden, und mit sich fortführen wollten; aber der Rosse Hufe hätten sie auf andern Sinn gebracht, und sie hätten sie hier hingeworfen, und wären davon gerennt, weil sie geglaubt, es sey ihr Vater, der sie zu retten käme.

Etyrad zeigte viel Mitleiden, ließ sie losbinden, und wollte sie auf sein Roß nehmen. Sie nöthigte ihn aber herab zu steigen, sich zu ihr auf den Rasen zu setzen, und ihres Meths mit den Seinigen zu kosten. Etyrad, von Scharka's Schönheit hingerissen, that es, und die streitbaren Männer tranken die Flasche Meth bis auf den letzten Tropfen aus. Es war aber ein betäubender Trank; und da alle nun taumelten, gab Scharka das Zeichen, da denn die versteckten Dirnen aus dem Walde hervor brachen, und mit leichter Mühe alles mordeten.

Herr Etyrad aber wurde lebendig gebunden nach dem Diewni gebracht, daselbst zer-

ſtoßen, auf ein Rad gelegt, und dem Libin gegen über aufgeſtellt.

Die Chroniken melden, es ſey, da Scharka dieſe Verrätherey begangen, ein großes Gelächter in freyer Luft gehört worden, welches das Gelächter der böſen Geiſter geweſen, die ſich gefreuet, ein ſolches Bubenſtück zu Stande gebracht zu haben.

Nach dieſer neuen Hinterliſt und erfochtenen Vortheil über die Männer erhob ſich Wlaſta immer mehr, ließ ihr ganzes Dirnenvolk zuſammen bringen, und fragte bey ihnen an, für was ſie ſie eigentlich nähmen.

Die Frage wollten alle erſt ſich überlegen; und da ſie wohl voraus ſahen, daß es Wlaſta um große Ehre zu thun ſey, ſo machten ſie eine Oration an ſie, die eine von ihnen halten mußte, in welcher ſie ihr erklären ließen, ſie hielten ſie für die erſte Fürſtinn und tapferſte Heldinn, die je aus dem Weibergeſchlecht zum Vorſchein gekommen. Sie hielten ſie für die ſchönſte Jungfrau, die je ein Weib geboren, für die Sonne der Sonnen, für das Wiſſen des Wiſſens. Verbergen müßten ſich vor ihr alle, welche jemahls Anſprüche auf Vorzüge gemacht oder gehabt; verbergen müßten ſich vor ihr alle Männer, die Böheim aufzuweiſen hätte.

Dieſe Rede machte den Eindruck auf Wla-

sta, daß sie vollends stolz und aufgeblasen ward. Sie wähnte in ihrem Sinn, sie sey nun wirklich schon Regentinn des ganzen Böheimer Landes. Sie wollte daher auch Ordnungen für dasselbe machen, und ließ Folgendes zum ewigen Gedächtniß niederschreiben:

„Ich, Wlasta, geborne Regentinn des Reichs Böheim, welches ich dem Regimente der Weiber unterwerfen will, daß sie Männer seyn, die Männer aber zu Weibern werden sollen, ich gebiethe hiermit, daß folgende Puncte in Böheim allezeit fest und unverrückt gehalten werden sollen, als:"

„Es soll einem Knäblein, so bald es geboren wird, der Daumen der rechten Hand abgeschnitten werden, damit es nicht mit derselben ein Schwert führen könne, gegen seine Herren, die Weiber. Es soll ferner ihm das rechte Auge ausgestochen werden, damit er im Streit nicht den ganzen Gebrauch seines Gesichts habe. Einem Weibe aber soll man die rechte Brust brennen, so wie sie geboren wird, damit sie nicht wachse, und im Spannen des Bogens das Weib hindere; denn Weiber nur sollen streitbar seyn."

„Kein Mann soll sich hinführo unterfangen zu Roß zu sitzen, wie bisher. Weibersattel sollen ihnen gehören. Der Mann soll thun,

was der Frauen bisher gebührte, kochen, Kinder warten, waschen. Die Weiber sollen streiten und fechten."

„Das Weib soll einen Mann nehmen, welcher ihr gut dünkt; und wenn sie sein überdrüssig ist, soll sie ihn ziehen lassen seine Straße, und ihm geben Sold oder Lohn, wie man einem Dienstbothen gibt. Nie aber soll der Mann wählen ein Weib nach seinem Gutdünken."

Diese Ordnung fand bey Wlasta's Anhängerinnen allgemeinen Beyfall, und Wlasta sorgte nun dafür, daß sie durch die Mägde allenthalben bekannt gemacht wurde; und die Männer erschraken, und alle bösen Weiber jauchzten laut, und spotteten, und waren im Begriff, ins Werk zu setzen, was Wlasta verordnet hatte.

XIX.

Tetka's Prophezeyung von Wlasta's Untergange, und wie diese schnell in Erfüllung gehet.

Tetka hatte noch Trauerkleider um Kascha, ihre zweyte Schwester. Sie hatte die übrigen Kinder derselben zu sich genommen, und hielt sich in der Stadt Tetin, die sie selbst erbauen lassen, einsam und stille.

„Ich bin die einzige Übrige," so klagte sie, „die einzige von den Fürstentöchtern Kroks. Ich werde untergehen, und niemand wird denken, daß Krok da war. O Libussa! wo bleiben deine Prophezeyungen! Wlasta wird Nezamisl gewiß noch tödten, damit Niemand ihr im Wege ist, um ihre Herrschaft über Böheim ins Werk zu stellen."

Tetka redete so, weil durch ihre große Betrübniß ihre guten Geister von ihr gewichen waren, und sie bloß menschlichen Schwachheiten Gehör gab. Alles Unglück, welches durch Wlasta über sie gekommen, hatte ihr die Sinne verwirrt, und so dachte sie, es sey aus mit dem ganzen Hause Kroks.

Aber auf ein Mahl ergriff sie wieder der Geist, den sie immer so lebhaft bey sich gespüret, und ihre ganze Seele war von Frohheit erfüllt. „Elihu!" rief sie; und er stand vor ihr. „O denkst du meiner," sprach sie, „und kann ich hoffen, aus meiner Schwermuth gerettet zu werden, in welcher ich mich befinde?"

„Sahest du je," sprach der immer schön bleibende Jüngling, „das ewig lebende Wesen sterben? Unsere guten Gesinnungen gegen die Menschen gleichen ewig lebenden Wesen, und können, werden nie sterben. Gebiethe über mich, wie du ehedem gebothest."

Teika war entzückt. „O so bitte ich dich,“ sprach sie, „mir zu enthüllen, ob ewig dieses Unwesen dauern soll zwischen Männern und Weibern.“

„Nach acht Tagen,“ spach Elibu, „ist der Untergang der Verrätherinn Wlasta bestimmt. Kleide dich in Trauer, und begib dich zu Przemisl. Was du sagen sollst, werde ich dir eingeben.“

Und Teika ward sehr froh. Aber sie legte nach dem Befehl des Jünglings Trauerkleider an, und Slawosch mußte sie geleiten zum Libin. Er nahm streitbare Leute mit sich. Gern hätte Wlasta hier einen Meisterstreich ausgeübt; gern hätte sie Teika noch von der Welt gebracht; aber das war vergebens: denn sie fürchtete Teika's Vielwissen.

Die Trauernde stellte sich vor Przemisl welcher glaubte, sie käme noch um ihre Schwester zu klagen. Er gab ihr sein Beyleid aus gerührtem Herzen zu erkennen, und führt seinen eigenen Verlust an Libussen ihr zur Trost an.

„Nein!“ sagte Teika; „ich komme nicht z dir, Fürst, um über Kascha zu klagen. Wi werden sie wieder sehen, und freudig sie wi der sehen.“

„Ich komme in Trauer um das ganze weib liche Geschlecht, in Trauer darum, daß es

verdorben ist; in Trauer darum, daß man uns allgemein verachten, höhnen, tödten wird; in Trauer darum, daß Tetka nicht die Macht hatte, dem Übel Einhalt zu thun, daß ich über Böheims Weiber nicht so viel Macht gewonnen, daß ich sie von der schändlichen Wlasta abgebracht, und auf den rechten Weg geleitet hätte."

„Aber ich komme auch im Nahmen der Götter, dir zu sagen, daß du diesen Unfug nicht länger dulden sollst. Am achten Tage von heute an werden die Götter ihr den Rücken zuwenden; der alleinige Gott wird die Pfeile seines Zorns auf sie schläudern. Dann wird sie in deine Hände fallen, Przemisl! Richte dich darnach."

Und Przemisl horchte mit Aufmerksamkeit auf Tetka's Worte, und daß endlich der Zeitpunct erschienen wäre, in welchen an den Weibern gerächt werden sollte das männliche Geschlecht.

Er ließ auch sogleich die Vornehmsten des Volks zu sich kommen, aber ganz insgeheim, daß kein weibliches Geschöpf außer Tetka etwas davon erfuhr.

Und sie waren herzlich froh, daß endlich ihr Fürst selbst anfing auf Rache zu denken, und versprachen pünctlich seinen Befehl nachzukommen.

Und am bestimmten achten Tage sah die vom Schlosse Diewni von allen Seiten Haufen anrücken, gegen sich, welche nicht so versteckt kommen konnten, daß man sie nicht bewerkt hätte. Und Wlasta ließ gleich Lärm blasen auf Diewni, und forderte die Mägde, und verkündigte ihnen, es werde hier gelten Leben um Leben, und Blut um Blut. Allein es würde dieß auch der letzte herrliche ihrer Siege seyn; dann würde ganz Böheim sich ihnen unterwerfen, und ferner kein Zwist mehr unter ihnen und ihren Sclaven Statt finden.

Und da Przemisl erfuhr den Lärmen, der bereits im Schlosse war, wollte er sich die Verwirrung zu Nutze machen, und befahl zu stürmen.

Aber aus dem Schlosse und von den Mauern regnete es Steine und Holz, und es wurden viel Männer getroffen, und mußten weichen, um nicht unnütz erschlagen zu werden.

Und Przemisl hielt einen Rath, und entschloß sich darin zur List.

Und abermahls mußte man anrücken, und es regnete wieder Steine und Holz, und siedendes Pech und Schwefel kam mit herab.

Die Männer stellten sich hierauf sehr erschrocken, und nahmen die Flucht so schnell

als ob sie nicht wieder zu kommen gedächten in Ewigkeit.

„Ha die Feigen!" rief Wlasta; „sie fürchten sich ihre Haut zu verbrennen. Auf! ihnen nach, daß wir sie schnell tödten, damit sie sich nicht martern mit der Qual, gebrannt zu werden. Auf, Heldinnen Böheims! auf, daß keiner entrinne!"

Und jetzt wurde die Brücke niedergelassen, und man drängte sich heraus, und Wlasta verlor all ihre Klugheit, und rannte mit etwa funfzig der besten gleich auf die Fliehenden los, ohne die andern Nachfolgenden zu erwarten.

Aber Przemisl hatte seiner Leute viel im Hinterhalt, und ließ hervor brechen, und ob schon andre Mägde bis 200 zusammen kamen, so wurden sie doch in einzelnen Haufen umgeben, wo sie nicht solchen Widerstand zu thun vermochten, und die Mägde fielen haufenweise erschlagen nieder.

Wo Wlasta focht, war der Kern, und man hielt sich am längsten. Aber sieben Söhne Hasli, deren Mutter ihren Mann erstochen, und zu Wlasta übergegangen war, drängten sich um Wlasta her; und einer, Stirson mit Nahmen, fiel auf Wlasta ein; und ob sie schon ihm seinen Schild zerhieb, so ließ er den Schild fahren, faßte sein Schwert in bey-

de Hände, und führte einen so fürchterlichen Streich auf Wlasta, daß er Helm und Kopf auf ein Mahl spaltete.

Da lag nun die Stolze, und ihr Körper ward von Rossen jämmerlich zertreten. Jetzt war noch ein ganzer Trupp aus dem Schlosse hervorgekommen; allein, da sie erblickten 200 der Ihrigen schon auf dem Platze todt liegen; da sie hörten den Freudenruf der Männer! „Wlasta ist todt! die Schändliche ist besieget: da kehrten sie schnell auf ihren Fußstapfen wieder um, und rannten ins Schloß zurück. Sie wollten die Zugbrücke aufziehen; allein die Männer waren ihnen zu schnell auf den Hufen ihrer Rosse, und rückten mit hinein in die Burg, und verfolgten sie.

Und allen war der Muth gesunken. Man rief ihnen zu sich zu ergeben, und sie warfen die Waffen weg, und glaubten ihr Leben zu retten. Es half ihnen aber nichts. Die erboßten Männer, lange genug durch ihre Wuth beleidigt, beraubt ihrer besten Freunde durch sie, beraubt der Unterwürfigkeit ihrer Weiber, schonten ihrer nicht.

Zwar war es unziemlich, und nicht zu loben, daß sie sich ihrer zu Befriedigung ihrer Lüste bedienten; zwar war es nicht zu loben, daß Ehemänner und Jünglinge hierin gleiche Gedanken hägten, und gleich

fehlten, aber hatten die Weiber sie minder beleidigt? Wenn die Kronik derer Geschichten die auf dem Diewni in den fünf Jahen der grausamen Regierung Miasla vorgegangen, annoch vorhanden wäre, so würde man erstaunen, wie Weiber sich so vergessen können, wie sie es thaten.

Jeder der Männer trieb sein Kurzweil, wie und so lange es ihm gefiel, und hatte er es satt, so stürzte er seine Schöne übers Fenster hinab, daß sie den Hals brach.

Da kümmerte sich auch niemand darum, und war niemand, der vorgebethen hätte. Kein Flehen der Jammernden wurde erhört. Niemand erbarmte sich der Halblebenden. Auch begrub man keine. Sie wurden den Wölfen, Hunden und Raben zur Speise überlassen.

Das ganze Schloß wurde geschleift und bis auf die Mauern von Grund aus zerstört. Der Raub wurde unter alle, die mit gezogen waren, gleich vertheilt, und die in dieser Schlacht noch umgekommen, wurden aufs ehrlichste und feyerlichste als unschuldige Schlachtopfer begraben.

So wurde der Weiberhochmuth gerächet, und hatten die Männer vorher gezittert, so zitterten jetzt die Weiber in ganz Böheim, und jede fürchtete ihren Mann oder Ge-

liebten, noch einen zu treffen, der Wlaſta's Grauſamkeiten an ihr rächte.

Przemisl aber ſtand auf unter den Vornehmen des Landes, und ſagte ihnen: „Die Götter haben euch dieſes bereitet zur Warnung, damit ihr nicht einreißen laſſet Unfug und Nachſicht; Libuſſa hatte dieſer Wlaſta zu viel nachgeſehen, darum iſt ſie jetzt beſtraft, denn ſie trauert ob der Niederlage der tüchtigſten Männer und der ſchönſten Weiber in Böheim. Schändlich fielen die Männer durch Schwerter von Weiberhänden geführt; aber noch ſchändlicher ſind die Weiber gefallen in Unzucht und Gräuel.

„Das Übel iſt nun von Böheim gewendet, ſeyd vorſichtig und klug!"

XX.

Beſchluß des Lebens der drey Fürſtinnen mit Tetka's Tode.

Wir ſind den Töchtern Kroks gefolgt in ihrem Leben, und zwey derſelben haben wir ſchon der Erde übergeben ſehen, die ihre Stammmutter war. Es iſt billig, daß wir auch die dritte begleiten, bis ſie ihrer Laufbahn Ende erreicht. Es iſt billig, daß wir hören was Tetka noch Gutes ſtiftete, und wie das Andenken ihrer Schweſtern ehrte.

Wlasta's Unruhen hatten ihr viel Kummer gemacht: aber nun, da diese unterdrückt war, stellte ihr ganzer Ruf sich wieder her, und alle kamen, um ihre Befehle zu hören, und sie um ihren Beystand gegen ihre harten Männer zu bitten.

Und da Männer nicht so leicht sich bethören lassen, wie Weiber, und Tetka bey ihnen im nähmlichen Ansehen stand, wie bey den Frauen in Böheim; so thaten ihre Zuredungen viel, und die Männer richteten sich nach ihren Rathschlägen, weil sie vernünftig waren.

Sie erlebte auch Przemisls Tod, und daß Nezamisl zur Regierung kam. Dieser hatte eine große Achtung für Tetka, seiner Mutter Schwester, nahm sie gleich zur Rathgeberinn, und machte sich dadurch bey dem Volke sehr beliebt, welches viel auf diese einzige übrige Tochter Kroks hielt. Auch nahm Tetka sich seiner mit vielem Eifer an, und ohne irgend etwas von Herrschsucht merken zu lassen, oder ihm in seiner Fürstenwürde zu nahe zu treten.

Slawosch, ihr Gatte, war ebenfalls bey ihm beliebt; Biwog aber kam fast gar nicht mehr an den fürstlichen Hof. Er konnte den Verlust seiner Kascha nicht vergessen, schloß sich viel in den einsamen Auf-

enthalt ihres Grabes ein, wozu sie einen Birkenhain gewählt hatte, den Biwog mit trauernden Bäumen bepflanzte, und seiner lieben Verstorbenen da Thränen und Lieder weihete.

Seine Tochter Bila schlug dem Vater nach; denn so wie er einst ein wildes Schwein auf den Schultern auf den Libin getragen hatte, so erlegte sie zwey große Bären auf der Jagd.

Tetka mußte auf Befehl Nezamisls auch den Anschlag zur Erbauung der Stadt Beraun machen und ausführen. Hernach war sie es, die im Lande umher reisete, um sich umzusehen nach einer Tochter desselben für Nezamisl, den neuen Herzog der böheimischen Nation. Sie hatte hierbey besondere Vorsicht nöthig, welche die Altesten des Landes ihr auch eifrig einprägten; denn es herrschte hin und wieder noch der Wlasta Pest, und einige Gemüther waren sehr für ihre Anschläge eingenommen.

Nun wollten aber die Großen des Landes nicht gern, daß in die Hände einer solchen so viel Gewalt käme, daß eine solche Unordnung wieder entspringen könnte. Daher mußte Tetka den Sinn einer jeden untersuchen; und nachdem sie lange gesucht hatte, fand sie eine gewisse Hruaba, ein

Mädlein von feinen Gefühlen und Denkungsart, schön an Körper und Seele, die Tochter Krason, eines der ersten Wladiken im Lande.

Nachdem sie dem Volke hiervon Bericht gethan, stimmte alles ein, und obgleich Rezamisl seiner Jugend wegen sich noch weigerte zu heirathen, so brachte man es doch durch Zureden dahin, daß er sich entschloß.

Tetka lebte noch eine ganze Weile, und that Gutes aller Orten. Sie breitete die Lehre vom alleinigen Gott vielfältig aus, und sie trug nicht wenig dazu bey, besonders durch ihr Bildniß von der Göttinn Klimba, daß hernach der christliche Glaube in Böheim so gut aufgenommen wurde.

Aber endlich schlug auch ihr Sterbestündlein. Sie hatte sich zu sehr angegriffen, als daß sie auf ein hohes Alter Ansprüche machen konnte. Zwar hatte sie immer sehr mäßig gelebt, und niemand konnte ihr Schuld geben, daß sie ihre Laufbahn verkürzt: aber ihre Reisen, ihr häufiges Beten und Fasten hatte sie zu Grunde gerichtet.

Sie entschlief sanft in Slawosch Armen, welcher sie unter einem hohen Berge nach Niedergang der Sonne von Telin aus he-

graben ließ; und lange ein heiliges Feuer auf ihrem Grabe unterhielt.

Wenn man die Grabstätte dieser drey Schwestern noch entdecken könnte, so verdienten sie wohl, daß man dahin wallfahrtete, denn sie waren tugendhaft, weise, und die edelsten Menschenfreundinnen.

Ende.

Die Familie Medicis

in

ihren glänzendſten Epochen.

Ein

hiſtoriſch-dramatiſches Gemählde.

Vom

Verfaſſer der Familie Eboli.

Mit Kupfern.

Erſter Theil.

Leipzig,
in der Schäferiſchen Buchhandlung,
1795.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Vorrede.

Von dem gütigen Beyfall, welchen man ſo manchen meiner dramatiſchen Arbeiten geſchenkt, aufgemuntert, wage ich es, mit einer Darſtellung der vornehmſten Charaktere aus dem Hauſe Medicis aufzutreten.

Ich wage, und geſtehe gern, daß es gewagt iſt. Allein ich habe, troz den Verunglimpfungen ſo mancher befugten und unbefugten Recenſenten (deren viele meine arme

Lauretta Pisana gar nicht einmal kennen wollen), so herzliche ungeschminkte Urtheile über meine anonymen Schriften gehört, habe so manchen Wunsch, ich mögte doch mehr arbeiten, im Stillen vernommen, daß ich gegen mich selbst ungerecht handeln müßte, thäte ich's nicht.

Ich will gern zugeben, daß neue Auflagen eines Buchs das Urtheil des Kritikers nicht mildern, aber den Autor stärken sie doch gewiß im Bewußtseyn, daß er gern gelesen werde. Lauretta und Eboli erlebten diese zweyte Erscheinung, und wärmster Dank füllt mein Herz gegen die Leser derselben.

Mögen doch auch hierüber die Herren mit dem großen Munde kommentiren, ich beneide ihnen ihr Vergnügen nicht.

Ein Wort über meinen Plan. Ganz konnte ich in dem jetzigen Falle nicht den dramatischen Vertrag wählen. Die Epoche

ist zu groß, die Gegenstände häufen sich, die Personen ebenfalls. Zu weitläuftig wäre die Darstellung geworden.

Ich erzähle und werfe charakteristische Scenen ein.

Abwechselung wird meinen Lesern oft vorkommen. Uebergang vom Guten zum Bösen, von diesem zum Guten. Uebertrieben habe ich nichts. Es giebt ohnedem der starken Züge in diesem Hause so viel, daß man eher zu Milderung seine Zuflucht nehmen mögte.

Ich habe die bewährtesten Schriftsteller zu Rathe gezogen, verglichen, benuzt. Ich hoffe in meiner Wahl nicht gefehlt zu haben.

Unterhaltung und zugleich Belehrung zum Zweck, muß man auch beyde als verbunden betrachten, und so das Urtheil über mich fällen.

O es wird mir bey vielen bittern Stunden meines Schicksals stille Freude geben,

wenn man dieſes Werk nicht mißmüthig aus der Hand legt.

Ich bin dem Publikum, welches mich lieſet, ſo gut. Ich mögte jedes Individuum deſſelben kennen, nicht, um ſagen zu können: ſo viel Leſer habe ich; ſondern von jedem noch zu lernen, aus ſeinen Gefühlen Beſſerung meiner Darſtellungen zu ſchöpfen, nach ſeinem richtigen Tadel mich zu bilden, und dann ihm zu ſagen: ich ſchrieb nicht für den Stolz, Autor zu ſeyn, nicht für den Eigennutz des Gewinnſtes allein — nein — für die Seligkeit, theilnehmende Herzen zu finden.

Der Verfaſſer.

Die Familie Medicis.

Erster Abschnitt.

Cosmus.

Jahr 1433 bis 1464.

Redende Personen.

Pabst Eugen.
Patriarch Vitelleschi.
Cosmus von Medicis, der Grose genannt.
Johann von Medicis } seine Sohne.
Peter von Medicis }
Eberhard von Medicis, sein Vetter.
Laura, aus dem Hause Bardi, seine Gemahlin.
Cornelia Alessandri, Gemahlin Johanns.
Lucrezia Ternaboni, Gemahlin Peters.
Gonfaloniere Guadagna } auf einander folgende
Gonfaloniere Cocco Donati } Obere der Republik.
Rudolf Peruzzi
Renat Albizzi
Palla Strozzi
Clemens Barbadocus
Nikolas Barbadocus } Mißvergnügte, Verschworne gegen Medicis.
Mariet Baldinetti
Anacle Acciajuoli
Neri Capon } Magistratspersonen, Freunde Medicis.
Marko Ternaboni } Verwandte Medicis.
Philipp Alessandri }
Malavolta, Aufseher der Gefängnisse.
Faraanacia, Vertrauter Guadagna's.
Gianer Karl
Thomas Zachetti
Sebastian Illino
Paulo Capelli } Venetianische Edle.
Magistratspersonen.
Edle.
Bürger.
Sekretaire.
Deputirte.
Herolde.
Volk.

Cosmus von Medicis lebte in den Zeiten, in welchen Florenz als Republik blühete, als einer der reichsten und mächtigsten Individuen dieses Staats.

Wenn wir freylich hier den Ausdruck einer republikanischen Einrichtung in einer idealischen Darstellung nehmen wollen, so war es nicht so bey den Florentinern. Aber wo wäre es anders? In welcher Republik gäbe es nicht einen Theil, der über den andern eine Macht sich anmaßte, mag sie durch Vermögen, oder andere einmal angenommene Vorzüge entspringen?

Auch in Florenz waren es die angesehenen Familien, die den Ton angaben. Aus

ihnen wurden die größten Ehrenstellen besetzt. Kein Wunder, da sie das Schicksal so vieler anderer in Händen hatten, deren Stimmen nur mit den ihrigen einen Einklang hielten.

Die Familie Medicis war schon bey den Vorfahren Cosmus keine der kleinsten, er hob sie, obwohl nach manchen widrigen Schicksalen, zu einer ansehnlichen Höhe, und nach ihm kam es so weit, daß sie Herzoge von Florenz wurden. Sein Leben war einst kaum gegen eine Nadelspitze zu tauschen, so schwebte sein möglicher Untergang über ihm, aber gerettet, war auch die Hauptcrisis vorüber, und diese überstandene Krankheit hob den Ruf des Hauses nur noch höher.

Den Adel des Hauses wollen manche gern beflecken, die minder für das Haus gestimmt waren, andere, die Schmeichelei zu Lobrednern machte, leiten das Alter desselben zu weit hinaus.

Unser aller Stammvater könnte hierüber die beste Aufklärung verschaffen, aber er schweigt, so wie jeder, der ihm in seiner Laufbahn nachgefolgt ist.

Die Beschuldigung, daß selbst Cosmus von Medicis ein Kaufmann gewesen, ist in so fern wahr, daß Handlung den Grund zu seinem Glücke legte, so wie zu dem reichen Erbe, welches er schon durch die Verlassenschaft der Seinigen erhielt.

In Florenz legte sich damals alles auf Handlung, und besonders die größten Häuser suchten in ihr das wahre Mittel, in ihrer Größe sich zu erhalten, Gelderwerb, denn dieses zauberische Metall ist es ja, wodurch man die Schlüssel zu den Herzen des sogenannten Pöbels erhält, der doch zur Existenz eines Staats das meiste beyträgt, und ohne den Monarchen, Minister, Konvente und Magistrate keinen Staat bilden, und ihre feinen Grundsätze und Erfahrungen umsonst vergeuden würden.

Anatomie bis auf den kleinsten Theil dieses größern Körpers würde bald zeigen, wie oft Bettler den Grund zum Schmause des Günstlings geben.

Die Zeiten Cosmus von Medicis sind die ersten in diesem Hause, die uns etwas

gewisses davon erblicken lassen. Daß sie Vorfahren gehabt, ist ausgemacht, daß diese Vorfahren vielleicht lange schon im blühenden Bürger- oder Patrizierstande gelebt, ist glaublich mit Gewißheit voraus zu setzen. Ob aber die Legenden einiger Schriftsteller, die einen gewissen Eberhard Medicis den mächtigen Riesen und Räuber Mugello, der unter Karl dem Großen die Gegend von Florenz verwüstete, erschlagen lassen, und von daher den Stamm der Mediceer leiten, ihren Grund haben, lassen wir dahin gestellt seyn.

Man verwickelt sie vielleicht mit Recht, vielleicht nicht ganz der Wahrheit gemäß, in die vielen großen Veränderungen, welche Florenz zu den Zeiten erlitt, wo Päbste und Kaiser ewige Kriege mit einander führten, aus denen die Stadt ihren Vortheil sehr gut zu ziehen wußte, und zu einer ansehnlichen Höhe wuchs. Der Krieg der Gibellinen und Guelfen ist jedem bekannt, und auch hier findet man zuweilen den Namen Medicis, ja man will besonders ihnen die

Veränderung der Regierungsform aus der aristokratischen in die demokratische zuschreiben, und sie die Unterdrücker der sogenannten Großen oder des Adels nennen. Sie kommen in der Geschichte der Kriege der Cerchi gegen die Donati vor, wo sie es mit den erstern gegen die letztern gehalten haben sollen.

Es geschieht hernach eines Jacob von Medicis Erwähnung, welcher im Jahr 1338 von den Völkern der Republik Lucca gefangen wurde, und zehn Jahr darauf hatte ein Johann von Medicis, Leonards Sohn, den Auftrag, das Verfahren einiger florentinischer Feldherren zu untersuchen, auch hernach die Stadt Lucca selbst einzunehmen. Dieser Johann wurde aber hernachmals enthauptet, weil man ihm Verrätherey schuld gab. Dieser Tod soll Gelegenheit zu vielem Unheil gegeben, und die Mediceer an den Stiftern desselben ihn schwer gerächt haben.

In der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts erscheint der Ritterschlag eines Johann und Sylvester von Medicis, die Florenz von

einer strengen und beschwerlichen Belagerung des Herzogs und Erzbischofs von Mayland retteten.

Johann von Medicis, der Vater Cosmus des Großen, wird schon als Gonfaloniere oder Gerechtigkeitsverwalter von Florenz angeführt. Er widerrieth den Krieg gegen Philipp Maria, dritten Herzog von Mayland, der unglücklich für die Florentiner ausfiel, und gewann dadurch die Liebe des Volks im höchsten Grade.

Unter ihm suchte das Haus der Albizzi die Gewalt schon wieder aus den Händen der Bürger zu reissen, und sie an sich zu ziehen, und man wandte, da schon viele andre Familien sich zu ihnen geschlagen, alles an, auch die Mediceer dazu zu überreden, aber vergebens. Johann von Medicis widerstand ihnen tapfer, vertheidigte die Rechte des Volks, und der Same des Hasses gegen dieses Haus wurde hier gelegt. Cosmus Vater hatte nie Würden im Staate gesucht, immer waren sie ihm gegeben worden. Er hatte nie seinen Rath aufgedrungen, man hatte ihm denselben ab-

gefordert. Er ſtarb zur Freude ſeiner Feinde in ſeinen beſten Jahren.

Dieſe Freude aber war nicht von langer Dauer, denn Coſmus von Medicis, ſein Sohn, nahm ſich bald der Sache der Republik mit noch größerm Eifer an, als es ſein Vater gethan, und die tyranniſch geſinnten Großen in Florenz fanden nichts beym Tode Johanns gewonnen.

Coſmus Reichthum übertraf den aller übrigen Häuſer, obgleich viele reiche Familien in Florenz ſich befanden. Man leitet dieſen auſſerordentlichen Reichthum daher, daß der Pabſt Johannes der drey und zwanzigſte, oder Balthaſar Coſſa, der, nachdem er abgeſetzt worden, bald ſtarb, ihm den Ort entdeckt, wo er ſeine Schätze verborgen habe. Aber dieſe Schätze können nicht ſo wichtig geweſen ſeyn, daß ſie den ganz unermeßlichen Reichthum, den er beſaß, ihm verliehen.

Florenz und beſonders das Haus Medicis hatte damals den größten Handel in den Händen. Von Perſien bis Andaluſien gab

es keinen Ort, aus welchem Medicis nicht Nutzen gezogen. Die Religion legte dem Handel kein Hinderniß in den Weg. Die türkischen Kaiser setzten seine Faktore den genuesischen und venetianischen an die Seite, ja an manchen Orten wurden diese ganz aufgehoben, und nur die mediceischen bestanden. Die babylonischen Emire und die Herrscher in Egypten erleichterten ihm die Wege, Seide und Kostbarkeiten vom Mogul zu ziehen, die er hernach in alle europäische Staaten vertheilte, und besonders machte er sich die Armuth der griechischen Kaiser trefflich zu Nutze, die ihm den Schmuck und die Kostbarkeiten, die vom Luxus der Justiniane und anderer schwelgerischer Monarchen noch vorräthig waren, um ein Spottgeld verkauften.

Dieser Reichthum und diese Ausbreitung gaben wohl schon Stoff genug, ihm den Haß derer zuwege zu bringen, die neben ihm an eiferten, und sein Ziel doch nicht erreichen konnten, besonders da seine edle Denkungsart es nicht erlaubte, daß er sich

auf ihre Seite geschlagen hätte, um das Volk zu unterdrücken.

Von politischen Händeln so viel möglich entfernt, konnten sie ihm von dieser Seite nicht beykommen, sie suchten daher eine andere hervor, um die große Liebe und den Einfluß, den er auf das Volk hatte, zu schwächen.

Die Beschuldigungen, die sie schon lange ins Geheim ausstreuen lassen, als ob Medicis nicht allein den Handel von Florenz wegziehen wollte, weswegen er in seinen auswärtigen Faktoreien weit kostbarere Waarenlager hielte, als in Florenz, sondern auch dahin trachtete, den Nahrungsstand in der Stadt schlechter zu machen, indem er mehr Arbeitern in auswärtigen Orten, als Lyon und Antwerpen, zu thun gebe, kamen izt öffentlich an den Tag.

Man schrie laut, daß die unerreichbaren Vorschüsse, welche er jedem thäte, der dergleichen verlangte, die fleißigen Arbeiter drückten, daß er dadurch die Arbeit selbst um mindere Preise erhielte, alle Kaufleute wegen

kes daraus minder erzielten Preises zu ihm liefen, und jedes andre Gewölbe leer stände; daß dies eine Spekulation sey, die wohl seinen Beutel füllen, aber zuletzt zum Ruin der Republik beytragen müßte. Sie wußten ihren Verleumdungen einen Anstrich zu geben, der nach Wahrscheinlichkeit aussahe, und da das florentinische Volk bey aller Vorliebe zu Cosmus von Medicis noch einen weit stärkern Hang zum Geiz hatte, so fanden ihre Vorspiegelungen erst bey einigen, dann bey mehrern Gehör.

Bald waren so viel Stimmen da, daß man eine Klage wagen konnte. Bald hatten die Strozzi, Peruzzi, Barbadocus und Albizzi, vier der vornehmsten Häuser, die Medicis Untergang suchten, es dahin gebracht, daß die Bürger, die über Cosmus das Urtheil zu fällen ernannt werden mußten, von ihrer Wahl abhiengen.

Diese vier Häuser hatten eben nicht die engste Vertraulichkeit unter einander. Es gab Fälle, wo sie sehr wider sich waren, und das Einzige war mit ihrer Vereinigung ver-

bunden, daß sie in Fällen, die das Allgemeine betrafen, die Privatsachen bey Seite setzten, und dem, der der älteste ihrer Häuser war, unbedingt in allem folgten, was er von ihnen begehrte. Dieses Bündniß konnte Cosmus nicht durchsehen. Rudolf Peruzzi, das Haupt dieser Verschwornen, und sein erster Feind, war ein feiner Kopf, und legte die Schlingen zur glücklichen Ausführung mit der äussersten Vorsicht.

Nicht ganz ohne Nachrichten blieb Cosmus von dem, was gegen ihn angesponnen wurde, es kamen mehrere, die die Gerüchte ihm zu Ohren brachten, daß er den Untergang der Republik befördern wollte. Sein reines Herz und die Ueberzeugung der redlichsten Absichten ließen ihn leicht darüber wegsehen, und wenn er auch fand, daß sein guter Name sehr gemißhandelt wurde, so konnte er doch nicht glauben, daß es seinen Feinden gelingen könnte, die Gerechtigkeit zu untergraben.

Nenne man es Leichtsinn oder Nachlässigkeit, oder schreibe man es dem hohen Ge-

fühl innern Gutbewußtseyns zu, genug, Cosmus machte auch nicht die entferntesten Gegenanstalten, dem Strome zuvor zu kommen, der ihn ertränken sollte. Er gab den Warnenden zur Antwort, es werde immer mehr geredet, als gethan, er befahl selbst seinen Freunden, die zu seinem Schutze sich bewaffnen wollten, nichts von der Art zu unternehmen, und gieng so ruhig seinen gewohnten Weg fort, als ob er nichts zu fürchten habe.

Wer nicht mit den Kabalen bekannt ist, die die Bosheit immer im Hinterhalte führt, wer sie selbst auf keine Art und Weise anwenden würde, wenn er sich auch im größten Nothfalle befände, der wähnt andre nicht so unedel, daß sie es thun. Cosmus kannte seine Hauptfeinde dem Namen nach, er wußte aber, daß er oft edle Züge in ihren Häusern angetroffen, er wußte, sie beneideten ihn, aber er hielt sie zu redlich, ganz nidrig zu handeln.

Er wurde vor Gericht geladen, und er erschien.

Florenz.

Signoria.

Gonfaloniere Guadagna. Cosmus von Medicis. Rudolf Peruzzi. Renat Albizzi. Palla Strozzi. Clemens Barbadocus. Viel Volk. Edle und Bürger.

Guadagna. Cosmus! Ihr seyd vor dieses Gericht gefordert, um Red' und Antwort zu geben über Klagen, die das florentinische Volk und ihre Sprecher gegen euch führen. Ich bin erwählt worden zum Gewalthaber über unsre Republik, und meine Pflicht heischt von mir, den Großen wie den Kleinen, den Reichen wie den Armen vor meinen Richterstuhl zu bringen. Jeder Bürger des Staats ist verbunden, nie etwas zu unternehmen, was dem ganzen Interesse des

Staats zuwider seyn könnte, selbst dieses dann nicht zu unternehmen, wenn sein Privatwohl, wenn sein Privateigenthum dadurch gewinnen kann.

Das Opfer bürgerlicher Treue ist ein schönes Opfer, und ziert jeden, muß jeden in sich glücklicher machen, als äusserliche Vorzüge, Reichthum und Größe. Redet, Cosmus! Seyd ihr euch selbst irgend etwas bewußt, was diese Pflichten verletzt hätte?

Cosmus. Ich habe mich nicht geweigert, Gonfaloniere, hier zu erscheinen, so wie man mich forderte. Zu gut weiß ich, daß auch pünktlicher Gehorsam mit zu den Pflichten des guten Bürgers gehöret. Zu lebhaft stehen alle Gebote gegen meine Nebenmenschen in mein Herz geschrieben, als daß ich mich wissentlich eines Fehlers gegen dieselben schuldig machen sollte.

Nein, Richter! nein, all' ihr hier Anwesende! ich bin nicht der Feind der Republik, ich bin ihr wärmster, ihr innigster Freund. Sie fordre von mir Beweise, und ich will sie ihr geben. Sie fordre Aufopfe-

rung meiner Güter. Ich bin ſie ihr ſchuldig. Sie half ſie mir erwerben. Sie fordre mein Leben. Es ſoll ihr gewidmet ſeyn. Frey und laut behaupte ich aber meine Unſchuld, nichts gegen ſie, nichts gegen das kleinſte Individuum von ihr verbrochen zu haben.

Guadagna. Coſmus, ihr redet gut. Wolle der Himmel, daß die Thaten mit den Reden übereinſtimmen, und die Republik hat viel gewonnen. Nun aber mußt du auch deine Kläger hören. Redet, alle, die ihr des Mannes Worte bezweifelt.

Rudolph Peruzzi. Ich wähne, Coſmus, es ſey nicht genug, im redneriſchen Tone ſeine Unſchuld zu bejahen, und einen Schwall von Worten vorzubringen, um Thatſachen zu widerlegen. Ehe ich weiter rede, beſchwöre ich dich, Mitbürger in Florenz, nicht zu glauben, als habe ich einen Privathaß gegen dich, oder als wären dieſe, die mit mir auftreten, aus andern Gründen mir zugeſellet, als die das Beſte des Staats betreffen.

Unter die Pflichten des guten Bürgers zählen wir auch die, zu wachen, daß keiner im Staate irre geleitet etwas unternehme, was demselben Nachtheil oder Verfall zuziehe. Cosmus, deine Handlungen lassen uns dieses muthmaßen — mehr als muthmaßen — wir sind fast davon überzeugt.

Cosmus. Peruzzi, du bedarfst keiner Umschweife. Das Herz muß dem Menschen sagen, ob er recht oder unrecht handelt. Dein Herz muß dich überzeugen, ob du mir zu viel thust, oder ob du es verantworten kannst, mich hier vor der ganzen Bürgerschaft, vor dem Kern der florentinischen Republik zu verunglimpfen. Ich stehe deinen Beschuldigungen Rede. Bringe sie vor.

Renat Albizzi. Schon lange liefen Klagen von allen Seiten der Handelschaft ein, daß Medicis alle Vortheile derselben an sich zu ziehen suche. Schon gingen Häuser unter, die seine unersättliche Habbegierde stürzte, weil er die Waaren in wohlfeilern Preisen veräusserte, als jene sie zu geben vermogten. Sorgfältig forschte ich, ob dies Ge-

ficht ſich mit der Wahrheit vertrage, und leider meine Proben beſtätigten es. Coſmus iſt derjenige, der den Werth der Waaren herabſetzt, und es kann, weil er aus der Menge nimmt, was der Preis ihn verlieren läßt. Ich trug Palla Strozzi auf, mit mir ſich zu vereinigen, durch welche Mittel Coſmus ſeine Zwecke erreiche.

Palla Strozzi. Mein Gewerbe, welches mit Coſmus Gewerbe zuſammentrifft, beförderte die Möglichkeit, Blicke in ſeine Methode, die Menſchen an ſich zu ziehen, ohne Vorwurf und Partheylichkeit zu thun.

Lange ſchon kamen zu mir Arbeiter, die ſich von mir abgewendet hatten, um wieder neue Arbeit zu fordern. Ich verſagte ihnen dieſe zwar nicht, aber ich drang doch in ſie, mir die Urſach ihres Verſchwindens zu entdecken, ſo wie ich zu wiſſen wünſchte, was ſie denn eigentlich wieder zu mir führe.

Lange hielten ſie zurück, endlich überwand Zureden und Dringen ihre innere Scham. Durch Verſprechungen und beſonders durch Vorſchüſſe hatte Medicis ſie an ſich gelockt, ſie

hatten diese angenommen, und die Folge, weil sie mit dem Werth des Geldes nicht bekannt, war gewesen, daß sie sich auf den Müssiggang gelegt, so lange es gedauert. Unfähig alsdenn, die gehörige Menge von Arbeit zu liefern, hatten sie sich zu wohlfeilen Preisen verstehen müssen, und waren dadurch ins äusserste Elend gerathen.

Offenbar, Cosmus, liegt hier ein feiner Saame des Verderbens der Republik zum Grunde, denn ihre geschäftigen Menschen zu Müssiggängern machen, heißt, sie in ein Chaos von Unthätigkeit stürzen, das am Ende ihren Untergang befördern muß.

Geld in den Händen dessen, der damit nicht umzugehen weiß, ist Gift in der Hand des Marktschreyers, und um Geldes willen dem Arbeiter das Brod kümmern, heißt, mit Gewalt Bettler machen, vor welchen Florenz ziemlich gesichert war.

Clemens Barbadocus. Es ist dieses nicht das einzige Uebel, welches Cosmus einseitige Partheylichkeit über Florenz bringen wollen. Er hat noch andre Wege ein-

geschlagen, das Elend der Bürger zu befördern, und lag dies gleich nicht in seinem Willen, so lag es doch in den verkehrten Wegen, die er wählte.

In fremden Ländern hat Cosmus Fabriken angelegt, in fremden Ländern nährt er Menschen, indeß Florentiner Hunger leiden. Gehet nach Lyon, begebt euch nach Antwerpen, und seht, Mitbürger, in welcher Menge er Menschen Brod gibt. Nicht, als ob ich nicht ihm menschenfreundliche Absichten hierin zutrauete. Wo der Mensch Gutes thut, sey es, in welchem Winkel der Erde, da bleibt es gut, da verdient er Lob, und nicht Tadel.

Aber hat er nicht hier eine falsche Richtung in Ansehung derer genommen, die mehr Ansprüche auf diese Unterstützung zu machen hatten? Hat er in seinem Bürgereide nicht geschworen, der Republik Vortheile zu befördern, und ist der Hungernde in Florenz nicht eher sein Bruder, als der in Lyon und Antwerpen?

O Cosmus! Zürne nicht, aber mein Gewissen ruft mich auf, dich deswegen zur

Rede zu stellen. Ich muß es thun, so weh meinem Herzen dabey ist. Du bist in so vielen Stücken liebenswürdig, Cosmus, sey es doch auch darin, daß du allgemeine Gesetze nicht übertrittst; sey Mensch gegen deine Mitbürger mehr, als gegen andre.

Guadagna. Cosmus, eure Ankläger haben geredet. Ihr seyd befugt, euch zu verantworten. Der Schein ist wider euch. Laßt uns wissen, was ihr dem entgegensetzen könnt.

Cosmus. Allerdings, Richter, Ankläger, und ihr Versammlete, allerdings ist der Schein wider mich, und wären die Klagen gegründet, die man hier mir zur Last legt, ich würde mich als das verdorbenste Glied der Republik betrachten, ich würde selbst bitten: Schneidet ihn schnell aus, diesen Auswuchs, daß er nicht zu einem schadhaften Zweige werde, und den ganzen Baum anstecke.

Aber Gott über uns weiß es, ich kann mich vertheidigen.

Peruzzi, was du sagst, ist gewiß falsch. Nicht ich habe die Preise der Waaren erniedrigt, andre haben sie erhöht, und damit nicht der Käufer von dem Willen des Verkäufers abhinge, damit nicht Habsucht der kleinern Krämer die Armuth vollends nieder drückte, habe ich die alten Preise beybehalten.

Es ist wahr, daß einige dieser Kaufleute bey mir selbst geklagt, nicht aber sich über mich, sondern über ihre Mitbürger beschwert haben, die von ihnen Waare genommen, und sie dann verschleuderten.

Das sind Klagen, die bis zu meinen Ohren gedrungen, andre nicht. Ich habe selbst verschiedenen zu Grunde gegangenen Häusern geholfen, aber sie gingen wieder zu Grunde, und offenbar lag es an ihrer üblen Wirthschaft, nicht an den veränderten Preisen der Waaren. Mehr noch für sie zu thun, war unmöglich.

Daß sie mich gelästert, da ich ihnen dieses abschlug, daß sie, Verschwendung und wollüstiges Leben zu beschönigen, mich als den

Grund ihres Unglücks angaben, glaube ich, und verzeihe ihnen die Beleidigung.

Aber Albizzi, der du dich einen guten Bürger des Staats nennest, du hättest tiefer auf den Grund der Sache gehen, du hättest einen Mitbruder, der dich nicht beleidigte, nicht ungehört verdammen sollen.

Mit Palla Strozzi will ich im Tone der größten Bescheidenheit reden, obgleich seine Beschuldigungen weit härter sind.

Wie? Man macht mir's zum Vorwurf, daß ich arme Bürger der florentinischen Republik mit Gelde unterstützte, damit sie sich das nöthige Arbeitszeug anschaffen konnten, um Brod sich und den ihrigen zu verdienen? Tausende, Strozzi, müssen auftreten, und mir ihr Aufblühen danken.

Daß unter der Menge derer, denen ich half, sich welche befanden, die das Gegebne übel anwendeten, daß ich denen nicht ins Herz sehen, und die Hülle wegnehmen konnte, die darüber lag, dafür kann ich bey allen Heiligen nichts. Ich gab gern, gab in der besten

Absicht, suchte jeden, dem ich eine Gabe schenkte, zum redlichen Bürger des Staats umzustimmen, wenn er es auch vorher nicht war.

Nie drückte ich einem Arbeiter seinen Lohn ab, nur sie zum Fleiße aufzumuntern, und sie darin zu erhalten, ließ ich mir einen Theil des Vorschusses von ihrem Arbeitslohn zurück zahlen, und diesen Theil, ich muß es zu meiner Vertheidigung wagen, mich selbst zu loben, diesen Theil gab ich ihren armen Weibern und Kindern als ein Geschenk zurück.

Ich soll Müssiggänger gemacht haben? Ich solchem Laster in Florenz die Bahn gebrochen? O ich stände nicht so vor euch, wenn ich das gethan hätte!

Es ist wahr, ich habe in Lyon und Antwerpen meine Manufakturen. Auch dort gebe ich Menschen Brod, aber habe ich es aus andern Gründen gethan, als weil ich hier der Arbeiter nicht genug finden konnte, und kann ein Florentiner auftreten und sagen, ich habe ihn abgewiesen?

Siehe, Guadagna, so lautet meine Vertheidigung.

Guadagna. Nun, Renat, Palla, Clemens und Rudolph, ihr Ankläger des Mannes, was sagt ihr zu diesem?

Albizzi. Gieb Erlaubniß, Gonfaloniere, daß jeder, der hier zugegen ist, rede.

Guadagna. Jedem von euch Anwesenden sey vergönnt, zu sagen, was er für Cosmus von Medicis, was er wider denselben reden kann.

Der Haufe hinter den vier Klägern. Wir alle klagen ihn an.

Guadagna. Cosmus, du hast viele wider dich.

Cosmus. Laßt sie einzeln reden, Gonfaloniere.

Ein Kaufmann. Mich hast du gestürzet. Wahr, daß du mir einmal wieder aufgeholfen, aber du wußtest, daß mir mit der Summe nicht geholfen war. Einen Namen wolltest du dir machen, und zugleich

deine Rache befriedigen. Du wußtest, über kurz oder lang mußte ich wieder fallen.

Cosmus. Du warst unersättlich, mein Freund! Auch erfuhr ich die verschwenderische Anwendung meines Geldes, und wollte nicht weiter zu Thorheiten die Hand bieten. Fragt, meine Mitbürger, Florenz nach seiner Lebensart, und ihr werdet mir Recht geben.

Verschiedene aus dem Haufen. Uns hast du die Arbeit abgedrückt, Cosmus.

Andere. Uns hast du sie entzogen.

Cosmus. O ich sehe wohl, man hat versammlet Zeugen wider mich. Man hat sich versehen mit Waffen, mich zu Grunde zu richten. Armer Cosmus! unter allen, die hier zugegen sind, wäre nicht einer, auch nicht ein einziger, dem du wohl gethan?

Nun denn, Bürger von Florenz, so bin ich strafbar. Und wenn alle meine Thaten auf eine Waage gelegt werden, und der beste Wille, Gutes zu stiften, mit dazu, und nicht eine derselben hat den Zweck erreicht, dem sie entsprechen sollte, so ist schon das zufällige

Böse des nicht erreichten Zwecks hinreichend, mich zu verdammen.

Guadagna, sprich mein Urtheil, ich stehe beschämt vor dir.

Ein Kaufmann aus dem Haufen. Verzage nicht, Cosmus. Ich bin wenigstens einer von den Tausenden, die Wohlthaten von dir erhielten, hier zugegen, um es laut zu sagen: Die Mediceer sind eine Stütze der Stadt, und man sollte ihr Haupt nicht beleidigen, nicht dem Volke es verdächtig machen.

Guadagna. Du sprichst kühn, junger Mann, aber es redet aus dir ein dankbares und gefühlvolles Herz. Wenn die Tausende auftreten, und wie du sprechen, so dürfte die Sache leicht eine andere Wendung nehmen.

Glaube mir, jeder Bürger hat das Recht, Gerechtigkeit, nicht allein für sich, sondern auch für seinen Mitbruder zu verlangen. Es steht ihm wohl an, wenn er dieses Recht in Ausübung bringt, und er verdient dafür den Namen eines guten Mitgliedes der Gesellschaft.

Cosmus, ich kann dich der Untersuchung nicht entziehen. Du bist angeklagt, und vor dem Gerichte ist nur einer für dich aufgetreten, und mehrere wider dich. Du bist Mann, auch Unglück zu ertragen. Ich kündige dir die Gefangenschaft an, bis deine Sache entschieden ist.

Bürger haben dich angeklagt, Bürger müssen dich richten, müssen Wahrheit oder Unwahrheit deiner Anklage an den Tag bringen, müssen Schuld und Unschuld untersuchen; Erläuterung des Schadens, den du hättest, oder Umstoß des Verdachts, den man auf dich gebracht, lege ich in die Hände von zweyhundert Florentinern, und sie mögen Strafe oder Entschädigung dir bestimmen.

Rudolph Peruzzi. Recht gesprochen, Guadagna. Wir wollen kein Unrecht, wir meiden sogar den Schein davon. Wir würden nicht über Cosmus geklagt haben, leitete uns nicht Volksliebe.

Der Haufe. Ja, Peruzzi meint es gut, es ist ein wahrer Volksfreund.

Cosmus. Wohlan, so bringe er denn Segen über Florenz, tausendfältigen Segen. Möge mein Name und mein Haus vertilgt werden aus dem Andenken der Florentiner, wenn die Beschuldigungen wahr sind, die hier über mein Haupt gebracht werden.

Wenn aber, allmächtige Sonne des guten Gewissens, wenn dein Strahl aufgehet, und erleuchtet die Herzen meiner Richter, o dann — dann, ihr Florentiner, will ich euch den heutigen Tag nicht einmal gedenken, will nie vergelten, daß man ein redliches Herz kränkte, einem ächten Patrioten wehe that.

Guadagna, laß mich hinführen, wo mein Kerker meiner wartet.

Cosmus von Medicis verließ die Signoria mit der Wache, die ihn ins Gefängniß brachte, über welches Malavotta, ein angesehener Florentiner, die Aufsicht hatte.

Auf dem Wege gaffte der neugierige Pöbel, und wenn schon hier mehr als Tausende

waren, die Thränen um ihn hätten weinen sollen, so machte doch das Geschrey derer, die zunächst um ihn waren, und die zur Parthey des Komplots gegen Cosmus gehörten, welches von Verräther des Volks und gerechter Bestrafung erschallete, daß auch die übrigen sich hinreißen ließen, gleiches Sinnes mit ihnen zu seyn, und in Ausrufungen einzustimmen, die dem ächten Volksfreunde, der er wirklich war, das Herz bis ins Innerste zerrissen.

Wenn aber Cosmus gleich durch diese so tumultuarische Behandlung bestürzt gemacht war, so hatte er doch deswegen nichts von der Fassung seines Geistes verloren. Diese blieb ihm ganz, und als er ins Gefängniß gekommen war, hielt der unangenehme Aufenthalt ihn nicht ab, seinem Schicksale mit aller Ueberlegung nachzudenken. Wenn auf einer Seite innere Vorwürfe ihn ängstigten, daß er nicht vorsichtig genug zu Werke gegangen, indem er sich bloß auf seine gerechte Sache verlassen, und seiner Feinde Kabale gar nicht in Betrachtung gezogen, so war

auf der andern Seite die wachende Vorsicht ihm ein großer Trost, von welcher er nicht erwartete, daß sie ihn bey seiner edlen Denkungsart für das Vaterland ganz würde untergehen lassen.

Izt aber in der Lage, die ihn getroffen, mußte er auch wider seine Neigung auf Mittel denken, fernern Verfolgungen auf seine Person Einhalt zu thun. Sie nur konnten noch die Pfeile treffen, die man gegen ihn spitzte, denn von allen übrigen hatte man ihn ja getrennt. Cosmus kannte zu gut die Menschen, mit denen er izt zu thun hatte, um von ihrem Innern sich alles Uebel zu versprechen. Er wußte, die Schritte waren stark, die man gemacht hatte, und sie forderten nicht blos Verantwortung, strenge Ahndung, wenn die Zeit seine Unschuld bekannt machte. Daß dies geschehen würde, hoffte er, aber daß der einmal aus der Zahl der Lebendigen Hinweggerißne der Vergessenheit gern überlassen wird, das wußte er auch. Er zitterte also für sein Leben.

Cosmus zitterte nicht umsonst. Seinen Feinden war der Wankelmuth des florentini-

schen Volks, welches so oft von einem Extrem zum andern über zu gehen pflegte, so wenig unbekannt, wie ihm. Zwey Monat dauerte nur die Herrschaft des Gonfaloniere. Wie leicht konnte einer gewählt werden, der zum Volke für Cosmus redete, und nicht nur die Frucht ihres ganzen Komplots war verloren, sondern sie wurden auch noch zur Verantwortung gezogen, sie mußten sicher stark büßen.

Die Verschwornen gegen ihn hielten eine große Versammlung. Viele waren der Meinung, man müsse ihm schnell den Proceß vor dem Volke machen, und sie machten sich verbindlich, Verbrechen und Zeugen derselben genug aufzufinden, damit er der Todesstrafe nicht entgehen könnte.

Den mehrern aber däuchte dieses Verfahren viel zu langsam. Viel zu angehäuft schienen ihnen die Hindernisse, die da in den Weg kommen konnten, viel zu möglich der Fall einer gänzlichen Freysprechung. Nicht mit Unrecht waren sie ängstlich, bis der allgemeine Feind, dessen Rechtschaffenheit ihnen noch mitten im tiefen finstern Kerker fürchter-

lich war, gänzlich unschädlich gemacht wäre. Sie stimmten also auf den Meuchelmord, und da Peruzzi, das Haupt des Ganzen, ihnen beystimmte, ward er beschlossen.

Rudolph Peruzzi nahm die Ausführung auf sich. Er suchte Malavotta selbst zum Werkzeuge aus. Aber er fehlte, indem er ihm eine zu große Summe antrug, die ihm zur Belohnung dienen sollte, wenn Cosmus keine andre als die ihm gesendeten Speisen bekommen würde.

Malavotta überdachte sich, wie wichtig sein Gefangner seyn müßte, daß man ihn in seinen Umständen noch fürchtete, und da er auf der andern Seite aus Cosmus Weigerung, überhaupt zu essen, dahin durchdrang, daß er muthmaßte, was man gegen ihn im Sinn hätte, so faßte er den Vorsatz, ehe er sich zur Rettung, oder zum Untergang seines Gefangnen entschlösse, ihn selbst auszuforschen, und nähere Bekanntschaft mit ihm zu machen.

Daher ließ er seine eignen Speisen zu ihm ins Gefängniß tragen.

Florenz.

Oeffentliche Gefängniſſe.

Zimmer Coſmus von Medicis.

Coſmus von Medicis. Malavotta. (hernach) Farganacia.

Coſmus. Wie kömmt euch der Gedanke, bey mir zu eſſen, Malavotta?

Malavotta. Um euch mit mir eſſen zu ſehen, Coſmus. Vier Tage ſchon trägt man die Speiſen von euch wieder weg, ſo wie man ſie hinein getragen. Vier Tage hungert ihr — und weswegen? Weil ihr wähnt, man könne euch vergiften, und ihr bedenkt nicht, daß der Hunger ſo grauſam iſt, als das Gift.

Coſmus. Ich hoffe wenigſtens, nicht ſo ſchmerzhaft. Und wenn er das auch wirklich wäre, ſo würde ich in meinen letzten

Augenblicken doch die Beruhigung haben, daß ich nicht ihnen, sondern mir meinen Tod zu danken.

Malavotta. Ihr könnt also mit genießen, was Malavotta ißt, und ins künftige werden unsre Tafeln nur eine seyn. Vorausgesetzt, es wäre wahr, was ihr befürchtet, und ein Komplot wider euer Leben gemacht, so müßte dieses eurem Stolze und eurer gerechten Sache schmeicheln, denn wüßten sie nicht, daß sie mit der Gerechtigkeit bey euch zu kurz kämen, so würden sie nicht zu solchen Mitteln ihre Zuflucht nehmen. Eure gute Sache liegt dadurch klar vor Augen.

Aber auch für die florentinische Gerechtigkeit wäre dieser Anschlag ein Triumph. Sie müßten dem Bestechen, wozu doch eure Feinde wahrlich, nachdem sie euch gebunden, die Mittel reichlich in Händen haben, nicht trauen, die Personen vom Governo müßten keiner Blende durch Gold fähig seyn, wenn sie auf das heimtückische Mittel verfallen

ſollten, euch unbemerkt das Lebenslicht zu ſtehlen.

Und wenn nun, angenommen den Fall, ſie euch ſo weit zum Opfer auserſehen, ſo kennt ihr Malavolta noch nicht genug, um zu glauben, er werde ſich in dies Komplot einlaſſen.

Coſmus. Ihr redet, wie einer, der in der Freiheit ſich über einen Gefangenen ſchon eine kalte Philoſophie erlauben kann.

Ihr denkt aber nicht daran, wie wohl ich weiß, daß eine gute Sache böſe zu drehen iſt, und daß auch die meinige ins häßlichſte Licht geſtellet werden kann. Gewöhnlich wird der Menſch gegen ſich ſelbſt ſo mißtrauiſch, daß dieſer Kerker einen andern, als mich, ſchon überzeugt haben würde, er ſey ſchuldig, und ich kann ja nicht einmal dafür haften, daß ſie meine Handlungen mit unverhergeſehenen Folgen mir ſo darſtellen, daß ich ihre erſten Grundlogen ſelbſt als böſe betrachten muß.

Die Gerechtigkeit in Florenz ist wie jede. Ist sie dem Golde nicht offen, so ist sie es dem Scheine. Bleibt sie ihrer Blindheit getreu, so verwirrt man ihr die Ohren. Auf diese hab' ich eben so wenig zu bauen, und was endlich euch betrifft, Signor Malavotta, so halte ich euch für einen ehrlichen Mann, aber um davon überzeugt zu seyn, daß eure Leute auch so ehrlich sind, wie ihr, wünsche ich, daß ihr von allem mit eßt, wovon ich essen soll.

Wenn Cosmus Tod einmal beschlossen ist, so wird er durch schlimme Sache, oder Blende der Gerechtigkeit doch kommen, aber ich will wenigstens, daß sie sich etwas mehr Mühe geben sollen, als nur eine Portion Torhana in die Speisen zu mischen, wenn sie Cosmus tödten wollen. Nun laßt uns essen, denn wenn ich noch leben soll, so wird mir nach vier hungrigen Tagen dieser Tisch willkommner seyn, als wenn sie alle Reichthümer der Welt mir zu Füßen legten, und so viel haben sie mir doch noch nicht genommen.

Malavotta. Wenigſtens freut es mich, euch noch bey Laune zu ſehen, und meine Sorgfalt, ſie euch zu erwecken, iſt nun vielleicht überflüßig.

Ich habe Farganacia herbeſtellt, der euch die Zeit vertreiben ſollte.

Coſmus. Farganacia, den Narren von Florenz? Ihn laſſen ſonſt nur Leute holen, denen die Langeweile unerträglich mitſpielt, und darin habt ihr Recht, daß in dieſem Kerker man wohl ihrem eiſernen Scepter unterliegen könnte. Vielleicht höre ich doch auch etwas Neues aus Florenz.

Nach der Tafel.

Farganacia (tritt ein). Zum Eſſen komm' ich wohl zu ſpät, wie ich ſehe, aber nicht zu ſpät, einen Mann zu bewundern, den halb Florenz bedauert, indem die andre Hälfte ſich wider ihn auflehnt.

Coſmus. Nicht ganz ſchmeichelhaft von mir geſprochen, Farganacia. Dyſe andre

Hälfte von Florenz sollte wohl billig mich lieben. Wen man bedauert, kann man aber ohnmöglich lieben.

(Malavotta geht stillschweigend ab.)

Farganacia. Warum nicht lieben? Ich dächte, wenn Cosmus keine Liebe in Florenz hätte, wäre er wohl schon eine geraume Zeit nicht mehr hier.

Cosmus. Eine Bemerkung, die ich Farganacia nicht zugetrauet hätte. Ihr wißt es wohl, daß, wenn alle Menschen sich um euch rissen, ich selten eure Gegenwart bey mir suchte. Deswegen konnt' ich mir wohl kein rechtes Lob von euch versprechen.

Farganacia. Weil ihr mich mißverstandet, großer Cosmus, und ich euch nur um so mehr liebte. Ich will nicht sagen, daß ich nicht Gelegenheit zu so manchem kleinen Argwohn gegen mich gegeben, daß ich die Zweifel, die man in die Faßlichkeit meines Geistes setzte, nicht oft leichtsinnig, oft vorsetzlich unterstützt habe, allein demohngeachtet, Cosmus, weiß ich Gutes von Bösem zu unterscheiden, und, im Vertrauen

gesagt, Peruzzi, das Haupt aller wider euch verschwornen Familien, hätte mich nicht in dieses Gefängniß gebracht.

Cosmus. Auf diese Art wäre ich Farganacia Dank schuldig, daß er die Zahl der Wohlwollenden gegen mich vermehrt. Da aber diese edle Denkungsart verkannt in euch ruhet, so wäre es wohl nicht unrecht, wenn ihr sie einmal durch eine ausgezeichnete That ans Licht brächtet, und Cosmus von Medicis Retter gewesen zu seyn, sollte dem miskannten Farganacia wohl einen unsterblichen Namen zuwege bringen.

Farganacia. Ihr öffnet mir einen schwindelnden Abgrund. Nehmt meine Lage. Man sieht mich gern, aber ich bin unbedeutend. Soll ich's euch aufrichtig sagen, so hält man mich für den Lustigmacher der Grossen, und bey den Niedrigen mögt' ich schwerlich zu einer Revolution wichtig genug scheinen. Wenn ich mich euch daher auch ganz anbieten wollte, was hättet ihr für Vortheile davon?

Cosmus. Ihr besitzt auch den edlen Stolz, euch kleiner zu machen, als ihr seyd.

Farganacia. Zeigt mir den Umfang, den ich habe, und ich sehe dann, was ich wirken kann.

Cosmus. Schon der Umstand, daß, was Farganacia thut, nicht verdächtig ist, bringt uns näher zum Zweck. Ihr steht mit dem Gonfaloniere Guadagna im nahen Bündniß, habt Zutritt zu ihm, wenn ihr wollt, und Guadagna ist ein Freund der Gerechtigkeit. Aber nur noch einen Monat kann er sie verwalten, dann macht er andern Platz.

Hier habt ihr einen halben Ring. Wenn ihr damit zum Prior des Jakobinerklosters geht, so wird er euch hundert Goldthaler auszahlen. Diese schenk' ich euch, um öfterer an Cosmus von Medicis zu denken.

Farganacia. Ist's Traum, oder wach' ich? Hundert Goldthaler schenkt ihr mir für nichts? Die Freygebigkeit der Medicis bleibt doch in allen Fällen groß.

Cosmus. Er wird euch aber noch andre tausend Goldthaler geben, und diese tausend tragt ihr zum Gonfaloniere. Was ihr ihm dann sagt, überlasse ich euch.

Farganacia. Laßt mich nur. Was ich ausführen kann, geschieht. Was ich nicht kann, müßt ihr mir nicht zurechnen.

Cosmus. Farganacia handelt als Freund von Cosmus, und das Schicksal lenkt.

Farganacia. So lenke es denn zu eurem Wohl. Hätte man vor vielen Jahren mich zu solchen Dingen aufgefordert, Cosmus, Farganacia wäre nicht der Narr der Großer geworden, und vielleicht wäre durch ihn manches Böse unterblieben. (ab)

Cosmus allein.

Du kannst Recht haben. Man kennt oft den Menschen erst dann, wenn es zu spät ist, ihn zu benutzen, und indessen sind seine besten Kräfte verflogen.

Das erste Licht also zu einer möglichen Befreyung. Wo tausend sind, wird man denken, da sind auch mehr, und ich müßte die Florentiner nicht kennen, wenn ich nicht auf ihre Einstimmung hoffen sollte, wo nur ein Schritt geschieht. Guadagna ist nicht mein Feind, und ihn zum Freunde zu machen, ist wohl dieser uneigennützige Zug hinreichend.

Cosmus hatte nicht unrecht geurtheilt. Farganacia, obwohl er tausend Feinde des Cosmus gegen sich sahe, obwohl er nicht zu hoffen wagen durfte, sich zu retten, wenn ein Verständniß mit dem Mediceer an den Tag käme, lenkte sich doch auf seine Seite. Wenn die Großmuth, die seinem Herzen nicht unbekannt war, den ersten Keim zu dieser Entscheidung legte, so trug die Begierde, reich zu werden, nicht weniger dazu bey, sie zu befestigen.

Seine Lage war nicht die angenehmste. Oft fiel ihm das Necken der Häuser, die er

beſuchte, beſchwerlich. Reichthum befreyete ihn von dieſer Laſt, verſtattete ihm, ſich den Umgang zu wählen, wie er wollte. Reich konnte er durch Medicis werden, und von keinem Peruzzi, Strozzi und Albizzi hatte er dieſes zu erwarten. Wenn er auch hätte entdecken wollen, was Medicis gethan, ſo war die Entdeckung dort angenehm, ihm nicht einträglich. Es war ein anderer Fall, als mit Malavolta.

Er ſchlief ruhig, und führte den Entſchluß des Abends am andern Morgen aus. Er gieng ins Jacobinerkloſter, traf den Prior, zeigte abſeits der übrigen den Ring, und empfing, ſelbſt zu ſeinem Erſtaunen, ohne alles Bedenken, die eilf hundert Goldthaler.

Izt hätte noch ein Streit in ſeiner Seele rege werden können. Er war ohne Verbindlichkeit im Beſitz des ganzen Geldes. Niemand konnte ihm Rechenſchaft davon abfordern. Hatten hundert ſchon ſein Erſtaunen rege gemacht, ſo konnte er, der nicht viel im Golde gewühlet, durch eine ſolche

Summe ſich wohl ganz glücklich glauben, konnte Coſmus und die ganze Welt vergeſſen.

Aber zur Ehre des Menſchen ſey es geſagt, daß ſein Weg vom Prior gerade in den Pallaſt des Gonfaloniere ging. Noch nicht erwacht war dieſer, da aber Farganacia zu jeder Zeit freyen Zutritt hatte, ſo ging er auch ins Schlafzimmer, und beym Erwachen Guadagna's war er gerade beſchäftigt, die ſchönen Thaler zu zählen.

Florenz.

Pallaſt des Gonfaloniere.

Guadagna (erwachend). Farganacia (zählend).

Guadagna. Biſt du's, Farganacia? Wie! Lauter Gold! Wer machte dich ſo reich? Haſt du je ſo viel beyſammen gehabt?

Farganacia. Nur ſeitdem ich der Schatzmeiſter Ew. Excellenz bin.

Guadagna. Mein Schatzmeiſter? Iſt der meinige geſtorben? Hat er dir ſeine Stelle abgetreten? Scherz bey Seite, was ſoll das Geld?

Farganacia. Es gehört dem Gonfaloniere. Wozu es ihm gehört, was er damit machen ſoll, weiß ich nicht. Was er machen kann, weiß ich.

Guadagna. Und was denn, weiser Farganacia?

Farganacia. Einen Unglücklichen glücklich — einen Gefangnen frey. Er kann die Ehrlichkeit wieder auf den Gipfel stellen, von welchem man sie herab gestoßen. Er kann halb Florenz in Freude versetzen, und der andern Hälfte beweisen, daß die Bosheit nicht immer den Sieg davon trägt.

Guadagna (aus dem Bette aufspringend). Farganacia, welch eine Veränderung ist in dir vorgegangen? Wie kannst du solche Reden vorbringen, ohne sie auswendig gelernt zu haben? Wessen Mund spricht durch dich?

Farganacia. Ihr seyd nicht von mir gewohnt, Gonfaloniere, innere Gefühle zu erfahren, und doch versichre ich euch, daß ich sie wärmer und stärker fühle, als jemand es denkt.

Es giebt Auftritte, die den schlummernden Geist in helles Wachen versetzen. Es giebt Gegenstände, die uns aufregen können, an der Existenz der Menschlichkeit zu ver-

zweifeln. Guadagna, ich wär im Kerker bey Medicis. Es sind nicht Worte, die es mir in den Mund gelegt, die ich euch wieder sage, aber es sind Gedanken von mir, die sein Zustand in mir aufgeregt hat, und die ich euch hinterbringe, um auch bey euch sie aufzuregen.

Er hat mir hundert Goldthaler geschenkt, euch sendet er die tausend. Um euch zu bestechen, wohl nicht. Um euch aber Licht zu geben, daß der gefangne Medicis sie noch verschenken kann, und euch aufmerksam zu machen, was der freye biedere Medicis für die Menschheit thun könnte.

Ich brauche die hundert Goldthaler sehr nöthig, aber ich gebe sie euch, wenn ihr mir versprecht, des Mannes Schicksal genauer durchzudenken, und zu untersuchen, ob er auch unschuldig leidet.

Guadagna. In dir wohnt eine großmüthige Seele, Farganacia. Hier meine Hand! Cosmus Sache soll, muß untersucht werden, soll — muß so untersucht werden.

daß er nie über florentiniſche Gerechtigkeit zu klagen hat.

Farganacia. Darf der Thor Farganacia eine Bitte und eine Bemerkung beyfügen?

Guadagna. Meine Umarmung mag dir ſagen, ob ich dich für das halte, was du dich nennſt. Gieb mir neue Proben des Gegentheils.

Farganacia. Bedenkt, daß die Kabale der Gerechtigkeit einen Querſtrich machen könnte, glaubt, daß man Medicis ſchon unvermerkt aus dem Wege ſchaffen wollte, und ſo bitte ich, denkt mehr auf Rettung als bloße Gerechtigkeit.

Guadagna. Wenn der florentiniſche Magiſtrat eines geheimen Rathgebers bedarf, ſo ſchlage ich Farganacia dazu vor.

Wirklich hatte dieſe Scene auf den Gonfaloniere Guadagna eine beſondre Wirkung

zum Beſten Medicis hervorgebracht. Er gehörte nicht unter ſeine Feinde, er zählte ſich nicht unter ſeine Freunde, er ging die Mittelſtraße, ohne partheyiſch zu ſeyn. Er wußte, wie ſchwer allen den Häuſern zu widerſtehen war, die gegen Coſmus ſich aufgelehnt hatten, wie viel dazu erfordert wurde, ſie unter einen Hut zu bringen, und wie unauslöſchlich der Haß Wurzel gefaßt. Er wußte, wenn auch Coſmus völlig ſich rechtfertigte, wenn es deutlich in die Augen fiel, daß er unſchuldig ſey, wenn die Gerechtigkeit ihn frey machte, daß dann die Mordſucht ihn zum Opfer erkieſen würde.

Er ergriff alſo zum Schein die Parthey derer, die ihn verdammt wiſſen wollten, er gab ihren dringenden Vorſtellungen nach, eine Sache, die ganz Florenz während ihres Laufs in Bewegung erhielt, zu endigen, und beſtimmte den Tag ſeines Urtheils.

Er ſahe voraus, daß, ihn ihren Händen unerwartet zu entziehen, das einzige Mittel ſey, ihn beym Leben zu erhalten, und er beſchloß dieſes.

Die Untersuchungen wurden angefangen, alle Beschuldigungen gegen Medicis angehört, kein erkaufter Zeuge verworfen.

Seine Freunde waren nicht minder emsig, alles beyzutragen, um seine Unschuld darzuthun, weil aber der Gonfaloniere ihn nicht ganz unschuldig wissen wollte, fiel Cosmus in ein Licht, welches ihn selbst wegen seines Lebens bange gemacht haben würde, wenn nicht Farganacia, von dem er von Zeit zu Zeit Nachricht bekam, und welcher ihm betheuerte, daß für sein Leben nicht zu fürchten sey, in etwas diese Angst vermindert hätte. Nicht Aengstlichkeit vor dem Tode, Patriotismus und Wohl des Volks waren in ihm wirksam.

Peruzzi's Pallaſt.

Großer Saal in demſelben.

Rudolph Peruzzi. Renat Albizzi. Palla Strozzi. Clemens Barbadorus. Viel Edle aus dieſen Häuſern.

Rudolph Peruzzi. Wichtig, meine Freunde, iſt der Gegenſtand unſrer heutigen Betrachtung. Er betrifft nichts weniger, als unſern Todfeind, Coſmus. Sonderbare Begebenheiten tragen ſich zu. Der Gonfaloniere, kalt ſonſt gegen unſre Bemühungen, ihn zu ſtürzen, iſt auf einmal warm auf unſre Seite getreten. Hat ein unbekannter Genius, unſer Schützer, ſich ihm gezeigt, oder iſt Coſmus Geiſt im Traume als ſein Verfolger ihm erſchienen, genug, Guadagna iſt unſer.

Malavolta ist mir nicht verdächtig. Seine unbefangne Miene, seine Begierde, unsrer Belohnung theilhaftig zu werden, läßt ihn sicher nicht entgegen unsern Anstalten handeln. Aber ist Cosmus Natur unüberwindlich, oder hat sein scharfer Blick ein Vorhaben gemuthmaßt und errathen, welches sich ein Mann in seiner Lage wohl als möglich denken, wenn gleich nie beweisen kann — er widersteht unsern Wünschen, ihn herab zu stürzen, er lebt.

Andre Aussichten würden wir haben ergreifen müssen, mengte sich nicht jenes günstige Geschick in unser Spiel. Hörte niemand von euch noch von Guadagna's Sinnesänderung?

Barbadocus. Gestern noch in der Nacht ließ mich Guadagna zu sich bitten. Dieser Cosmus macht mir Sorgen, sprach er. Im Wachen denke ich an die Theilung der Republik, und im Schlafe beschäftigen mich Träume über Wohl und Unglück derselben, in die alle Cosmus Gestalt sich mischt.

Der Mediceer, fuhr er fort, sey gewesen der Erste im Staate genannt, so ist er der Erste den Gesetzen und dem Urtheil des Allgemeinen unterworfen. Der Thor Farganacia sagte jüngst: Die Gerechtigkeit schläft in Florenz, und vor Cosmus Größe ist sie eingeschlummert.

Albizzi. Der Thor ist weise geworden. Ist dem etwa nicht so? Wolltet ihr's leugnen, daß, je größer der Mann, desto schneller das Verfahren seyn müsse? Florentiner, der Thor hat euch geweckt.

Strozzi. Und den Gonfaloniere in Schrecken gejagt. Peruzzi, du erwähntest, Cosmus könne nie den gegen ihn angeschlagenen Meuchelmord beweisen. Er nicht. Lebend kann er ihn nicht behaupten, aber sein Tod kann Zungen lösen, deren Verschwiegenheit nicht immer Gold bindet. Fort jetzt mit dem Vorhaben, immer mit Gefahr für unsern Ruf verbunden, hin zu dem gelindern und sicherern.

Peruzzi. Ich finde euch gestimmt, wie ich selbst denke. Sammlet alle eure Kräfte,

um an dem Tage, den der Richter bald, sehr bald bestimmen wird, mit Klagen über den Beschuldigten zu siegen. Schon sind der Verhöre gegen ihn genug vorhanden. Noch am Tage des Urtheils eine allgemeine Stimme gegen ihn, und der Richter wird, muß zum Blutrichter werden, und unsere Pokale füllen sich freudenvoll am Abende des schönen Tages.

Viele. Cosmus Tod sey unser Jubelgeschrey am Zechtische.

Oeffentliche Gaſtſtube in Florenz.

Viele Bürger am Tiſche.

Erſter Bürger. Morgen iſt der Tag, der Medicis Schickſal entſcheidet.

Ein andrer. Der uns an dem Mann rächt, der uns beleidigte.

Erſter Bürger. Uns beleidigte? Redeſt du im Namen der Bürger, ſo widerſpreche ich dir im Namen des größten Theils.

Viele. Des größten Theils? — Dazu gehören Beweiſe. Wir alle ſind wider ihn.

Wenige. Wir für ihn.

Zweiter Bürger. So ſeyd ihr überſtimmt.

Erſter Bürger. Laßt uns ſeine Thaten wiegen. Wenn ich nicht irre, du Großredner, wareſt du ſelbſt zugegen, als vor zwey Jahren der Aufſtand wegen des Kornmangels ent-

ſtand. Da ſchrieen wir alle: Die Großen ſollten ihre Speicher öffnen!

Antwortete einer? War einer unter ihnen, der den Hungrigen Brod zu geben bereit geweſen wäre, als dieſes einzige Medicis? Bewies er nicht, ſchon ſeit langer Zeit verkaufe er um den geringſten Preis an Bürger, und Nothleidende nähre er unentgeltlich? Schenkte er nicht den Reſt ſeiner Speicher fürs allgemeine Wohl, und rettete er nicht Tauſende, indeß die Kornwucherer da ſtanden, und ſich in die Lippen biſſen, daß er ihnen den ſchönen Handel mit dem Leben der Menſchen verdarb? Gab noch einer etwas her? Das ſind die Großen eurer Republik! Nur dieſer iſt groß.

Zweiter Bürger. Du vergißt, mein Freund, was man ſich in die Ohren ſagte, daß all' die übrigen Speicher auch ſein wären, jene nur den Namen dazu hergäben, und ſchwiegen, weil ſie Nutzen von ihm zögen. Freylich, ſetzte man hinzu, mußte er etwas aufopfern, um nicht das Ganze zu verlieren.

Erſter Bürger. Was man ſich ins Ohr ſagt, mein Freund, trägt den Namen eines Geheimniſſes, oder einer Lüge an der Stirn. Als Geheimniß iſt dieſes nicht zu betrachten, alſo war es Lüge.

Einer aus dem Haufen. Das glaub' ich ſelbſt, daß es einer Lüge ſehr ähnlich ſieht, denn die Albizzi, Peruzzi, Barbadocus, Strozzi, Donati, Cerchi, und viele andre brauchen nicht der Gnade eines Mediceis zu leben.

Wahr, daß dieſe ihre Speicher nicht öffneten, aber ob ſie nicht eben dadurch beſſer handelten, iſt einer großen Frage ausgeſetzt. Denn nun blieb doch Vorrath, und wer Geld hatte, konnte der hungern? Wer es nicht hat, was nutzt der auf der Welt, und iſt's da nicht einerley, ob er verhungert, oder auf dem Krankenlager ſtirbt? Weg mit Allem, was dem Staate zur Laſt fällt!

Erſter Bürger. Wehe dem Staate, der den armen Bürger eine Laſt nennt! Er wälzt die Möglichkeit des Reichthums von

ſich hinweg. Armuth gebiert Thätigkeit, Reichthum iſt der Vater des Müſſigganges. Aus den ärmern Ständen entſtehen die Wohlhabenden, und dieſe Uebermüthigen gehen ſo oft in das Nichts zurück, aus welchem ſie gekommen ſind. Wenn der Arme nicht für uns Reiche arbeitete, wir könnten nicht den ganzen Tag hier ſitzen, und uns Wohl thun.

Einer aus dem Haufen. Du redeſt wahr, aber nicht gut. Reichthum ſoll nicht Gelegenheit zum Müſſiggang geben. Dem Reichen ſoll auch die Arbeit ſchmecken.

Zweiter Bürger. Bey dir heißt es, wie bey den berühmten Aerzten: Thut nach meinen Worten, und nicht nach meinen Werken. Laßt das! Jeder handle, wie es ihm gefällt. Freiheit iſt die Königin alles Beſitzes, ſobald ſie dem allgemeinen Wohl nicht nachtheilig iſt. Nur dem muß man ſklaviſch zugethan ſeyn.

Coſmus Deſpotismus des Reichthums geht zu weit. Herunter muß er von ſeiner Höhe, damit er ſehe, Reichthum mache nicht zum Gott.

Viele. Herunter mit ihm von seiner Höhe. Er falle so tief in den Staub, als hoch er war.

Erster Bürger. Mäßigt euren Grimm. Ich will euch nicht von der Blutschuld vorreden, die ihr mit seinem Tode auf euch ladet. Jeder muß mit seinem Gewissen fertig werden, so gut er kann.

Aber bedenkt den Schaden der Republik. Den Einsichtsvollesten, ihn, der so oft in Noth und Gefahr euch allein Mittel schaffen konnte, zu retten, das verwerft ihr? Seyd ihr denn ganz verblendet? Wollt ihr den Vater tödten, ungehorsame Söhne?

Zweiter Bürger. Freylich wird der weise, der einsichtsvolle Medicis wohl dafür gesorgt haben, daß er eine Ausflucht sich aufbehalten, daß er einige Lobredner habe, die seinen Handlungen das Wort sprechen, wenn sie dem allgemeinen Urtheile einst ausgesetzt seyn sollten.

Aber dem Himmel sey Dank, so weit ist es in Florenz noch nicht gekommen, daß aus

Eines Munde man alle Uebrige zum Schweigen brächte. Jeder ist seiner eignen Meinung überlassen, jeder kann sie laut sagen, und auf jeden wird gehört.

Morgen werden tausend Stimmen wider Medicis seyn, und die deinige wird sie nicht überschreyen.

Erster Bürger. Das wird sie nicht, aber im Stillen werden viele die Wahrheit anerkennen, und die Gerechtigkeit, der man die Binde abgerissen, die man zur Partheylichkeit gezwungen, wird weinen, daß sie auch in Florenz gemißhandelt wird.

Florenz.

Oeffentliche Gefängniſſe.

Coſmus Aufenthalt.

Coſmus. Farganacia. (hernach) Malavotta.

Farganacia. Nur dieſe Nacht noch, Coſmus. Ich gehe izt wieder zum Gonfaloniere, und euer Urtheil muß auf Verbannung fallen. Freylich muthmaßt das keiner von euren Feinden, und könnten ſie es muthmaßen, eure Gefahr würde ſich vermehren. Setzte der Gonfaloniere das Ende der Sache auf einige Tage hinaus, ſie würden von dem Vorhaben etwas merken, und alles anwenden, euch noch auf dem Wege hinaus das Lebenslicht auszublaſen. Der Haß dieſer Menſchen iſt unbegrenzt, und ihre Mordſucht hält den gleichen Schritt mit ihm.

Cosmus. Wie soll ich dir danken, Farganacia, wenn alles, was du sagst, eintrifft? Verzeih mir immer, wenn ich noch nicht ganz Glauben daran haben kann, wenn meine Seele ängstlich noch sich Unannehmlichkeiten träumt, die unsre bessern Aussichten zerstören könnten, wenn meinen Sinnen der Taumel der Verrätherey noch in der ganzen Stärke verschwebt.

Farganacia. Ich wünschte auch nicht einmal, daß dieser Taumel ganz verflogen wäre. Aengstlichkeit macht vorsichtig, und so wird auch Cosmus dann, wenn dieser Kerker ihn nicht mehr umschließt, der Vorsicht treu bleiben, die ihm so nothwendig ist.

Es ist genug, daß ihr werdet verbannt werden, Cosmus. Euer Haus wird es mit euch. Eberhard und alle eure Verwandte sind gleichem Schicksal unterworfen, und müssen euer Loos theilen. Gebt mir noch die Befehle an sie, was sie in dieser Nacht, was eure zurück bleibenden Freunde an den folgenden Tagen thun können, um eurer Schätze und Güter einen Theil zu retten.

Cosmus. Ich bin in meinem Gefängnisse nicht müßig gewesen, Farganacia. Das Wohl von Florenz hat mich beschäftigt. Konnte mich nicht der Tod weg rassen, ehe ich in diesen Kerker kam, und blieb der Einfluß meines großen Vermögens nicht nach meinem Tode auch? Was dann damit würde haben geschehen sollen, war in meinem letzten Willen nieder gelegt.

Wie es izt den räuberischen Händen meiner Feinde entrissen werden soll, enthalten diese versiegelten Papiere. Sie sind nicht versiegelt, damit Farganacia sie nicht lesen soll. Sie sind es nur, um nicht in ganz unrechte Hände zu fallen.

Dieser Freund soll Antheil daran nehmen. Er soll der Beförderer meines künftigen Glücks auch hierin werden.

Farganacia. Und er wird diese Papiere studiren, um, wo möglich, jeden Punkt derselben in Erfüllung zu bringen.

O Cosmus! Ihr glaubt nicht, welch ein andrer Mensch Farganacia geworden ist,

seitdem er in Thätigkeit versetzt worden. Und in welch eine Thätigkeit? Verachtet ging er umher, man beschäftigte ihn mit Possen, man vertrauete ihm nicht die Aufsicht über den kleinsten Dienst an. Und das Glück für Faraanacia wollte Cosmus Unglück, und Cosmus Unglück setzte ihn auf die Stufe einer Wirksamkeit, die beneidenswerth ist. Guter Cosmus, zürnt nicht, wenn Farganacia, euer Freund, euer Unglück nicht so sehr bemitleidet, als es solches verdient. Er gewinnt zu viel dabey.

Cosmus. Und wenn mein Unglück, Farganacia, nur bewirkt hätte, daß man in euch den rechtschaffenen Mann kennen lernen, der ihr wirklich seyd, so wäre es schon ein großer Vortheil, der daraus entsprungen wäre, denn ein rechtschaffener Mann, in seinen Wirkungskreis versetzt, kann hundert Schurken in Respekt erhalten.

Laßt alles das, was uns betrifft, die wir nun gemeinschaftlich wirken müssen. Nehmt eine brüderliche Umarmung von mir, daß

mein Unglück izt selbst nicht mehr groß erscheint, und sagt mir noch, kann man diesen Malavotta in das Geheimniß ziehen?

Farganacia. Ich glaube nicht. Ich kenne ihn nicht genug, um seines Herzens Schilderung zu machen. Aber scheint es euch nicht selbst, daß der Mann, welcher doch immer mit euren Feinden sich in Verständnisse eingelassen, wenn schon er zu mitleidig war, euren Tod zu befördern, es wünschen könnte, daß ihr noch nicht frey würdet, um das, was durch eure Einkerkerung ihm zufällt, beyzubehalten? Könnte er nicht vielleicht durch Winke verrathen, was mit euch vorginge, wenn er es auch nicht durch Worte thäte?

Cosmus. Farganacia, ihr werdet mir mit jedem Augenblicke werther, verehrungswürdiger. Euer Geist wächst zur Höhe, die keine Stufe mehr übrig läßt. Nein, Malavotta soll nichts wissen. Auch der Neid, euch zum Vertrauten gemacht zu haben, kann ihn dahin bringen, daß er mich verrathen

könnte. Das Herz des Menschen ist unerforschlich, und mehrere Seiten schon entdeckt, sind ihrer noch immer mehr verborgen.

Du und ich, wir wollen also die Einigen seyn. Wir haben uns einmal in die Seelen geschauet, und Licht der Freundschaft darin erblickt. Es sey nun unser Leitstern bis zum Ziel.

Malavotta (tritt ein). Nun, Farganacia, gut, daß ihr hier seyd, so könnt ihr uns die Zeit beym Abendessen vertreiben helfen.

Farganacia. Meine Zeit, mein lieber Malavotta, ist eingetheilt. Die Stunden sind gezählt. Ich mögte sagen, man hat die Augenblicke belagert, welche ich noch übrig habe.

Malavotta. Freylich, der wichtige Farganacia ist schwer zu haben. Ich höre, die Signoria in Florenz reißt sich um euch, seitdem ihr beym Gonfaloniere gelitten seyd. Ich sehe euch auch gern, doch wenn ihr einen bessern Abend wißt, als mit dem großen

Coſmus, und dem redlichen Malavolta ihn zu theilen, ſo will ich euch nicht hindern, irgend einer Dame Schooshündlein zu kämmen, oder dem Gonfaloniere die letzte Stunde verſchlummern zu helfen, oder irgend einem edlen Bürger von Florenz den Spaß des ganzen heutigen Tages zu wiederholen. Aus gutem Herzen hatte ich euch geladen.

Farganacia. Ich danke euch, edler Gönner. Indeſſen geh ich das Mal, und was auch mich beſchäftigen ſollte, ſo werd' ich eurer und der mir beſtimmten Beſchäftigungen nicht uneingedenk ſeyn. Gehabt euch wohl, ihr Herren. (Er geht ab.)

Malavolta. Er iſt und bleibt ein Thor. Ich würde um den Abend zürnen, da man mir Coſmus Unterhaltung raubte, und er geht zu, Gott weiß welcher, Erniedrigung. Ich hörte heute viel davon reden, Coſmus, daß euer Urtheilstag der Tag nach übermorgen werden ſolle, und habe ſchon in meinem Herzen recht getrauert, obgleich, die mir es ſagten, ſich zu freuen ſchienen, denn

es waren eure Feinde. Wenn es aber wahr wäre, würde ich euch doch bald wissen müssen, und sie warfen es nicht so ganz weit weg, daß ich meine Schuldigkeit gegen sie nicht beobachtet hätte.

Cosmus (vor sich). Eine liebe Schuldigkeit! Und du könntest wohl noch auf den Einfall kommen, die Herren zufrieden zu stellen.

Malavetta. Was redet ihr in euch, mein Freund?

Cosmus. Ich suche mir's zu enträthseln, ob mein Urtheilstag wirklich schon so nahe seyn, und ich von meinem lieben Malavetta getrennt werden könnte. Wenn ich's aber recht überdenke, zweifle ich noch. Es waren letzthin noch eine große Menge unverhörter Zeugen wider mich, für mich war noch von keinem einziger vernommen.

Die Gerechtigkeit von Florenz wird sich doch nicht so preis geben, daß sie ganz einseitig bleibt. Sie wird wenigstens den Schein von zwey Seiten nehmen. Und mit dem

bloſſen Schein wird ſie ſich viele Tage ſchon beſchäftigen müſſen.

Malavotta. So werde ich viele Tage noch mit meinem Coſmus ſpeiſen können.

Coſmus. Es müßte denn ſeyn, daß eben dieſe Gerechtigkeit einmal einen Schnitt durch die Möglichkeit, ihr vorzugreifen, machen wollte, und in dem Fall könnte ſchnell entſchieden werden.

Malavotta. Schnell entſcheiden, iſt hier nicht gebräuchlich. Setzen wir uns alſo ruhig zur Tafel.

Florenz.

Pallast des Gonfaloniere.

Schlafzimmer desselben.

Guadagna. Farganacia.

Guadagna. Woher noch so spät, du unermüdeter Vertrauter des großen Unglücklichen?

Farganacia. Von ihm, Gonfaloniere, von ihm, an dem die florentinische Republik ein großes Beyspiel geben sollte, wenn sie könnte, wenn nicht eine Art von Schlafsucht ihren besten Wirkungskreis eingeschlummert, und ihre Liebe zum Guten in einen Nebel aufgelößt hätte.

Guadagna. Doch nichts Neues zu fürchten? Doch nicht schrecklichere Entdeckungen?

Farganacia. Wenigstens schläft die Kabale noch nicht, und mir kam auf Mala-

rotta's Geſichte ein Zug zum Vorſchein, der wohl Tod auf Coſmus hätte zielen können, wenn er gewußt, lange könne er nicht mehr ſein Gefangner ſeyn.

Guadagna, auch iſt er nicht der einzige zu fürchten. Trauet nicht, ſelbſt im Augenblicke, wo ihr das Urtheil ſprecht. Die Menge ſeiner Feinde iſt groß. Wenn ihr nicht die Ausführung gleich mit dem Ausſpruche verbindet, ſo wird man noch auf Ränke denken, ihn euch zu entreißen. Sie werden ihre Reuterey zuſammenrufen, und können noch vor der Stadt ihn überfallen, und ſeine Rettung unnütz machen. Sie können einen Aufſtand des Volks bewerkſtelligen, das die Gefängniſſe ſtürmen, und in der Wuth ihn zerreiſſen kann. Was können ſie nicht alles, Guadagna, wenn man ihnen Zeit läßt, der Bosheit nachzudenken? Was ſchnell geſchieht, wird ſie betäuben, wird ſie unthätig machen, wird ſie erſt auf andre Mittel denken laſſen, ſich an dem verlohrnen Opfer zu rächen.

Guadagna. Farganacia's Rath ſoll abermals befolgt werden. Rufe mir gleich

den Hauptmann der Leibwache. Ich will hinreichende Mannschaft beordern. Eine Deputation soll ihm seine Verbannung bekannt machen, und sogleich sie ins Werk richten. Ich will die geheimen Sekretaire noch diese Nacht berufen, und dem Urtheil soll noch hinzu gefügt werden, daß es sogleich vollzogen werde.

Ich habe mir's nun einmal vorgesetzt, den Mann zu retten, und ich muß es durchsetzen.

Farganacia. Weil es die Billigkeit erfordert, weil es der Mann verdient. Ich will euch nicht verhehlen, Guadagna, daß ich für euch manche leidenvolle Stunden der Zukunft sehe. Der Anhang wider die Mediceer ist zu groß, der Haufe zu voll und zu reich. Ihr werdet Verfolgung zu dulden haben, aber ihr seyd gewiß zu edel, der Verfolgung wegen eine so schöne That zu unterlassen.

Guadagna. Du bildest dir doch mehr ein, Farganacia, als geschehen könnte. Der Enthusiasmus reißt dich zu weit hin, du

ſiehſt auch in ſeinen Feinden zu viel, in den Folgen ſeiner Verbannung zu viel. Es wird ein vorübergehender Lerm ſeyn.

Sey aber ruhig meinetwegen. Ich arbeite halb für die Gerechtigkeit, halb für den Freund, denn Freund iſt mir der Coſmus geworden, den ich nicht gut leiden konnte. Izt geh, und mache von auſſen die Anſtalten, die du zu machen haſt, ich will die innern treffen.

Florenz.

Signoria.

Großer Saal, erfüllt von Menschen.

Gonfaloniere Guadagna. Mariot Baldinetti. Angelo Acciajuoli. Rudolph Peruzzi. Renat Albizzi. Palla Strozzi. Clemens Barbadocus. Nikolas Barbadocus. Sekretaire.

Guadagna. Versammlete! Das Wohl der Republik stand auf dem Spiel. So sprachen alle Ankläger Cosmus von Medicis. Die Sicherheit des allgemeinen Ganzen hing nur an einem Faden. Man zog ihn, um nicht des Unterganges Last fallen zu machen. Einer der ersten, der angesehensten, der beliebtesten Bürger in Florenz wurde verhaftet.

Seine Freunde haben nicht gemurret. Der Vater darf die Gerechtigkeit am Sohne nicht mit ſcheelen Augen anſehen, der Sohn kann des Vaters Unglück beweinen, aber ſich nicht auflehnen gegen verdiente Strafe.

Die Republik muß trauern über den Sohn, der ihr Freude machte, hört er aber auf, alle ſeine Pflichten zu erfüllen, ſo muß ſie ihre Augen von ihm wenden.

Coſmus Handlungen ſind unterſucht, die Folgen auf das allgemeine Beſte daraus geprüft werden. Nicht allerdings hat man ihn unſchuldig befunden. Genau hat man gewogen, geurtheilt nach der beſten Möglichkeit, dem Staate dadurch zu nutzen.

Coſmus Urtheil wird euch izt vorgeleſen werden, Verſammlete! Nehmt deſſen wahr, und laßt ſeinen Verfaſſern die Gerechtigkeit wiederfahren, daß ſie in die tiefſte Möglichkeit drangen, das Recht vom Unrecht zu trennen.

(Der Gonfaloniere ſetzt ſich auf einen erhabnen Stuhl. Die Beſitzer neben ihn. Der eine

Sekretair nimmt das Urtheil, wendet sich gegen die Versammlung, und ließt mit lauter Stimme.)

Sekretair. Cosmus von Medicis, Bürger des Staats, hatte sich durch vieljährige Arbeit, Fleiß und Treue um den Staat verdient gemacht. Seine Mitbürger liebten ihn, seine Obrigkeit ehrte ihn. Aber Cosmus ließ sich Ehrgeiz und Eigennutz zu weit verblenden. Er wollte allgemeiner Versorger der Stadt werden. Er wollte andre unterdrücken, die es neben ihm auch zu werden sich bestrebten. Aufmerksame Beobachter bemerkten es. Das Wohl des Staats lag ihnen am Herzen. Sie zeigten es den Verwesern der Republik. Derer, die in den Untersuchungen wider ihn gesprochen haben, sind weit mehrere, als derer, die für ihn sich verwendeten. Die Republik fürchtete, denn ihre meisten Bürger fürchteten. Gefahr in Zeiten abzuwenden, ist unsre Pflicht. Cosmus darf uns nicht ferner schädlich werden.

Cosmus ist verbannt. Auf ewig aus den Mauern und vom Gebiete der Stadt

verbannt, es müßte denn ein eben ſo allgemeiner Schluß dies über ihn geſprochne Urtheil einſt wieder heben, zurück ihn führen, mit glücklichern Ausſichten für des Staates Wohl.

Für izt iſt er ausgeſtrichen aus den Liſten unſrer Bürger. Dieſer Augenblick trennt das Glied von der allgemeinen Kette. Mit ihm gehen ſein nächſter Freund, Eberhard von Medicis, und alle deſſen und ſeine Verwandte hinweg. Der Name Medicis iſt bey uns ausgeſtorben.

Vollzogen werde dies Urtheil gleich nach ſeiner Vorleſung, nach den ſchon dazu getroffenen Anſtalten. Florenzens Magiſtrat befreyet ſeine Bürger bald und ſchnell von Uebeln. Gegeben von den acht Erwählten, beſtätigt vom Gonfaloniere, und dem ganzen Magiſtrat bekannt gemacht am dritten Oktober 1433.

Guadagna, Gonfaloniere.

Mariot Balduinetti. Und geſprochen zum Wohl der Republik, und gebilligt

von Edeln und Bürgern der Republik Florenz.

Angelo Acciajuoli. Und ſicher gut geheiſen von Anweſenden aller Stände. Einwohner von Florenz! Hat die Republik wohl geſprochen über Coſmus von Medicis?

Viele. Wohl geſprochen! Vollzogen werde das Urtheil. Medicis verbannt auf ewig.

Florenz.

Oeffentliche Gefängniſſe.

Coſmus Kerker.

Coſmus von Medicis. Malavotta. Farganacia. Deputirte des Magiſtrats. Viel Wache.

Ein Deputirter (ſchließt eben mit Leſung des Urtheils). Guadagna, Gonfaloniere.

Zweiter Deputirter. So lautet, was über Coſmus von Medicis beſchloſſen iſt, und mein Befehl aus der Signoria, ſogleich dieſes Urtheil zu vollziehen, mit mir zu nehmen den Gefangnen des Staats, und ihn zu führen aus der Stadt und aus den Grenzen ihres Gebiets.

Coſmus. Könnte ich doch den Dank laut werden laſſen, den ich meinen Richtern, den ich der Republik ſchuldig bin! Sie hat

Schwachheiten an mir aufgedeckt, die ich ſelbſt bisher nicht kannte. Sie hat mich gelehrt, ihnen auszuweichen, und mich ſelbſt zu beſſern. Sie hat zu einer Zeit dieſe Entdeckung gemacht, wo ſie mich noch nicht ſchuldig genug fand, ein Opfer des Todes zu werden.

Meine Verbannung nimmt mir nicht die Gelegenheit, meinen Eifer für die Republik beyzubehalten. Sie hat mir großmüthig mein Leben und meine Güter gelaſſen. Beydes will ich ihrem Dienſte auch in der Entfernung weihen. Ich wünſche jedem in Florenz, nie in meine Fehler gegen die Republik zu fallen, jedem, ſie ſo wieder gut zu machen, wie ich es thun werde.

Die Meinigen leiden durch mich, ich will das zu erſetzen ſuchen.

Farganacia, bringt ihr Guadagna meinen Dank.

Farganacia. Wenn ich euch werde begleitet haben an den Ort eurer Verbannung.

Cosmus. Und wohin bestimmt mich die Republik?

Farganacia. Sie überläßt euch selbst die Wahl.

Cosmus. So wähle ich Venedig. Sey denn zum letztenmale von mir gegrüßt, süße, freundliche Vaterstadt, die du meine Geburt, meine Kindheit, mein Wachsthum, meine Ehren sahest. Ich drücke dich gleichsam an mein Herz, denn ich liebte dich immer, und liebe dich noch. O du bist mir theuer, wie eine wahre Mutter. Daß du meine Verbannung sehen mußt, darüber seufze ich, denn auch du liebtest mich. Wahrlich, und bey dem Himmel, der über uns, und bey den Heiligen, die in ihm wohnen, ich beleidigte nicht jeden Bürger von Florenz, auch beneidete mich nicht jeder.

Viele unter ihnen wußten, ich theile meine Zeit in Arbeit und Sorgen, wußten, daß meine Reichthümer mich nicht so glücklich machten, als sie ihre Armuth.

Segen über dich, Florenz! Segen bey meinem Abschiede! Sehe ich dich nicht wie-

der, nun so sey mein letztes Wort an dich: Friede und Ruhe!

(Er geht ab, Farganacia und die Wache folgen, die Deputirten entfernen sich.)

Malavotta. Was war das? Mir entrissen, als ob er nicht da gewesen wäre? In dem Zeitpunkte von mir getrennt, wo ich erst Nutzen von ihm zu haben hoffen konnte? Betrogen ich um alle meine Aussichten, und von ihm nicht einmal die Versicherung einer Belohnung?

Wofür habe ich ihn denn gerettet, den großen Cosmus, den reichen Cosmus, den wichtigen Cosmus? (Er öffnet beyde Hände.) Hier ist nichts — und hier wieder nichts — Wenn ich zurück blicke, da liegen Haufen Goldes. Aber sie sind verschwunden. Peruzzi wird sich hüten, sie zu geben, da ihm der Auftritt wahrscheinlich so unerwartet kommt, als mir. Vor mir blicke ich in hämische Gesichter, in Hohn und Spott.

Malavotta, dasmal hast du dir einen schönen Vogel entwischen lassen. Gehe hin, und sündige fort nicht mehr.

(Er schließt den Kerker und geht ab.)

Florenz.

Signoria.

Groſser Saal, leer von Menſchen.

(Zurück geblieben noch) Rudolph Peruzzi. Renat Albizzi. Palla Strozzi. Clemens Barbadocus. Nikolas Barbadocus.

Rudolph Peruzzi. Wie, Coſmus iſt verurtheilt, und nicht zum Tode?

Renat Albizzi. Und nicht ſeine Güter preis gegeben? Dieſer Schatz der Republik entriſſen?

Clemens Barbadocus. Und mit einer Verbannung beſtraft, die der nächſte Gonfaloniere wieder aufheben kann, mit einer elenden Verbannung, die fürs kleinſte Verbrechen dem Bürger aus der Hütte der Vorſtadt zu Theil wird?

Nikolas Barbadocus. Fluch über diesen Guadagna! Merkt ihr's denn nicht, daß er der bestochne Theil ist? Ja, wie wollte man sonst alles so geheim gelenkt, wie uns von allem Rathe dabey ausgeschlossen haben? Die Zähne knirschen mir zusammen, wenn ich Guadagna's Namen nennen will, und mein Herz drehet sich in der Brust, wenn ich den Verräther denke.

Palla Strozzi. Doch laßt uns nicht vergessen, meine Freunde, daß des Himmels Hand im Spiele seyn kann, die alles lenkt, und welcher wir uns nicht widersetzen können.

Gehet zurück auf alles, was wir thaten, was ihr thatet. Ihr wart es, die mir diesen Medicis verdächtig machtet, mit dem ich sonst auf einem guten Fuße viel der Freundschaft pflog, und dessen Rechtschaffenheit mich oft entzückte.

Aber auch eure Aeusserungen fanden Gehör. Ich untersuchte, und fand, was ich nicht gern fand. Aber kann ich mich nicht auch geirrt haben? Bin ich unfehlbar, und hat nicht so manches, was wir ihm aufbürde-

ten, eine nebelichte Geſtalt bekommen, hinter welcher wohl ein Licht für ihn verborgen ſeyn könnte?

Rudolph Peruzzi. Palla, dein Herz reißt dich hin. Du hatteſt unterſucht, und hatteſt Wahrheit gefunden. Haſt du noch nie geſehen, daß auch den Böſen manchmal Glück begleitet? Wenn du von dieſem auf Rechtſchaffenheit ſchließen wollſt, wie viele, die den Schurkennamen verdienen, mußt du edel nennen?

Tritt nicht aus einem Bund, der das allgemeine Wohl befeſtigen muß.

Palla Strozzi. Ich trete nicht aus eurem Bund. Ich will nur, daß die Hitze euch nicht zu weit verleiten ſoll. Ihr könntet leicht zu Mördern eures eignen Glücks werden.

Renat Albizzi. Nun, dahin, hoffe ich, ſoll dieſes Coſmus Parthey es noch nicht gebracht haben, daß ſie gegen die unſere ſich meſſen kann. Sonſt hätten ſie ſich auch nicht des Weges der Hinterliſt bedient, die ſie ſo ſchön hier in Ausübung gebracht.

Nikolas Barbadocus. Sie muß doch Macht genug haben, sonst würden wir alle hier nicht so [redacted]e geblieben, sondern wohl auf den schnellen Einfall gekommen seyn, am Gefängnisse mit den Unsrigen ihm aufzupassen, und selbst der Republik den Dienst seines Todes zu erweisen, den sie sich versagt.

Clemens Barbadocus. Und wähnt man denn, daß das nicht noch geschehen könne? Er wird doch in die Signoria gebracht, und ihm da sein Urtheil bekannt gemacht werden.

Renat Albizzi. Was hör ich? Draussen das Getümmel des Volks: Wir wollen ihn geleiten! Er ist schon fort!

Rudolph Peruzzi. So ist alles verloren! Nun denn Ade Rache an Cosmus. Er rächet sich an uns. Meine Wuth kehre sich denn gegen Guadagna, und den verdammten Malavotta, der uns aus allen Nöthen hätte befreyen können. Die Plane eines Jahres liegen nun in Schutt. Begraben ist die Größe unsrer Häuser. Legt euch nur schlafen.

(Er geht ab, die andern folgen ihm.)

Wirklich war die Beſtürzung dieſer Häupter der Verſchwörung Schuld, daß alles, was Guadagna und Farganacia abgeredet hatten, ſeinen Weg ohne das geringſte Hinderniß fortging. Vielleicht, wenn die gegen Coſmus Verſchwornen noch Gegenwart des Geiſtes genug gehabt hätten, ſich unter das Volk zu miſchen, und dort es anzubringen, daß Coſmus wohl zu gelinde beſtraft ſeyn mögte, hätte ſich die Wuth des Pöbels verleiten laſſen, einen raſchen Schritt zu thun, und den gemeinten Verbrecher ſelbſt nach Würden zu ſtrafen.

Denn nicht wenige der Haufen, die ſich feſt an die Häupter der Verſchwörung ſchmiegten, waren den Wachen, die Coſmus umzingelten, am nächſten, und wäre ein Peruzzi, Albizzi oder Barbadocus erſchienen, und hätte durch Winke oder Worte ſie angefeuert, es wäre ihnen ein leichtes geweſen, durchzudringen und den Mord zu vollführen.

Der unſchuldige und ungerecht verdammte Medicis mußte noch manches Schimpfwort hören, noch manchen Fluch auf den Weg mitnehmen, und Segenswünſche, die ſich hin

und wieder über ihn ergossen, wurden von dem Geschrey der größern Menge, und selbst von handgreiflichen Gründen unterdrückt.

Indessen verlor sich die Menge schon bey Annäherung an die Stadtmauern, und da er diese erst hinter sich hatte, sahe er zu seinem Troste viele ihn begleiten, denen heiße Thränen über die Wangen liefen, und die ihn nicht hatten verlassen wollen, ohne den Beweiß des Mitleids ohne Ahndung ihm geben zu können.

Vor den Thoren an der Grenze des Gebiets, bis wohin Farganacia ihn zu bringen Befehl hatte, hatten nun diese ihn auch verlassen, dagegen traf er dort seine Verwandte, ein neuer Auftritt, der auf einer Seite seinem Herzen wehe that, auf der andern Freude ihm gewährte.

Farganacia ließ die Wachen an der Grenze halten, er selbst aber begleitete Cosmus und seine Familie noch in ein einsames Haus, nicht weit von der Grenze gelegen.

Grenze am Florentiniſchen.

Einſames Landhaus.

Signor Kapi. Coſmus von Medicis. Eberhard von Medicis. Verſchiedene andere Medicis. Fargnacia.

Kapi. Meine Freude iſt groß, einen Mann wie Coſmus bey mir zu bewirthen.

Coſmus. Ihr ſchmeichelt einem armen Unglücklichen, edler Beſitzer dieſes Hauſes. Ich fühle, daß ihr Balſam in meine Wunden gießen wollt; das iſt groß von euch gedacht, aber ich bin ſtandhaft genug, meine Schmerzen auch ohne Linderung zu tragen.

Kapi. Für eure Schmerzen, Coſmus, habe ich keine Linderung. Ihr müßt den unedlen Zug eures Vaterlandes beweinen; für dieſe Thränen hab' ich keinen Troſt. Andere Wunden kenne ich an euch nicht. Ihr ſeyd

so rein und unbefleckt, als ihr waret, da ihr vom Jubel des Volks einmal aus der Signoria begleitet wurdet, wie ihr einen Posten annehmen solltet, und sprachl: Ihr hättet das Volk zu lieb, um euch ihm zu entziehen.

Da erkundigte ich mich sorgfältig nach dem Manne, der der Ehre, die so oft den Menschen blendet, den Abschied geben könnte, um seiner Mitbürger desto eifriger Wohlthäter zu seyn. Man nannte mir Cosmus von Medicis, und der Ausruf blieb in meinem Herzen unvergeßlich eingeschrieben.

Izt bemerkte ich eure Verwandten nicht weit von meinem Landhause, und wie ich gewohnt bin, jedem, der sich ihm nahet, Gastfreyheit anzubieten, so kam ich auch, hörte die nicht traurige, nein — widerstehende Geschichte, und sagte: Diesen Mann muß ich bey mir sehen.

Farganacia. Und ihr bewirthet wirklich einen großen Mann. Mein ganzes Leben habe ich angewandt, ihn kennen zu lernen, denn wißt, ich lebe erst, seitdem dieser

Mann in Florenzens Gefängniſſen weilt, und ich habe tauſend gute Eigenſchaften, und viel mehr gute Dinge von ihm erfahren. Ich könnte euch von ihm unterrichten.

Kapi. Ihr ſeyd mit ihm verwandt, und darum ſeyd ihr mir mit ihm willkommen.

Farganacia. Nichts weniger als ihm verwandt. Ich habe den Auftrag von der Republik, ihn bis an die Grenze des Gebiets derſelben zu bringen.

Kapi. So hättet ihr wohl gethan, auch an dieſer Grenze zu bleiben. Ich bedaure, ein Wort an euch verſchwendet zu haben.

Coſmus. So ſehr ich euch für euren Eifer danken muß, ſo müßt ihr mir doch dieſen Retter nicht beleidigen. Wißt, ohne ihn war ich verloren, und ihr ſahet mich nicht lebendig hier.

Kapi. Wenn das iſt, ſo laß dich umarmen. Sey, wer du wolleſt, und wärſt du der Gonfaloniere ſelbſt, ich muß mit

einem Kusse der Freundschaft mein Herz dem deinigen eigen machen. Den Bund versiegle der dort oben, und wenn die Freundschaft eines armen Landbewohners Einfluß auf dein Glück haben kann, o so nimm sie in dem vollesten Maße. Nicht mein Haus, nicht meine ländliche Tafel sollen dir Belohnung seyn. Fordre, was du willst, nichts ausgenommen, und ich glaube es dir schuldig zu seyn.

Cosmus. Wenn doch Florenz viel solche wackre Männer hätte!

Farganacia. Es hat ihrer auch, aber sie schlafen gern, und sind schwer zur Thätigkeit zu erwecken. Was gilts, die Reue wird auch dieser That auf dem Fuße nachfolgen, und in wenig Tagen wird der große Cosmus vermißt, und bedauert werden.

Kapi. Allein er wird der undankbaren Stadt sich nicht wieder nähern.

Cosmus. Laßt das, mein lieber Kapi. Ihr bringt mich sonst zu Thränen über einen Gegenstand, den ich einmal nicht hassen kann.

Laßt mich die Möglichkeit nicht denken, mich wieder in Florenz zu sehen. Ich habe kaum den Rücken gewandt, und schon, ich gestehe meine Schwäche, schon mögte ich wieder den Mauern zueilen, die mich von sich gestoßen haben. Ich muß vergessen, wie werth mir dieser feindliche Aufenthalt ist. Laßt mich mit meinen Vettern mich besprechen, was von meinen Gütern gerettet ist, damit ich nicht aufhören muß, für das Wohl meiner ehemaligen Mitbürger zu arbeiten. Gute Vettern! Ihr leidet unschuldig durch mich.

Eberhard von Medicis. Wir haben die Größe deines Hauses mit genossen, es ist billig, daß wir auch bey dessen Fall nicht unthätig sind. Wir fühlen deine Unschuld, und wir sind verbunden, des Schicksals Wegen uns so wenig entgegen zu stellen, als du darüber murrest.

Uns lag ob, das Deinige zu retten, und das haben wir treulich gethan. Und wenn deine Feinde am Morgen dieses Tages noch an den Resten deines Glücks ihr Heil ver-

ſuchen wollen, ſie würden wenig für ſich gewinnen. Koſtbarkeiten und Schätze ſind ihnen entriſſen. Sie ſind in den Händen unſrer Getreuen. Izt würden nur die armen Geſchöpfe geplündert werden, die von der Arbeit lebten, die du ihnen gabſt, und dieſes zuzulaſſen, ſind die Florentiner zu großmüthig, und unſre Feinde zu weiſe. Sie würden den ganzen Unwillen des Volks wider ſich lenken.

Georg Medicis. Die ſchöne Sammlung von Kunſtwerken, die du unter meine Aufſicht gegeben, Coſmus, habe ich bereits nach Venedig an den Zweig unſers Hauſes befördert.

Johann Medicis. Die zuletzt von den griechiſchen Kaiſern geſandten Koſtbarkeiten ſind ebenfalls dahin unterwegens.

Eberhard von Medicis. Alle in Florenz ſtehende Baarſchaften ſind während deiner Gefangenſchaft auf andere Plätze gezogen, und kein Florentiner kann dir etwas vorenthalten.

Cosmus. Und doch steht alles diesen Florentinern wiederum zu Dienste, wenn sie mich wieder lieben wollen, wie sie mich gehabt haben. Es ist ein großer Verlust, die Liebe seines Vaterlandes zu missen, und gerade mit dem, womit sie mich zu stürzen dachten, wollte ich sie gewinnen.

Meine Freunde! Ich konnte noch mehr für das Wohl dieser Stadt thun. Ich hatte Mittel in Händen, den ganzen übrigen Theil der armen Bürger in wohlhabenden Zustand zu versetzen. Florenz konnte durch meine Hülfe sich über alle ihres gleichen hoch erheben, und über sie hinwegschauen. Daß ich's noch nicht that, geschahe deswegen, weil ich es weise, weil ich es mit Ordnung, weil ich nicht, ohne gewiß zu seyn, es thun wollte, ich wendete die Schätze gut an, und verschwendete sie nicht an Undankbare. Sie sollten in Florenz wuchern, nicht auswärts vergeudet werden.

Ihr habt entweder meinen Jugendfreund gekannt, oder ihr habt doch von ihm reden

hören. Wem sollte der Name des unglücklichen und doch großen Balthasar Cossa unbekannt geblieben seyn? Ich war sein Freund, und war sein Schatzmeister, als er die päbstliche Würde bekleidete, die man ihn wieder aufzugeben zwang. So reich er selbst schon war, so viel reicher machte ihn doch diese Würde, und wenn er keiner ruhigen Stunde sich Herr nennen konnte, so war er wenigstens Herr eines unermeßlichen Vermögens.

Ich habe ihn auf allen seinen Reisen begleitet, ich war bey ihm auf der Versammlung in Kostnitz, wo ich die Herren der Welt in Pracht und Eitelkeit, in Größe und in Kleine sah. Ich war sein Gefährte auf der unglücklichen Flucht in verstellter Tracht. Ich widerrieth ihm solche, allein er hörte icht die Warnungen des Freundes.

O! tadeln kann ich's nicht, daß er dem Eifer, seine Würde zu behaupten, so lange nachgab, bis er endlich selbst ein Opfer wurde. Er glaubte es durchzusetzen, und er hatte die besten Absichten für das Wohl der

Kirche. Auch liebte ihn, was ihn kannte, und der gemeine Mann war ſeines ſanften Herzens wegen ihm gewogen. Nur Haſſer verfolgten ihn, Neider verunglimpften ſeinen Charakter.

Ich habe mit dieſem Freunde ausgehalten, und in der Stunde ſeines Todes ſprach er zu mir: Coſmus, du biſt Menſchenfreund, ich vermache dir alles, was ich habe. Wende es an, glücklichere Menſchen zu machen, als ich es war.

Da hat er mir vieles entdeckt, was ich nicht wußte, und ſeines ganzen Reichthums Fülle mir enthüllt. Die Schätze haben mich nicht ſo ſehr gerührt, aber ſein Tod ſteht ewig vor meinem Angedenken.

Doch kann man ſchließen, was ich für Florenz zu thun im Stande war.

Fargaracia. Sie haben einen Vater ihrer Kinder verſtoßen. Allein ich ſehe dich nicht lange entfernt, Coſmus. Ich kehre zurück nach Florenz. Ich werde jeden Wink auffangen, und dir Bericht davon geben,

Nutze jeden zu deinem und zu unserm Besten, damit die Stadt dich bald wiedersehe, die dich nicht entbehren kann.

Kapi. Aber er kann sie entbehren. Soll er der Undankbaren noch gute Worte geben?

Cosmus. Kapi, würde es euch nicht schmerzen, von diesem Landhause, wo ihr geboren und erzogen waret, verbannt zu seyn? Würden alle hier genossene Freuden in der Entfernung euch nicht doppelt schön erscheinen, und würdet ihr nicht viele Opfer bringen, um ihrer wieder theilhaftig zu werden?

Man trennte sich von hier. Farganacia gieng nach Florenz zurück. Er war von Cosmus reichlich beschenkt worden, und wenn Geld nicht seine herrschende Leidenschaft war, so verschaffte es ihm doch Bequemlichkeiten, die er vorher nicht gekannt, und eine Art von Ansehen, welches er immer vermißt hatte.

Eine weit gröſsere Idee brachte er von Coſmus nach der Erzählung deſſen mit, was er vom Pabſt Johann dem drey und zwanzigſten ihm berichtet, und er muſste ihn bewundern, daſs er gefaſst genug war, in ein ſolches Schickſal ſich finden zu können, da er ſchon eine ſo groſse Rolle in der Welt geſpielt. Ein Glück für Farganacia, daſs er in dem Rufe eines unbedeutenden Menſchen, eines bloſsen Spasmachers ſtand, daſs man ſeinen Eifer für Coſmus für Wirkung lächerlicher Thorheit hielt, ſonſt hätten Coſmus Feinde gewiſs auch an ihm Rache genommen.

Die Reiſe, die Medicis und ſeine Begleiter indeſſen nach Venedig machten, war die angenehmſte von der Welt. Allenthalben, wohin ſie kamen, begegnete man ihnen mit einer vorzüglichen Achtung. Coſmus Name war bekannt. Sein Proceſs hatte Aufſehen gemacht. Auswärts fand man es lächerlich, daſs der erſte Mann des Staats unſchuldig aus einem Staate verbannt wurde, wo er, ſo zu ſagen, das Triebrad der

Größe desselben war, und man beeiferte sich daher von allen Seiten, den Mann an sich zu ziehen, der solchen Glanz zu verschaffen Kopf und Herz genug hatte. Viele Einladungen waren gekommen, kaum aber hatten die Venetianer Winke davon erhalten, daß er ihre Republik gewählt, als sie schon Deputirte ihm entgegen abfertigten, ihn zu bewillkommnen.

Das mußte auf Cosmus Eindruck machen. Wirklich langte er mit achtungsvollem Gefühl daselbst an, und kaum hatte er sich etwas über den Gedanken getröstet, ein Verbannter zu seyn, als seine ganze Thätigkeit wieder empor kam, und er das Comptoir, welches er dort hatte, in einen Wirkungskreis versetzte, den ganz Venedig empfand, [illegible] der zuletzt auch Florenz zu seinem Schaden empfinden mußte, da er die Hauptgeschäfte von da weg zog.

Guadagna hatte die Last bitter gefühlt, die dadurch zu entstehen pflegt, wenn man im Angesichte mächtiger Kabale einen starken

Schritt vorwärts geht. Wäre der Gonfaloniere für immer Besitzer der Richterwürde gewesen, so war ihm wohl nie ein Nachtheil aus diesem Verfahren möglich; so aber mußte er sein Amt niederlegen, und nun fielen alle, die sich von ihm beleidigt glaubten, wie ein Haufen ungezogner Buben über ihn her.

Die Häuser, deren wir schon so oft erwähnt; hatten, nachdem sie überzeugt worden, Cosmus seo ihren Händen und ihrer Rache entwischt, zwar fernere Zusammenkünfte gehalten, die dazu dienen sollten, diesen Fehltritt wieder gut zu machen; aber da das allgemeine Opfer entfernt war, hatte auch niemand den Eifer mehr, den sie vorher immer gezeigt hatten. Jeder besorgte mehr sein eignes Interesse, und da man nicht wußte, wie bald die Sachen eine andere Wendung nehmen, und Cosmus, von Fremden unterstützt, mächtiger wieder auftreten könnte, als er vorher da gewesen, so hatten viele einen kleinen Anfall von Reue, der sie wenigstens zur jetzigen Mitwirkung unthätig machte.

Leidenschaften wollen aber doch befriedigt seyn, und der neue Gegenstand, dies zu bewerkstelligen, war bald gefunden. Alle Wuth fiel auf Guadagna. Eifrig genug setzte man die Wahl eines seiner ärgsten Feinde zum Gonfaloniere durch; kaum war er seiner Würde entledigt, als der Proceß gegen ihn anhub. Laut wurden die Klagen über das gelinde Urtheil Medicis, besonders da die Folgen seiner Verbannung immer lauter wurden, und man das Uebel auf die Gelindigkeit zu wälzen fein genug war.

Mehrere der Handlungen Guadagna's wurden in falsches Licht gesetzt, und Cosmus Schicksal ward das seinige.

Wohin hätte er seine Zuflucht nehmen sollen, als zu eben dem, den er gerettet, der in Venedig im größten Glanz, in den höchsten Ehren lebte, und der kein freundschaftliches Herz, kein Gefühl von Dankbarkeit gehabt haben müßte, wenn er ihn nicht mit offnen Armen empfangen, und brüderlich an sein Herz gedrückt hätte.

Nicht blos aber, um seine edeln Gefühle zu zeigen, war Cosmus die Ankunft dieses großen Verbannten angenehm. Sein Herz hing immer noch nach Florenz zurück. Er konnte das Vaterland nicht vergessen, zu nahe seiner Seele lagen alle die großen Entwürfe, die er dieser Stadt wegen angefangen, und in deren Ausführung er gehindert worden war.

Vielleicht war auch eine Ahndung in ihm, daß er einst noch wieder groß auf dem Platze erscheinen würde, von dem er groß sich entfernen müssen. Er glaubte daher, in Guadagna eine Stütze zu finden, die das Gebäude tragen helfen könnte, dessen Grund bereits in seiner Seele aufgeführt war.

Gleiches Unglück half zu gleich brüderlichen Gesinnungen, und die wärmste thätigste Freundschaft entspann sich zwischen beyden.

Venedig.

Cosmus von Medicis Wohnung.

Dessen Zimmer.

Cosmus. Guadagna.

Guadagna. Euch hätte ich diesen Eifer, nach Florenz zurück zu kehren, nicht zugetrauet. Daß ich ihn habe, ist kein Wunder. Bloß durch eine Anzahl verwegner Bösewichter überrascht, die Mittel gefunden hatten, einen Richter, der mein Feind war, auf ihre Seite zu bringen, muß ich gewärtigen, daß das Recht mir werde, welches mir gebührt. Ihr hattet aber Verdienste, die man mißkannte, Wohlthaten erwiesen, die man verwarf. Glaubt ihr je in Florenz, auch wenn ihr wiederkehrtet, so leben zu können, wenn ihr hier lebt, mit der Anmath, mit der allgemeinen Achtung?

Cosmus. Nicht mehr Gründe der Art, Guadagna. Ihr habt euch lange schon erschöpft. Und wenn blos mein Wille und meine Vorstellung des bessern Dortseyns es wäre, was mich dahin triebe, wolltet ihr mir's verargen? Laßt uns also lieber davon reden, was bisher zu unserm Besten geschehen. Laßt uns die Mittel überdenken, wie wir unsern Feinden den Triumph abgewinnen können. Habt ihr neue Nachrichten?

Guadagna. Neue und gute. Unsre beyderseitigen Freunde haben sich vereinigt. Sie wollen mit vereinten Kräften an unsrer Zurückberufung arbeiten. Sie begehren die Maasregeln von uns zu wissen, die sie ergreifen sollen. Nach meinem Rath fordern wir schnelle erneute Untersuchung.

Cosmus. Die zu nichts fruchten würde, als tiefer uns zu verwickeln, unsre Verbannung durch die neue Regierung zu bestätigen, und uns vielleicht auf ewig die Möglichkeit zu nehmen, die Zurückberufung zu erreichen. Ist nicht Donat Velluti Gonfa-

soniere? Ist er nicht eine Creatur der Albizzi und Peruzzi? Hat nicht schon Acciajuoli die Stadt räumen müssen, weil er einen Krieg gegen Florenz vortheilhaft fand, um das Geld rar zu machen, und durch den Mangel desselben meine Herstellung zu bewirken? Man fing die Briefe auf. Sind das Aussichten, um auf dem Wege der Gerechtigkeit etwas zu erlangen?

Nein, Guadagna, erst müssen die Gemüther derer, die zu entscheiden haben, für uns gestimmt seyn, dann läßt sich etwas unternehmen.

Die leider eingerissene Gewohnheit, Stimmen für den künftigen Gonfaloniere zu sammlen, mag auch diesesmal Rechtschaffenen zu Hülfe kommen, nachdem sie so oft Bösewichtern fortgeholfen.

Guadagna. Wahr, und sicher wirksam!

Cosmus. Wenn auf dem Stuhl des Gonfaloniere ein Freund von uns den Vorsitz hat, so mag er die Ohren der Florentiner erst daran gewöhnen, unsre Namen neu

nen zu hören, er mag dann, wenn ſie kei-
nen Widerwillen dabey zeigen, ſehen, ob er
von unſern guten Handlungen eine oder die
andre ihnen ins Gedächtniß bringen kann.
Das andre wird von ſelbſt ſich geben.

Guadagna. Dem Wege kann der Erfolg nicht fehlen. Ich gehe, alles zu beſorgen, damit auch keine Stunde verſäumt werde. Was ſagt ihr, Coſmus, zu Nicolas Cocco, aus dem Hauſe Donati? Er iſt mein Freund. Er iſt euer Freund, er iſt ein redlicher Mann. Er hat Liebe beym Volke, er hat Gewicht bey den Großen.

Coſmus. Ich habe nichts wider ihn. Empfehlt den Unſrigen Vorſicht, damit kein Plan vor der Zeit an den Tag komme, ſonſt wird er hintertrieben. Jene ſind zugegen, wir nicht.

Guadagna. Sie wiſſen aber, mit was für Menſchen ſie es zu thun haben, und werden ſich hüten, ſich überflügeln zu laſſen. Coſmus, wir haben gewonnen. (ab)

Cosmus. Das gebe der Himmel! Und wenn auch noch nicht alles hinreichen sollte, ich habe ein Mittel, welches zuletzt doch meinen Zweck durchsetzen muß. Pabst Eugen wird in Rom gedrängt. Sicher wird er es verlassen müssen. Florenz sein Aufenthalt, und in der Stille er für mich arbeitend — so muß es gehen.

In Florenz empfingen die für Cosmus und Guadagna's Wohl Vereinigten die Briefe des letztern voller Freuden. Sie sahen einen Weg sich vorgeschrieben, den sie selbst zu gehen für den möglichst besten hielten.

Ihre Fortschritte geschahen mit der äußersten Vorsicht, obgleich sie deren nicht so unumgänglich nöthig gehabt hätten, weil die Trennungen unter den Feinden beyder Verbannten mehr zu- als abnahmen. Schon Guadagna's Schicksal hatte sie vielen, besonders dem Adel, verhaßt gemacht, um so mehr, da sie auf seinen Tod bestanden hat-

ten, und ihn büßen laſſen wollten, was ſie Coſmus zugedacht. Vielleicht hätten ſie im erſten Eifer es durchgeſetzt, wenn nicht der ganze Adel ſich dawider geſtemmt, und eine Empörung in dem Falle gedroht hätte.

Ihre Blutgierde war nachher ſelbſt von denen in Ueberlegung gezogen worden, die mit auf ihre Seite getreten, und mancher hatte bey reiferem Nachdenken davor zurück geſchaudert, was er eigentlich zu thun willens geweſen. Man hatte ſich aus den rachſüchtigen Verſammlungen verloren. Palla Strozzi und ſelbſt Albizzi waren mit Peruzzi unzufrieden, und während hier an einer Wiedervereinigung gearbeitet wurde, hatte man auf der andern Seite die Stimmen für Cocco bereits zuſammen.

Im Kloſter della Reparata, wo man dergleichen Unternehmungen nicht vermuthete, waren Guadagna's und Medicis Freunde täglich beyſammen geweſen, da hatte man nicht nur einen Gonfaloniere gemacht, man hatte acht Mitglieder des Raths erſehen, die alle bewährte Freunde von Coſmus waren.

Die Nähe der neuen Rathswahl machte jene Parthey nun freylich auch aufmerksam. Man fand, wie nöthig es sey, sich um Freunde zu diesen Stellen zu bekümmern, man setzte alles in Bewegung, allein zu spät. Schon waren die Stimmen versprochen, nur wenige ließen sich mit Gelde erkaufen. Heilig war den Florentinern ihr gegebnes Wort. Voll banger Erwartung erschien der Wahltag, und voll Schrecken und Staunen sahe man, was man eigentlich versäumt hatte, sahe lauter Freunde der Verbannten am Ruder.

Cocco Donati entsprach den Erwartungen vollkommen, die Cosmus und Guadagna seinetwegen genährt hatten. Er sprach in den ersten Sitzungen von der Pflicht, geschehene Fehler wieder gut zu machen. Er redete mit Wärme von der Erhaltung nützlicher Bürger, und tadelte schnelle, oft eigenmächtige und einseitige Bestrafungen. Die Namen Guadagna und Cosmus mischten sich in diese Vorträge, und es wurde nicht dabey gemurret. Noch mehr Schreck ergriff die

Verſchwornen. Klüglich trennte Cocco beyde Namen, ſetzte Medicis Sache einſtweilen, als ſchwer zu entſcheiden, auf die Seite, ſprach aber laut von Guadagna's Unſchuld, und fand er bey den Freunden deſſelben ſchnelles und williges Gehör, ſo waren die Feinde auch nicht die Widerſprechenden, weil ſie glaubten, wenn ſie in Guadagna's Zurückberufung willigten, würde man weniger in ihrer Widerſetzlichkeit gegen Coſmus finden.

Guadagna war alſo in ſeine Rechte eingeſetzt, und erhielt die Nachricht davon. Er trauete kaum, ſie Coſmus mitzutheilen. Er bildete ſich Empfindlichkeit bey dieſem ein, daß ſein Loos noch nicht das nehmliche ſey, allein er irrte. Der weiſe Coſmus hatte den Gang vorher geſehen, wünſchte ihm Glück, und entließ ihn von ſich mit Aufträgen, die nun ſein eignes Wohl betrafen, und die Guadagna um ſo feſter auszurichten unternahm, da er, an Coſmus Freundſchaft und Umgang gewohnt, ihn bald wieder zum Gefährten zu haben wünſchte.

Aus Guadagna's Zurückberufung schloß Cosmus auf die Stimmung des Volks. Er setzte nun noch mehr Räder in Bewegung. Er versetzte alle seine noch in Florenz befindliche Manufakturen auf Venetianischen Grund und Boden. Er versahe durch seine Commissionaire Florenz so häufig mit Waaren, daß theils der dortigen Kaufmannschaft großer Abbruch geschahe, theils das Volk Mangel an Arbeit zu spüren anfing. Izt als Verbannter that er das, was man ihn ehedem Schuld gab, aber er that es immer noch als Freund der Republik, immer noch zu ihrem Wohl.

Der Name Medicis war schon oft genannt worden. Viele Lobeserhebungen waren zum Vortheil, besonders Cosmus. Das Mangel leidende Volk rief laut: Er sey sein Vater gewesen, er habe es erhalten.

Die Gegenpartey hielt es für rathsam, izt auf Mittel zu denken, sich zu schützen, und sie sahen leider, daß ihnen keines mehr übrig war, als das, die Waffen zu ergreifen. Wenigstens hielten sie es für nothwendig, auf

jeden Fall ſich gefaßt zu machen, und da ſie Geld und Menſchen noch auf ihrer Seite hatten, ſo wurde es ihnen leicht, eine ziemlich furchtbare Macht zuſammen zu bringen, die der Magiſtratur immer Beſorgniſſe verurſachen konnte, beſonders da man keine regulairen Truppen ihnen entgegen zu ſetzen hatte.

Der Anſchlag ging auch auf nichts geringeres hinaus, als alle jetzt Regierende abzuſetzen, und an deren Stelle neue erwählen zu laſſen, ein Vorhaben, welches dem doch vielen zu tumultuariſch erſchien, und gegen welches beſonders Palla Strozzi ſich auflehnte, und daher die Parthey verließ.

Albizzi, Peruzzi und Barbadocus waren es nun noch, die mit vereinigten Kräften daran arbeiteten, ihre Zwecke durchzuſetzen, und es war ſo weit gekommen, daß ſie die Signoria belagert und umzingelt hielten.

Guadagna war beſchäftigt, Medicis Freunde insgeſammt zur ernſten Gegenwehr anzumahnen, als Pabſt Eugen, der von Rom flüchtete, da die Uebergabe dieſer Stadt an die Belagerer nahe war, nach Florenz ka

ein Umstand, den Cosmus vielleicht, ohne sich jedoch blos zu geben, um sich nicht gar zu verbindlich zu machen, eingeleitet hatte.

Wenn dieses Oberhaupt der Kirche gleich in einer bedrängten Lage war, so unterließ es doch nicht, Theil an den nicht minder traurigen Umständen dieser Republik zu nehmen, und zum Frieden und zur Sanftmuth geneigt, wählte der heilige Vater den Weg, sich zum Mittler aufzuwerfen, und durch sein Ansehen und seine Macht die Zerrüttungen ins rechte Gleis zu bringen.

In der Kirche der heiligen Maria der neuen ließ er sich vor dem Volke versprechen, daß es in Allem seinen heiligen väterlichen Ermahnungen Gehör geben, und seine Maasregeln gut heißen wolle. Nachher ließ er durch den Patriarchen Vitelleschi, welcher ein alter und inniger Freund Renat Albizzi's war, denselben zu sich entbieten, und da dieser zu dem Patriarchen das festeste Zutrauen der Freundschaft hatte, und gewiß überzeugt war, daß er ihm nichts schlechtes rathen würde, sagte

er den Beſuch zu. Er hoffte auch wohl, den Pabſt für ſich und zum Beſten ſeiner Parthey einzunehmen.

Ehe dieſes geſchah, war ſeine Parthey ſchon geſchwächt worden. Der Magiſtrat hatte Rudolph Peruzzi kommen, und dieſem von der einen Seite die Ungerechtigkeit ihres Verfahrens, von der andern die Unmöglichkeit, daß es ihnen, wenn ſie auch izt durchdrängen, in der Folge glücken könne, dargelegt. Rudolph, der in Albizzi ſchon einen Schwung bemerkt hatte, den er über ihn davon zu tragen ſich beſtrebte, verlor die Gelegenheit nicht, ſich aus der Schlinge zu ziehen, nahm die Vorſtellungen der Magiſtratur an, und zog ſich mit ſeinem Anhange zurück.

Renat Albizzi und Clemens Barbadocus waren noch die einzigen feſten. Der erſte trat ſeinen Beſuch zum Pabſte an, und der letzte erwartete ſeiner an der Wohnung des Pabſtes mit einer Menge Bewaffneter.

Florenz.

Kirche zur heiligen Maria der neuen.

Platz vor dem Hochaltar.

Pabst Eugen. Renat Albizzi. Viele Große. Viel Volk.

Eugen. Willkommen mir, Renat Albizzi. Ich sehe in euch einen Mann vor mir, dessen Muth und edle Denkungsart sich gleichen sollen. So hat mir der Patriarch Vitelleschi versichert. So glaube ich's, und so erwarte ich auch, daß Renat den Vorstellungen Gehör geben wird, die ich der Unruhen wegen ihm machen muß, die Florenz zerrütten.

Renat. Was von der Hand des heiligen Vaters kommt, das muß mir heilig seyn. Ich erwarte, was der Mann Gottes an mich zu reden hat, mit Ungeduld.

Eugen. Die Kirche will es nicht, daß mit den Waffen in der Hand der Bürger Aufruhr gedämpft werden soll. Die Lehre des großen Vorgängers, der den Stuhl Petri zuerst besetzte, ist, mit Sanftmuth zu handeln. Der Bürger Blut ist jedem Staate theuer, und Schonung desselben Pflicht einem jeden, der darin lebt.

Ich zweifle nicht, Albizzi, daß ihr Forderungen an den Staat haben könnt, die ihr geltend zu machen verbunden, euch selbst es schuldig seyd. Allein ist dazu kein anderes Mittel möglich?

Renat. Heiliger Vater, wenn die Gerechtigkeit schläft, wer soll sie wecken, als das Geräusch der Waffen, das Klirren der Schwerdter, das Seufzen der Sterbenden?

Eugen. Das wäre ein fürchterliches Erwachen. Ich weiß ein anderes: den Arm der Kirche.

Renat. Wäre es das erstemal, daß er verachtet wurde? Das erstemal, daß man sich ihm widersetzte? Heiliger Vater, wendet euren Blick auf Rom.

Eugen. Du hat Recht, mein Sohn, und dein Unwille über die Verletzung jenes Heiligthums rührt meine Seele. Du bist ein ächtes Glied der Kirche, und du würdest sie schützen.

Renat. Können, die mit mir versammlet sind, sie retten? Gebietet, und ich fliege hin, wohin ihr es wollt. Zwey Jahre, heiliger Vater, sind verflossen, seitdem man mich in Florenz verfolgt. Ein Theil der mit mir Verfolgten sind es schon müde geworden, und haben sich in die Fesseln geschmiegt, die ich einmal mir nicht anlegen lassen kann. Was bleibt mir, als ein rühmlicher Tod für meine Rechte?

Eugen. Und wenn ich nun der Mittler werde? Wenn ich Gerechtigkeit verspreche, wenn ich euch söhnen will mit euren Bürgern? Wenn ich der Güte den Weg bahne, und den Streit aufhören lasse?

Renat. Ich zweifle nicht, daß eure Heiligkeit den größten Eindruck auf diejenigen machen wird, die sich dem Recht und den Gesetzen entgegenstellen. Ich fühle mich ver-

pflichtet, mich gleichfalls unter eure väterliche Hand zu beugen, allein ich gebe dem Oberhaupte der Kirche nur zu erkennen, daß ich mein ganzes Glück, meine Ruhe und mein Leben in seine Hände lege.

Wenn nun, gleich jenen Böſewichtern vor Rom, auch unſre ſogenannten Väter der Stadt, die ich gern lang von ihren Aemtern entſetzt wiſſen wollte, den Arm gegen die Kirche aufheben ſollten, dann wären doch Renat und ſeine Freunde das erſte Opfer.

Eugen. Sorgt nicht, Albizzi. Die Kirche hat nicht lauter abtrünnige Söhne. Laßt mich, und ich ſtehe euch für den Erfolg. Izt werd' ich den Befehl an Barbadocus ſenden, die Truppen aus einander gehen zu laſſen. Die Stadt darf keinem Kriegsſchauplatze ähnlich ſehen. Der Friede muß in ihr wohnen.

Florenz.

Platz vor der Wohnung des Pabstes.

Clemens Barbadocus mit seinen Völkern. Viel Volk. Ein Herold des Pabstes.

Herold. Der heilige Vater läßt euch, Clemens Barbadocus, seinen Gruß, und allem Volke seinen Segen entbieten — (das Volk fällt nieder) und er ist mit Renat Albizzi überein gekommen, daß friedlich die Sachen beendet werden sollen.

Albizzi will, daß ihr die Völker sogleich verabschiedet, und der heilige Vater läßt euch laden in den Pallast, um den Verhandlungen mit dem Magistrate beyzuwohnen.

Clemens Barbadocus. Will es Albizzi, so muß auch ich es wollen.

Einer aus dem Volke. Der heilige Vater will es, das ist schon genug.

Ein Krieger. Hier ist nicht gut seyn. Ich gehe nach Hause.

Verschiedne andre. Auch ich — auch ich — (die Bewaffneten verlieren sich).

Verschiedene aus dem Volke. Des heiligen Vaters Wille ist erfüllt.

Herold. Und sein Segen ruhet auf euch. Er wird in eigner Person ihn ertheilen, sobald die Unruhen beygelegt sind. Jeder soll ruhig nach Hause gehen, jeder soll seine Arbeit und seine Geschäfte treiben. Der Morgen soll euch in Ruhe sehen, der Abend euren Frieden nicht stören. Die Gegenwart des heiligsten der Menschen soll euch zum Wohl gedeihen, und ihr werdet Gott und seinen Heiligen für dessen Ankunft danken.

(Er geht ab, alles Volk ruft: Es lebe der heilige Vater! und verliert sich aus einander).

Florenz.

Wohnung des Gonfaloniere.

Dessen Audienzsaal.

Cocco Donati. Guadagna. Balduinetti. Acciajuoli. Neri Capon. Viel Magistratspersonen und Anhänger von Medicis.

Cocco Donati. Unsre Wünsche, meine Freunde, sind der Erfüllung nahe. Guadagna, ich höre schon die glückliche Stunde schlagen, in welcher du deinen Freund umarmen wirst. Du hast ein Meisterstück gemacht, daß du den Pabst beredet, den bewaffneten Gegnern Einhalt zu thun.

Balduinetti. So eben sind Albizzi's Leute, die letzten, die noch beysammen waren, aus einander gegangen. Wenn sie

auch nicht gutwillig es gethan hätten, ſo hätte ſie das Volk dazu gezwungen. Des Pabſtes Wink iſt ihm Gebot.

Acciajuoli. Noch iſt Albizzi in des Pabſtes Wohnung, und ſie entwerfen mit Barbadoc die Punkte, unter denen ſie ſich zur Ruhe geben wollen.

Guadagna. Um deſto ſchneller müſſen unſere Maasregeln genommen werden. Die erſte Unterredung mit dem Magiſtrat wirft jene Plane übern Haufen, und jeder Augenblick darauf dient, neue Unruhen auszuhecken, wenn auch ihre Macht nicht gleich auf den vorigen Fuß kommen ſollte.

Neri Capon. Ich rathe morgen gleich zur Stimmung auf Medicis Zurückberufung. Der Pabſt iſt ihm nicht zuwider. Auf ſeinen Rath hat er Florenz zum Aufenthalt gewählt. Das Volk wünſcht aus Mangel an Arbeit ſeine Zurückkunft, und ſollten einige aus ihnen auch vorher den Pabſt zu Rathe ziehen, wird er wider Coſmus nicht reden,

wenn auch Vitelleschi's Bund mit Albizzi ihm nicht erlaubt, gerade den Wunsch seiner Wiederkehr zu äussern.

Guadagna. Zu gut kenne ich alle Hasser Medicis. Sie sind gedemüthigt, sie sind stumm. Seitdem ihre Häupter in allgemeiner Achtung gefallen sind, sind sie schon in den Abgrund der Furcht gestürzt. Ich wette auf hundert Stimmen gegen eine für Medicis.

Cocco Donati. Zur Vorsicht aber sollen heute noch von Pistoja einige Truppen herbey gerufen werden, die in der Dämmerung in die Stadt einrücken, und die besten Plätze besetzen sollen.

Der Morgen des merkwürdigen Tages erschien. Albizzi und die ehemaligen Anhänger der ganzen Parthey ließen sich nicht träumen, was noch vorgehen könnte. Sie rechneten vielmehr auf einen Vergleich, den der Pabst zwischen ihnen und der Magistratur

noch zu Stande bringen würde, und in dieſem Vergleich wenigſtens auf die Beſtätigung von Coſmus Verbannung.

Eugen ſelbſt erwartete nicht, daß der Magiſtrat ihm vorgreifen, und eigenmächtig ohne ſein Zuthun das beſchließen würde, was in der Sache eigentlich entſcheidend war. Er wußte freylich nicht, daß man ihn mit als Hülfsmittel gebraucht hatte.

Einige Aufmerkſamkeit erregte es bey Coſmus Feinden, einige Plätze mit Mannſchaft beſetzt zu ſehen, und bald, als ſie das Volk nach der Signoria hineilen ſahen, erfuhren ſie auch, was der Gegenſtand des Auflaufs ſey.

Guadagna hatte nicht unterlaſſen, den Abend vorher durch Abgeſandte alle Bürger auffordern zu laſſen, dem beſten Manne, den Florenz je gehabt, und verloren, beyzuſtehen, daß er wieder ſeine väterlichen Mauern erblickte.

Er hatte von den Planen Coſmus, den Bürgern durchaus Arbeit zu verſchaffen, von

der Bereitwilligkeit, den ganzen Handel wieder nach Florenz zu wenden, von den noch immer patriottischen Gesinnungen dieses Florentiners den Bürgern genaue Nachricht gegeben, und die Gemüther, die noch nicht für ihn eingenommen waren, wurden es izt.

Man strömte hinzu, und Cocco Donati hatte kaum in der Versammlung den Vorschlag laut werden lassen, man wolle den, der Florenz so vielen Glanz verliehen, der Stadt wieder schenken, als nur eine Stimmung sich zeigte, ein allgemeiner Ruf entstand, der diese Zurückberufung ins Werk zu setzen begehrte.

Cosmus hatte gesiegt. Gnadagna war vor Freuden ausser sich. Das Dekret seiner Zurückberufung wurde ihm sogleich zugesandt. Die Republik Venedig glaubte nicht, ihn zu verlieren. Man hatte ihn lieb gewonnen, und gehofft, ewig ihn bey sich zu behalten. Man hatte Vortheile von ihm, die man nicht gern entbehrte, man hatte mehreren Flor durch ihn wachsen sehen.

Aber die Venetianer waren groſsmüthig genug, ſein Glück ihm nicht zu misgönnen. Sie bedienten ſich keines Mittels, ihn zurück zu halten. Sie freuten ſich ſeines gerechten Sieges.

Auch Coſmus dankte den Herren von Venedig für ihre freundſchaftliche Aufnahme, für den ihm verliehenen Schutz, für alle Liebe und Gefälligkeit, die er bey ihnen genoſſen.

In einem Zirkel vertrauter Freunde fiel folgendes vor.

Venedig.

Wohnung des Nobile Thomas Zachetti.

Thomas Zachetti. Sebastian Udino. Paolo Kapelli. Cosmus.

Zachetti. Fast neu ist noch das Band zu nennen, das unsre Freundschaft knüpft. Verbunden durch Aehnlichkeit der Denkungsart, fanden wir dreye an unserm guten Cosmus den vierten Gefährten, der unsern Wünschen entsprach. Ist's nun nicht traurig, daß das Band schon wieder gelößt wird?

Udino. Für uns ist's unersetzlich. Ich darf, das schwör' ich euch aus dem Innern meines Herzens, ich darf nicht daran denken, daß wir bald ohne diesen seyn werden, ohne daß mein Geist sich denkt, es wäre besser, nicht zu seyn. So warm hab' ich noch keine enge Verbindung eingegangen, so reizend war mir noch kein Umgang, so be-

ſahrend noch keine Geſellſchaftsſtunden, als die wir ſeit Coſmus Eintritt zu uns verlebten. Tod werden unſre Geſpräche, öde unſre Erwartungen, ohne Erfolg unſre Unternehmungen ſeyn. Wir werden nicht wiſſen, was uns fehlt, denn uns wird alles fehlen.

Capelli. Ich habe heute unſrer und Coſmus Lage nachgedacht. Ich finde dieſen unſern Freund ungerecht, ungerecht gegen ſich und gegen uns. Venedig ſieht ihn als einen Abgott an, und er will es verlaſſen. Florenz hat ihn verſtoßen, und er ſucht es.

Was kannſt du da zu erwarten haben, Coſmus, wo du einſt doch ſo viele Feinde hatteſt, als Menſchen deine Verbannung gut hießen? Glaubſt du ſie alle ſo ſchnell bekehrt? Denkſt du eine ſolche Veränderung möglich, und wähnſt du nicht, daß, wenn auch viele von ihnen zur Vernunft, zur Billigkeit und zur Gerechtigkeit zurück gekehrt, doch mehrere noch heimlich dir zuwider geblieben? Was wagſt du, da man dir ſchon einmal nach dem Leben trachtete, und du kaum den gelegten Schlingen entſloheſt?

Du wagst für dich alles. Die Freunde, die du dort hattest, sind es einmal gewohnt, dich nicht mehr zu sehen, die Zeit hat diese Wunden geheilt. Uns aber schlägst du sie aufs neue. Wir fangen erst an zu leiden, und unsre Leiden könntest du heben.

Zachetti. In der That, Capelli hat nicht Unrecht. Du hast zu fürchten, und lebst hier ausser Sorgen. Ich will noch zugeben, daß deine Gegenwart dort nothwendig ist, so gehe hin, und kehre wieder zu uns zurück. Bleibe da, wo man dich nicht bloß schätzt, wo man dich vertheidige.

Cosmus. Ihr redet alle der Freundschaft Sprache ganz vortreflich, und eure Herzen fühlen gewiß auch, was ihr sagt. Allein ihr habt auch noch nicht empfunden, was ich fühlte, den Schmerz, von seinem Vaterlande sich verachtet zu sehen. Dagegen fühltet ihr die Wonne auch noch nicht, das alles wieder gut gemacht zu wissen. Die namenlose Freude, von seinen Mitbürgern als unschuldig erkannt zurück berufen zu wer-

ben, muß man empfinden, um sagen zu können, ich habe etwas außerordentliches erfahren.

Seht, wie ich das Dekret von meinem Glück erhielt, da bin ich in eine kindische Laune verfallen. Ich habe das Papier wohl hundertmal geküßt. Ich habe es meinen liebsten Schatz, meinen Schutzengel geheißen, und Balthasar Cossa's ganzer Nachlaß wäre mir nicht zu theuer gewesen, es zu erlangen.

Was ist denn Vaterland, wenn es uns nicht mit Eifer füllt? Nehmt die paradiesischste Gegend der Welt, und jedem Menschen, sey er geboren, in welchem Winkel der Erde er wolle, jedem wird sein Geburtsort mehr paradiesische Freude gewähren.

Ein dürrer Baum, eine elende Hecke, ein einfacher Rasenplatz hat dann mehr Vorzüge, als an einem fremden Orte hesperische Gärten.

Kann denn das Vaterland dafür, daß einzelne Bürger desselben wider mich sich auflehnten, daß sie die Oberhand gewannen und zu meinem Schaden betrugen? Soll

ich die Pflichten, die ich mit dem Bürgereide beschwor, verletzen, da sie noch immer in meinem Herzen eingeschrieben stehen?

Sie wieder erfüllen zu können, das ist ein Stück meiner Seligkeit.

Laßt ab, in mich zu dringen. Ich liebe euch, das wißt ihr, davon gab ich unleugbare Proben. Eure Liebe ist mir tausendfach werth, aber die Liebe für mein Vaterland verschlingt alle übrigen. Und wenn noch mehrere Leiden auf mich warteten, als ich schon ertragen, ich will sie alle gern übernehmen, nur als Florentiner leben und sterben.

Zachetti. Nichts mehr, Cosmus. Du bist ein braver Bürger. Wohl dem Staate, der viele solche aufzuweisen hat. Mit diesem Grad von Liebe überwindest du auch alle Gefahren.

Wohlan, wir wollen dir nicht länger beschwerlich fallen. Unsern Bitten hast du genug entgegen gesetzt, und Gewalt oder irgend ein hinterlistiges Mittel sey weit von

uns entfernt. Du mußt zurückgehen, selbst um dein Vaterland zu rechtfertigen.

Cosmus. Nicht minder eifrig werde ich deswegen der Republik Venedig anhängen. Sie ist die gütige Mutter eines weggesetzten Kindes, und das Kind hat gelernt, was es ihr schuldig ist.

Man konnte in Florenz nicht schmerzlicher auf Cosmus Ankunft warten, als dieser sich sehnte, sie zu beschleunigen. Da er indessen nicht hoffen konnte, so bald Venedig zu erblicken, so mußten doch alle Anstalten so getroffen werden, daß die neu angelegten Unternehmungen nicht wieder scheiterten. Er wollte nicht ganz undankbar gegen die Pflegmutter davon ziehen, und ließ starke Comptoirs und Manufakturen zurück.

Sein Geist war während dessen immer schon in Florenz gewesen, izt zog sein Körper dahin, und sein Herz hüpfte hoch auf, und höher und höher, je näher er der Stadt kam.

Es ist doch keine so schlimme Sache, sprach er bey sich, sie hat ihr Gutes, und itzt wäre ich nicht so froh, wenn nicht jene Schmerzen vorher gegangen wären.

Seiner wartete aber noch etwas, dessen er sich nicht versehen hatte. Die Florentiner hatten sehnsuchtsvoll seiner geharret, die ganze Stadt war schon einige Tage voll von den Fragen gewesen: Wenn kommt er? Wo kommt er her? Ist der gute Cosmus noch nicht da? Wird er auch wohl kommen, da wir ihn so sehr beleidigt haben?

Ohne auf die Beantwortung aller dieser Fragen zu sehen, ohne zu untersuchen, wie niedergeschlagen seine Feinde waren, sey nur so viel gesagt: man erfuhr in Florenz den Tag zuvor seine Ankunft, und Alt und Jung, Weib und Kind, und was nur irgend einen Antheil an ihm nahm, machte sich auf, dem Wiedergeschenkten entgegen.

Gegend vor Florenz.

Weg nach Venedig.

Der Weg iſt beſäet mit Menſchen. Coſmus kommt angefahren.

Stimmen. Heil dir, Vater von Florenz! Willkommen, Coſmus!

Coſmus. O ſeliger, herrlicher, einziger Augenblick! Dich hatte ich nicht erwartet. O wie überraſcht mich unbeſchreibliches Entzücken! (Er ſpringt aus dem Wagen.)

Seyd mir gegrüßt, ihr Florentiner! Meine Brüder, meine Freunde! O wie macht ihr mich glücklich! Du, der mir da zunächſt, dich will ich umarmen, und ich umarme alle Florentiner in dir. (Er umarmt den nächſten Mann.)

Izt dank' ich's euch, daß ihr mich von euch geſtoßen, denn ohne das hätte ich dieſe

Scene nicht. Ich könnte euch nicht so bewillkommnen.

Der Mann. Du hast mich umarmt, Cosmus, das ist mir ein ewiges Denkmahl. Itzt eil' ich hinein nach Florenz, und erzähle es allen, allen. Jedem berichte ich es, Cosmus hat dich in mir umarmt. Schon lebten alle Bürger wieder auf, Medicis, da sie hörten, du solltest zurückkehren, was werden sie itzt thun? (Er läuft der Stadt zu.)

Einer aus dem Haufen (nähert sich Medicis). Wärt ihr zugegen gewesen, Cosmus, da man zur Stimmensammlung eurer Zurückberufung schritt, ihr hättet mehr noch gehört, als ihr itzt hört und sehet. Nicht jedem Bürger vergönnen seine Geschäfte, die Stadt zu verlassen, und euch entgegen zu ziehen, obgleich, wenn es gegangen wäre, ihr außer dem verruchten Anhang, der euch uns raubte, niemand mehr erblickt haben würdet, aber um seine Stimme, euch wieder zu sehen, laut auszurufen, hatte jeder Zeit. Da war ihm kein Geschäft zu heilig. Er trennte sich von seinem Liebsten, denn Medicis war ihm lieber.

Kosmus. Welch ein herzangreifendes Geständniß! Wie soll ichs euch danken, Bürger von Florenz, daß ihr Kabale zu besiegen, und Gerechtigkeit wieder herzustellen wußtet!

Aber hier unter Gottes freyem Himmel, im Angesichte der Heiligen, die über uns sind, schwöre ichs euch, die Bürger von Florenz sollen von diesem Augenblick an mein einziger Augenmerk seyn. Niemand soll Ansprüche auf meine Thätigkeit, auf mein Vermögen, auf mein Glück haben, als sie.

Ich verspreche es euch ins Blaue des schönen Himmels, ich nehme kein öffentliches Amt an. Nicht getheilt will ich nützen, ich will allgemein nützen. Der Nothleidendste unter euch hat das nächste Recht an mich. Er komme, und er soll Hülfe bey mir finden.

O ihr vom hohen Firmament herab, die ihr gesetzt seyd über diese Stadt, ihr überirdischen Wesen, tragt in das Buch der heiligsten Versprechungen diese meine Zusage, schreibt sie nieder mit bleibenden Buchstaben, damit ihr mich einst mit den schärfsten Vorwürfen

mahnen könnt, wenn ich sie nicht halte, die gegebenen Schwüre.

Ein andrer des Volks. Kosmus! Du bist ein Engel, uns gesandt. Du bist unser Vater. Die Verwaißten leben wieder auf, den Kranken wird der Arzt geschenkt, du wirst uns heilen von allen Uebeln.

Das Volk. Unser Vater ist da! Willkommen und Heil unserm Vater! Willkommen und den Gruß aus dem Herzen unserm Medicis!

Cosmus. Und selig Cosmus, daß er wieder unter euch lebt. Selig der Augenblick, der ihn wieder nach Florenz bringt!

Man näherte sich der Stadt, Cosmus wurde mehr vom Volke getragen, als er gieng. Sein Einzug war so feyerlich, daß ein Fürst darauf hätte stolz seyn können.

Die gedemüthigten Gegner sahen freylich den Triumph mit scheelen Augen. Um so schmerzhafter war es ihnen, ihre Absichten

vernichtet zu ſehen, da ſie ſie ſchon ſo weit gebracht. Bey des Pabſtes Ankunft war die Signoria faſt ganz eingeſchloſſen, die ganze Macht faſt in ihren Händen, in ihrer Willkühr das Thun und das Laſſen.

Was wunder, wenn ihre Wuth ſich gröſtentheils gegen den Mittler lenkte, der ſo ſchlecht ausgemittelt hatte. Am Morgen, da ſie wegen Medicis Zurückberufung die erſte Nachricht erhielten, hatten ſie noch einige Kräfte aufbieten wollen, aber vergebens. Die feſten Plätze beſetzt, ihre eigenen Anhänger muthlos, das waren die Ausſichten nicht, ſich Rache zu ſchaffen.

Renat eilte zum Pabſte.

Florenz.

Wohnung Pabst Eugens.

Zimmer seiner Heiligkeit.

Pabst Eugen. Patriarch Vitelleschi. Renat Albizzi. Barbador.

Renat Albizzi. Bemühe Ew. Heiligkeit sich doch an den Balkon des Pallastes, und sehe die Florentiner in ihrer ganzen Herrlichkeit. Sie führen eben ihren Abgott im Triumph herein. Des Pabstes Heiligkeit kümmert sie wenig. Sie hatten ihm versprochen, nichts zu unternehmen, was er nicht gut hieße.

Hat denn Eugen das gut geheißen? Ist der Rath von ihm, diesen Medicis so königlich wieder aufzunehmen, so einstimmig zurück zu rufen. Herbey, Vitelleschi! Freund! Vorsprecher meiner Sache! Ha, ihr müßt

diesem Medicis wohl recht gewogen seyn, daß ihr so viel zu seiner Erhebung beygetragen, denn ohne eure Mitwirkung wäre unsre Macht nicht so zerschel'et worden.

Barbador. Wir wären nicht in den Staub gefallen, der uns jetzt umgiebt. Noch wie wir beyde nur vom Bunde übrig waren, noch wie ich hier vor eurer Wohnung, heiliger Vater, mit den Truppen stand, da war es Zeit, wo nicht alles zu retten, doch wenigstens billige Bedingungen zu wege zu bringen.

Itzt geht einmal, und setzt alle eure Heiligkeit zum Panier vor euch. Fordert Genugthuung, und seht, ob sie sie euch geben werden.

Vitelleschi. Bedenket, Barbador, mit wem ihr redet. Vergeßt nicht den Stand und die Würde des Mannes, mit welchem ihr hier zusammen seyd. Wer kann von einem Magistrate glauben, er werde abtrünnig seinem Worte werden.

Renat Albizzi. Hättet ihr Blicke in die Politik gethan, von welcher ihr euren Stand doch nimmer trennen könnt, noch wollt, ihr würdet anders reden. Oder denkt ihr etwa, daß ich diesen verarge, was sie thaten? Sie haben ihren Zweck erreicht. Gleichviel, welcher Mittel sie sich dazu bedienten. Die wirksamsten sind immer die rechten.

Eugen. Ich hätte Renat für zu groß gehalten, als daß er sich nicht auch Widerwärtigkeiten entgegen setzen könnte. Große Seelen wußten diese immer standhaft zu ertragen. Es ist des Glückes Brauch, die, welche es hob, wieder zu stürzen, und die es stürzte, dann wieder zu erheben. Und Renat wundert sich der Erscheinung, die er so oft schon erlebte, die er in den ältesten Geschichten der Helden finden kann.

Renat Albizzi. Ha, diesen Vorwurf, heiliger Vater, verdiene ich nicht. Noch ist es Albizzi nie eingefallen, sich über Schläge des Schicksals zu beklagen. Er thut es auch jetzt nicht. Nein, ihn verdreußt es nur, daß

er nicht weiſe genug war, ſich beſſer vorzuſehen, daß er theils den Lockſpeiſen derer Gehör gab, die hernach ſchändlich ihn verließen, theils daß er auf einen Mittelsmann Zutrauen ſetzte, von dem er hätte denken ſollen, daß, da er ſich aus ſeinem Eigenthum verjagen laſſen, er eines andern Eigenthum nicht ſchützen würde.

Hat Ew. Heiligkeit freywillig ſich von Rom verbannt, und ich konnte denken, ihr würdet mich in meinem Vaterlande erhalten können. Daher mein Unmuth.

Vitelleschi. Ich verkenne Renat.

Renat Albizzi. Erſt izt, und ich habe euch ſeit dem erſten Augenblicke meiner Bekanntſchaft verkannt. Gerade izt kenne ich euch. Ihr ſeyd das zweyzüngige Geſchöpf, daß ſich je nach der Seite wendet, woher der Wind ihm kömmt. Geht, ihr ſeyd meines Blicks unwerth.

Komm, Barbador, wir wollen ſehen, was die Republik über uns beſchließen wird, und ſollten wir mit dem Leben der Rache

Medicis entrinnen, so wollen wir Hand in Hand das Vaterland verlassen, aus dem uns die Heiligkeit selbst den Weg wies.

Eugen. Mir ist es ungelegen, Vitelleschi, daß man mich so zum Deckmantel eines unredlichen Unternehmens gebraucht. Mag die Republik Recht haben, mag Medicis seine Zurückberufung verdienen — was war es Noth, mich in die Sache zu mengen, wenn man hinterlistig zu Werke gehen wollte. Sind nun nicht alle diese Familien unglücklich? Muß ich ihr Unglück mir nicht vorwerfen, und hab' ich eurem Zureden es nicht zu danken, daß ich harte Worte hören muß?

Vitelleschi. Auch ich, heiliger Vater, habe unschuldig gesündigt. Ich vermag nicht in der Menschen Herzen zu sehen, noch zu erforschen, ob sie Arges hinter ihrer guten Aussenseite verbergen. Sprecht mich frey, heiliger Vater, und laßt dem unerforschlichen Geschicke, was einzig sein ist.

Cosmus war indessen in seinen Pallast wieder eingezogen. So nannten ihn die Bürger von Florenz, obgleich die Wohnung den Namen gerade nicht verdiente. Er war weit und geräumig, nichts weniger aber als prächtig. Cosmus liebte mehr das Nützliche, und wollte nützlich werden durch alles, was er unternahm.

Das Gedränge zu seiner Wohnung war ausserordentlich. Vom größten bis zum gemeinsten wollte alles ihn sehen, ihn bewillkommen.

Jene schmiegten sich wegen des Einflusses, den sie ihm nun auf alle Vorfälle und Wahlen der Zukunft zutrauen mußten; diese glaubten wirklich schon in seiner Rückkunft gefunden zu haben, daß ihr Leben einen andern Gang gewönne.

Cosmus sahe mit einem Blicke, daß durch seine Abwesenheit wirklich viel Uebel entstanden, und durch seine Gegenwart viel Gutes bewirkt werden konnte. Er ließ es nicht bey der bloßen Uebersicht bewenden, er setzte alles in Thätigkeit. Er brachte die

ſchlafenden Manufakturen in waches Leben, er legte neue an. Er ließ Kirchen und Klöſter bauen, um den Verhungerten zu Kräften und Brod zu helfen. Die erſten Wochen ſeines Daſeyns hatten Florenz umgeſchaffen.

Malavotta war es, der ihn daran erinnerte, auch auf ſeine Sicherheit Bedacht zu nehmen. Unter die Haufen, die ihn beſuchten, hatte er ſich gedrängt, war Medicis nahe gekommen, hatte von ihm Beweiſe ſeiner Achtung erhalten. Aber das war ihm nicht genug. Er glaubte Belohnung zu verdienen.

Er gab Coſmus zu verſtehen, daß er ihm mehr Verbindlichkeit ſchuldig ſey, als er wohl ſelbſt glaube. Medicis geſtand ihm ein, ſein Verhalten gegen ihn ſey ihm in friſchem Andenken, und er werde abzutragen wiſſen.

Malavotta war die allgemeine Abfertigung nicht hinreichend, er drückte ſich näher aus, er vergeſſe, daß er ihm das Leben, folglich alles zu danken habe, was ihm izt begegne.

Cosmus stutzte hierüber. Er erfuhr gewiß, was bisher vielleicht nur gemuthmaßte Möglichkeit gewesen. Malavolta hatte sich freylich einst deutlich genug heraus gelassen, Farganacia hatte aber auch in ihn Mistrauen gesetzt. Malavolta war zudringlich und das in einer großen Gesellschaft, wo nicht der Zeitpunkt war, von solchen Dingen zu reden. Er sagte ohne sonderliche Bewegung, er glaube sicher ihm alles das schuldig zu seyn, dann aber wandte er sich an einige Personen von Stande, und Malavolta mußte abbrechen.

Ob dies ganz nach seinem Geschmack war, ob er nicht izt bereuete, gethan zu haben, was er that, das könnten wohl seine vier Wände bezeugen. Zu Entschlüssen kam es nicht, bis Medicis, der die nothwendige Bestrafung und die neue Gefahr ins Gleichgewicht setzte, unvermuthet ihm einen Besuch machte.

Florenz.

Wohnung Malavotta's.

Zimmer deſſelben.

Malavotta. Coſmus.

Malavotta. Unerwartet und doch ſehr willkommen, Coſmus. Was führt den Mann, der izt kaum ſeine Geſchäfte überſehen muß, zu mir.

Coſmus. Dankbarkeit, Malavotta, und Vorſicht. Beydes ſind Pflichten, ohne die Coſmus nicht wohl bleiben kann, was er iſt.

Malavotta. Erinnert ihr euch, was ich euch letzthin ſagte?

Coſmus. So lebhaft, daß es ſeit der Zeit nicht von meiner Seele ſich entfernt. Ich weiß ſehr wohl, daß ich bey ſtrengem Hunger, dem ich vielleicht untergelegen hätte, einſt Koſt von euch erhielt, mein Leben alſo euch ſchuldig geworden.

Malavotta. Nur auf die eine Art?

Cosmus. Wir sprachen damals von einer andern, die ich mir aber nicht möglich dachte, nachdem ich den Kerker verlassen.

Malavotta. Nicht möglich nach meinen Winken?

Cosmus. Izt denke ich anders darüber, und eben deswegen sehe ich, daß die nehmliche Gefahr für mich noch vorhanden ist. Alle, die man zu solchen Unternehmungen gebraucht, sind nicht Malavotta's, die dem Golde widerstehen können, und selbst diesem so edlen Malavotta hätte ich einige Vorwürfe zu machen.

Malavotta. Welche könnten das seyn? Cosmus, ihr habt mich erschreckt. Ich dachte selbst für diese Erinnerung Dank zu verdienen, weil sie immer noch in einen kritischen Zeitpunkt fällt.

Cosmus. Das nun wohl von Rechtswegen. Erinnerung und Warnung aber hätten wohl eher kommen, selbst zu den Zeiten kommen können, wo ich von Florenz entfernt

war. Bubenstücke reichen wohl über Meere hinweg, und wirken weiter als der Menschen Gedanken. Und hier in diesen Tagen, was hätte nicht geschehen können, wenn das Schicksal nicht besonders Schutz über mich verbreitet.

Malavotta. Ich entsetze mich selbst vor dem, worauf ihr mich aufmerksam macht, Mediris.

Medicis. So nehmt denn, Malavotta, alle eure freundschaftliche Aufmerksamkeit für mich zusammen, und sagt mir, ob es nicht für mich unumgängliche Nothwendigkeit ist, Feinde dieser Art zu kennen?

Malavotta. Ihr scherzet, Cosmus. Wie — ihr kenntet sie nicht?

Cosmus. Verwandelt das Wort in muthmaßen. Dieses ist mir nicht hinreichend. Ein solches Wissen kann mich nicht schützen, kann mich nicht ausser Gefahr setzen. Ich muß entschiedene Zuversicht haben. Malavotta, mir steigt ein Gedanke auf, als wenn euch wohl nur das Mitleiden bewogen, mich

zu verſchonen, nicht ganz allein patriotiſche Ueberzeugung, wie ſtrafbar es ſey, meuchelmörderiſcher Weiſe jemanden das Lebenslicht auszublaſen.

Malavotta. Wie kommt ihr auf den Gedanken?

Coſmus. Wie? Ihr ſchient mir ſo beſtürzt, da ich abgehohlt wurde. Ihr hattet ſo ganz eigne ſonderbare Gemüthsbewegungen, die man in euren Blicken las. Man kann nicht immer ſeinem Herzen gebieten, und vielleicht regte ſich in dem euren der unwillkührliche Gedanke, dort hättet ihr die Belohnung verſcherzt, und von mir keine zu gewarten.

Malavotta. Unſre freundſchaftliche Unterredung, Coſmus, ſieht warlich einem Verhöre nicht unähnlich.

Coſmus. Deſſen Bemerkung euch ein wenig verdächtig macht.

Malavotta. Verdächtig? Zeugen nicht meine Handlungen.

Cosmus. Von nicht gänzlicher Verderbenheit, von weiter nichts. Wie, wenn man euch nun von Seiten des Volks aufforderte, zu sagen, was ihr von diesem schändlichen Unternehmen wißt, würdet ihr, die mich lieben, darum verdenken?

Malavotta. Cosmus, sollte das der Dank seyn, den ihr für mich hättet?

Cosmus (ergreift seine Hand). Ich habe den wärmsten, den brüderlichsten, wenn ihr aufrichtig seyd. Warum wollter ihr das nicht?

Malavotta. Ich bin's, ich will es seyn. Nur mahlt mich mir selbst nicht so abscheulich. Wahrlich, wenn ihr so fortfahrt, glaube ich in ein Laster mich mit verwickelt zu sehen, welches ich jetzt mit allem möglichen Abscheu betrachte. Sollte ich auch damals gezweifelt haben, Cosmus —

Cosmus. So rechne ich's auf den Augenblick der Verblendung. Aber es kann Malavotta nicht anders als zur Ehre gereichen, wenn er eingesteht, daß man ihn ver-

leiten wollte, wenn er diejenigen nennt, die ſo übles gegen den armen Coſmus im Sinn hatten.

Malavotta. Ihr habt mich beſiegt. Peruzzi war der Mann. Rudolph bot mir große Summen, und haßt mich nun, daß ich ſie ausgeſchlagen.

Coſmus. Dank, Malavotta, die Summen hätte Coſmus auch noch. Aber ein Leben iſt nicht mit Golde aufzuwiegen. Laßt mich auf euren Lohn denken.

Florenz.

Renat Albizzi's Wohnung.

Renat Albizzi. Palla Strozzi. Clemens Barbadocus. (hernach) der Barigal.

Albizzi. Die Neuigkeit ist fürchterlich. Ins Kriminalgefängniß Peruzzi? Was kann es anders seyn, als der im Werk gewesene Meuchelmord an Medicis.

Strozzi. Dann ist doch unser aller Leben wohl verloren?

Barbadoc. Sollte Malavotta verworfen genug gewesen seyn, ihn zu verrathen?

Albizzi. Und er verworfen genug, uns alle zu verrathen?

Strozzi. Wenn einmal Unglück über einen Menschen kömmt, so ist das größte

Maas nicht groß genug, deſſen Fülle anzugeben. Da wir im Glücke ſaßen, winkte uns alles einen guten Ausgang. Aber wir haben einen Hauptpunkt vergeſſen, und der war, dem Glücke nichts abtrotzen zu wollen. So nenne ich den Anſchlag auf Coſmus Leben. Er hätte nie in unſern Plan kommen ſollen. Er lag auſſer den politiſch erlaubten Mitteln. Seit dieſer Zeit iſt nun auch unſer Unſtern aufgegangen, und izt reißt er uns zu Boden.

Ich gebe für mein Leben nichts mehr, und am kränkendſten iſt mir's, geſtehen zu müſſen, der Sturz kömmt mir nicht unverſchuldet.

Der Barigal (tritt ein). Renat Albizzi wird von der handhabenden Gerechtigkeit der Verhaft angekündigt. Auch Palla Strozzi, und Clemens Barbadocus liegen dem nehmlichen Schickſal unter.

Strozzi. Meine Ahndung eilt, ſich wahr zu machen.

Albizzi. Was iſt unſer Verbrechen, Barigal?

Parigal. Wäre es nicht öffentlich abgehandelt worden, ich dürfte nicht davon reden. Aber alles Volk weiß es, durch die ganze Stadt läuft das Gerücht der unglaublichen That. Man hat den Vater des Vaterlandes morden wollen.

Peruzzi widerstand im Verhöre, aber der ernsten Aufforderung Malavotta's, die Wahrheit zu gestehen, konnte er sich nicht entgegen setzen. Er hat alles gestanden. Florenz sollte verloren gehen. Malavotta hat es gerettet. Das Volk jauchzt ihm zu.

So war es in der That. Die ganze Verschwörung war an den Tag gekommen, und selbst der Anhang, den die Verschwornen bisher noch gehabt, war nun überzeugt, daß Cosmus zu viel geschehen. Er konnte izt ruhig in die Zukunft blicken, keiner war mehr zu fürchten, der wider ihn sich auflehnen könnte, und zu seinen Hauptfeinden schlug sich niemand mehr, weil jeder sie verachtete.

Der Proceß wurde den Gefangnen gemacht, und es konnte kein anders als das Todesurtheil erfolgen. Unter den Verwandten jener Häuser herrschte Todtenstille. Es war ihnen hart zu ertragen, daß ihre Häupter dem Richtbeil unterliegen sollten.

Da erwachte aber Cosmus edles Gefühl der Verzeihung, und wenn auch politische Ursachen mit beygetragen hätten, daß er den Weg der Gelindigkeit dem der Strenge vorzog, so weiß man doch zu gut, daß Rache eine überwiegende Leidenschaft ist, die allen vernünftigen Vorstellungen trotzt.

Er hatte sie also nicht, da er ein Memorial zum Besten der Gefangnen übergab, und die Magistratur ersuchte, auf dieses Verbrechen gegen ihn keine Rücksicht zu nehmen, sondern es aus den Listen ihrer Uebelthaten auszustreichen.

Florenz.

Signoria.

Sitzung des Magistrats.

Cocco Donati. Viele Magistratspersonen. Cosmus Medicis. Rudolf Peruzzi. Palla Strozzi. Renat Albizzi. Clemens Barbadocus.

Cocco Donati. Versammelt hier, ein immer trauriges Geschäft zu enden, zu vollstrecken Gesetz und Gerechtigkeit, müssen unsere Herzen ernsteren Betrachtungen unterliegen, als je.

Der heutige Fall, meine Theuren, stellt uns nicht gemeine Verbrecher dar. Leider sehen wir die ersten Häupter unsers Volks als solche vor uns. Wir sehen diejenigen, auf deren Hülfe Tausend rechneten, auf deren Rechtschaffenheit Tausend baueten, verirrt, verblendet,

bis zu einem Grad von Schwäche herabgesunken, der dem edlen Blute Schande macht, aus welchem sie stammen.

Wer hätte es einem Palla Strozzi zutrauen können, sich von seiner gewohnten Ehrlichkeit bis zu einem Meuchelmörder zu erniedrigen? So kann der Leidenschaften Macht der reineren Vernunft den Sieg streitig machen. So kann der beste Mann nicht von sich sagen, er sey unfehlbar.

Ihr seyd hier zugegen, Verbrecher an der Majestät der Republik, Verbrecher an der allgemeinen Liebe gegen die Mitbürger. Ihr seyd überwiesen, Rudolph Peruzzi, Renat Albizzi, Palla Strozzi, und Barbadocus, gemacht zu haben einen Bund, um der florentinischen Gerechtigkeit ein ungerechtes Urtheil abzudringen; um dem Staate ein nützliches Mitglied zu entziehen, und euch zu geheimen Herrschern desselben zu machen. Dies alles seyd ihr überwiesen, dies habt ihr bereits eingestanden.

Noch ein Laster ruhet auf eurer Seele, das des Meuchelmords. Ihr wißt, was dieses Verbrechen für Strafe heischt: den Tod.

Von diesem Tode rettet euch die Güte dessen, gegen den ihr euch setztet, den zu verderben ihr beschlossen hattet. Sein weiches Herz vermag nicht, der Gefühle des Mitleids, des großen Reizes der Verzeihung sich zu entbrechen.

Cosmus Medicis, gegenwärtig hier, berufen, um euch verurtheilen zu hören, euer Gegner Cosmus, von euch auf das empfindlichste gemißhandelt, er hat für euch gebeten. Die florentinische Gerechtigkeit hat lange nachgedacht, ob sie seine Bitte Statt finden lassen solle, ob sie es sich nicht schuldig sey, ein Beyspiel zu geben, daß sie nicht achte des Ansehens der Person.

Aber Cosmus hat zu viel gelitten, unschuldig gelitten, als daß die Republik ihm nicht dafür ein Opfer schuldig seyn sollte. Sie bringt es ihm in der Gewährung seines Verlangens.

Der Meuchelmord, Verbrecher, ist ausgestrichen aus der Reihe eurer Sünden, er wird nicht gerügt, danket es Cosmus.

Tod fordern eure übrigen Verbrechen nicht. Allein ihr könnt nicht länger Bürger der Stadt seyn, welcher ihr so viel Uebles zugedacht. Eure Verbannung auf ewige Zeit ist ausgesprochen. Geht, wohin euch euer Schicksal ruft, beweint es, daß ihr dieses erfahren mußtet, und bessert euch im Geist und im Herzen.

Euch ist noch die Gunst erwiesen, daß euer Urtheil nicht vor dem Volke euch angekündigt worden. Es wäre zu fürchten, dieses mögte die Gnade ungerecht heißen, und strengere Ahndung verlangen. Sprecht, Beysitzer des Magistrats, waren die Stimmen der zu richten erwählten Bürger getheilt?

Die Beysitzer. Nein, sie waren nicht getheilt, sie stimmten einmüthig auf Verbannung, auf Tod, wenn Cosmus nicht vorgebeten hätte.

Palla Strozzi. Nun denn, Cosmus, so nimm auch von mir das aufrichtige Geständniß, daß dieser edle Zug von dir meine ganze Dankbarkeit rege macht. Oeffentlich

gestehe ich's, ich that diesem zu viel, ich ließ mich irre führen von denen, die ihm Unrecht andichteten. Nicht wider dich, wider deine angeschuldigten Thaten habe ich gehandelt. Dein Meuchelmord war mir ein Abscheu, und daß ich nicht dagegen eiferte, ist Strafe für mich. O daß ich aus meinem Leben den Zug wegwischen könnte, diesen einzigen.

Rudolf Peruzzi. Nicht so kann ich reden, wie Palla. Vorsatz war es bey mir, dich zu unterdrücken, weil du mir zu groß und mächtig warest. Neidisch sahe ich auf deine Größe, und Neid ist noch mein Gefühl. Warum es läugnen? Ich verfluche Malavolta, daß er meine Plane zu Schande machte.

Demungeachtet, Cosmus, nachdem die Sache vorüber ist, habe ich gegen deine Person nichts mehr. Der Plan ist gescheitert, und an dem Plane lag mir. Du lebst, und du magst leben. Je länger du lebst, je besser für dich, für mich darum nicht trauriger. Man würde mich verkennen, wenn man

wähnte, ich habe noch einen Haß. Meine Aussichten waren groß, groß hoffe ich, soll Rudolf Peruzzi auch im Unglück bleiben.

Renat Albizzi. Ich danke dir für mein Leben, Cosmus. Nicht, als ob ich den Tod fürchtete. Ich gieng ihm oft entgegen, und hätte ich ihn im Gefecht gegen dich gefunden, er wäre mir willkommen gewesen. Aber so hätte ich ihn nicht sterben mögen. Es giebt der Freuden dieses Lebens noch so viel, auch wenn man seinen politischen Einfluß verloren, daß ich mich nicht würde zufrieden gegeben haben, wenn ich so um dieselben gekommen wäre.

Ich bin Vater vieler Kinder. Ich will nur in ihnen leben. Der Tod möge mich einst bey einer Freude überraschen, die sie mir geben, und ich sterbe glücklich. Jede Wonne aber, die mein wird, will ich dir danken.

Cosmus. Barbadocus, du bist still?

Barbadocus. Ich vermag nicht zu reden. In mir kreuzt sich die Ungewißheit,

ob ich dich bewundern, ob ich dir fluchen soll. Vielleicht werde ich mit der Zeit mit meinem eigentlichen Entschluß bekannter, und dann will ich ihn dir mittheilen. Itzt weis ich nicht einmal, ob es nicht besser gewesen wäre, zu sterben, als deiner Gnade zu leben.

Cosmus. Du hast kein böses Herz, rauher Mann. Ich wünschte dich ganz für Florenz zu retten. Ich vergebe euch allen, was ihr mir zuwider gethan. Ich wollte, ich könnte euch auch vergeben, was ihr der Republik gethan. Das vermag ich aber nicht.

Seht, ich weiß, was es heist, von seinem Vaterlande verbannet seyn, ich fühle also in eurer Seele, was ihr empfinden müßt. Was ich thun kann, euch das Gefühl zu erleichtern, das soll geschehen. Ich war so froh, wenn ich an einen Freund dachte. Denkt an Medicis als euren Freund. Laßt Cosmus nicht den letzten seyn, an den ihr euch wendet, wenn euch ein Wunsch verfällt.

Gonfaloniere, vergönnt mir, mich wegzubegeben. Es fällt mir hart, dieſer Scene länger zuzuſehen. Lebt wohl, unglückliche Freunde, ich fühle mit, was ihr izt fühlt. (ab)

Cocco Donati. Ein wahrhaft groſſer Mann! O daß alle Florentiner ihm gleich wären, wie beneidenswerth wäre dann das Geſchick der Republik!

Die Verbannten wurden entfernt, und Coſmus fing an, der Ruhe zu genieſſen, nach welcher er ſich geſehnet hatte. Eine Ruhe, die immer mit der Laſt verbunden war, des ganzen Volks Wohl und Weh zu tragen.

Aber das war auch ſein Plan geweſen. Wenn er keinen Stolz darin ſetzte, öffentlich zu regieren, ſo ſetzte er doch Seligkeit darin, insgeheim das Glück der Mitbürger in Händen zu haben, und ihr Weh abzuwenden.

Das Haus Medicis regierte wirklich ganz Florenz. Was Cosmus nicht thun konnte, das mußten seine Verwandten thun, und die einfache Lebensart, die das ganze Haus führte, diente, den großen Einfluß zu verbergen, den es hatte, und den Bürgern nicht nur erträglich, sondern sogar angenehm zu machen, daß sie von eines Menschen Willen abhingen.

Wer eine Magistratsstelle suchte, Cosmus mußte sein Patron seyn, oder er erhielt sie nicht. Nicht, als ob Cosmus partheiisch zu Werke gegangen wäre, nein, er mußte den zu Wählenden empfehlen, und wie konnte er empfehlen, was er nicht kannte.

In seinem weitläuftigen Gebäude hielten die Zwey hundert ihre Zusammenkünfte, und was die acht Auserwählten thun sollten, was sie lassen sollten, wurde da erst entschieden.

Vor Feinden sicher, weil er von Neidern nichts zu fürchten hatte, war der große Medicis nur beschäftigt, alles Gute zu fördern, alles Böse zu unterdrücken, im wahren Ver-

ſtande der Vater des Volks zu werden, den man ihn ſchon genannt, nnd der er gewiß genannt zu werden verdiente.

Coſmus von Medicis wurde nach der Zeit von den Freunden und Verwandten derer, die um ſeinetwillen verbannet waren, oft angelegen, ihre Zurückberuſung zu befördern, aber er wollte ſich nie dazu verſtehen. Stets hatte er den Spruch im Sinne, daß man nie ſeine Feinde zu viel Macht wieder gewinnen laſſen müſſe. Wenn ihm vorgeworfen wurde, er habe die Stadt verwüſtet, daß er ſo viel reiche vermögende Leute daraus verbannen laſſen, ſo pflegte er zu antworten, eine verwüſtete Stadt ſey beſſer, als eine verlohrene, und wen er vom Gegentheil gern überzeugen wollte, den verwies er auf Erkundigung bey den Bürgern.

Wirklich war faſt nicht ein Bürger in ganz Florenz, dem er nicht etwas vorgeſtreckt hatte, mehr oder minder, je nachdem ſeine Bedürfniſſe es erforderten, und da der Nutzen aller Gewerbe auf dieſe Art wieder

in die Kassen Cosmus floß, so konnte er daher keinen Mangel spüren. Was heutige Regenten sind, von denen die Reichthümer ausfließen, und wieder zu ihnen sich wenden, das war Medicis. Er dirigirte, so zu sagen, den Cours aller öffentlichen Fonds, und als einst die Venetianer mit den Florentinern in Fehde gerieten, wußte er seine Maaßregeln so zu nehmen, daß er durch seine auswärtigen Comptoirs alles baare Geld ihnen entzog, so daß sie genöthigt wurden, den Frieden zu machen, wie er ihnen denselben vorschrieb, wobey er doch immer der Behandlung eingedenk war, die er einst in Venedig genossen.

Sein Werk war es, daß der Staat von Pistoja, der unter Florenz Schutze stand, zu Paaren getrieben wurde, und Freyheiten verlor, und so sehr er hier zur Strenge rieth, so war auf der andern Seite Nachgiebigkeit seine Meinung, als die Stadt Pisa in den nehmlichen Fehler fiel, und der Grund, weil er hier die Einmischung fremder Mächte fürchtete, mit welchen er Florenz nicht verwickeln wollte.

So ſchritt er immer weiter in politiſchen und Privateinrichtungen vorwärts, und zwar die erſten Jahre mit Beyhülfe Neri Capons, der einſt eifrig ſeine Parthei genommen, aber nur genommen hatte, weil er mit Hülfe Coſmus groß zu bleiben erwarten konnte.

Vorher war dieſer Neri Capon von ſeiner Gegenparthei geweſen, zu weiſe aber war Medicis, auch ihn zu entfernen, der beym Volke, theils wegen ſeiner glücklichen kriegeriſchen Talente, theils wegen ſeines Vaters Chino Verdienſte um den Staat, äußerſt beliebt war.

Dieſer aber ſtarb hernachmals, und es blieb ihm allein das ganze Regiment übrig.

Coſmus hatte aus der Ehe mit einer Gräfin Bardi zwey Söhne, Johann und Peter. Der erſte wurde vor dem Vater ein Opfer des Todes. Einige Geſchichtſchreiber reden von ihm als einem hoffnungsvollen Zweige des Hauſes, und die Unterredung an ſeinem Sterbebette giebt zu erkennen, wie werth er dem Vater geweſen.

Florenz.

Wohnung Cosmus von Medicis.

Krankenzimmer Johann von Medicis.

Cosmus Medicis. Laura Bardi. Cornelia Alessandri. Johann Medicis (sterbend). Aerzte. Bediente.

Cosmus. Ist keine Hofnung für ihn übrig?

Erster Arzt. Ich sehe keine, Cosmus.

Cornelia. O nur etwas Trost in meine arme zerschlagne Seele! Gute Menschen, habt ihr nicht ein aufrichtendes Wort für eine verlassene Gattin?

Zweyter Arzt. Fassen sie sich, Signora. Eine Frau aus dem Hause der Alessandri muß standhaft seyn können. Vom Tode

können wir niemand retten, wenn das Schicksal ihm ruft.

Cornelia. Vater! Vater! Es ist keine Rettung.

Cosmus. Beruhige dich, meine Tochter. Wir leiden gleich. Du kannst nicht mehr um ihn seufzen, als ich es thue. Wir wollen mit einander weinen, Cornelia. Ich habe in vielen Jahren nicht geweint. Aber dieser Anblick!

Und doch, was sage ich? Ich weine ja nicht einmal. Meine Augen sind trocken und heiß, heiß und trocken. Wartet, ich habe noch ein großes Geschäft. (Er geht ab.)

Laura Bardi. (zu Cornelia) Sey sanft gegen den Vater, Cornelia. Du liebst ihn ja auch, so wie ich deinen Mann liebte. Wenn wir ihn auch noch verlören, wären wir nicht noch unglücklicher?

Cornelia. Was? Ihn auch noch verlieren? Nein, da müßte ich verzweifeln, Mutter. O verliere ich an diesem nicht schon genug? Ich soll sanft gegen ihn seyn? Ja,

ich will es. Ich bin es ja auch, Mutter. Ich will nur seinen Trost, nur soll er mir sagen, daß ich viel verliere.

Laura Bardi. Das fühlt er. Das zeigt die Angst in seinem Gesichte. Wie oft hat er zu mir gesagt: Johann wird die Stütze des Hauses Medicis seyn. Er wird den Ruf erhalten, den ich dem Hause zu schenken glücklich genug war.

Denkst du, wenn ihm das alles izt einfällt, daß er nicht selbst zittern und zagen muß? Ich mag mir seine Seele nicht mahlen. Sie wird sehr zerrüttet seyn.

Johann. (mit schwacher Stimme) Cornelia! Cornelia!

Cornelia. Er ist erwacht, o wär' es zum Leben! Theurer! Lieber! Ist dir nicht etwas besser? Soll deine Cornelia nicht einigen Trost aus deinem Munde hören?

Johann. Ich kann dir keinen geben. Ich muß dich bitten, dich zu fassen, muß dich bitten, meinen Vater und meine Mutter zu trösten über meinen Tod.

Cornelia. Tod! Alſo ſterben? Und du ſagſt mir das?

Johann. Warum ich nicht? Beſſer, als daß ich dir vergebene Hoffnung mache. Es giebt einen Ort, wo wir uns wieder finden. Ich ſchlummerte eben, und ich habe die Ahndung davon geträumt. Ja, wir werden uns wieder ſehen.

Cornelia. Wenn? O daß Cornelia mit dir ſterben könnte, da ſähen wir uns gleich wieder!

Johann. Und du könnteſt grauſam genug ſeyn, das zu wünſchen? das zu wollen? Du wollteſt nicht dem Vater und der Mutter zur Freude leben, daß ſie ſich meiner in dir erinnerten?

Laura Bardi. Sie wird es, mein Sohn. Es iſt die erſte Aufwallung ihrer Leidenſchaft. Es wird ſich geben. Sie verliert viel in dir.

Johann. Sie ſind eine gütige Mutter. Laſſen ſie mich dieſer zärtlichen, ſorgfältigen Hand, die meiner pflegte, den letzten

Abſchiedskuß geben. Gute Mutter! Leben ſie wohl. Cornelia! — ſey du ihr — Troſt — (Er ſtirbt.)

Cornelia. Sein Auge bricht, ſein Haupt ſinkt, ſein Athem iſt weg. Aerzte! Hülfe! Hülfe! Geſchwind! er ſtirbt!

Laura Bardi. Mach ihm den letzten Schlummer nicht trübe, Cornelia. Schlaf ſanft, mein Sohn, bis der allgemeine Erwecker auch dich wieder hervorruft, und der Glanz der Tugenden, die du im Stillen übteſt, leuchtend über den Erdkreis hervorbricht.

Cornelia. Amen dieſem Wunſche. — Er werde erfüllt, dann erſt bin ich wieder glücklich.

Coſmus. (kommt verſtört wieder ins Zimmer) So, ich habe nun alles geſehen, ich bin im ganzen großen Hauſe umhergegangen. Es iſt nicht möglich. Er kann nicht ſterben.

Laura Bardi. Lieber Mann, für unſern Johann iſt keine Rettung. Zwar — ja — er iſt gerettet, er iſt wirklich gerettet, denn er iſt allen ſeinen Leiden entgangen.

Komm, berühre ſeine kalte Hand, überzeuge dich, daß du dieſen Sohn nicht mehr haſt, und ſey dann, was ein Mediciis — ein Mann, wie Coſmus, in dieſem Falle ſeyn muß.

Coſmus. (berührt die Leiche) Das Haus, Laura, iſt nicht für eine Familie. Dazu iſt es viel zu groß. Ich habe den ganzen Raum überſehen.

Laura Bardi. Hier iſt Cornelia. Sie wird die zweite Familie ausmachen.

Coſmus. Tochter! Ich gab dir einen Mann, ich habe dir ihn nicht genommen. Aber wiedergeben kann ich ihn dir auch nicht. Ich werde dich nicht anſehen, ohne daß mein Herz blutet, aber ich werde dich dennoch oft anſehen, um mirs ins Gedächtniß zu rufen, daß Johann und Cornelia nach mir einſt thun ſollten, was Coſmus und Laura Bardi thaten.

Mutter! Ich rechne unſer Glück dahin. Laß mich meinem Schmerze. (ab.)

Laura Bardi. Wenn er erſt weich werden wird, wird es beſſer. Cornelia, komm mit in mein Zimmer. Es iſt wahr, er hat noch einen Sohn, aber die Mutter könnte noch ſo partheiiſch ſeyn, ſie kann doch nicht ſagen: Peter iſt Johann. (ab)

Seit dem Tode ſeines Sohnes Johann hatte Coſmus wenig heitre Stunden mehr. Es war wohl der Natur gemäß, daß er, der für die Nachwelt gearbeitet hatte, auch für die Nachwelt ſich fortgepflanzt ſehen wollte. Er konnte von ſeinem Sohne Peter nicht erwarten, daß dieſer in ſeine Fußſtapfen treten würde. Er verlor alſo an der Geiſteskraft, mit welcher er ſeine Sachen betrieb, zwar nichts, denn er konnte ſichs nicht verzeihen, ſchwächer von dem Schauplatz abzutreten, als er beſtändig darauf gelebt hatte, aber er verlor an ſeiner innern Gemüthsruhe, und an den Kräften ſeines Körpers.

Zu diesem Verdruß kam noch ein andrer, den der Herzog von Mayland ihm machte, der verschiedene ihm gethane Versprechungen nicht hielt, und einen ansehnlichen Verlust über Florenz brachte.

Alles dies schwächte seine Gesundheit, und brachte ihn dem Grabe täglich näher. Indessen war er alt genug, und außer diesem Kummer, der ihn innerlich drückte, fühlte er die Beschwerlichkeiten des Alters nicht.

Er starb in den Armen seiner Freunde, merkwürdig im Tode, wie im Leben.

Er wurde in der Kirche des heiligen Laurentius, die er selbst gebauet hatte, begraben. Man setzte ihm ein prächtiges Grabmahl mit der Inschrift:

Hier liegt Cosmus von Medicis,
Vater des Vaterlands genannt,
auf Befehl der Republik Florenz.

Nicht leicht wird man wieder ein Beyspiel finden, daß ein Privatmann einem ganzen Staate Gesetze gab, ohne zu scheinen,

daß er sie gäbe. Nicht leicht wird ein so Reicher so mäßig leben, wie er lebte, um kein Aufsehen zu machen. Zu Fuß durchwanderte er die Straßen von Florenz. Seine Tafel war nur mit dem besetzt, was seine Landgüter ihm einbrachten.

Er hat fünf Kirchen und verschiedene Klöster erbauet, und wenn man jeden, der einen solchen Aufwand gemacht, beneidet haben, wenn das Volk geschrieen haben würde, man drücke es, so war das doch hier der Fall nicht, denn es war allgemeine Meynung, der verstorbene Ex-Pabst Balthasar Cossa habe sein Vermögen zu so heiligen Werken bestimmt, und es machte dem angesehenen Cosmus nur noch mehr Ehre und allgemeinen Ruf, daß er ein so pünktlicher Befolger des letzten Willens desselben war.

Da überdem niemand mit leeren Händen von ihm gehen durfte, was hatte man zu klagen? Und die ja klagten, die feindseligen Gemüths genug waren, mit ihm

ſich nicht verſöhnen zu wollen, denen war ſeine Macht zu groß, um ſich gegen ihn zu rühren, die warteten ſeinen Tod ab, um zu ſehen, ob ihre Rache noch etwas wirken könnte.

Florenz.

Pallaſt Coſmus von Medicis.

Deſſen Krankenzimmer.

Coſmus (im Bette). Laura Bardi. Cornelia Aleſſandri. Peter Medicis. Lucretia Tornaboni. Marko Tornaboni. Philipp Aleſſandri.

Coſmus. Wie wenig würd' ich mein Glück verdient haben, wenn ich nicht Muth genug hätte, ſtandhaft dem Augenblicke meiner Auflöſung entgegen zu ſehen!

O meine Freunde! Izt iſt es meiner Seele recht wohl, daß ich ſagen kann, ich habe nicht für mich gearbeitet. Nein, ich arbeitete für meine Mitbürger, und ſie müſſen auch die Früchte meiner Arbeit tragen. Ich habe die Zufriedenheit, ſie mit mir zu-

frieden zu ſehen. Sie werden meinen Tod bedauern, das iſt mir genug.

Die wenigen Stunden, die mir izt noch übrig ſind, will ich den meinigen, will ich euch, meine Freunde, widmen.

Peter, mein Sohn, du der Erbe meines Namens und meines Vermögens, du wäreſt wenig, wenn du nur dieſes wäreſt. Ich hinterlaſſe dir mehr.

Ich hinterlaſſe in deinen Händen das Glück eines ganzen Volks — ich hinterlaſſe in deiner Willkühr die Ruhe eines Staats. Wenn du willſt, wenn dein Vater dir Beyſpiel iſt, wenn dein Herz voll Enthuſiasmus gegen Florenz ſchlägt — dann werde, was ich wünſche, hoffe, erwarte.

Dein Körper iſt nicht, der er ſeyn ſollte, mein Sohn, um zu tragen, was ich trug. Allein ich habe meine Maasregeln ſo genommen, daß deine Freunde anſtatt deiner wirken werden. Gieb mir nur das Verſprechen, ihnen zu folgen.

Peter Medicis. Immer, Vater, war euer Wille mir Befehl. Auch izt verspreche ich, ich folge euch in Allem. Wenn mich nicht Hindernisse, die außer der Möglichkeit, sie wegzuräumen, mir liegen, abhalten, so soll jeder Punkt eurer Vorschrift erfüllt werden, so sollt ihr nicht sagen können: Mein Sohn hat meinem Namen Schande gemacht.

Lucretia. Vater, mir hat er es schon versprochen, mir und Cornelien.

Cosmus. Ja, ihr seyd beyde edle Weiber, ich konnte mein Haus nicht besser schmücken. Tretet näher, Marko und Philipp, meine theuren Vettern, theuer mir durch diese eure Schwestern. O mein Sohn müßte ganz ausarten, wenn er euch verkennen, wenn er einen Augenblick aufhören könnte, euch als Stützen seiner Ruhe zu betrachten.

Philipp Alessandri. Und wir müßten uns der schwärzesten Undankbarkeit schuldig machen, wenn wir vergessen könnten, daß Cosmus uns so vielen vorzog, deren Häuser

weit über uns reichten, daß er unsre Schwestern Prinzessinnen vorzog, und uns so glücklich machte, mit seines Hauses Zweigen uns zu vereinen.

Cosmus. Ich sahe auf die Herzen, nicht auf den Stammbaum. Und waret ihr etwa nicht edel? Was wollen Jahrhunderte mehr sagen?

Glaubt mir's, meine Freunde, wenn mein Stamm einst Prinzessinnen und Königinnen geben könnte, und sie schlügen aus der Art, sie brächten Fluch über das Haus Medicis, o ich mögte lieber keine! Ich wollte, er stürbe aus!

Marko Tornaboni. Nimm hier an deinem Sterbebette den Handschlag, Cosmus, daß wir nie deinen Sohn verlassen wollen. Komm, Philipp, mein Freund, laß uns ihm es zusagen bey unserer Ehre, bey der Achtung, die er über uns ausschüttete, daß Medicis der Name seyn soll, den wir in Florenz als den ersten betrachten wollen, daß keine Parthei, sie habe Namen, wie sie

welle, fähig seyn soll, uns von ihm abzuziehen.

(Sie geben ihm beyde den Handschlag).

Cosmus. Ich danke euch, aber auch ohne diesen wäre ich es überzeugt gewesen. Stehen nicht dem Bürgen eures Versprechens? Zwey liebe freundliche, von der Natur geschmückt, von der Kunst nicht verdorben, die ich ihrer schönen Eigenschaften wegen wählte.

Lucretia. Und die du verlassen willst, Vater. Wir haben so viel Gutes von dir, und sollten nicht mehr dir's vergelten, nicht mehr dein pflegen?

Cornelia. Und ich, die Verwaiſete, ich soll nun auch dich verlieren? Mir ließ mein Johann den Vater zum Trost. Nun geht auch dieser dahin, einsam bleibe ich zurück. Wenn Thränen meines Verlusts in meine Augen traten, und ich sahe dich an, Vater, da erheiterte ich mich. Ich glaubte meinen Johann vor mir zu sehen, wie er mich anlachte, und auf Cosmus zeigte. O warum gehst du, Vater? Ich werd' es nicht überleben.

Laura Bardi. Fort, Weiber, macht mir den alten Mann nicht irre. Standhaftigkeit ſteht an ſeiner Stirn geſchrieben, und ihr wolltet ſie wegweinen? Er ſollte nicht in ſeiner letzten Stunde ſeyn, was er ſtets war?

Wenn jemand zu jammern und zu klagen hätte, ſo wäre ich's. Seht, mich geht er am nächſten an, mein iſt er allein, und ich ſage: Coſmus, gehe ruhig aus der Welt. Auch Laura Bardi wird noch ihres Sohnes Stütze ſeyn, auch ſie wird noch für deines Namens Erhaltung ſorgen.

Und ruft auch ſie der Himmel einſt, nun gut, du haſt andre Freunde, die an meiner Statt aufſtehen werden. Auch dieſe Weiber werden das Weinen vergeſſen, und wenn das Haus Medicis auf dem Spiele ſteht, ihre Thränen in Thätigkeit wandeln.

Coſmus. O ich ſterbe ruhig. Weib, gieb mir deine Hand. Ich kann mich auf dich verlaſſen.

Und du haſt Recht, ich habe auch noch mehr Freunde in Florenz. Wenn Peter alle

die ſich zu erhalten weiß, die ich ihm machte, dann wird er ſich nie über ihren Mangel beklagen können. Nicht in Florenz allein ſind ſie aber. Auch auswärts, mein Sohn, haſt du Hülfe zu erwarten, wenn man nicht gegen dich handelte, wie man ſoll.

Ferdinand von Neapel, und Sforza von Mayland ſind deine Freunde, und Freunde der Republik, ſo lange du ihr Freund biſt.

O daß nie eine Zeit kommen mögte, wo du Urſach hätteſt zu ſagen: Ich bin es nicht mehr!

Hier wurde Coſmus ſchwach. Ich that alles für Florenz, war ſein letztes Wort. Er verſchied. Thränen und ſtille Bewunderung wechſelten um ſein Sterbebette. Nur Peter war kalt und gleichgültig. Im folgenden Abſchnitte mehr von ihm.

Die Familie Medicis.

Zweyter Abſchnitt.

Zeitraum 1464 bis 1478.

Redende Perſonen.

Pabſt Sixtus der vierte.
Peter von Medicis.
Lorenzo von Medicis } deſſen Söhne.
Julian von Medicis }
Lucas Pitti
Franz Pitti
Eberhard Pitti
Jacob Pazzi
Franz Pazzi
Nicolas Soderini } Florentiniſche Große.
Angelo Acciajuoli
Dietiſalvi Neroni
Carlo Altoviti
Bernhard Mancini
Friedrich Urbano, General der Florentiner.
Der Gonfaloniere.
Ricarie, Fürſt, Vetter des Pabſtes.
Volterre }
Etienne } Verſchworne.
Bandini }
Domeniko, ein Bandit.
Mehrere Banditen.
Verſchworne.
Prieſter.
Volk.

Weibliche.

Klariſſa Urſini, Gemahlin Lorenzo's.
Kamilla Kafarelli, Geliebte Julian's.
Julia Soderini, Nichte Nicolas Soderini.
Nonna, Vertraute Kamilla's.

Florenz.

Wohnung Peters von Medicis.

Zimmer deſſelben.

Peter von Medicis. Diotiſalvi Neron.

Diotiſalvi. Das waren eures Vaters Worte, mein guter Medicis, und wohl ſahe ich vorher, daß meine Sorgfalt nöthig ſeyn würde, um eure Sachen in die gehörige Ordnung zu bringen.

Peter Medicis. Ich verlaſſe mich auch ganz darin auf euch. Ich habe ein großes Vermögen von Coſmus geerbt, und unwahr müßt' ich's reden, wenn ich nicht lange dieſen Fall gewünſcht hätte. Nun er gekommen iſt, ſeh' ich das Angenehme wohl mit tauſend Unannehmlichkeiten verknüpft. Meine Mutter, mein Weib, meine Schwä-

gerin, und dieſer beyder Weiber Freunde, liegen mir ſtets in den Ohren, ich ſolle nichts verabſäumen, um meines Hauſes Größe nicht ſinken, des Vaters Würde nicht fallen zu laſſen.

Ich will's auch nicht. Mir ſchmeichelt's, wenn man in der Signoria mich als den erſten Mann in Florenz empfängt, wenn man meiner Meynung beypflichtet, und andern nur das halbe Ohr gönnt. Es kitzelt mich in der Seele, wenn die Pitti nie mit ihren Vorſchlägen durchdringen, ſtets meinen Einwendungen man den Beyfall giebt, und meine Anordnungen befolgt werden.

Diotiſalvi. Auch ſeyd ihr der Mann, es durchzuſetzen, wenn ihr es wollt. Den Weg aber, den euer Vater ging, zu gehen, rath' ich nicht.

Medicis. Ich verſtehe euch nicht, Diotiſalvi. Deutlicher müßt ihr euch ausdrücken.

Diotiſalvi. Ihr ſahet nicht in die Papiere eures Vaters, habt auch nicht die

Muße, es zu thun. Coſmus ſelbſt, zweifle ich, konnte es überſehen. Er ſchrieb nur nieder, was er gab, und dachte vielleicht, nach ſeinem Tode würde man es ſchon finden.

Man findet's auch. Der größere Theil eures Vermögens ſteht in Florenz und den umliegenden Gegenden aus. Die eure Schuldner ſind, zehren von eurem Fette, und würden, mahnte man ſie nicht daran, denken, eures Vaters Eigenthum ſey das ihrige. Ihr bedürft izt vieles Geldes; euren auswärtigen Compteiren es abzufordern, hieße den ſichern Nutzen für die Zukunft ſich entziehen. Die hieſigen dürfen nicht merken, daß ihr Mangel daran habt. Nehmt alſo von den ausſtehenden Schulden. Ihr müßt mit etwas mehrerm Glanze euer Haus führen, als euer Vater. Ihr müßt freygebig gegen das Volk werden, damit Feinde, die ihr doch immer habt, nicht durch daſſelbe die Oberhand gewinnen.

Medicis. Man wird mich tadeln, und mich der Härte beſchuldigen.

Diotisalvi. Wer kann euch tadeln, als die eure Schuldner sind? Wer wird sie darum leben, wer ihnen glauben, da der Grund, warum sie tadeln, verdächtig ist? Und dann, mit dem, was einer euch schuldig ist, könnt ihr hundert euch zu Freunden machen, mit dem, was er euch doch nicht zahlt, wenn ihr nicht erinnert.

Sollt ihr aber das Geld einmal verlieren, so ist's doch besser, ihr macht euch damit hundert Freunde, als einen.

Medicis. Man kann nicht weiser reden. Laßt sogleich die Listen aller Schuldner ausziehen, und befehligt die Comptoirs, sie einzutreiben. Izt geh' ich, um den Bau eines prächtigen Pallasts anzuordnen, desgleichen man in Florenz noch nicht gesehen haben soll. Der erste Mann im Staate darf in keiner Hütte wohnen.

(Ab in sein Kabinet.)

Diotisalvi. Der erste Streich wäre gelungen. Der Bau hat schon Aufsehen gemacht, aber dieser Schritt thut noch mehr.

Es werden dieſe Medicis ſich doch unterdrücken laſſen.

Schnell nun zu Pitti, damit ſie von dem guten Fortgang unterrichtet werden.

Dieſe Unterredung mag ein Beweis ſeyn, welchen Händen Coſmus ſeinen Sohn anvertrauet hatte, ein Beweis, daß er nicht infallibel war.

Dietiſalvi hatte wirklich nebſt andern ſein ganzes Zutrauen gehabt, und er hatte ihn in die geheimſten Fächer ſeines Archivs ſehen laſſen. Er wußte nicht, daß er eine Schlange in ſeinem Buſen nährte. Wer der Geſchäfte zu viel hat, um ſie zu überſehen, muß ſich ja auf andre verlaſſen, und der Geiſt der Verſtellung dehnt ſich weit über das Menſchengeſchlecht aus.

Hatte dieſer Dietiſalvi, war er im Innern ein Heuchler, eine Larve angenommen, um ſich bey Coſmus einzuſchmeicheln, oder hatte Coſmus ihn nicht ſo belohnt,

wie er es erwartete und hoffte, genug, abtrünnig von ihm war er, hatte Gift im Herzen, wo seine Zunge süß redete.

Die Familie der Pitti war damals die berühmteste und angesehenste in Florenz. Die älteste und gelehrteste war sie schon angenommen, und die Entfernung der Feinde Cosmus hatte auch ihren Unternehmungen so viel Schwung gegeben, daß sie an Reichthum nur den Medicis nachstand.

Dies erweckte nicht allein ihre Eifersucht. Das Bewußtseyn, sie fühlten mehr für das Wohl der Republik, sie thaten mehr für dasselbe, ließ sie die Partheylichkeit des Volks und besonders der Obrigkeiten für Medicis als ungerecht betrachten. Was der Vater verdient hatte, warum sollte es dem Sohne werden, wenn seine Eigenschaften es nicht verdienten? Schon aus Diotisalvi's Gespräch sieht man, wie oft es der Fall gewesen seyn mogte, daß sie verworfen waren, wenn sie schon besser gerathen hatten, als Peter.

Dies Haus bestand damals aus drey Brüdern und sieben Vettern, alle achtungs-

werth, alle gelehrt, alle in der Politik erfahren. Kein Wunder, daß ſie, ſo zurückgeſetzt, auf Rache, nicht bloß auf Rache, auf Mittel dachten, ihren Feind zu verderben, und ſich Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Schade, daß auch ſie vom Gifte angeſteckt waren, unnatürlich zu wählen.

Acciajueli hatte ſich wegen einer vermeinten Beleidigung von Coſmus noch zu ihnen geſellt, und die Soderini waren mit ihnen im Bunde. Lucas Pitti war das Haupt der Verſchwörung.

Florenz.

Pallast der Pitti.

Lucas Pitti's Wohnung.

Lucas Pitti. Franz Pitti. Eberhard Pitti. Angelo Acciajuoli. Nicolas Soderini. Diotisalvi.

Lucas Pitti. Also heute wieder zurück gesetzt, wieder verworfen die weit bessern Anordnungen gegen den Wucher. Wieder verächtlich behandelt von diesem stolzen Nachkommen Cosmus.

Franz Pitti. Ich sahe, wie er hämisch lachte, da der Gonfaloniere erklärte, seine Meynung sey die beßre. Wenn auch noch etwas Gutes an ihm wäre, wenn auch noch zu hoffen stände, daß er von der Eitelkeit abließe, so weiß man ihn zu gut darin zu bestärken, als daß der Zweck erreicht werden könnte.

Eberhard Pitti. Von allen Seiten fallen ihm Schmeicheleyen zu. Wer wagt's, ihm zu ſagen, daß er des Vaters Verſtand nicht habe, um der Republik Rathſchläge zu geben, daß er von der Natur verwahrloßt ſey, und beſſer thäte, die Früchte der Weisheit ſeines Vaters ruhig zu verzehren, als durch alberne Unternehmungen die Republik zu Grunde zu richten.

Lucas Pitti. Ein an Leib und Seele verdorbner Menſch, vom Podagra gequält ſeit ſeiner Jugend. Dieſer Feind weiß ſeine Laune oft ſo zu ſtimmen, daß er Florenz opfern könnte, um ſich nur an ſeinem Schickſal zu rächen.

Franz Pitti. Ein ſchöner Beherrſcher der Republik, der, wenn für ſie zu laufen nöthig wäre, die Füße nicht bewegen könnte, wenn er ſie vertheidigen ſollte, mit ſeinen ſchwachen Armen nicht den ſchwächſten Knaben aufzuhalten vermögte.

Soderini. Laßt ſeine körperlichen Fehler. Der Geiſt könnte ſie decken. Aber wo

der fehlt, wo zu fürchten iſt, daß ſeine Thorheit Tauſende zu Boden ſtürze, da muß ein ſchneller Entſchluß den Ausſchlag geben. Weg mit dem Ungeziefer, das die Wurzel anfrißt.

Acciajuoli. Fort mit der Schlange, die den Stich nur zurückhält, um ihn deſto beſſer geben zu können.

Diotiſalvi. (tritt ein) Nun Freunde, lange kann der Glücksſtern über dieſem Medicis nicht mehr walten. Schon iſt der größere Theil der Bürger in Florenz wegen der Forderungen in Anſpruch genommen worden, die Coſmus an ſie hatte, die er nie einzutreiben gewillet war, die er als ein Geſchenk betrachtete, wodurch der Republik aufgeholfen würde.

Seine nachgelaßnen Papiere enthalten eine ausdrückliche Ermahnung an ſeinen Sohn, die größte Vorſicht hierbey zu beobachten. Das Blatt iſt nicht mehr vorhanden. Zur ſtärkſten Strenge haben ihn meine Ueberredungen verleitet, und bald wird Florenz ihm fluchen.

Acciajuoli. Hilft das, ihn zu vernichten? Wird er nicht endlich dieſe Strenge ablegen, wenn er ſieht, ſie ſchadet? Hat er nicht tauſend Mittel in Händen, ſolche Schritte wieder gut zu machen?

Soderini. Bedarf er des Geldes wirklich, oder iſt es nur eine Sage?

Diotiſalvi. Er bedarf es keineswegs. Seine Reichthümer ſind unermeßlich.

Lucas Pitti. Und mit unermeßlichen Reichthümern zwingt man alles. Er ſterbe!

Franz Pitti. Er ſterbe, Brüder, Freunde! Das einzige Mittel, uns von ihm zu befreyen.

Eberhard Pitti. Er ſterbe! Die Republik wird dann gerettet.

Soderini. Ein Entſchluß, der Pitti würdig.

Diotiſalvi. Wird er gut ausgeführt, ſo kann ich nichts dawider ſagen.

Lucas Pitti. Und mit Aufsehen muß es geschehen. Das Ansehn muß es haben, als ob das Volk das Opfer gefordert habe. So bald er todt ist, muß sein Kopf auf eine Stange gesteckt, herumgetragen, und gerufen werden: Der Verräther des Vaterlandes ist todt. Sein schlechtes Betragen gegen die Bürger muß laut gerügt werden, man muß dem Volke Plünderung der Reichthümer versprechen. Seyd ihr alle zufrieden, daß ich die Anstalten treffe?

Alle. Wir sind es.

Die Maaßregeln wurden sehr gut getroffen. Man ließ Banditen aus dem römischen Gebiete kommen, und wurde mit ihnen über eine große Summe einig. Man wußte, daß Medicis auf seinem Landgute Mugello sich aufhielt, man forschte den Tag der Zurückkunft, bestimmte diesen den Banditen, die auch alle gehörige Vorbereitungen machten, und seiner warteten.

Das Glück wachte über Medicis. Nahe an ſeiner Wohnung war das Thor, wo er herein mußte, und nicht weit vom Thore ſollte die That geſchehen.

War es Ahndung oder Einfall, genug, auf dem Wege entſchloß ſich Medicis einen Freund, Lanti, zu beſuchen, der an einem ganz andern Ende der Stadt wohnte. Nur von zwey Bedienten begleitet, ließ er ſich in ſeiner Sänfte dahin tragen. Es war um ſein Leben geſchehen, wenn er das nicht that.

Lanti behielt ihn wider ſeinen Willen zum Abendeſſen, und ſchickte ihn hernach mit einer ſo guten Begleitung zu Hauſe, daß drey oder vier Bewafnete, die von den Banditen dort waren, es nicht wagten, ihn anzugreifen.

Florenz.

Straße.

Anführer der Banditen. Viele Banditen.

Anführer. Izt iſt der Anſchlag vorbey. Man hat uns bewafnet geſehen, und unſre eigne Sicherheit fordert Entfernung.

Ein Bandit. Peſt! Ich hatte den Stahl ſo gut geſchärft. Fehl ſtechen hätte ich nicht wollen.

Ein anderer. Einen ſo weiten Weg nun umſonſt gethan zu haben!

Anführer. Umſonſt? Da irrſt du, Freund.

Ein Bandit. Ja wohl irrt er. Die Summe muß uns werden.

Anführer. Wir haben das Unsrige gethan. Man hat ihn uns ohne Begleitung zu liefern versprochen. Daß es anders war, ist unsre Schuld nicht.

Domeniko, du bist sonst zu allem aufgelegt. Bleib du zurück, und empfange das Geld. Mach's aber klug, und laß dich nicht fangen.

Domeniko. Ehe will ich sie zerreißen, Herr. Nennt mich einen ehrlichen Kerl, wenn ich euch nicht das Geld, oder noch etwas bessers bringe.

Anführer. Ich weis schon. Domeniko läßt keinen hinter sich zurück. Wo wir die kitzlichsten Aufträge haben, da können wir ihn brauchen.

Ein Bandit. Ja, aus einer Schlinge sich zu ziehen, dazu ist er Meister. Und wenn wir alle einmal ertappt würden, und er bliebe nur frey, da wären wir gewiß, durch ihn alle auch befreit zu werden. Gold-Engel Domeniko, bring uns das Geld, wir wollen dich auf den Händen tragen.

Ein anderer. Wir wollen dich mit einem Siegeskranze schmücken.

Ein anderer. Wir wollen dir die Wahl unter den schönsten Mädchen lassen, die wir in unsere Gewalt bekommen.

Domeniko. Versprecht mir nicht zu viel. Aber der Teufel soll mich holen, wenn ich euch nicht, auch ohne allen euren Lohn, izt zu eurem Gelde helfe. Das heißt doch einen Trumpf auf seine Zusage gesetzt, und im Grunde des Herzens mag ich mit dem Schwarzen noch nichts zu schaffen haben. Ich denke, wenn er einmal kommt, soll eine Beichte und Absolution ihn schon wieder zu Paaren treiben. Wenn ich ihn aber so citire, wie izt, da muß ich freylich sehen, daß er mich nicht überliste, sonst wär' ich sein.

Anführer. Für dich ist mir nicht bange. Leb wohl. Längeres Hierbleiben ist gefährlich.

Banditen. Leb' wohl, Domeniko. Es lebe deine Weisheit. Komm bald nach.

(Alle reichen ihm die Hand, und gehen ab.)

Domeniko. Immer ein ſauberes Stückchen Arbeit! Die Herren Pitti werden ſich gewaltig über meine Forderungen wundern. Ich werde aber allen meinen Ernſt zuſammen nehmen, um ihnen zu beweiſen, daß ſie Unrecht haben.

Domeniko! Sie werden dir's nicht glauben. Sie haben doch immer mehr Macht, als du. Wenn ſie nun dieſe anwendeten, dich zu umſchlingen?

Sachte, meine Herren, dann habe ich noch ein kleines Hülfsmittel in Bereitſchaft, was ſeinen Zweck ſchwerlich verfehlen wird. Still, daß ſie dir nicht etwa den Gedanken ablauſchen!

Nun fort ins Gaſthaus bei Romagna, und den Cavaliere hervor geholt.

Domeniko war wirklich der verſchmitzteſte unter dieſem Haufen. Er hatte ſchon oft ſich in Gefahr geſehen, entdeckt zu werden,

und allemal war er glücklich davon gekommen. Er hatte zehn Oerter in Florenz, wo er sich aufhalten konnte. In jedem unter einem andern Namen, unter einer andern Gestalt bekannt, geliebt. Er war an jedem dieser Oerter oft so erschienen, und so war es unmöglich, daß er Verdacht erregen konnte.

Die Pitti hofften noch denselben Abend von Medicis Ermordung etwas zu vernehmen, mußten sich aber wider ihren Willen unruhig niederlegen. Sie erwachten, und hörten, er lebe noch. Verwunderung zeigte sich auf ihren Gesichtern, und sie wandelte sich in Staunen, da Domeniko eintrat, und im Namen der Gesellschaft die Bezahlung der versprochenen Summe forderte.

Florenz.

Pittiſcher Pallaſt.

Lucas Pitti's Zimmer.

Lukas Pitti. Franz Pitti. Eberhard Pitti. Domeniko.

Lucas Pitti. Wofür denn, Cavaliere, die Summe? Die That iſt noch nicht geſchehen.

Domeniko. Das iſt nicht die Schuld jener Herren. Man hat ſie auf ihren Poſten angewieſen, und ſie haben dort ihr Leben immer gewagt.

Sie thaten ihre Schuldigkeit. Daß das Opfer dieſen Weg kommen ſollte, war im Kontrakt. Es kam nicht, ſonſt war ihm der Tod gewiß. Sie thaten noch mehr, als ihre Schuldigkeit. Sie beſetzten aus freyem Willen das Haus. Die vielen Ausgänge aber

machten, daß sie sich trennen mußten, und wider Verabredung und Kontrakt erschien er von einer Menge Bewafneter begleitet. Ihr Tagewerk war nun aus, sie gingen fort, und begehren ihren Lohn.

An den Unglücksfällen sind die Unternehmer des Handels selbst schuld. Sie hätten sollen vorsichtiger seyn.

Franz Pitti. Wäre unsre Nachlässigkeit der Grund davon gewesen, hätten wir nicht jeden Umstand genau untersucht, so könnten die Herren klagen. Aber so ist ein bloßer Streich des eigensinnigen Glücks, welches über ihm wachte, uns in den Weg gekommen, und davon muß jeder Theil etwas tragen. Mein Vorschlag ist daher, den Herren die Hälfte der Summe zuzugestehen.

Eberhard Pitti. Auch noch Geld dafür, daß wir die ganze Nacht es nicht erwarten konnten, bis der Lärm am Morgen uns den Sieg über diesen Feind verkündigte, daß wir unruhig uns umher warfen, und der vergebenen Freude dann uns schämen mußten?

Domenico. Aber wie denn, wenn jener Bewafnete, die Lanti, Medicis Freund, mitgegeben, uns angegriffen, und bey allen dieſen weiſen Anſtalten der Herren Pitti ein Theil von uns ein Opfer des Todes geworden wäre, wer hätte dann das Leben dieſer Menſchen vergütet, oder womit wäre es in Vergleichung zu ſetzen geweſen. Welch Aequivalent dafür?

War das auch dem Kontrakte gemäß, wo nur wenige unbewafnete Bediente erſcheinen ſollten? Wiſſen ſie, meine Herren, daß, wenn einer der Herzhaften, die wir doch auf jeden Fall bey ſolchen Umſtänden an die Spitze ſtellen, fiel, das ganze Haus der Pitti uns keinen ſolchen wieder geben konnte?

Lucas Pitti. Sie reden dreuſt, mein Herr, wie freilich ihr Stand und Handwerk es erfordern. Aber ſie ſollten doch bedenken, mit wem ſie reden, und daß, wenn man auch ihrer bedarf, und ſie ſich von den Geſetzen ausnehmen, deswegen die Geſetze nicht immer von ihnen entfernt ſind.

Mein Bruder hat in der That keinen übeln Vorschlag gethan, und mit der Hälfte der Summe könnten sie sich genüglich für belohnt achten.

Indessen will ich einen andern thun. Sie sollen die ganze Summe erhalten, ja ich will sie sogar in die Hände eines Dritten niederlegen, wenn sie sich aufs neue vereinigen, und noch einmal das Geschäft erneuern wollen.

Domenico. Das hieße zweymal um einen Lohn dienen, und das sind wir nicht gewohnt.

Sie beliebten erst zu sagen, nicht immer wären die Gesetze von uns entfernt, und ich getraue mich, zu behaupten, jeden Augenblick schweben sie über unserm Haupte. Jede Minute kann irgend etwas entdecken, was uns zum Tode reif macht. In dieser ewigen Gefahr lebend, können wir es nicht gleichgültig betrachten, ob uns die Wage eines Tages geraubt wird.

Wir fürchten uns nicht, es noch einmal auf den prachtvollen Medicis anzuſetzen, allein dann muß ein neuer Kontrakt gemacht werden, und um einen neuen einzugehen, muß der alte erſt verglichen ſeyn. Eher können wir nicht anrühren.

Franz Pitti. Sie glauben alſo wohl, mit uns machen zu können, was ſie wollen. Sie wollen uns nicht trauen, wir aber ſollen ihnen anvertrauen, ob ſie dann noch Wort halten werden.

Domeniko. Als ob die Herren nicht wüßten, daß dieſe Art, Wort zu halten, bey uns Geſetz iſt. Ueberdem, wir haben ihnen ja getrauet, und ſehr mit Unrecht. Wenn wir die That vollbracht, hätten ſie es vielleicht eben ſo gemacht, wie izt.

Eberhard Pitti. In dem Fall würden ihre geſchliffenen Spitzen ſich ſchon an uns zu rächen gewußt haben.

Domeniko. Wir ſind nicht Meuchelmörder, Herr. Wir behalten unſer Gewiſ-

sen rein, und pflegen uns den Rücken frey zu halten. Wo wir gedungen werden, da morden wir nach erhaltner Absolution. Der Mord fällt auf die Seele derer, die uns gedungen haben. Sie finden unter unserm ganzen Haufen keinen, der sich mit einer solchen That befleckt hätte.

Lukas Pitti. Würde diese Gewissenhaftigkeit sie retten, wenn sie vor dem Gonfaloniere ſtänden?

Domeniko. Das kann ich nicht bestimmen. Ich war noch nie in dem Falle.

Um indessen zu zeigen, daß ich noch mehr Zutrauen habe, als sie mir zu verdienen scheinen, so will ich eine Unterredung mit meinen Cameraden wagen, und sehen, ob ich den Handel schließen kann. Vielleicht übertreffen sie sie in Großmuth.

Franz Pitti. Gut. Wir erwarten sie mit einer entscheidenden Entschließung.

Domenike. Auf Wiedersehn! (vor sich) Sie müssen sie in Medicis Pallaste holen. (ab)

Nicht zu ſeinem Nachtheil hatte Domeniko ſeine Maaßregeln genommen. Er ging zu einem, der mit Peter von Medicis auf einem vertrauten Fuße lebte. Er ließ die Wahrzeichen einer Verſchwörung wider Medicis und den ganzen Staat blicken, er bedung ſich Verzeihung, und die gewöhnliche Belohnung der Angeber eines ſolchen Verbrechens aus.

Der Gedanke, noch einen Verſuch auf den reichen Peter zu wagen, hatte bey ihm gar nicht Wurzel gefaßt, denn er bildete ſich ein, die erſte Unternehmung würde nicht ganz unentdeckt geblieben ſeyn. Er hatte auch nicht unrecht geurtheilt. War Peter ſelbſt gleich langſam im Nachdenken, und ſchläfrig im Ausführen, ſo waren es die Weiber in ſeinem Hauſe doch nicht.

Der Lärm, daß man Bewafnete an den Ausgängen des Hauſes geſehen, hatte ſie aufmerkſam gemacht, und ſelbſt Medicis hatte auf ihre Relation ein horchendes Ohr geworfen.

Jetzt kam sein Freund mit der Muthmaßung einer Verschwörung, und da zu dieser noch der Name Pitti sich gesellete, den Domeniko sich entschlüpfen lassen, so war das hinreichend, ihn ganz in Harnisch zu bringen.

Es wurde eine Versammlung von Verwandten und Bekannten gehalten, und darin beschlossen, Medicis, dem allein Domeniko sich entdecken wollte, sollte noch mehr zugestehen, als er gefordert hätte, jede Bedingung, die er außerdem machte, sich gefallen lassen, und sich aus einer Schlinge retten, die nach aller Wahrscheinlichkeit doch noch verderblich für ihn werden könnte, wenn man nicht mit der größten Vorsicht zu Werke ginge, um dies Unkraut mit der Wurzel auszurotten.

Peter war sonst nicht Mann von Entschlossenheit, aber hierbei übertraf er sich selbst. Augenblicklich nahm er von allen seinen Verwandten das Versprechen, ihn allein mit Domeniko reden, ihn allein die Sache ausmachen zu lassen. Er ließ ihm melden, daß er ihn hören wollte.

Florenz.

Mediceiſcher neuer Pallaſt.

Zimmer Peters von Medicis.

Peter Medicis. Domeniko.

Medicis. Ich nehme euch als Freund bey mir auf, denn Freund muß ich den nennen, der mir von einer Verſchwörung gegen mich Nachricht ertheilt. Euren Namen, Herr!

Domeniko. Nennen ſie mich, wie ſie wollen. Ich weiß, daß ihr Leben vor wenig Abenden auf einer Dolchſpitze ſtand, ich weiß, daß es aufs neue verkauft werden ſollte, und ſo thut mein Name zur Sache nichts. Die Thäter verſagten denen, die ſie in ihrem eignen Namen gedungen hatten, weil ſie nicht den Muth hatten, es ihnen ſelbſt zu nehmen, den Lohn.

Nun glaubten jene, sie würden für die Rettung ihres Lebens wohl mehr bezahlen, als jene für den Raub. Was meinen sie, Medicis?

Medicis. Daß eure Committenten Recht hatten. Ihr verlangtet die Belohnung, die auf Verschwörungsentdeckungen steht. Hier ist die doppelte in jenen Beuteln.

Domeniko. Die also allerdings nach Ihrem Ausspruch mein sind. Aber, verzeihen sie, gnädiger Herr, ich bin hier allein. Sie von allen ihren Leuten umgeben.

Bewahre mich der heilige Franziscus, mein Schutzpatron, daß ich nicht volles Zutrauen in die Worte eines Medicis setzen sollte. Ich kannte ihren großen Vater Cosmus noch. Aber ich habe Geführten, und denen versprach ich ihr Gold. Wollen sie mir vergönnen, die Hälfte in Sicherheit zu bringen, damit ich mich meines Versprechens entledige? Um die andre dann mein Geheimniß.

Medicis. Thut, was euch beliebt, ich verſtatte euch, das Ganze zu nehmen, und wiederzukehren, wenn ihr euren Gefährten abgeliefert habt.

Domeniko. Nein, ſo laß ich mich nicht in Großmuth übertreffen. Hier die Relation der ganzen Sache: der Antrag, die Einrichtung, die Ausführung, die Summe, die nachherigen neuen Kontraktsvorſtellungen. Signor, die Pitti haben ihrem Geize zu viel nachgegeben. Ich dichte, es könnte ſie mehr koſten. Zeugen ſollen ſie für alles haben.

Medicis (nachdem er geleſen). Laß mich deinen Namen, Menſch, in das Regiſter der Edeln tragen.

Domeniko. Ihr vergeßt, Signor, daß Politik und Rache im Spiel ſind. Ich bin auch zu ſtolz, ein Verdienſt anzunehmen, welches ich nicht habe.

Medicis. Verſprich mir, abzulaſſen von deinem Handwerk, und ich will dich verſorgen.

Domeniko. Eine große Verführung, Medicis! Ich halte euch beym Wort, sobald ich die Pitti nicht mehr fürchten darf. Bis dahin will ich für euch machen.

Medicis. Dagegen steht dir meine Casse offen.

Domeniko. Bey Gott! Es wäre Schade um euch gewesen, den Dolch zu zücken.

Medicis sahe sehr gut ein, daß er verloren gewesen wäre, hätte ihn der Mann nicht gereutet. Seine Freunde nahmen das Geschäft über sich, von allen Erkundigung einzuziehen. Indeß die Pitti auf ihren Abgesandten ins Römische warteten, und sich mit einem zweyten Angriffe auf sein Leben schmeichelten, waren die Anklagepunkte schon gemacht, und auf einmal sahen sich alle Verschworne in den Händen der Gerechtigkeit. Schreck und Erstaunen ergriff sie, sie wußten sich nicht zu helfen, die Zeugen wa-

ten zu wichtig, zu übereinstimmend. Die im Volke zum allgemeinen Aufstande Aufgehetzten sagten gegen sie aus, und sie mußten sich als überführt erkennen.

Man setzte von Seiten der Familie Medicis alles in Bewegung, um das Verbrechen mit der Strenge zu bestrafen, die es verdiente. Man zeigte an, ja man bewies, daß die Pitti nicht bloß gegen eine Privatperson, daß sie gegen den Staat gehandelt, daß ihre Absicht auf einen allgemeinen Aufstand gerichtet gewesen wäre. Man überwieß sie, daß sie schon lange gegen die Freiheit der Republik etwas im Schilde geführt, die ausgesuchtesten Rednertalente wurden angewandt, um ihre Schwärze darzustellen, und mit dem Vorwurf besiegelt, daß sie an einem erhabnen Ort der Stadt ein Gebäude aufführen lassen, welches mehr einer Vestung, als einem Hause ähnlich sey, und von wo die ganze Stadt hätte im Zaum gehalten werden sollen.

Vernünftige und am meisten patriotisch denkende Bürger gaben ihre Stimmen zur

Strenge, allein die Magistratur war nicht zu bewegen, sey es, daß sie die Pitti fürchtete, und einen Aufstand von Seiten ihrer Anhänger besorgte, oder waren zu viele Freunde der Pitti unter den Urtheilenden, genug, sie wurden nur verwiesen, und ihr Gebäude der Erde gleich gemacht.

Schuld und Strafe standen in keinem Verhältnisse. Durch die leichteste Strafe wurde das stärkste Verbrechen geahndet, und der Stolz der Pitti, der in dieser Strafe die Schuld nicht sahe, wurde nicht gedemüthigt, daß er hätte unschädlich werden können.

Sie glaubten, es sey ihnen zu viel geschehen. Sie mußten ein herumschwärmendes Leben führen, und fanden natürlich nur eine Möglichkeit, in ihr Vaterland zurück zu kehren, die, mit den Waffen in der Hand, denn ihre Güter, und die Mittel, sich furchtbar zu machen, waren ihnen nicht genommen.

Vielleicht wäre dies nicht geschehen, wenn Peter von Medicis mehr die Liebe, die sein Vater hatte, sich zu erhalten gewußt. Nur

zu bald wurden die Republikaner gewahr, daß sie Unrecht gehabt, so leicht mit denen zu verfahren, die durch diese Behandlung des Ganzen Feinde werden mußten, wären sie es auch noch nicht gewesen.

Die vornehmen Verbannten vereinten sich mit denen, die um Cosmus willen vertrieben waren. Die alten Anhänger der Guelfen, die noch in den Gegenden um Florenz sich aufhielten, und sie um der guten Sache willen entfernt glaubten, gesellten sich zu ihnen, und Venedig wurde der Sammelplatz, wo sie sich alle hin begaben.

Venedig war damals einer der mächtigen Staaten Italiens, und nach und nach von der Idee zurück gekommen, blos zur See sich zu bereichern, hatten sie sich einen Plan entworfen, auf der Landseite sich auszubreiten. Ihr Meerbusen gehörte ganz ihnen an. Nicht der Kaiser, nicht einmal der König von Neapel wagte es, ohne ihre Pässe ihn beschiffen zu lassen. Die Insel Kandia, der Schlüssel der Levante, war in ihren Händen, und sie

hatten durch merkwürdige Intriquen ſich das Königreich Cypern zu verſchaffen gewußt. Friaul, Istrien und Dalmatien gehörten auf dem feſten Lande ihnen, ein Theil der Lombardey und Städte im Neapolitaniſchen vermehrten ihre Macht. Im Ferrariſchen hatten ſie Fuß gefaßt, im Römiſchen feſte Plätze gekauft, wodurch ſie die Beſitzer der Länder im Zaum hielten. Blind hatte ſich der Markgraf von Mantua ihnen unterworfen, und Genua wehrte ſich nur noch ſchwach gegen ſie.

Uneinigkeiten in den übrigen Theilen Italiens waren ihnen daher willkommen, um da im Trüben zu fiſchen, und ſie nahmen die vertriebenen Pitti aus Florenz mit einem beſondern Glanze unter ſich auf. Sie unterhielten ſie aus den Mitteln der Republik, bis ihre neuen Einrichtungen getroffen waren, und ſagten ſie ihnen nicht geradezu, daß ſie wünſchten, ſie mögten ſich mit gewaffneter Hand an ihrem Vaterlande rächen, ſo gaben ſie es ihnen doch nicht undeutlich zu verſtehen.

Sie ſelbſt konnten ſich, ohne Völkerrecht und Bundesfreundſchaft und Rechtſchaffenheit

zu verletzen, nicht in den Krieg miſchen, allein dazu beytragen zu wollen, bewieſen ſie durch den Schritt, daß ſie ihren General, den berühmten Bartholomäus Coliogno, abdankten, und mit ihm einen großen Theil ihres Heeres.

Die Pitti hatten alle ihre Güter verpfändet, und Coliogno trat in ihre Dienſte. Man ſahe bald in der Nachbarſchaft des Florentiniſchen eine der ſchönſten Armeen, die Italien gehabt, und die Republik merkte bald, daß das Ungewitter über ſie zuſammentreffen würde. Man that, was man gewöhnlich in ſchweren Fällen dort zu thun pflegte; man übergab das Wohl der Republik in die Hände des Mächtigſten.

Das war Peter von Medicis. Ihm und ſeinem Anhange war nunmehr alles überlaſſen. Man muß hier ihm Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß er nicht ſaumſelig in den Maasregeln war, die er zu nehmen hatte.

Er ſahe ſehr gut ein, daß es unmöglich wäre, in der nöthigen Geſchwindigkeit aus

dem Florentiniſchen ein Heer zuſammen zu bringen. Weiſe nahm er die Hülfe izt zur Hand, die ſein Vater ihm gelaſſen, den Beyſtand des Herzogs von Mayland und des Königs von Neapel.

Beyde waren nicht uneingedenk des Verſprechens, welches ſie Coſmus gegeben, aber beyde waren eiferſüchtig auf einander, harmonirten nicht ganz, und die Erfüllung des Verſprechens wurde ſchwerer, als das Geben deſſelben.

Medicis und ſeine Geſchäftsträger wußten indeß mit unglaublicher Mühe alle Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, ſie vereinigten ſie, und die Mayländiſchen Truppen waren die erſten, die in Florenz mit einer ausgezeichneten Pracht einrückten.

Obgleich Coliogno um deswillen das Vorhaben, Florenz ſelbſt anzugreifen, aufgab, ſo trauete doch Medicis dem zu ſtutzermäßigen Anſehen dieſer Truppen nicht, und man nahm Sorge, noch andre in Sold zu ſtellen.

Zwey Häuſer im Kirchenſtaat waren beſonders dafür bekannt, daß ſie ſich kriegeri-

ſchen Uebungen widmeten, und den Kern guter Mannſchaft denen zuführten, die ihrer begehrten.

Es waren die Häuſer Colonna und Urſini. An beyde wandte man ſich von Seiten Medicis. Die Colonna waren bald gewonnen, und ſagten ihre Hülfe auch gleich zu. Aber mit den Urſini hielt es etwas ſchwerer, denn der Fall trat auch bey ihnen ein, daß ſie nicht leicht zu Einer Parthey ſich ſchlugen, ſondern oft war der Eiferſucht des einen Hauſes genug, daß jene eine andre Parthey ergriffen hatte, um ihrer Gegenpart freywillig zu dienen.

Dieſem zuvor zu kommen, hatten die wachſamen Geſchäftsträger Medicis ihn geſtimmt, daß er ſeinen Sohn Lorenzo, der damals erſt funfzehn Jahr alt war, mit der zwölfjährigen Tochter dieſes Hauſes verbinden ſollte.

Dies war die einzige Schlinge, in welcher der alte Virginius Urſini, ein Mann von hartem Kopfe und eiſernem Kriegsglück, zu fangen war.

Die Umstände des Hauses waren nicht glänzend. Kriege hatten die Güter schon vor Virginius Zeiten mitgenommen. Den Glanz seines Hauses wollte er nicht mindern, und der Wucher derer, die bey solchen Gelegenheiten immer das Mark auszusaugen suchen, hatte seine Schulden so hoch gebracht, daß sie den Werth der Güter überstiegen.

Ein Anerbieten, wodurch er mit einem Male allen diesen Uebeln abgeholfen sahe, konnte ihm unmöglich wegwerfenswerth scheinen. Es war nichts weniger, als daß man ausser der Vermählung seiner Tochter mit Lorenzo von Medicis ihm eine Summe Geldes auf zehn Jahr ohne Zinsen gab, womit er seine Schulden tilgen konnte, daß man keine Aussteuer mit der Tochter verlangte, und, auf den Fall der Krieg unglücklich für ihn abliefe, seiner Familie eine ansehnliche Schenkung versicherte,

Das mediceische Haus stand freylich mit dem Ursinischen in keinem Gleichgewichte, aber so viel Vortheile ließen den Vater über

die Ungleichheit der Geburt wegsehen, und was denn die reinste Würze des Vergnügens gab, war, daß beyde junge Leute sich sehr leiden konnten.

Indessen mußte Lorenzo gleich nach der Hochzeit, die der Lage der Sachen gemäß eben nicht so glänzend gefeyert wurde, wie es sonst wohl geschehen wäre, sich den Armen seiner jungen Gemahlin entreißen, um unter der Anführung des Schwiegervaters sich dem Kriegshandwerk zu widmen.

So heftig sich indessen diese Fehde anfing, so langsam war ihr Fortgang. Man war von beyden Theilen vorsichtig. Auch war am Ende Coligno der eigentliche Urheber, daß Florenz nicht zu Grunde ging. Denn in der Stadt selbst, wo man nicht allein mit den Pitti so schonungsreich zu Werke gegangen, sondern auch ihre besten Freunde ganz ausser Acht gelassen, hatten diese eine große Menge Mißvergnügter zusammengebracht, die mehrere Anhänger sich unter dem Volke verschafften, besonders auch dahin es zu bringen wußten, daß man sich

erklärte, diejenigen, die sich der Zurückberufung der Pitti widersetzten, müßten auch die ganzen Unkosten dieses verderblichen Krieges tragen.

Das fiel nun bloß auf das Mediceische Haus, und das Haupt desselben empfand darüber einen so schmerzlichen Kummer, daß er in ein heftiges Fieber fiel.

Je mehr die Unzufriedenheit mit der Uneinigkeit der Einwohner in Florenz wuchs, desto häufiger kamen die Nachrichten davon zu den Ohren der Pitti in Coliogno's Lager.

Diese unterließen nicht, ihrem Feldherrn vorzustellen, daß, wenn izt ein Anfall auf Florenz gemacht würde, es keinen weitern Zweifeln unterworfen wäre, daß der Mißvergnügten Hanse sich sogleich entschließen würde, die Stadt zu übergeben. Aber Coliogno wollte, ohne darüber von Venedig aus beordert zu seyn, nichts in der Sache thun. Er schrieb dem Senat daselbst, und dieser, dem es nicht darum zu thun war, daß die Republik Florenz den Pitti in die Hände

fiele, und der Krieg so schnell beendigt würde, sondern der durch dieses Mittel alles in den dortigen Gegenden schwächen wollte, verwarf die Einnahme von Florenz, und befahl, auf Pisa los zu gehen, welches sich denn nach einigem Weigern die Pitti auch gefallen lassen mußten, um Coligno, dessen festen Sinn sie kannten, nicht vor den Kopf zu stoßen.

Aber auch vor Pisa konnte Coligno nichts ausrichten. Die gut bezahlten Spione Peters von Medicis hatten zeitig genug Nachricht von seiner Wendung dahin gebracht, und die neapolitanischen Truppen, welche näher standen, als er, waren ihm unbewußt eingerückt, so daß sein erster heftiger Angriff auf die Vorstädte so tapfer zurück gewiesen wurde, daß ihm die Lust verging, seine Armee zu Grunde zu richten. Er verwandelte daher den Angriff in eine Blokade, und wollte durch Hunger die Uebergabe zwingen.

Während dieser aber starb zum Schrecken und Leidwesen aller seiner Freunde Pe-

ter von Medicis an einem zurückgetretenen Podagra, und sein Tod gab der Sache eine der nachtheiligsten Wendungen in Ansehung der Florentiner.

War er gleich nicht der Wirksamste bey Betreibung der Geschäfte gewesen, so war doch sein Name das, was der Sache Gewicht gab. Auf ihn stützte man alles, um seinetwillen that man alles, er war der Herr der Schätze, die um der Republik willen mit vollen Händen weggeworfen wurden. Sein Name war es, der die Bundsgenossen zusammenhielt, an seinen Vortheil kettete man sich.

Lorenzo von Medicis betrat izt die Bühne in einer Rolle, die man ihm in seinem Alter nicht zutrauen konnte. Eine Art von Verachtung war in den Augen derer zu sehen, die ihn nun als die Stütze des Medicäischen Hauses betrachteten, und sich wohl zuflüsterten, wie der die Republik berathen könne, der selbst noch eines Vormundes bedürfe.

Wahr war es, daß alle vorher angezeigte Umstände, besonders die Uneinigkeit der Bürger, jedes Unternehmen schwer machten, daß der zu führende Krieg Ausgaben erforderte, wozu selbst das unermeßliche Vermögen des Hauses zu klein schien, daß die Armeen, da sie Peters Tod hörten, in eine Schlafsucht verfielen, die deutlich merken ließ, sie hofften abgerufen zu werden, und wahr auch, daß ein heldenmäßiger Entschluß, eine besondre Tugend dazu gehörte, sich hier durch zu arbeiten.

Aber Lorenzo, obgleich ganz Jüngling, trat mit einem Muthe auf, der bewundernswerth war, und Bewunderung erregte.

Florenz.

Signoria.

Großer Versammlungs-Saal.

Der Gonfaloniere. Verschiedene des Magistrats. Thomas Soderini. Friedrich Urbano. Lorenzo Medicis.

Gonfaloniere. Lorenzo! Edler Mediceer! Deine Gegenwart hier am Tage, dem Todestage deines Vaters am nächsten, zeugt von deiner Theilnahme am allgemeinen Unstern. Du siehst uns hier trostlos. Wir wagen nicht zu hoffen, daß wir uns aus dieser verzweifelten Lage retten können, ohne große Aufopferungen zu bringen.

Einer des Magistrats. Wir sehen kein Mittel, als die Pitti selbst zu bitten, daß

ſie wiederkehren, und als Lohn ihrer Zurück-berufung von unſern Feinden uns befreyen.

Ein anderer. Die Göttin des Glücks hat uns verlaſſen. Sie nahm uns in der wichtigſten Epoche den Mann, an den allein wir uns halten konnten.

Lorenzo. Ich danke euch, daß ihr meinen Vater dieſen Mann nennet. Ich bin der Republik und denen, die ſie vertreten, Ehrfurcht dafür ſchuldig, daß ſie des Vaters Andenken ehren.

Ich habe viel in ihm verloren, denn ich verlor den Lenker meiner Fähigkeiten, um ſie zum Beſten der Republik reifen zu laſſen. Aber der Keim, den er in mich gelegt, iſt nicht ſo ganz auf ein unfruchtbares Land gefallen.

Ich bin verſtummt, da ich den erblaßten Vater ſahe, aber nur wenige Augenblicke. Da weckte mich meine Pflicht aus dem Taumel. Ich bedachte, was ich der Republik ſchuldig ſey. Ich ſahe mich als den Erben der Güter meines Vaters, aber auch als den Er-

den seiner Pflichten an. Ich will sie erfüllen, so weit meine Kräfte reichen.

Florentiner! Man braucht nicht alt zu seyn, um gut zu denken, um gut zu handeln. Jedes Alter erlaubt das. Wenn ihr wähnt, ich wolle nur von den Vortheilen meiner Erbschaft Gebrauch machen, ohne das Nachtheilige davon mit tragen zu wollen, so irret ihr. Ich heiße Medicis, und will den Namen, den ich trage, nicht schänden. Ich habe euch schon gezeigt, daß ich mein Leben für Florenz nicht geachtet. Ich will euch aber auch zeigen, daß ich meine Ruhe nicht achte, daß ich mein Eigenthum nicht achte.

Die Macht ist mir nicht vergangen, ohne sie benutzt zu haben. Ich habe bereits Couriers nach Mayland und Neapel gesandt, und angehalten, daß man für den Sohn thun möge, was man für den Vater that. Die Unruhigen unter unsern Mitbrüdern haben gewähnt, die sich der Zurückberufung der Pitti widersetzten, müßten auch die Kosten des Krieges tragen. Wohl! Ihr Wunsch soll gewähret werden. Ist nicht das Eigenthum ei-

nes jeden Bürgers das Eigenthum der Republik? Das meinige ſtröme zuerſt dahin, wo die Ehre es erfordert. Mein Schatzmeiſter hat Befehl, allen Truppen den Sold zu zahlen, meine Comptoirs Ordre, die Schatzkammer des Mediceiſchen Hauſes zu unterſtützen.

Ihr wolltet die Pitti bitten? Die ein Heer gegen ihr Vaterland geführt, wollten ihr bitten, wiederzukehren? O ewige Schande wäre das für Florenz, und die Verfaſſung des blühenden Staats wäre dahin. Tyrannen würdet ihr aufnehmen, Meuchelmördern euch Preis geben, Landesverräther um Hülfe bitten.

O wenn ich einen ſolchen Tag erleben ſollte, ſo wollte ich lieber, das erſte feindliche Schwerdt hätte mein Haupt gefallen, und ich wäre todt zu den Füßen eines Pitti niedergefallen, damit ſein Spott nicht lebend ſich an mir weiden könnte.

Thomas Soderini. Edel geſprochen, Medicis. Gonfaloniere, hab' ich es

euch nicht schon gesagt, in diesem Jünglinge sey Mannskraft? Wolltet ihr nicht ihn für zehn mal zehn Pitti eintauschen?

Gonfaloniere. Rede weiter, Lorenzo. Du weckst einen erstorbnen Muth wieder auf. Die Häupter unsrer Magistratur sind nicht mehr gebückt und traurig, seitdem du kühne Wahrheit sprichst.

Lorenzo. Ich will nicht gelobt seyn, ehe ich gehandelt habe. Aber seht euch einmal in der Geschichte eurer Streitigkeiten um. Erblickt ihr nicht den Finger der Vorsehung über euch wachend? Ist's nicht, als ob sie die Pitti selbst mit Blindheit geschlagen hätte?

Sagt mir, n e Maylands Truppen bey uns einrückten, konnten sie Florenz retten, wenn Coligno den Anfall wagte? Damals war ich nicht hier, ich stand auf meinem Posten bey Ursini, aber ich und er zitterten für die Republik. Wenn der kriegerische Geist mich beseelte, sagte ich's mir wohl,

wenn ich Colligno wäre, mein Weg ginge nicht nach Pisa.

Aber laut wagte ich's nicht zu sagen, nur leise. Das wäre Verrath gewesen. Ich hätte gefürchtet, die Winde mögten die Worte bis zu ihm führen, und er noch seinen Vorsatz ändern.

Damals war es schwer, Florenz zu retten. Izt ist es leicht.

Friedrich Urbano. Leicht, Lorenzo? Das Wort ist bald ausgesprochen.

Lorenzo. Ehrfurcht eurer Erfahrung, und Beyfall eurer Bemerkung, Urbano. Dann ist es nicht leicht, wenn die Sachen bleiben, wie sie izt sind. Dann ist es nicht leicht, wenn der Pitti Anhänger ferner in der Stadt die Bürger aufwiegeln, und diese, zu Veränderungen nur zu geneigt, die Hand bieten, um ihren eignen Untergang zu befördern. Dann ist es nicht leicht, wenn die Pitti von jedem hier gesprochenen Worte Nachricht erhalten, jede Maaßregel in Zei-

ten hintertreiben können, und man blind ist, wo man Augen haben sollte.

Aber leicht ist's, wenn auf heimliche Ränkemacher man ein wachsames Auge hat, wenn man die Liste derer, die ich einreichen werde, und die offenbar zum Schaden der Republik wirken, unthätig macht, wenn man das Volk aufheitert, statt es niederzuschlagen, wenn die Magistratur alles dieses unterstützt, und endlich, wenn Friedrich Urbano sich entschließt, der Retter der Republik zu werden, und an der Spitze ihrer Truppen Pisa zu entsetzen.

Ich dagegen nehme die Versorgung des Heers, ich nehme seine Verstärkung auf mich.

Urbano. Ihr sprecht mit einer Zuversicht, Lorenzo, der man Glauben geben kann. Ja, einer solchen Aufforderung ist nicht zu widerstehen. Ich nehme dein angebotenes Kommando an. Ich erkläre Lorenzo von Medicis würdig, der Nachfolger seines Vaters in Allem zu seyn.

Thomas Soderini. Ich sehe in ihm einen zweyten Cosmus. Ich verlange, daß noch heute die Berathschlagungen in seinem Hause den Anfang nehmen sollen, und ich bin der erste, der seinen Rathschlägen sich unterwirft.

Es war Lorenzo von Medicis vollkommener Ernst, alles das für die Republik Florenz zu unternehmen, was er hier zugesagt hatte, aber wahrscheinlich würden seine Kräfte nicht hingereicht haben, seine Absichten in Erfüllung zu setzen, wäre ihm nicht das Glück zu Hülfe gekommen. Er wußte dieses auch recht gut, aber er mußte mehr Muth zeigen, als er selbst hatte, der indessen zusehends und mit Recht wuchs, so bald er nur gewiß war, daß Colleogno den zweyten Fehler beging, und nach der erhaltenen Nachricht vom Tode seines Vaters dennoch von Pisa noch nicht aufbrach, um auf Florenz loszugehen.

Wirklich wurde noch an demselben Tage, da er die Unterredung in der Signoria ge-

habt, der Staatsrath bey ihm eröfnet, und er trug darin so annehmliche Maaßregeln vor, setzte gleich seine Freunde in die Stellen wieder ein, die sie bey seinem Vater gehabt, verband sich so mit Menschen, daß außer ihm selbst, und dem weit sehenden Soderini fast niemand zweifelte, daß er alles, was er wünschte, zu Stande bringen würde.

Wenigstens wurden seine Wünsche in vielen Stücken erfüllt, und er sahe Fortschritte zu seinen Endzwecken. Die Anhänger der Pitti wähnten sich nicht sicher, und verließen in der Stille Florenz. Das Volk, dem er verschiedene Lustbarkeiten bereitete, und welches zu fühlen anfing, es habe mit Unrecht geklagt, da es die Lasten des Krieges nicht zu tragen habe, rief seinen Namen fröhlich und laut, er bekam die Zusicherung der auswärtigen Hülfe, und setzte die Colonnas in den Stand, die Truppen anzuwerben, die der König von Frankreich so eben verabschiedet hatte.

Er mogte auch wohl in das System der Republik Venedig eingedrungen seyn, die

nur Schwächung der Republik, nicht Uebergang an die Pitti verlangte und beförderte, mogte daraus den beſten Schluß auf den Beyſtand des Glücks ziehen, und konnte auch einigermaaßen der Zukunft entgegen lachen, wie er es dahin gebracht hatte, daß Friedrich Urbano mit einem wirklich anſehnlichen Heer Coliogno, der vor Piſa noch immer lag, in den Rücken gehen konnte.

Coliegno, der ſeinen Ruf beynahe verloren ſahe, wollte ſich nicht in die Gefahr ſetzen, zwiſchen den florentiniſchen und neapolitaniſchen Truppen ſich einſchließen zu laſſen, zog ſich daher zurück, und ſtellte ſich in Schlachtordnung.

Man durfte ihm jetzt ebenfalls nicht den Rücken kehren, und Lorenzo, der ſich mehr als Verſorger der Truppen als ein Mitſtreiter bei dem Heere befand, ſahe ſich in die traurige Verlegenheit geſetzt, noch einmal die Freiheit der Republik Florenz, und die Wiederherſtellung ſeines Hauſes auf einen entſcheidenden Augenblick ankommen zu

lassen, denn ging die Schlacht verloren, so war die Lage die nämliche, die sie zu Anfang gewesen, und nun mußte Coligno, wollte er nicht seine ganze Ehre Preis geben, auf Florenz losgehen.

Aber die eigensinnige Göttin, die alles in der Welt lenkt, hatte nun einmal das Wohl des mediceischen Hauses beschlossen, und das Gefecht eines Abends, welches bis zum Fackelschein fortgeführt wurde, und ein Ueberfall in der Nacht von Urbano's Seite, den Coligno nicht erwartete, rissen ihm den Sieg aus den Händen, und schenkten ihn den Verfechtern des Rechts und der Freyheit, waren sie schon, gegen ihn genommen, die schwächste Parthey.

Lorenzo's Freude bey diesem Vorfall war unbeschreiblich. Nun durfte er ganz hoffen, die Ruhe hergestellt zu sehen, nun konnte kein einzelner Zufall mehr alle seine Maaßregeln über den Haufen werfen, und wenn auch das Glück ihm einmal den Rücken zeigte, war nicht gleich alles verloren.

Coligno befand sich in einer schlechtern Lage, sein Ruf war zu Grunde gegangen.

Die Pitti, welche sahen, daß alles, was er bis jetzt gethan, nicht zu ihrem Nutzen, sondern nur ihnen zum Schaden den Weg genommen hatte, machten so wenig Wesens mit ihm, daß sie ihn gleich förmlich abdankten, und nur die Republik Venedig, der er im Grunde mehr, als den Pitti, gedient, war nicht undankbar genug, ihn im Stiche zu lassen, und gab ihm das Generalat wieder, zeigte aber auch dadurch offenbar der Welt, wie viel ungerechten Antheil sie hier genommen.

Die Pitti hatten nun zwar einen General abgedankt, aber keinen andern an seiner Stelle. Sie suchten zwar beym Markgraf von Ferrara darum an, allein er wollte es weder mit Venedig noch mit den Florentinern verderben, und da er doch auch nicht unhöflich ihre Anträge abweisen wollte, so erbot er sich, Friedensvermittler zu seyn.

Kaum hatte Lorenzo, dessen wachsamer Geist in alles drang, erfahren, wovon unter den Feinden die Rede sey, als er seinen Bruder Julian von Medicis an seiner Statt beym Heere zurückließ, und selbst nach Florenz eilte,

um zu untersuchen, wie man dort gestimmt wäre, und was in dieser Lage wohl von seinen Freunden und der Mehrheit in Florenz zu erwarten stände.

Wenn die Republik schon sein erstes Augenmerk war, so war er doch gewiß nicht zu tadeln, daß er die Größe seines Hauses das zweyte seyn ließ, und diese wankte, und mußte brechen, wenn ein so verderblicher Krieg länger geführt wurde.

Seine Ankunft in Florenz machte manche stutzig, sein Vortrag noch mehr. Es waren nur wenige für den Frieden gestimmt, der bey weitem größere Theil meinte, zu einer Zeit Friede zu machen, wo man den Feind beynahe ganz gedemüthigt, sey unverzeihlich.

Aber standhaft bewies ihnen Lorenzo, daß das Glück des Krieges äußerst zweifelhaft, und oft den Schwächern günstiger sey, als den Stärkern, daß die Lage, in welche die Pitti gebracht wären, schwerlich beklagens- und erbarmenswürdiger werden könnte, als sie schon sey, daß, wenn die Verzweiflung bey ihnen noch Mittel ausfindig machen sollte, den Krieg eine Zeit lang fortzuführen, dies keinesweges

zu ihrem eignen Nachtheil gereichen, sondern vielmehr nur ihren Feinden schädlich werden würde, weil alles, was sie unternähmen, auf Kosten Fremder geführe würde.

Er machte es begreiflich, daß der Krieg der Republik den Kern der jungen Bürgerschaft koste, er legte die unermeßlichen Summen vor, die er schon zum Besten des gemeinen Wesens Preis gegeben, und setzte hinzu, daß er zwar erbötig sey, sich und sein ganzes Eigenthum für die Republik dahin zu geben, daß aber auf jeden Fall er es zuträglicher hielte, dem Staate eine Quelle zu erhalten, die bey gänzlicher Erschöpfung vertrocknen müßte.

Er führte hierauf ein Gemälde von dem Elende aus, was der Krieg bewirke, und mahlte den seligen Einfluß des Friedens so wichtig und schön, daß auch alle, die am meisten gegen den letztern gewesen waren, auf seine Seite mitstimmen mußten, und noch denselben Tag beschlossen wurde, die Vermittlung des Herzogs von Ferrara sollte angenommen werden.

Diese Vermittlung mußte wohl zum Besten der Florentiner ausfallen, und der Friede wurde nach der gewöhnlichen Art gemacht, wenn ein Theil der leidende ist.

Dieser leidet noch mehr. Die Pitti ließen sich Entwaffnung und zehnjährige Verweisung mit dem Zusatze gefallen, daß sie auch bey nachheriger Wiederkunft auf keine Magistratur Anspruch machen könnten, und die ihnen gefolgt waren, erhielten zwar Vergessenheit ihrer Verbrechen, jedoch unter der Bedingung, daß sie ohne einigen Sold gegen Volterra, eine Schutzstadt der Florentiner, dienen sollten, die sich aufgelehnt hatte, und nun zu Paaren getrieben werden mußte.

Volterra war der Punkt, den Lorenzo sich gewählt, um sich ganz in seinem glänzendsten Lichte zu zeigen. Mit einer unerhörten Frechheit hatten diese Schutzverwandten nicht allein die Pitti und deren Anhänger aus Florenz aufgenommen, sondern sie auch unterstützet. Dabey hatten sie sich die empfindlichsten Sticheleyen auf Lorenzo's Jugend, auf seine Liebe zu den Wissenschaften, auf den Umgang

mit den Gelehrten, auf die wenige Erfahrung im Kriege, die er besitzen konnte, erlaubt, kurz, sie hatten ihn verächtlich behandelt.

Wenn dieses auch nicht der Hauptgrund war, warum Lorenzo den Weg der Güte verwarf, den der Rath der Achte gegen die von Volterra üben wollte, so war es doch gewiß eine starke Nebenursache, warum er in einer vortreflichen Rede bewieß, daß, wenn man den Einwohnern von Volterra dieses ungeahndet hingehen ließ, bald alle Städte, die sich unter ihrem Schutze befänden, ein gleiches sich heraus nehmen, und in kurzem die Republik von allen Seiten nichts als verdiente Nachtheile ihres guten Herzens empfinden würde.

Er suchte den Untergang aller Republiken in dieser Nachsicht, die in allen republikanischen Staaten weit minder anwendbar sey, als bey Monarchien und der Art Regierungen, indem bloß Strenge der Gesetze den freyen Bürger zu einem ordentlichen

Mann bilde, und bey deren Verabsäumung Freyheit in Zügellosigkeit ausarte.

Lorenzo's Beredsamkeit brachte auch hier bald alles auf seine Seite, und eben so leicht dahin, daß ihm selbst der Auftrag geschahe, Volterra zu züchtigen, welches nun zu den sämmtlichen Unkosten des Krieges mit den Pitti verdammt wurde.

Aber die Volterraner waren nicht gewillet, sich in Güte auf etwas einzulassen. Sie fochten, wie Verzweifelte, und obgleich ihnen Lorenzo hart zusetzte, so mogten sie doch von keiner Unterwerfung wissen, und auf die Anfrage, warum sie bey so augenscheinlicher Unmöglichkeit der Rettung noch sich wehrten, gaben sie zur Antwort: sie wollten ihre Sklaverey so lange als möglich verschieben.

Der Hunger bewirkte endlich, was die Kriegskunst noch länger hinaus geschoben haben würde. Sie erklärten sich bereit, auf Diskretion sich zu ergeben.

Hier war es, wo Lorenzo die ganze Größe seines Geistes, und die ganze Größe seines edlen Herzens zeigen wollte.

Niemand glaubte anders, als daß Volterra ein Raub der wüthenden Soldaten, daß es geplündert, und dem allgemeinen Ruin überlassen werde würde.

Allein das wollte Lorenzo nicht. Theils war ihm der Schaden für die Republik zu groß, theils wollte er sich nicht den Beynamen eines grausamen, blutdürstigen Feldherrn auf den Hals laden. Er hatte den Volterranern zeigen wollen, ihr Trotz helfe ihnen nichts, aber er wollte nicht, daß sie in ihrem Untergange ihn verfluchen sollten.

Indessen war die Sache nicht so leicht, als sie im ersten Anblick schien. Ein großer Theil seiner Völker hatte blos in der Hofnung Dienste bey ihm genommen, um durch eine erfolgende Plünderung, die man gewiß glaubte, sich zu bereichern. Es waren eine Menge Banditen aus dem Römischen mit dabey, die kaum

den Augenblick des Sturms erwarten konnten, die er auf keinen Fall im Zaum zu halten hoffen konnte, wenn er auch die strengsten Befehle der Mäßigung ertheilte, und die ihm den ganzen Plan der Ehre aus dieser Expedition zu Trümmern machen würden.

Er bediente sich daher der List, und stellte sich, als ob er die Belagerung aufheben wollte, dankte alle die schwärmenden Horden mit einer Zulage zu ihrem Solde ab, und nahm nur diejenigen, auf die er sich verlassen konnte, und denen er bald die schönere Denkungsart beybrachte, daß es besser sey, seinen Feinden zu verzeihen, als sie zu Grunde zu richten.

Lorenzo hatte sich jederzeit gegen sein Heer so betragen, daß sie ihn alle liebten, und sie waren sogar bereit, jene Unbändigen aus dem Römischen abzuhalten, wenn sie etwa einen Versuch machen sollten, sich mit Gewalt in ihr sogenanntes Recht zu drängen.

Es geschahe dies auch, sie wurden aber so ernstlich zurück gewiesen, daß sie froh

waren, ihre vorigen Schlupfwinkel wieder erreichen zu können, und zur Beschäftigung des Raubens wieder zurück gingen.

Wenn auf der einen Seite die Einwohner von Volterra Lorenzo bis in den Himmel erhoben, so waren von der andern in Florenz so viele, die ihn mit Bitterkeit tadelten; ein Fall, den Lorenzo vorher gesehen hatte, aber auch die Gewißheit in seiner Seele trug, lange könne es nicht dauern. Thomas Soderini, der Mann, dessen wir schon oft erwähnt haben, und welcher das stärkste Vertrauen auf Kopf und Herz Lorenzo's von Medicis setzte, war es hauptsächlich gewesen, der für die Güte gegen Volterra stimmte, da es auf die Frage ankam, was mit diesen Rebellen anzufangen sey, und wenn er schon Lorenzo's Meynung sich damals nicht widersetzt, weil er das Zutrauen, welches man auf den Jüngling setzte, nicht schwächen wollte, so hatte er doch sicher gewähnt, es sey besondre Rache, die ihn anfeuerte.

Izt dachte er anders; er sahe ein, daß es überdachter Plan gewesen war, daß Lo-

renzo, wenn auch sein Ehrgeiz durch jene Ereignissen erschüttert worden, doch nicht die schlechte Ahndung in seiner Seele trug, und selbst seine Leidenschaft zum Wegweiser einer schönen Handlung genommen hatte.

Er war es itzt, der allen in Florenz das Edle und Vortreffliche in diesem Betragen vorstellte, der sie aufmerksam machte auf die Vortheile, welche die Republik bereits durch den jungen Mann erhalten, der den Untergang von Volterra als eine offenbar schädliche Operation betrachtete und bewies, und nicht eine Woche ging hin, so war man allgemein von der Gerechtigkeit und der Großmuth Lorenzo's hingerissen, und empfing ihn mit nicht minderm Beyfall, als wenn er Florenz selbst noch einmal dem Untergange entrissen hätte.

Florenz.

Lorenzo's Pallaſt.

Klariſſens Zimmer.

Klariſſa Urſini. Lorenzo. (hernach) **Julian.**

Klariſſa. Ich würde frevlich nicht immer zittern, Lorenzo, wenn ich nicht ſo viel Beyſpiele vor mir hätte, daß auch die größten Männer wieder gefallen ſind. Du zeichneſt dich durch Pracht und Güte aus, und die Liebe vieler iſt dein Lohn. Aber iſt das allgemeine Liebe?

Lorenzo. Wer hätte ſie jemals beſeſſen, Klariſſa? Selbſt Cosmus, mein edler Grosvater, der in einer unnachahmlichen Einfalt lebte, deſſen Sitten, deſſen Aeuſſeres ſich ſo wenig über den Bürger erhob, ſelbſt er wurde verbannt.

Klarissa. So weniger darfst du an der Möglichkeit zweifeln, daß es auch dir so gehen kann. Und bedenke, ob unter einem so unruhigen Volke, bey der so vielfachen verschiedenen Stimmung der Gemüther, bey den meuchelmörderischen Versuchen auf Cosmus und Peters Leben, und bey meiner Liebe zu dir, ich nicht ewig unruhig seyn muß.

O Lorenzo, wie ich dich zum erstenmale sahe, von den ersten Gefühlen nicht der Liebe, die kannte ich ja nicht, sondern der Ueberzeugung durchdrungen: mit diesem dir noch unbekannten Manne sollst du ohne Trennung durchs Leben wandeln! und ich sahe dann dich, diesen schönen Wuchs, diese männliche Stirn, dieses glänzende Auge; da keimten Empfindungen in mir, die ich nun erst mir zu erklären vermag, da wurde sie rege, die unaussprechliche Liebe, die ich für dich fühlte, und da nach wenig Tagen du mich wieder verlassen mußtest, da beweinte Klarissa schon das unglückliche Geschick, das den Gatten ihr nahm, und in unaussprechliche Gefahren führte.

Sprich, wie lange habe ich dich besitzen können, Wochen in Jahren, und izt, durch ein schöneres Band noch an dich gefesselt, durch diesen kleinen lachenden Erben deines Namens und deiner Herrlichkeiten, was stehe ich jetzt aus, wenn ich mir deine Entfernung, stets mit Lebensgefahr verbunden, wenn ich mir deine Feinde, im Hinterhalte auf dich lauernd, und mit heimlicher Wuth dich anfallend, mahle?

Lorenzo. Das Gemählde, liebe Klarissa, mußt du verscheuchen. Wenn mein Loos anders geworfen wurde, als das eines gemeinen Bürgers, wenn Zeiten und Verhältnisse von mir fordern, eine andre Lebensweise zu ergreifen, als mein Grosvater Cosmus, so muß ich den Muth haben, den Nachtheil zu tragen, der mit den Vortheilen verbunden ist.

Noch mehr, Klarissa! Jeder Mensch ist Gefahren ausgesetzt. Wähnst du die Liste der Unglücklichen zu wissen, die im Stande der gemeinen Florentiner durch Privatrache

ums Leben kommen? Halte sie mit den Grössern verhältnißmäßig zusammen, und du wirst des Schicksals Wege gleich ausgetheilt finden.

Und wenn ich eine Hütte mit dir suchte, und ich pflanzte zu deiner Erquickung schönere Blüthen um dieselbe, als meine Nachbarn, und es wäre ein Boshafter unter ihnen, könnte ich mich vor dem Dolche des Neiders der Blüthen mehr verwahren, als ich es izt gegen die Neider dieses Pallastes und der Rettung Florenzens thun kann?

Klarissa. Wenigstens nur immer bey mir, Lorenzo, und ich fürchte mich nicht so sehr. Laß doch andere nun auch Gefahren entgegen gehen; mußt du allemal auch dein Leben wagen, da du Eigenthum und Ruhe ihnen hingiebst?

Lorenzo. Die Zeiten, hoffe ich, sind vorbey. Der Friede wird seinen wohlthätigen Fittig nicht über Florenz wieder zurück ziehen, und Lorenzo hofft seiner Liebe und seinen Kindern nun zu leben.

Klariſſa. Segen über das Wort, und daß es in Erfüllung gehe! Da kommt Julian.

Julian Medicis (tritt ein.) Guten Morgen, meine reizende, ſchöne, liebenswürdige Schwägerin. Guten Morgen, Bruder. Ich erinnere dich an dein Verſprechen. Du haſt mir ein Turnier zugeſagt. Ich kann nicht mehr ohne Beſchäftigung ſeyn.

Klariſſa. Nun, Bruder, ich dächte, ſie hätten Beſchäftigung genug. Wenn Florenzens Schönheiten mich beſuchen, ſo kommt keine, die mir nicht ſagte: Heute war Julian bey mir. Der ſanfte Julian! Der liebenswürdige Julian! Der Schwärmer!

Julian. Und das nennen ſie Beſchäftigung, Klariſſa? Ich tödte die Langeweile.

Klariſſa. Soll ich das in dem Zirkel meiner Damen als ein Räthſel aufwerfen?

Julian. Warum nicht? Keine würde es errathen. Aber Schade wäre es auch, wenn Klariſſa ſich um Julians willen el-

nen unſanften Blick zuzöge, eine Feindin machte.

Klariſſa. So gewiß iſt alſo Julian ſeiner Sache? Sie würden nur mich haſſen, nicht den Sünder.

Lorenzo. Ich fürchte, Klariſſa, ich müßte Julian Recht geben.

Aber von etwas anderm, Bruder. Das Turnier iſt heute über 8 Tage. Ich bin dem Volke ohnedem ein Feſt ſchuldig, und will es damit verbinden.

Für dich ſteht alles, was ich habe, zu Befehl. Dagegen eine ernſthafte Antwort.

Julian. Glaubſt du, ich könne nicht ernſthaft ſeyn? Nur her die Frage.

Lorenzo. Es wird nothwendig, Julian, wenn wir unſers Hauſes Größe nicht wollen ſinken laſſen, daß wir uns auch in den Stand der Geiſtlichkeit einwerfen, um dort im Nothfall eine große Stimme auf unſrer Seite zu haben.

Julian. Und dieſe Ehre haben mir der Herr Bruder zugedacht?

Klariſſa. Redeſt du das in Ernſt, Lorenzo? Wollteſt du deinen Bruder von der Freude abhalten, die ich im Augenblick empfand, da dein Herz mir ſo theuer wurde?

Julian. Sorgen ſie nicht, beſte Schwägerin. Lorenzo weiß zu gut, daß keine Klariſſa mehr in der Welt iſt, und daß ich hier ein zu gutes Beyſpiel hatte, um mit einem geringern zufrieden zu ſeyn. Er hat mich beſſer ſtudirt, als ich ſelbſt.

Klariſſa. Die Tochter des vortreflichen Thomas Soderini.

Julian. Iſt die vortrefliche Tochter eines unerreichbaren Vaters — aber — nicht für Julian. Laß hören, Bruder Lorenzo, wie hoch deine Plane ſich verlaufen.

Lorenzo. Ein Kardinalshut, lieber Julian, ſoll den Anfang machen.

Julian. Du hebſt die Sache am rechten Ende an. Wenn das iſt — ja — ich bin's zufrieden.

Lorenzo. Und überlegt zufrieden? Ich verlange nichts übereilt.

Julian. Und wie und wo bedürfte das Ueberlegung? Wähnt denn Lorenzo, daß Julian, der nicht des Hauses erster ist, wenn er eine zweyte Klarissa fände, denn eine andre nimmt er nicht, daß er dieses Ebenbild seiner Schwägerin minder schätzen könnte, als Lorenzo sie schätzt? Und was könnte der arme Julian für sie thun?

Lorenzo. Als ob Julian nicht wüßte, daß Lorenzo mit ihm theilte, was er hat.

Julian. Das darf Lorenzo nicht thun, und Julian nicht annehmen. Der Brüder keiner wird den Namen Medicis kleiner machen wollen.

Lorenzo. Du hast das ächte Blut der Mediceer. Mit dem Kardinal also bist du zufrieden?

Julian. Ich nehme ihn als ein Geschenk aus deiner Hand. Beym Turnier darf ich doch auf Franz Pazzi eine Farbe rechnen?

Lorenzo. Du haſt ſie alle zu vergeben, Julian.

Klariſſa. Julian, mich überfällt ein Schauder, ſo oft der Name Pazzi genannt wird. Sie ſtehen in ſo engem Bunde mit dieſem Franz. Und nicht alle wollen ihn loben.

Julian. Auch mich nicht, ſchöne Klariſſa. Seyn ſie unbeſorgt. Der Freundſchaft kann Pazzi nicht untreu werden, und da iſt er der meinigen werth. Ich fliege, ihm alles zu ſagen. Leben ſie wohl, ſchöne Klariſſa. Adieu, Bruder. (ab)

Klariſſa. Sein ſanftes Herz treibt ihn zu weit. Meinſt du nicht, Lorenzo?

Lorenzo. Ich meine freylich, Klariſſa, daß er wohl in dieſem Pazzi ſich geirret haben könnte. Es iſt ein ausſchweifender Menſch, und er verleitet ihn mit unter zu Dingen, die, würden ſie laut, dem Hauſe Medicis keine Ehre machen könnten.

Deswegen mit erwähle ich den Purpur für ihn. Der trennt ihn wenigstens auf eine Zeit lang von Pazzi, und die Zeit weiß auch der Freundschaft Band sehr oft zu lösen.

3.

Florenz.

Pallaſt der Pazzi.

Franz Pazzi's Zimmer.

Franz Pazzi. Julian.

Franz. Willkommen, Julian. Schon ſo zeitig nach einer durchſchwärmten Nacht?

Julian. Nur durchwachten, Franz. Ich habe diesmal der Sinnlichkeit nicht geopfert. Ich war blos Beobachter. Alle die Geſchöpfe, die zugegen waren — verzeihe, daß ich Perſonen, die du zu achten ſchieneſt, mit dem Namen belege — konnten auf mich nicht eine Art von Anziehung hervorbringen. Ich mogte ihren Körper, oder ihre Geiſtes-Fähigkeiten zunächſt mir nehmen, ſie waren und blieben mattherzige Dinger — Weſen, mit denen nur der ſinnliche Kitzel in Kolliſion kommen konnte.

Franz. Ich weiß schon, daß mein Bruder Julian schwer zu reizen, und noch schwerer zu befriedigen ist, und doch möcht' ich ihn so gern in einiger Zufriedenheit an Leib und Seele wissen. Aber meine Bemühungen schlagen alle fehl.

Julian. Nicht alle. Erinnerst du dich noch der Römerin vor einigen Wochen. Das majestätische Weib mit den schwarzen Augen hatte mein Herz ganz davon getragen. Ihr Geist aber hatte sich den meinigen unterthan gemacht. Wie Schade, daß sie das war, was sie mir war! Hätte sie mir widerstanden, Franz, ich glaube, ich wäre einer Thorheit fähig gewesen.

Franz. So wünsche ich nie, daß du nach Rom kommen mögest.

Julian. Welch ein sonderbarer Wunsch! Wäre sie auch da, was könnte sie mich izt mehr kümmern? Wo ich genossen habe, Pazzi, da fällt jede Gefahr weg.

Franz. Wenn aber ihr an Geist und Körper ähnlich, ja ich möchte sagen, sie

übertreffend du eine in Rom fändeſt, die gewiß dir Widerſtand leiſtete — eine, gegen deren Stand du nicht allein nichts einzuwenden vermögteſt —

Julian. Ich bitte dich, Franz, ſchwärme nicht von ſolchen Dingen. Du kennſt die Erziehung der Weiber von Stande, beſonders in Rom. Wo ſollten ſie die Naivität hernehmen, die ſie hatte? Wo die Unſchuld, war ſie auch nur geheuchelt, ſelbſt heucheln können?

Franz. Du wirſt ſie doch ſehen müſſen. Des Kardinal Nepoten Schweſter, Julian, gleicht ihr auf's Haar. Wir wollen einmal auf ſeinem Gute ihn beſuchen.

Julian. Ach, weil du eben des Kardinals erwähnſt, ich habe mich zum geiſtlichen Stande entſchloſſen. Ich will unter die Kardinäle gehen.

Franz. Nun, wenn du auch dieſe Nacht nicht geſchwärmt haſt, ſo ſchwärmſt du izt am Tage. Du, mit deinen Anſprüchen auf Welt?

Julian. Verlieren die Ansprüche etwas? Es ist mein Ernst.

Doch davon ein andermal. Jzt muß ich dich zu einem Turniere einladen. Mein Bruder giebt es als Fest wegen seines erstgebohrnen Sohnes. Klarissa Ursini wird die Preise vertheilen. Du wirst mir doch die Ehre erweisen, und einen Hausen anführen?

Franz. Was thäte ich für dich nicht mit Freuden? Und muß ich's nicht als Ehre annehmen, daß du mich dazu wählst? Julian! Wo bin ich lieber, als an deiner Seite, sey es auch, wo es wolle? O daß mich Geschäfte in Rom damals zurück hielten, sonst würde ich auch als Freywilliger an meines Julians Seite dem Kriege mit beygewohnt, mit ihm gefochten, für ihn mein Leben dargeboten haben.

Julian (umarmt ihn). Du bist mir ein lieber Freund. Auch ich kann ohne meinen Franz nicht gut leben. Laß das Band der Liebe knüpfen, die es wollen. Nur sei-

ten geräth es. Das Band der Freundſchaft iſt es, was uns bindet, und es iſt ein allmächtiges Band. Mit ihm zwingt man alles in ſeine Feſſeln. Leb wohl, theurer Franz! Ich gehe, für unſre glänzende Aufnahme in die Schranken zu ſorgen. (ab)

Franz. Rettende Verſtellung, verlaß mich nie! Ohne deine Hülfe bin ich verloren. Wie hätte ich wohl den ſchlauen Beobachter betrügen können in dem, was in meinem Herzen vorging?

Wenn er es wüßte, daß Capacella ihn liebte, daß es des Kardinals Nepoten Schweſter geweſen, die er im Taumel für eine Buhlſchweſter genommen, daß es nichts weniger als Vorſatz war, ihm ſo viel Blöße zu zeigen — daß Leidenſchaft ſie hingeriſſen! Wenn er es wüßte, daß ſie alle über ihn ſich thürmende Berge vom Zuſammenſturze abhalten könnte!

Er Kardinal? Nimmermehr! Das wäre der Weg zur fürſtlichen Größe dieſes Hauſes. Das fehlte nur noch, daß ſie auch in dieſem Stande ein Uebergewicht zu geben hätten.

Wenn ich mit im Kriege gewesen wäre, und hätte an deiner Seite gefochten, du wärest nicht mehr am Leben.

Lorenzo von Medicis hatte sich die Möglichkeit, seinem Bruder den Kardinalshut zu verschaffen, leichter gedacht, als sie wirklich es war.

Seine Gründe stützten sich auf das Ansehen der Republik Florenz am päbstlichen Hofe, auf die Mitwirkung des Königs von Neapel, des Herzogs von Mayland und der Republik Genua, alles vertretende Mitglieder seines Gesuchs, für welche der Pabst Achtung haben mußte.

Aber er hatte vergessen, daß er selbst den Pabst beleidigt, daß dieser ein unversöhnlicher Mann war, der aus dem niedrigsten Stande eines gebohrnen Schusters, durch seinen Eifer im Predigen, und seine beyspiellose Vertheidigung der reinen Unbeflecktheit der Mutter Maria, sich bis zu dem Stuhl Petri empor

geſchwungen, ohne die Sanftmuth dahin mitzunehmen, die den Nachfolger Chriſti zieren ſoll.

Er war ſtolz, kriegeriſch, und auf den Glanz ſeines Hauſes erpicht. Er hatte einem ſeiner Vettern eine Art von Monarchie über einen Theil Italiens zugedacht. Dies betraf unter andern eine Stadt Citta di Caſtello, die ein gewiſſer Nicolaus Vitelli im Beſitz hatte, nach einer dreymaligen Belagerung zwar übergeben mußte, aber ſo viel Geld bey dieſer Uebergabe erhielt, daß er kurz darauf ein Heer aufbrachte, und die Beſitzer ſchändlich daraus verjagte.

Das war auf Lorenzo's Rath und mit ſeiner, jedoch verdeckten Hülfe, geſchehen.

Der Pabſt erfuhr es, erblaſte vor Wuth, weinte, verlor den Appetit zum Eſſen, und ſchwur, ſich zu rächen. Aber er konnte öffentlich nichts ausrichten, ob er gleich Lorenzo bey der Republik verklagte. Dieſer wurde, und noch dazu mit vieler Ehre, losgeſprochen.

Nachgetragen aber hatte es ihm Sixtus der Vierte, und nie wurde wohl ein Kardinalshut trotz der angesehenen Vorsprecher so rund und trocken abgeschlagen, als dieser.

Lorenzo war ausser sich.

Florenz.

Gegend vor der Stadt.

Großes Turnier.

Schranken.

Lorenzo Medicis. Julian Medicis. Franz Pazzi. Carlo Altoviti. Bernhard Mancini. Viele Ritter, Herren, Knappen. Reisige.

Lorenzo. Nun, ihr vier Anführer der Farben, wie theilt ihr euch?

Julian. Franz und ich treten zuerst auf. Altoviti und Mancini nach uns.

Lorenzo. Franz und Julian sind zu gute Freunde. Ihre Speere werden matt seyn.

Franz. Hier findet das nicht Statt, Lorenzo. Ehre beleidigt Freundschaft nicht.

Altoviti. Und was würden die Kampfrichter denken, wenn die beyden erſten Männer in Florenz ſich nicht meſſen wollten?

Mancini. Einer muß den Sieg davon tragen, und der andre verzeihet ihm den Sieg.

Lorenzo. Wohlan! Die Anführer mögen zu ihren Haufen gehen.

Bogengebäude.

Klariſſa Urſini. Julia Soderini. Kamilla Kafarelli. Mehrere Damen.

Klariſſa. Glänzend iſt heute die Verſammlung. Ich danke ihnen, meine Freundinnen, daß ſie einen meiner feſtlichen Tage mit ihrer Gegenwart beehren.

Eine Dame. Die Prinzeſſin Urſini Medicis hat über uns zu befehlen. Wer ſollte in Florenz ſeyn, der es wagte, nicht zu erſcheinen, wenn ſie es wünſcht?

Klariſſa. Viel Aufmerkſamkeit zeigt ihre Anweſenheit. Aber wagen? Behüte mich der Himmel, daß ich mich eines Vorzugs anmaßte. Wir Florentinerinnen ſind ja alle Bürgerinnen eines Staats, und ich habe, da ich meinem lieben Lorenzo Medicis folgte, den Eid gethan, ganz mich zur rechten Patriotin für ſeine Republik zu weihen.

Wer also wähnen könnte, ich würde scheel sehen, wenn man meine Wünsche nicht erfüllte, der irrt. Es würde mir weh thun, aber Achtung, Liebe und Dienstfertigkeit würden in gleichem Grade bleiben, wie sie meine Pflicht immer sind.

Kamilla. Und alle Welt weiß unsrer lieben Ursini gütiges Herz zu schätzen. Die Florentinerinnen sind stolz, sie bey sich zu haben.

Klarissa. Kann meine Kasarelli auch schmeicheln? Mädchen, Mädchen! Lerne das nicht. Schon hast du jeden Reiz, um Aufruhr anzurichten, wenn du auch noch mit Künsten dich schmückst, so mögtest du übertrieben liebenswürdig, und übertrieben gefährlich werden.

Julia. Wahr, nur zu wahr! Schon seh' ich aller Augen auf sie gerichtet, da sie zum erstenmale öffentlich erscheint. Wir haben sie schon oft in der Stille bewundert, Klarissa, heute wird man sie laut bewundern. Kamilla! Verwunde uns nicht jeden

Mann. Deine Mitwerberinnen um dieſes Geſchlecht zittern vor dir.

Klariſſa. Sehen ſie! Dort kommen Pazzi und Medicis, um uns zu grüßen.

Wirklich näherten ſich Franz und Julian dem Bogen, und mit dem Blick auf dieſelbe, hatte die ſchöne Kamilla zwey Eroberungen gemacht.

Das Turnier ging ſeinen Gang. Durch einen Fehltritt, welchen Julians Pferd that, blieb Franz Pazzi Sieger, und mußte den Preis aus der Hand Klariſſens annehmen, obgleich er ſich deſſen weigerte. Verſtellung war ihm ja ſo äuſſerſt nothwendig, wie konnte er ſie hier verweigern?

Seine Trauer beſtand nur darin, daß Julian durch ihn gekränkt ſeyn könnte, und Julians offne Stirn war heiter ohne Groll, daß Pazzi ihn erhalten.

Mit ausserordentlicher Pracht war das Turnier angefangen, mit ausserordentlicher Pracht endete es. Ein glänzender Ball machte den Beschluß.

Hier hätten beyde Liebhaber Kamillens Herz belagert, wären sie beyde zugegen gewesen, aber Pazzi war der einzige Glückliche. Ein nothwendiges Geschäft für das allgemeine Wohl rief Julian ab, eine Sache, die für die Mediceer nicht selten sich ereignete, und sie waren nicht dafür, eine öffentliche Pflicht um ihres Vergnügens willen aufzuschieben.

Klarissen war der Eindruck nicht unbemerkt geblieben, den Kamilla gemacht, und wenn sie Julians Gegenwart sonst herzlich wünschte, so war doch izt seine Abwesenheit ihr nicht unangenehm, denn seine Verwirrung war groß, so oft seine Blicke Kamillen begegneten.

Es schien ihr, als wenn alle philosophische Grundsätze, mit welchen er so oft ihr selbst die Unmöglichkeit einer festen Leiden-

ſchaft bey ihm gepredigt, in nichts zerfloſſen wären, ſeine Augen hatten an ſeiner Statt geſprochen, und alles widerlegt, was ihre Erinnerung von ehedem ihr ſagte.

Die verneinende Antwort von Rom, die Lorenzo ſeinem Bruder noch nicht entdeckt, muſte in ihren Augen wichtiger für ihn ſeyn, um ihn zu erfreuen, als nieder zu ſchlagen.

Florenz.

Lorenzo's Pallaſt.

Klariſſens Zimmer.

Klariſſa. Lorenzo. Julian.

Klariſſa. Es werden ſich vielleicht noch Mittel finden laſſen, lieber Lorenzo.

Lorenzo. Julian! Wirſt du gelaſſen eine Beleidigung anhören, den Medicis gethan?

Julian. Nein! Wahrlich, Bruder, das verſpreche ich dir nicht.

Lorenzo. Das hab' ich mir gedacht. Wenn aber nun keine Möglichkeit, Genugthuung zu erhalten? Wenn der Gegenſtand außer der Sphäre unſerer Rache liegt?

Klariſſa. Lorenzo, frage erſt Julian, ob er die Rache der Mühe werth hält?

Julian. Bey Gott! Nun fang' ich an, neugierig zu werden. Ich merke, es trift mich beſonders.

Klariſſa. Sehr richtig. Der Pabſt will ſchlechterdings ſie nicht zum Cardinal erheben.

Julian. (gelaſſen) So erfordert die Nothwendigkeit, nicht Cardinal zu werden.

Klariſſa. (vor ſich) Das hab ich mir gedacht. (laut) Nun Lorenzo! Was ſagſt du jezt von deiner Rache?

Lorenzo. Es kann ſeyn, er kümmert ſich um die Sache nicht. Aber die Vermeſſenheit des Pabſtes —

Julian. Kann mir nicht gleichgültig ſeyn — Darin hat Lorenzo Recht.

Lorenzo. Das wußte ich wohl, daß Julian fühlte, was in dieſer Verneinung liegt.

Julian. Zehnfache Beleidigung liegt darin, weil zehnfache Verwendung Statt gefunden. Aber möglich hab' ich ſie mir ge-

dacht, und darum kömmt sie mir auch nicht unerwartet.

Lorenzo. Mir sehr. Ich habe stets darauf gerechnet, daß ein Mann, der vom Leuflen, den ich übrigens als ein nothwendiges und nützliches Handwerk ehre und achte, bis auf den Stuhl Petri erhoben werden, auch die Gefälligkeit, mit welcher sein großer Vorgänger jedem Menschen zu dienen bereit war, nachahmen solle.

Julian. Bedenken solle, daß ohne die Cardinäle Bessarion und Borgia er nie dahin gekommen wäre, wo er ist, und daß es einem demüthigen Diener Christi, der er immer bleibt, nicht zieme, sobald er Pabst geworden, den Mantel der Heiligkeit abzulegen, den er so lange wie ein Wolf in Schaafskleidern umbehalten.

Lorenzo. Daß es schändlich sey, um seine Familie zu erheben, es nicht zu achten, ob Gesetze und Rechte unter die Füße getreten, und Tausende unglücklich gemacht werden.

Klariſſa. Wenn Se. Heiligkeit hier unter irgend einer Geſtalt zuhorchen könnten, ſie würden ſehr erbauet über ihr Lob ſeyn. Ihr Herren Brüder, eifert nicht zu ſehr, ihr werdet nicht den Schemel des Stuhls, geſchweige denn den ganzen Stuhl erſchüttern, auf dem dieſer Mann ſizt.

Lorenzo. Das nicht, Klariſſa. Aber izt ſoll er doch wiederum an einer böſen Sache ſcheitern. Er handelt um die Stadt Faenza für ſeinen Neffen. Der verſchuldete Aſtor kann ſie nicht erhalten. Ich will den Mann aus ſeinen Schulden reißen, und Sixtus ſoll für ſeinen Neffen dieſen Mittelpunkt ſeines bezweckten Reiches nicht erhalten.

Klariſſa. Du wirſt den heiligen Vater wütend auf dich machen, Lorenzo, und ſeiner Wuth iſt nicht zu trauen. Laß lieber das, mein theurer Lorenzo!

Julian. Mit meinem Willen nicht. Hier, liebſte Schweſter, kommt noch Menſchenpflicht ins Spiel. Hier iſt's darum zu thun, einen gewiſſen Tyrannen die Hände

nicht zu weit ausstrecken zu lassen, und wenn Menschen, wie wir, nicht manchmal gegen den römischen Stuhl sich etwas stemmten, er hätte ja lange die halbe Welt sein Eigenthum genannt.

Klarissa. Ich gebe mich denn auch zufrieden. Wenn beyde Brüder wollen, und ihre Gefahr ihnen nicht fürchterlich scheint, wie kann ein armes Weib da widersprechen?

Lorenzo. Er wird nicht ewig leben, dieser Pabst, und dann, Julian, bleibt dein Gesuch nicht unerfüllt.

Julian. Wenn anders ich es dann noch wünschen werde.

Klarissa. Was ich befürchtet habe, ist gewiß. Bruder Julian! Ihr Herz hat Feuer gefaßt. Nicht wahr?

Julian. Woher wollen sie das schließen, Schwesterchen?

Lorenzo. Julian! mein Bruder! Bedenke, daß du aus dem Hause Medicis bist.

Julian. Wenn Urſini ſeiner Tochter geſagt hätte: Klariſſa! du biſt eine Urſini!

Lorenzo. Weg mit allem Scherz. Iſt es wahr, daß du Kamillen liebſt?

Julian. Wenn du Augen haſt, Liebe zu ſehen, ſo mußt du das ſchon wiſſen.

Lorenzo. Und ich hoffe doch, nur liebſt. Was würde Soderini, was würden alle Anhänger meines Hauſes ſagen, wenn eine Kaſarelli in die zweyte Stelle träte?

Julian. Die es herzlich betrachteten, würden ſagen, Julian hat ſeinen Gefühlen einen Stolz aufgeopfert, den eigentlich kein Bürger hegen ſollte. O Lorenzo! Warum entfernte unſer Vater ſich von der Simplicität, die ſo allgemeinen Beyfall dem Ahnherrn Kosmus erhalten hatte?

Aber zittre nicht vor deinem Julian. Er weiß Verhältniſſe zu unterſcheiden. Nicht Verhältniſſe, wie du ſie dir vielleicht denkſt. Könnte Kamilla Kaſarelli in der Loge des Tourniers neben Klariſſa Urſini ſtehen, ſo wird dieſe liebe holde Klariſſa nicht minder

gern als Kamilla Medicis sie neben sich erblicken, und wenn denn nun auch einmal eines Hauses Glanz mit auf der Ahnen Zahl beruhet, so kann ein jüngerer Bruder wohl ohne Scheu hier sich eine Stufe herabwärts wagen.

Aber deinen Julian beseelt ein anderer Zweifel. Ich — ich kann Kamillen nicht so glücklich machen, als sie es verdient, und in Dunkelheit mit ihr zu leben, das kann ich nicht ertragen.

Klarissa. Lorenzo! Immer mußt du doch gestehen, daß dieser Bruder ein so vortrefflicher Mensch ist, wie du einen in Florenz findest. Immer mußt du überzeugt seyn, daß du nicht zu viel thätest —

Lorenzo. Klarissa! Ich bitte dich, nimm mir das Wort nicht aus dem Munde. Setze mich nicht so weit herab, daß man denken könnte, ich dächte hier nicht, wie ich müsste. Nimm, Bruder, die Hälfte dessen, was ich habe.

Klariſſa. Nun muß Julian doch auch geſtehen, daß ſein Bruder ſeiner nicht unwerth iſt.

Julian. Herrliche Seelen, ihr beyde! Aber nein! Wähnt nicht, daß ich ſo arm an Großmuth bin, daß ich von einem ſolchen Geſchenke Gebrauch machen könnte.

Ich habe euch meine Schwäche geſtanden, wenn Liebe Schwäche iſt. Aber ob dieſe Schwäche irgend eine Folge für mich haben wird, das ſchließet daraus, daß ich noch nicht weiß, ob ich wieder geliebt werde, daß ich einen Nebenbuhler habe, und nicht weiß, ob er beglückt iſt.

Gieb alſo immer das Projekt auf den Kardinalshut noch nicht auf, mein lieber Lorenzo. Laß immer noch die Hofnung, daß dieſer Pabſt nicht ewig leben wird, dich aufrichten, und rechne darauf, daß ich, wenn die gethane Beleidigung zu rächen iſt, nicht der lezte bin, dir beyzuſtehen.

Sie aber, ſchöne Klariſſa, beten ſie für mich, wenn ſie glauben, daß mir dieſe Leiden-

schaft gefährlich werden könnte. Ich sagte ihnen einst, ich glaubte mich vor möglichen Fesseln sogar gesichert, allein ich gebe mich jezt gefangen, ich bin es nicht. (Er geht ab.)

Klarissa. Ich wollt' es ihm nicht sagen, Lorenzo, daß er wieder geliebt wird.

Lorenzo. Und wenn mich Bruderliebe auch dahin führen könnte, ihm zu geben, was erfordert würde, um Kamillen glücklich zu machen, ich bliebe doch dabey, daß es eine Thorheit wäre, die das Haus Medicis herunterbringen könnte.

Rom.

Vatikan.

Audienz-Zimmer des Pabstes.

Sixtus der vierte. Jakob Pazzi. Riario.

Sixtus. Der Seele Ruhe wird nicht wieder in mir hergestellt, bis diese Medicis gestraft sind.

Jakob Pazzi. Und diese Strafe findet nur auf einem Wege Statt, und auf dem nämlichen Wege kann Riario das werden, was Medicis war. Florenz hängt in dem Falle ganz von des heiligen Stuhls Willkühr ab, und lebt zum erstenmale seit langen Zeiten aus dem Taumel auf, in welchem es die Medicis fest gehalten hatten.

Riario. Säumt nicht, das Mittel, nicht, den Weg zu nennen. Wer wollte den nicht gerne gehen?

Jakob Pazzi. Die beyden Brüder Lorenzo und Julian müssen aus dem Wege geräumt werden.

Sixtus. Welch ein Vorschlag? Wer wird es wagen, die Ausführung über sich zu nehmen?

Pazzi. Nicht einer, heiliger Vater; viele. Es muß nicht eine von den inkonsequenten Ermordungen werden, deren Folgen man dem Zufall überläßt, wenn nur die Person aus dem Wege geräumt ist. Es muß eine wohl überdachte Unternehmung seyn. Sie muß sogar keine Mittel haben, zerstört zu werden, daß, wenn sie vorüber ist, man sich wundern muß, wie alles so hat eingeleitet werden können.

Es müssen Große in die Sache gezogen, für die jedermann zurück bebt, wenn er ihre Namen nennen hört, oder gar persönlich sie sieht. Der Herzog von Mailand, der König von Neapel, der Erzbischoff von Pisa müssen hinein verflochten werden.

Sixtus. Mit dem Herzog von Mailand machen wir mehr schlimm, als gut. Er ist leicht im Versprechen, sehr schwer im Halten. Er ist nicht der Mann, von dem wir versichert seyn könnten, daß, wenn er heute mit uns abschließt, er morgen nicht mit unserm Todtfeinde in Unterhandlung tritt. Solche Menschen taugen nicht für unsre Geschäfte, am wenigsten für solche.

Der König von Neapel — ja — wenn wir den rechten Faden finden, ihn zu umschlingen, wenn einmal er in unser Projekt mit einstimmt, dann ist etwas mit ihm zu machen.

Aber der Anschlag selbst, von so vortreflicher Wirkung er seyn kann, ist fürchterlich. Ihr sehet beyde, daß die Heiligkeit des Stuhles Petri mit einem solchen Unternehmen sich nicht beflecken kann. Hier ist daher auch nichts anders zu thun, als daß meine Vermittelung dabey nicht laut werde. Man weiß aber allgemein schon, daß ich gut heiße, was mein Neffe Riario thut, sollte es auch still-

ſchweigend, ſollte es auch ohne einiges Mißwiſſen von der Sache geſchehen.

Riario. Mein Wort möge Eurer Heiligkeit bürgen, daß nie etwas auf dieſelbe fallen ſoll.

Pazzi. Und meine Einrichtungen ſollen verhindern, daß der Ausgang gegen die Medicis nicht ſo ausfalle, wie er bey den Pitti endigte.

Ich habe alles wohl erwogen, heiliger Vater, und Franz Pazzi hat die innigſte Freundſchaft mit Julian von Medicis geknüpft, ſo eng, daß dieſer von ſeinem Willen abzuhängen ſcheint.

Sogar über Lorenzo, den eigentlichen Feind vom heiligen Vater, den Widerſacher des Glücks Riario's, iſt ein Schleyer verbreitet worden, der ihn ſchwerlich in die wahre Abſicht der Pazzi einen Blick thun läßt.

Dürfte ich ſagen, daß Ew. Heiligkeit doch aber beſſer gethan hätten, den Kardinalshut Julian nicht zu verſagen? Dann

würde der Verdacht noch geringer auf sie seyn.

Sixtus. Allein das Verbrechen grösser und gefährlicher. Einen Kardinal, mein lieber Pazzi, schützt seine Würde sehr, und alle Hofnungen, die ihr euch doch von dem florentinischen Volke machen müßt, wenn ihr dahin Riario's Herrschaft verlegen wollt, wären vielleicht verloren, wenn der Angriff auf eine Eminenz mit geschehen wäre.

Ich selbst, Pazzi, hätte mich nicht weigern können, wenigstens zum Schein eine Untersuchung anzustellen, und da zu strafen, wo ich nicht gern hätte strafen mögen.

Und dann — ich hätte die Freude verloren, die ich hatte, Lorenzo wüthend über meine abschlägige Antwort zu wissen. Nein, das war mir eine selige Stunde.

Riario. Auch wäre bereits das Ansehen der Medicis gewachsen. Es ist so besser. Pazzi, folgt mir in meinen Pallast, wo wir alles verabreden, und den heiligen Vater durch unschädliche Winke benachrichtigen wollen, wie weit die Sache gediehen ist.

Florenz.

Des alten Kasarelli Wohnung.

Zimmer Kamillens Kasarelli.

Kamilla. Julian von Medicis.

Julian. Und Kamilla kann mich das fragen? Nein, alle Achtung für die Nichte des guten Soderini, aber Liebe? — Kamilla! Liebe geben ja nur Herzen, die sympathetisch fühlen, schlagen, brennen.

O wenn ich auch des Glücks mich rühmen könnte, von Kamilla so gerührt zu seyn, daß sie mir entgegen fühlte, daß Sympathie von ihrer Seite ich zu hoffen hätte, so wie von der meinigen jeder Pulsschlag ihr entgegenwallt!

Kamilla. Und wärst du ein so schwacher Beobachter des weiblichen Herzens gewesen, Julian? Julian von Medicis, der, so viel ich weiß, bey allen meines Geschlechts

Eroberungen machte, ob er ſie ſuchte, will ich nicht unterſuchen — Julian ſollte nicht ſo viel auf's Innere als auf's Aeuſſere dieſer ſeiner ſchönen Bekanntinnen geblickt haben?

Julian. Wo ich bisher las, da fühlte ich nichts, Kamilla. Und hier in dieſen Augen, wenn ich auch leſen mögte, ich wag' es nicht. Wer ſteht mir denn dafür, daß meine aufgereizte Einbildungskraft, daß der Rieſe meines innern Gefühls mich nicht mehr ſehen läßt, als da iſt, mehr mich glauben läßt, als ich erwarten kann?

Kamilla. So ſoll denn Röthe des eignen Geſtändniſſes meine Wangen färben? So muß denn Kamilla ſo weit gedemüthigt werden, daß ſie es geſteht: ſie liebe Julian?

Julian (zu ihren Füßen). Ha, laß das Wort mich noch einmal hören, himmliſche Kamilla!

Kamilla (mit ſchmelzender Zärtlichkeit). Ich liebe Julian!

Julian. Nun denn, ſo empfange Kamilla die Verſicherung, daß Julian der glück-

lichste Sterbliche ist, den Menschenaugen je sahen. Hier leg' ich das Gelübde ab, nie kann ich einem weiblichen Auge wieder einen Blick zollen, nie kann mein Herz wieder einem weiblichen Herzen entgegen schlagen, als ihr. Der Himmel ist in deiner Liebe, Kamilla! (Er steht auf, und umschlingt sie.)

Kamilla. Auch muß Julian wissen, daß Kamilla kein minderes Opfer zu bringen im Stande ist, als er ihr in der Nichte Soderini's bringt. Ich habe einen Mann, der um meine Hand wirbt, der wahrlich dieser Julia zu vergleichen ist.

Julian. Das hattest du, Kamilla, und hast um meinetwillen ihn ausgeschlagen? Wie heißt er?

Kamilla. Der Mann — den ich mit Julian nicht vertauschen kann — heißt — Franz Pazzi.

Julian (schlägt sich vor die Stirn). Franz Pazzi! Er, mein bester, mein theuerster Freund! Er ist's!

Kamilla. Er ſcheint wenigſtens dein Freund, lieber Julian.

Julian. Beleidige die edelſte Denkungsart nicht, Kamilla. O er iſt gewiß mein Freund. Aber wenn er es um deinetwillen zu ſeyn aufhört, kann ich ihm zürnen?

Kamilla. Nun ſeh' ich doch, daß du mich liebſt. Ich fürchtete immer, Julian, du mögteſt der Freundſchaft die Liebe opfern. Du biſt ein ſchwärmeriſcher Geiſt, und ſelten ſteigt in dir der Gedanke auf, daß du dir näher biſt, als andern.

Julian. Nur nicht hier, wenn ich in deinen Augen mich ſpiegle. Stehſt du mir denn da nicht am nächſten? Und kann etwa dieſes Bild in meinen Augen ſich ſo verwiſchen, daß ich es nicht immer vor mir haben ſollte? Und ſagteſt du mir nicht eben mit einer Stimme, die mir durch's Herz drang, mit einer Zärtlichkeit, die einer andern nachzuahmen unmöglich fällt: du liebteſt mich? Und wenn du mich liebſt, macht meine Liebe nicht dein Glück?

Ich dachte mir den Traum, da ich zuerſt dir ins Auge blickte, der nun zur Wirklichkeit geworden iſt — ich dachte mir ihn ſo ſelig — aber nicht ſo ſelig, als ich ihn finde.

Kamilla. Und könnteſt du in meinen Kopf blicken, und die Verwirrung ſehen, die deine Liebe darin angerichtet — guter Julian, du hätteſt Mitleiden mit mir.

Julian. O laß mich dieſe Verwirrung wieder ordnen. Ich will bald deine Seele ſo empfänglich für der Liebe Seligkeiten machen, daß du keine andern Gefühle mehr kennen ſollſt.

Florenz.

Medicis Pallaſt.

Klariſſens Zimmer.

Klariſſa Urſini. Kamilla Kaſarelli.

Klariſſa. Das Pochen dieſes Herzens, liebes Mädchen, iſt mir bekannt. Ich habe deine Leiden ergründet, wenn du mich ſchon nicht zu ihrer Vertrauten gemacht. Es giebt einen Julian.

Kamilla. Sie haben es errathen, Prinzeſſin. Aber meine Leiden ſind nicht mehr Leiden. Sie haben in Freuden ſich gewandelt. Er liebt mich, dieſer Julian. Kennen ſie eine Glücklichere?

Klariſſa. Laß uns von allen dieſen ſchönen Ideen des ſchwärmeriſchen Taumels hinwegſehen, Kamilla. Ich kenne Liebe, wenn ich ſie ſchon ſpäter kennen lernte, als ich verbunden wurde. Ich bin eine von den

wenigen, die den Mann ihres Herzens erhielten, ohne ihn zu kennen, und die das ganze Gefühl der zärtlichsten Neigung erst als Gattinnen wahrnahmen, und in die Geheimnisse ächter Herzensliebe drangen.

Deine Liebe, Mädchen, ist fürchterlich. Julian ist so liebenswürdig, daß er ohne Gefahr nicht geliebt werden kann. Weißt du denn, daß er zum geistlichen Stande bestimmt ist?

Kamilla. Zum geistlichen Stande? Sollte er nicht Soderini's Nichte heyrathen?

Klarissa. Eine Erdichtung. Schon wäre er Kardinal, wäre der Pabst nicht sein Feind.

Kamilla. Sie haben mich sehr zerrüttet, Prinzessin, aber meine Liebe wankt nicht.

Klarissa. Nimm den vertraulichen Ton gegen mich, Kamilla, mit dem ich dich behandle. Wähnst du, daß wir grausam genug seyn würden, unsern Julian der Verzweiflung zu überlassen. Ich und Lorenzo

theilen mit ihm und mit dir. Aber Julian weiß, daß dann die Medicis nicht mehr seyn können, was sie waren.

Um das Haus zu erhalten, gehört das, obgleich unermeßliche, Vermögen in Eine Hand.

Kamilla. Julian muß diesen Kardinal vergessen haben, da er sagte, er liebe mich.

Klarissa. In dem Augenblicke hätte er Florenz vergessen, und wer hätte ihn deswegen tadeln können? Dachtest du an Franz Pazzi's Glanz in den Minuten?

Kamilla. Klarissa, du weißt alles. Aber eins weißt du noch nicht, nicht, daß ich bloß in Liebe lebe, daß alles ausser ihr für mich keinen Reiz mehr hat, daß ich nicht eigennützig auf der Welt Glanz bin, ihn verachte, und mit meinen süßen Gefühlen in einer Hütte glücklich leben kann.

Ein Bedienter. Signor Lorenzo wünscht die Prinzessin auf eine Minute zu sprechen.

Klariſſa. Verziehe, holdes Geſchöpf, gleich kehre ich wieder. (ab)

Kamilla. Ja, es iſt beſchloſſen, ich bringe ihm das Opfer. Was brauch' ich mehr, als ſeine Liebe? So lange er lebt, wird er mich lieben, und wenn er nicht mehr lebt, lebt auch Kamilla nicht mehr. Wenn ich aber aufhöre zu leben vor ihm, o! dann habe ich ſchön gelebt, denn er hat mich geliebt.

(Sie geht heftig ab.)

Riario und Pazzi hatten indeſſen ihre Verſchwörung gegen die Medicis treflich eingeleitet. Der König von Neapel, der wegen einer Anfrage, ob ein Medicis wohl eine Tochter von ihm erhalten würde, einen Haß auf dieſes Haus geworfen, obgleich er nicht öffentlich mit ihm brechen wollte, hatte der Sache ein geneigtes Ohr gereicht, und gewiſſe Verſicherungen, die man nie zu halten willens war, und die ſich doch ſo gut mit ſeiner Eitelkeit vertrugen, brachten es dahin, daß

er ſogar Truppen zu geben verſprach, die Sache zu unterſtützen, daß er den Herzog von Kalabrien, der nicht wußte, zu welchem ſchlechten Stückchen er beytragen ſollte, an die Spitze dieſer Völker ſtellte.

Der Erzbiſchoff von Piſa war bald gewonnen, und izt wurde das Stratagem gemacht, daß man am allerſicherſten die That auf einem der Landgüter der Medicis ſelbſt vornehmen könnte. Raphael Sanſoni, ein Schweſterſohn des Kardinals, ein ſiebzehnjähriger Jüngling, war nach dem Tode des erſten Kardinal Nepoten, den Ausſchweifung ins Grab geſtürzt, da er kaum acht und zwanzig Jahr war, zu dieſer Würde erhoben.

Er, nicht eingeweiht in die mörderiſchen Geheimniſſe, ſollte nach Florenz gehen, und da nahm es Franz Pazzi auf ſich, die Brüder Medicis durch Julian, ſeinen Freund, zu überreden, daß ſie dem Kardinal Nepoten ein prächtiges Gaſtmahl geben mögten, welches der Tag ihres Verderbens ſeyn, und Florenz

vom Joche der Sklaverey, wie man es nannte, befreyen ſollte, denn das Wort Freyheit war der ewige Popanz, mit dem man von jeher die Florentiner zu Dingen verleitete, die ganz wider dieſe ſchöne Beſtimmung des Menſchen ſtritten.

Florenz.

Franz Pazzi's Wohnung.

Deſſen Kabinet.

Franz Pazzi. Monna.

Franz. Zu ſo ungewöhnlicher Stunde, Monna?

Monna. Zur Nachricht, die ich zu geben habe, iſt jede Stunde die erſte, die beſte.

Franz. Beſtätigt alſo, daß Julian von Medicis —?

Monna. In Kamillens Herz tiefern Eindruck gemacht, als Franz Pazzi.

Franz. Der ſchwerlich von anhaltender Dauer ſeyn mögte.

Monna. Wie, Pazzi? So kalt, ſo gleichgültig bey einer ſolchen Nachricht?

Franz. Wähne das nicht, Monna. Im Innern zuckt und krampft es. Aber

wenn Pazzi dieſe äuſſerliche Stimmung nicht beybehalten könnte, was würde dann aus allen ſeinen Unternehmungen werden?

Monna. Verloren bleibt indeſſen doch die Hofnung, über Kamillen etwas zu gewinnen.

Franz. Nicht doch. Ich war es faſt ſchon überzeugt, daß Julian an dem Tage, wo ich ihn beſiegte, einen weit empfindlichern Sieg über mich davon getragen. Ich wollte nur davon gewiß ſeyn, um meine Maasregeln wegen Kamillen zu nehmen. Aus ihr und Julian kann ja nie ein Paar werden. Das verbieten die Umſtände.

Monna. Wenn ſahet ihr ſchon Möglichkeiten durch Umſtände verhindert? Leidenſchaften von dieſer Größe überwinden alles.

Franz. Im Vertrauen, Monna, nur nicht den geiſtlichen Stand. Wenn nun Julian den Kardinalshut doch erhielte, nach dem er ſchon ſo lange vergebens ſtrebt?

Monna. Das wäre ein Meiſterſtreich. Er hinderte die Verbindung, aber, Franz,

hindert er auch die Liebe? Erregt er Liebe gegen einen andern Gegenstand? Wenigstens wollt' ich euch wohl rathen, euch nicht als den Urheber, nicht einmal als Mitwirker an einer solchen Beförderung zu entdecken, sonst mögtet ihr von ihrer Liebe nichts zu hoffen haben.

Franz. Und hätte sie gegen ihn eine so ausgezeichnete Stärke?

Monna. Ich weiß, wie ihr Kamillen liebt. Allein es müste euch das Herz zerreissen, einer Zusammenkunft beyzuwohnen, die diese beyde haben.

Die Augen fliegen sich entgegen, eins verstärkt des andern Feuer. Die Gedanken theilen sich mit, ohne daß Worte sie einkleiden. Die Herzen schlagen, daß man sie sehen mögte. Empfindung strömt aus ihren Worten. Nie gesehene Zärtlichkeit — nie gehörte Ausdrücke tönen an mein Ohr, es ist, als ob die Liebe selbst aus beyden in einer Person redete, mit beyden in einer Person gleichsam sich verbunden hätte, beyde in ei-

nem Augenblick zu den Glücklichsten machen wollte, die auf der Welt zu finden sind.

Franz. Du scheinst Wohlgefallen an dieser Szene gefunden zu haben, weil du so warm von ihr redest.

Monna. Weil ich mir denke, wäre Franz Pazzi an der Stelle dieses Juliano, so wären meine Wünsche für Kamillen erfüllt. Ihr habt Gewalt über das Herz dieses Medicis. Solltet ihr diese Gewalt nicht so weit ausdehnen können, daß er von der Liebe abließe?

Franz. Mädchen, nach der Schilderung, die du eben gemacht hast, ist es ja wohl unmöglich, nur den Vorschlag zu thun. Weißt du nicht, daß die Leidenschaft stärker als der Tod ist? Wage es, der Liebe, wenn sie zu einer solchen Höhe gestiegen, dich in den Weg zu stellen, und laß nicht Mord und Verzweiflung daraus entspringen.

Monna. Aber höre ich recht, und sehe ich recht? Habe ich denn nicht auch euch gesehen, wie ihr verzweiflungsvoll schienet,

wenn Kamilla euch nicht lieben könnte? Waren nicht die ersten Worte, die ihr mit ihr sprachet, und durch die sie, nicht euch Hofnung machte, nein, nur gestand, noch liebe sie nicht, Balsam in euer ganzes Wesen? Wart ihr nicht entzückt darüber? Habe ich etwa nicht eure Augen von entzündeter Glut rollen sehen?

Und wie kommt es denn, daß ihr jezt so kalt da steht, als wäre euch Kamilla nichts? Hat der Gedanke, daß sie einen andern liebt, jeden Tropfen eures sonst so heissen Bluts in Eis verwandelt? Ist eure Liebe ganz verloschen, und soll ich ihr berichten, daß sie von eurer Seite sich keines Besuchs mehr zu versehen hat?

Franz. Gute Monna, du liebst deine Kamilla, das sieht man. Aber ich liebe sie auch. Laß immer diese göttliche Fassung bey meiner Liebe, und bey allen Unternehmungen mir bleiben, die ich anfange. Wirst du den Sturm dämpfen, der entstehen würde, wenn Julian und ich zusammen kämen, und die Zusammenkunft etwa ein blutiges Ende nähme?

Für die Tugend Kamillens bin ich Bürge, und die Hofnung, die schwärmenden Träumereien der Liebe, laß ihr diese, bis sie aus dem Traume geweckt wird, den sie sich dann um so mehr als einen Traum denken wird, je heftiger ihre Einbildungskraft sich damit genährt hat.

Monna. Daß ihr eine große Hofnung habt, auf die ihr bauet, merke ich, aber sie zu ergründen, vermag ich nicht. Möge sie einen Ausgang nehmen, wie ihr es wünscht, möge sie euch zum Nutzen, mir zum Trost, Kamillen zur Besserung ausschlagen. Vergeßt aber nicht, daß Julian ein liebenswürdiger Mann ist, und Kamilla warmes Blut hat. (ab)

Franz. Wahrlich eine Weise. Die Erinnerung ist nicht so arm, daß sie mich nicht beunruhigen sollte. Sagte nicht die Schwester des Kardinal Nepoten: Er war ein Apoll, dem nicht zu widerstehen war? — Könnte Kamilla? — Schrecklicher Gedanke! Ich mag ihn nicht — aber den Stahl muß ich schnell schleifen zur Reise.

Garten vor Florenz.

Eine Grotte, Kamillens Lieblingsaufenthalt.

Kamilla Kafarelli. Julian von Medicis.

Kamilla. So sehr du deine trüben Blicke zu verbergen suchst, lieber Julian, so stark du ins Gewand der Heiterkeit innere melancholische Gefühle zu kleiden denkst, es geht doch nicht. Es ist nicht Ernst mit deinem Frohseyn, so Ernst es auch mit deiner Liebe zu mir ist.

Julian. Ja, wenn du daran zweifeln könntest, Kamilla, ich wüßte nicht, was ich thäte, um dir die schreckliche Ungewißheit zu benehmen.

Kamilla. Wohl gar ein Heldenstück? Du ließest wohl alle deine Ansprüche auf den Kardinalshut fahren, du beredetest wohl deinen Bruder, die Größe seines Hauses sin-

ken zu lassen, um zwey Menschen desto glücklicher zu machen?

Julian. Kamilla! Was ist das? Woher kömmt die Wissenschaft von dem Innern meiner Gedanken? Woher kannst du muthmaßen, daß mein Geist über solche Dinge sich beunruhiget?

Kamilla. Weil ich bis ins Innere deines Geistes dringe, liebenswürdiger Schwärmer.

Julian. Und wenn du bis dahin dringst, so must du sehen, wie elend ich bey aller dieser deiner Liebe bin, must wissen, wie unwerth du mich ihrer nennen must, wie ich so gar nicht zu einem festen Entschluß kommen kann, wie der Glanz meines Hauses, wie der wesentliche Vortheil, den mein Kardinalshut ihm vielleicht schaffen könnte, mich von allem zurückhält, was ich doch nach der Fülle meines Herzens und nach deinem unaussprechlichen Werthe sogleich beschließen, sogleich ohne Rücksicht auf etwas thun sollte.

Kamilla. Hüte dich, Julian, daß ich dich auf solchen Schwächen antreffe. Wie? Du könntest einen übereilten Entschluß fassen? Du könntest verläugnen die Pflichten, die dir heilig seyn müssen? Du könntest den Betrug an der Liebe begehen, und mit Aufopferung heiliger Gefühle sie unrein machen? Du wolltest deinen Bruder, wolltest seine Klarissa Ursini Preis geben, wolltest dem Namen Medicis keine größere Höhe geben, um einer Kamilla Kasarelli, um eines blos liebekranken Mädchens willen?

Julian. Sage mir, Zauberin, was willst du? Ich verstehe nicht eine Sylbe von allem, was du sagst. Deine Worte sind Finsterniß, gieb Helle dem Blinden.

Kamilla. Du wähnst wohl Wunder, was du thust, wenn du Kamillen zu deiner Gattin machst, und dann in den ersten vier Wochen alle die mißgestimmten Launen nachfolgen, Klarissa Ursini mit niedergesenkten Blicken auf mich sieht, dein Bruder es nicht wagt, in Florenz öffentlich sich zu zeigen, die ganze Stadt mit Fingern auf mich weiset,

und sagt: Die machte das Unglück des Hauses Medicis.

Doch was rede ich darüber? — Das kann in Julians Seele nie gelegen haben, das liegt noch izt nicht darin. Ich irre mich, ich bin strafbar, daß ich es nur denke.

Julian. Aber wenn Franz Pazzi deine Hand erhält, wenn dann alle Widersacher des Hauses Medicis wetteifern, der blendend schönen Kasarelli aufzuwarten, wenn da du mit Klarissa Ursini im Cirkel leben darfst, wer den meisten Glanz verbreitet —

Kamilla. Da müste freylich Kamilla die Liebe aufopfern, und — Julian! Kamilla lebt ja nur in der Liebe — in der Liebe zu dir.

Julian. Nicht also wäre das dein Plan? Nicht sollte diese Rede Vorbereitung seyn, mich von dir wegzuwenden, und meinen Freund dir näher zu bringen?

Nun sieh, Kamilla, du hast mich in dem Labyrinthe. Immer wirrer und wirrer zieht es sich um mich zusammen. Du hast mir das

Geheimnis meines Trübſinns entlockt, und keins haſt du mir wiedergegeben, das mich dafür ſchadlos halten könnte.

Kamilla. Und du haſt es noch nicht ergründet, dieſes ſchöne Geheimnis meiner Liebe? Du weiſt, daß ich nur in ihr lebe, und ich ſoll noch mehr ſagen, um dir Licht zu geben?

Wohlan! Was hat die Liebe mit dem Kardinalshut, mit dem Glanze der Medicis zu ſchaffen? Was hat eine arme Kamilla, die Julian liebenswürdig findet, mit allem Tand der Welt zu thun? Julian iſt ihr Himmel.

Julian! Ich bringe dir ein Opfer des Vorurtheils. Ich bin dein. Ich begehre dein Herz, nicht deine Hand. Aber dieſes Herz ſollſt du mir auch laſſen, das ſchwör' ich dir, oder nimmſt du es hinweg, (ſie zieht einen Dolch) ſieh! dann ſterbe ich.

Julian. Du biſt fürchterlich, Kamilla. Aber noch traue ich meinen Ohren nicht. Kamilla könnte etwas thun wollen, was ich mir nicht zu denken wagte?

Kamilla. Thun — und zu ihrer eignen Seligkeit es thun. Von heute an, Julian, bin ich ganz die Deine. Morgen bringe mich auf deiner Güter eins. Da will ich als unumschränkte Beherrscherin deines Herzens leben, und deine Unterthanen glücklich machen helfen.

Wähne nicht, daß Klarissa mein Opfer nicht wissen soll. O ja, sie soll es wissen, und sie wird so gut die Freundin der Kamilla bleiben, die sich Julian hingab, als sie es ihr erst war.

Julian. Aber bedenkst du nicht, daß auch dich Reue treffen kann? Wie kann Julian dann ersetzen, was du verloren glauben wirst?

Kamilla. Verliere ich deine Liebe nicht, so kann ich nichts verlieren. Verliere ich sie — dann, Julian, du hast gesehen, welchen Reichthum ich besitze. Einmal hab ich mich der Liebe zum Opfer geweihet. Halb kann ich nichts vollbringen.

Julian. Nein, Kamilla, ich kann mir den Gedanken nicht denken, dich verachtet zu ſehen in Florenz. Ich kann mir es nicht vorſtellen, daß es erträglich ſeyn kann, einſt Vorwürfe von dir zu hören. Du biſt ein ſo liebevolles Geſchöpf, daß die Zärtlichkeit nichts ſchwärmeriſcheres haben kann, als dich, aber dich verderben? Es ich zu grauſam, ich vollbringe es nicht.

Kamilla. Alſo entſagſt du mir, denn deiner Pflicht kannſt du nie entſagen. Deinen Namen wirſt du nie ſchänden, und deinen Bruder kannſt du nicht unglücklich machen.

Mir entſagen? Julian kann das? Und ich, Julian, habe geſchworen, ohne deinen Beſitz nicht zu leben. Ich ſchwor es ins Blaue des Himmels, ich ſchwor es hier vor dieſer Grotte. Die untergehende Sonne war mein Zeuge. Siehe, ſie neigt ſich ſchon wieder herab. Sie ſey auch Zeuge, daß ich meinen Schwur halte. (Sie zieht den Dolch, und tritt zur Grotte heraus.)

Julian (fällt ihr in den Arm.) Was willst du thun, Kamilla?

Kamilla. In dem süßen Augenblicke, wo du mich noch liebst, aufhören zu leben. Kann ich weniger thun? Soll ich zu meinem Verderbnis, zu meinem Untergang leben?

Julian. So fest bist du, Mädchen? Ich gebe dieser Festigkeit nach. Sey dann mein, weil du es so seyn willst, und das Band unserer Herzen ist wenigstens das festeste, was die Natur je knüpfte.

Kamilla (wirft den Dolch weg.) Fort denn mit dir. So brauche ich dich nicht. (Sie fällt Julian um den Hals.)

Julian. Sahe die Welt schon deines Gleichen, Kamilla?

Kamilla. Und wenn ich die erste wäre, so wäre es der erste Ehrentag der Liebe. Unheil soll diese Tyrannin der Menschen ja so oft gestiftet haben. Ist hat sie denn einmal Segen gebracht. Segen über dich und über Kamillen.

Glaube mir es, Julian, unser Geschlecht ist eigentlich nur für die Liebe geschaffen. Nichts sollte uns werth seyn, als sie, nichts uns beschäftigen, als sie. Allen — allen Ansprüchen auf irgend etwas, Hoheit, Reichthum, Ehre — allen sollten wir entsagen — nur Liebe sollte uns reizen, nur Liebe uns beglücken. In ihr allein sollten wir uns selig nennen.

Nun will ich aber auch leben. O Mann, den ich ansehen kann, ohne dahin zu schmelzen in deine Seele, laß meine Arme von nun an deinen Ruheplatz seyn. Es begegne dir, was Unangenehmes es nur immer seyn könnte, wende dich zu mir, und ich will die Furchen von deiner Stirn hinwegküssen, ich will deiner Augen Trübheit mit meinen Blicken zertheilen, ich will meine Hand auf dein klopfendes Herz legen, und es wird minder verzehrend pochen.

Julian. Traum und Erscheinung ist's nicht, es ist Wahrheit. Ich halte dich ja in meinem Arm. Ich küsse diese Lippen, diese Feuer-Augen, diese glühenden Wangen. Ich

schwimme in unaussprechlicher Wollust. Ein Engel in Menschengestalt, in der Gestalt eines lieben Weibes hat sich mir übergeben, hat mein Weltschicksal groß und herrlich gemacht.

Die Besiegung eines einzigen Vorurtheils, Kamilla, gießt Balsam in das Leben zwey guter Menschen, macht sie zu Glücklichen aus einer Tiefe von Elend, welches wenigstens für mich zugegen war. Du freylich könntest ein glänzenderes Loos haben, — aber wer darf es wagen, einer solchen Heldin zu widersprechen?

Kamilla. Nichts mehr davon. Dieser ganze Abend ist unser, Julian. Mein Vormund ist verreißt. Monna habe ich durch eine Freundin abhalten lassen. Das Fest unserer Liebe soll einsam, aber schön seyn. Flora soll ihren Schmuck uns leihen, und die sanfte Luna die Fackel am Altar der Liebe halten.

Fest ward das Band der Liebe zwischen Julian und Kamillen geknüpft, und wer wagt es, den schönen Naturbund unrein zu nennen?

Indessen hatten die Pazzi in Verbindung mit dem Pabst und dem herrschsüchtigen Riario ihren Bund zur Verschwörung gegen die Medicis auch weit gedeihen lassen.

Schon war Raphael Sansoni, der neue Kardinal Nepot, in Florenz, schon befand sich der Erzbischoff von Pisa Salviati daselbst, und hatte auf allen Fall seinen Pallast daselbst als einen Zufluchtsort für etwa unangenehme Augenblicke versprochen.

Montuglio, ein Lustschloß des alten Pazzi, war zum Versammlungsort für die Verschwornen bestimmt, und Franz Pazzi sollte die Gelegenheit, beyde Brüder ins Netz zu ziehen, dadurch machen, daß er den Medicis eine Bewirthung des Kardinal Nepoten vorschlüge.

Er entledigte sich dieses Auftrags auch auf die vortheilhafteste Art, wie wir aus

seiner nächsten Zusammenkunft mit Julian und den Folgen derselben erkennen werden.

Julian und Kamilla hielten die Verbindung ihrer Liebe noch verborgen. Die einzige Monna war es, die wohl einigen Verdacht hatte, aber doch nicht wagte, die Tugend Kamillens, die bisher hoch geachtet war, in Zweifel zu ziehen, noch auch Pazzi Muthmaßungen dieser Art zu entdecken, weil sie fürchtete, er selbst mögte dann auch auf bloßen Verdacht zurücktreten.

Klarissa und Lorenzo schwiegen gegen den Bruder. Sie wollten seinen Entschlüssen weder vorgreifen, noch auch ihnen zuwider seyn. Sie wähnten seine fortdauernde Liebe, aber sie sahen seine Heiterkeit nicht abnehmen.

Florenz.

Wohnung Franz Pazzi's.

Zimmer deſſelben.

Franz Pazzi. Julian von Medicis.

Franz. Nur ſelten ſeh' ich meinen Freund Julian. Aber ſo geht es, wen die Liebe beſchäftigt, der muß der Freundſchaft etwas entziehen. Nun, ich verdenke es dir nicht, da es um eines ſolchen Gegenſtandes willen geſchieht.

Julian. Franz! laß uns offen und aufrichtig reden. Ich weiß es, daß dieſe Kamilla dir nicht gleichgültig iſt, ich weiß, daß deine Blicke einſt an ihr hingen, da wir ſie zum erſtenmale gemeinſchaftlich ſahen, ich habe zu viel Kenntnis von den Gefühlen des Herzens, als daß ich nicht wiſſen ſollte, wer ſo liebt, wer ein Mädchen, wie Kamillen, liebt, der kann nicht kalt und gleichgültig ſeyn.

Franz. Aber mein Julian ist doch noch nicht mit dem ganzen Umfange der Freundschaft so bekannt, wie ich es bin. Kaum habe ich erfahren, du liebtest Kamillen, so hab' ich mich zurückgezogen. Ich hatte ernsthafte Absichten auf sie, ich wollte troz der Armuth des Mädchens, troz dem nicht ganz alten Herkommen ihres Geschlechts sie zu meiner Gattin wählen, ich mahlte mir ein schönes Bild meiner zukünftigen Ehe, ich wurde trübe und melancholisch, da ich nicht den Grad von Gegenliebe erblickte, den ich erwartete, den ich wünschen, den ich haben muste, um das mir geträumte Glück zu erreichen.

Ich wurde wütend, da ich von einem Nebenbuhler hörte, aber da man mir den Namen Julian zulispelte, sieh, mein Freund! — wie stark Sympathie der Herzen wirkt, da war ich still, da dämpfte sich die Wallung meines Herzens, da that der Gedanke Wunder: Nein, deinem Julian mußt du nicht in den Weg treten.

Julian. O du bist weit, weit über mich erhaben, Franz. So viel Entsagung kennt Julian nicht. Ich gestehe dir's, auch ich hörte deinen Namen, auch ich wurde aufmerksam darauf gemacht, daß der edle Pazzi Hand und Herz ihr angeboten. Es machte mich stutzig, aber ich konnte das Opfer der Liebe nicht der Freundschaft bringen. Der Liebe selbst, der hätte ich es gebracht. Wenn kalte Ueberlegung des mindern Schicksals, was ich, gegen dich genommen, ihr bereitet hätte, gekommen wäre, dann würde ich nachgegeben haben, dann hätte ich um ihrentwillen nachgegeben, und mein Unglück beweint. Aber so — in der ersten Fülle der Leidenschaft — es war unmöglich.

Und nun, Pazzi, Liebe des Mädchens gehört doch zu deinem Plane der Glückseligkeit, und der Himmel, der dir so viele Vorzüge über mich ertheilte, gab mir dagegen diese Liebe. Sie liebt mich heiß, feurig. O du kennst dieses Mädchens volle, hinreissende, warme Zärtlichkeit noch nicht.

Franz. Nur denken konnte ich sie mir, und wähnst du denn, ich hätte nicht sogleich geglaubt, daß der schöne empfindungsreiche Julian es über mich bey ihr davon tragen würde? Da sie dich liebt, mußt du sie besitzen. Es ist mein einziger Trost, daß du es bist.

Julian. Und noch kennst du diese Heldin nicht ganz, Pazzi. Sie erhebt sich über alle ihres Geschlechts. Sie kennt meine Lage. Sie weiß, daß ich zu Erhaltung meines Hauses den geistlichen Stand ergreifen muß, sie weiß, daß ich ihr kein glänzendes Glück zu geben vermag, und mit Ueberwindung aller Vorurtheile will sie nichts mehr, als — meine Geliebte seyn.

Franz. (für sich) Teufel! Das fuhr mir durch's Herz! (laut) O mein Julian, wie glücklich bist du! Seligkeiten erwarten deiner, und ich gönne sie dir.

Ah! weil wir eben beysammen sind, muß ich doch eine Frage an dich thun. Wir wollen dem Kardinal Nepoten, der sich hier

aufhält, ein Fest geben, und mein Oheim Jacob Pazzi meinte, wir dürften den Medicis nicht vorgreifen. Wenn werdet ihr ihn bewirthen?

Julian. Darum darfst du mich in der That nicht fragen, ich kümmere mich darum nicht. Aber ich will dir darüber Antwort schaffen.

Und nun, lieber Franz, keinen Haß auf mich, daß Kamilla mein ist. Hauptsächlich kam' ich, dich darum zu bitten. Auch mit Kamillen würde mir ohne Franzens Freundschaft das Leben zuwider seyn.

Franz. Zweifle nicht an mir, Julian. Unsere Freundschaft endet nur mit dem Tode.

(Er umarmt ihn, Julian geht ab.)

Ja, nur mit dem Tode, der dir hoffentlich bald werden soll. Also — seine Buhlerin will sie werden, und mein Weib wollte sie nicht werden? Wenn ich nicht noch mir schmeichelte, daß jungfräuliche Scham sie bis izt zurück gehalten, den Entschluß auszuführen, ich verzweifelte. Aber bald, bald muß

er fort, sonst überwinde er ihre Schamhaftigkeit, und dann müßte ich ihn und sie morden.

Julian kehrte so froh von diesem Ungeheuer zurück. Er kam zu seinem Bruder. Er erkundigte sich bey ihm nach der Anfrage, die Pazzi des Kardinal Nepoten wegen gethan, und dieser, obgleich er keine Verbindlichkeit gegen den Pabst hatte, sondern ihn eher hassen als lieben mußte, hielt es doch der Größe des Mediceischen Hauses entgegen, wenn einem so angesehenen Theile desselben er nicht die erste Ehre erwieß.

Es wurde daher unter den Brüdern beschlossen, in Frejola, einem sehr geräumigen und gelegenen Lustschlosse, das Fest anzustellen, und Julian gab seinem Freunde Pazzi Nachricht davon. Freude glänzte in seinen Augen, und Julian wußte nicht, daß es mörderische Freude war. Er suchte bey die-

ser Gelegenheit, da seine heuchlerische Fassung sich nun ganz gestärkt hatte, noch mehreres von Kamillen herauszulocken, aber hatte Kamilla es Julian verboten, über diesen Punkt Wahrheit zu sagen, oder war er selbst so diskret, seiner Geliebten noch zu schonen, genug, Franz bekam nichts von dem Geheimnisse der süßen Stunden heraus, die beyde genossen.

In Montuglio wurden nun alle Anstalten gemacht, die bestimmten Schlachtopfer in Fresola gehörig zu empfangen. Die Hälfte der Verschwornen sollte nur dahin, die andre Hälfte in Florenz bleiben, unter denen der Erzbischoff von Pisa war.

Ein Wunder war es nicht, daß Anstalten, die so gut getroffen waren, daß sie nicht hätten fehl schlagen können, dennoch fehl schlugen, aber es war die Hand des höhern Schicksals, welches über das Haus Medicis in den Minuten wachte, wo sein Untergang beynahe unvermeidlich war. Julian hatte Franzen von jeder Kleinigkeit im Gange des

Festes unterrichtet. Die Sekunde ließ sich so zu sagen bestimmen, in welcher der Mord geschehen sollte, und in welcher sich auch in Florenz der Tumult erheben mußte, um die Sache zu unterstützen, und alle Folgen zu vermeiden.

Am Morgen desselben Tages aber wurde Julian von einem so heftigen Fieber befallen, daß Lorenzo, anstatt ihn mit sich in den Wagen zu nehmen, in den Händen der Aerzte ihn zurück lassen mußte. Voll Bestürzung erschien er selbst in Frejola. Der Kardinal Neyot bemerkte seine Zerstreuung, fragte nach der Ursache, und bald erfuhren die Verschwornen, daß sie für diesmal ihres einen Opfers verfehlt hätten.

Da aber einer dieser beyden so gut, wie beyde, war, und, wenn er zurück blieb, nicht allein die Folgen schrecklich, sondern auch, wegen gewiß zu erwartender Vorsicht, des andern Untergang unwahrscheinlich wurde, besonders auch Franz Pazzi Lorenzo's Leben dem Leben Julians vorzog, so wurde be-

ſchloſſen, die ganze Sache aufzuſchieben, und man hatte nichts Angelegentlicheres zu thun, als einen Boten in die Stadt zu ſenden, und den Erzbiſchoff von Piſa, der den dortigen Theil der Verſchwörung dirigirte, von dem eingetretenen Unfall Nachricht geben zu laſſen, damit nichts unternommen würde.

So wandelte das verabredete Mordfeſt ſich dennoch in ein Freudenfeſt, da alles auf's prächtigſte eingerichtet war, Lorenzo Hofnung auf ſeines Bruders Beſſerung geſchöpft, und der Kardinal Nepot, von gar nichts unterrichtet, ſondern nur als Maſchine beym Ganzen gebraucht, ſich's wohl ſchmecken ließ, und die köſtlichen Speiſen aller Art hoch rühmte.

Die Verſchwornen hatten nicht Luſt, die Sache lange aufzuſchieben. Julians Krankheit, welche nur ein Flußfieber geweſen war, zertheilte ſich in wenig Tagen, und da am Sonntage darauf der Kardinal Nepot in der großen Kirche die Zeremonien mit anſehen wollte, und man vermuthete, daß die

Brüder Medicis dabey nicht fehlen würden, sollte es auch nur seyn, um dem Kardinal die Ehre des Begleitens zu erweisen, so wurde, ohne auf die Anstößigkeit des heiligen Orts zu sehen, der Mord für den Tag bestimmt.

Viele der Verschwornen, wenn sie auch nicht laut wider diesen Vorsatz murreten, trugen doch im Herzen einen Abscheu dagegen. Sie hielten das Verbrechen für größer und unverzeihlicher, und der Gedanke legte in manchen unter ihnen den Grund zum Kleinmuth, besonders, da man den heiligen Augenblick, in dem die Hostie gehoben wurde, zum Mordpunkt bestimmte.

Da aber die ersten der Verschwörung selbst Geistliche waren, da man zum Theil muthmaßte, der heilige Vater habe seine Hände im Spiel, da der Ort gerade der rechte war, um vorher das wenigste, und hernach das meiste Aufsehen zu machen, da bey längerm Aufschub und dem Mitwissen so vieler Menschen leicht Entdeckung zu be-

fürchten war, da endlich Franz Pazzi von Julian schon die Gewißheit hatte, daß beyde Brüder die Kirche besuchen würden, so blieb, trotz der Erinnerung, die verschiedene, besonders ein gewisser Anführer, Montesco, der es übernommen hatte, den Mord an Lorenzo zu begehen, machten, doch der Tag und der Ort fest beschlossen.

Ein gewisser Volterra und Etienne nahmen es nun auf sich, Lorenzo's Leben zu enden, Franz Pazzi aber ließ sich's nicht nehmen, selbst der Mörder seines so warmen Freundes zu seyn, und nahm nur zur Vorsorge einen gewissen Bandini, einen der verrufensten Bösewichter, der hier aber unter einem andern Namen erschien, mit zu Hülfe.

Der Tag erschien, und alles strömte der Kirche zu. Das Volk wußte, der Kardinal Nepot würde sie besuchen. Einige trieb Neugierde, andre Andacht, und die Verschwornen Mordsucht dahin.

Bald wäre zum zweytenmale der Anschlag ganz verunglückt. Lorenzo erschien,

und Julian nicht. Die Messe, die das Zeichen geben sollte, wurde schon angefangen. Es war alles zu fürchten, wenn diesesmal der Schlag fehl ginge. Eine gar zu große Menge Menschen wußten darum. Franzens Herz bebte, aber seine Fassung ließ ihn nicht. Er riß Bandini mit sich aus der Kirche und zu Medicis.

Florenz.

Medicis Pallaſt.

Julians Zimmer.

Franz Pazzi. Julian von Medicis. Bandini.

Franz. So träge, Julian? Noch nicht einmal gekleidet?

Julian. Ich weiß nicht, woran es liegt, daß ich heute nicht bey Laune bin.

Franz. Der Kardinal Nepot iſt ſchon in der Kirche. Er würde ſich wundern, erſchieneſt du nicht, da ich ihm es verſichert, ihr beyde würdet da ſeyn.

Julian. Mag er ſich einmal wundern, lieber Pazzi. Mir iſt ſo ahndungsvoll zu Muthe.

Bandini. Und er hat dieſen Augenblick gewählt, ſie kennen zu lernen, da er ſie

in Krejola nicht gesehen. Er sagte mir es noch diesen Morgen.

Julian. So werde ich mich wohl kleiden müssen. (Er zieht sich langsam an.)

Franz. Du wirst noch einen fröhlichen Anblick haben, Julian. Deine Geliebte, schöner, als ich sie noch je gesehen, aller Augen auf sich ziehend, ist in der Kirche.

Julian. Du irrst, Pazzi. Kamilla ist auf dem Lande.

Franz. Ich werde doch meinen Augen trauen dürfen. Vielleicht hat sie dir eine geheime Freude machen wollen, und wußte, daß du die Kirche besuchtest.

Julian. Das muß ich gleich untersuchen, Pazzi. Das stimmt meine ganze Laune um.

Wirklich verließ hier Julians ahndender Engel den guten Jüngling ganz. Er eilte, und Franz und Bandini faßten ihn unter die

Arme, ihres Opfers ganz gewiß zu seyn, und schleppten ihn gewissermaßen zum Tode.

Gerade wie sie dem Hochaltar sich näherten, hob der Priester die Hostie, und gab unwissend das Zeichen zu einer der größten Greuelthaten, die je in einem Tempel des Herrn vollzogen werden konnten.

Florenz.

Große Kirche.

Platz vor dem Hochaltar.

Lorenzo. Volterra. Etienne (seitwärts). Franz. Bandini. Julian. Verschworne. Priester. Volk.

Franz (stößt Julian nieder). Das für Kamillen, die du mir rauben wolltest.

Julian. Du! Mein Freund! Mein Abgott! Du mein Mörder!

Franz. Und das für den Namen Medicis, und das für den Kardinal.

Bandini. Bet' ein Stoßgebet, Medicis, mit dir ist's aus.

Julian. Verrätherei, wie keine war. O Kamilla! (Er stirbt.)

Lorenzo (blickt auf ſeinen Bruder, ſieht ihn morden, hüllt den Arm in den Mantel und zieht ſeinen Dolch). Buben! Mörder! Julian! Hülfe! Prieſter! Freunde!

Volterra. Es gilt auch dein Leben, Lorenzo. Beyde Brüder müſſen ſterben.

(Er ſticht nach ihm, und verwundet ihn in dem Hals.)

Lorenzo. Wenigſtens nicht, ohne als Mann mich zu wehren. Schändliche Verſchwörung!

Etienne. Reiß ihn nieder, Volterra, oder der ganze Zweck iſt verfehlt.

Ein Prieſter. Nein, Ungeheuer, Gottes Tempel ſoll nicht ſo entweihet werden.

Volk. Mord in der Kirche! Wehe den Mördern!

Dieſer edle und herzhafte Prieſter forderte verſchiedene ſeiner Mitbrüder auf, die zuſammen Lorenzo ergriffen, und in eine of-

sen stehende Kapelle warfen, deren Thür sie zuschlugen, indessen jener die beyden Mörder von ihm riß. Eben noch zu rechter Zeit, denn kaum war er darin, als Bandini, der diesen Tumult bemerkte, herzu lief. Dieser würde den schändlichen Zweck, ihn noch umzubringen, nicht verfehlt haben, wenn nicht einer der Geistlichen ihn, da er mit in die Kapelle dringen wollte, zurück gestoßen hätte.

Da er sahe, daß hier nichts mehr für ihn zu thun war, machte er sich unter die Menge, und wollte so zur Kirchthür hinaus, wo seine Gefährten seiner schon warteten, und ihn wohlbehalten, ehe der Lärm zu groß wurde, zum Thore der Stadt hinaus geleiteten.

Der Abrede nach sollte Salviati gleich nach gegebnem Zeichen zum Mord, den er nach den Anstalten vollkommen ausgeführt halten konnte, das Stadthaus unter dem Vorwand, den Gonfaloniere zu besuchen, besetzen, und Jacob Pazzi, dessen ganze

Bekanntſchaft auf dem großen Platze um dieſe Zeit bewaffnet ſich ſammelte, ſollte dahin eilen, um im Nothfall dem Erzbiſchoff von Piſa zu Hülfe zu kommen.

Der Prälat war wirklich mit Poggio und mehrern Verſchwornen im Stadthauſe angelangt, gerade aber hatte der Gonfaloniere, der ſich ſchon zu Tiſche geſetzt, den Befehl gegeben, niemand vor ſich zu laſſen. Er nahm alſo ohne Ueberlegung die Lüge zu Hülfe, er habe ein Breve vom Pabſte abzugeben, welches er in ſeine eignen Hände liefern müſſe.

Dies wurde dem Gonfaloniere berichtet, der auch ſeine Geſellſchaft verließ, obgleich ihm es etwas ſonderbar vorkam, um dieſe Zeit, die ſonſt den ernſtlichen Geſchäften nicht gewidmet war, ſolche Aufträge zu erhalten.

Als aber der Erzbiſchoff hernach kein Breve aufzuweiſen hatte, als er bald roth, bald blaß wurde, als ſeine Verbrechen und verbrecheriſchen Abſichten ihm auf der Stirn zu leſen waren, da ſchöpfte er Verdacht, da

ließ er den Erzbischoff stehen, und als Poggio, der ganz allein mit diesem herauf gegangen war, ihn aufhalten wollte, stieß er ihn mit einem Fauststoß über den Haufen, rief die Wache, und benachrichtigte seine Gäste, daß Gefahr da sey.

Das Geschrei des Gonfaloniere machte, daß die Wachen die Begleitung des Erzbischoffs, die in den untern Sälen geblieben war, gleich einschlossen, und so den fernern Fortgang der Verschwörung hier wenigstens verhinderten.

Von der andern Seite war Lorenzo von Medicis, nachdem die Priester ihm seine Wunde so gut als möglich verbunden hatten, von einer Menge Volks nach Hause begleitet, um nur erst Klarissen zu trösten. Er ließ aber nachdem sich gleich in das Stadthaus tragen, wo auch der Magistrat schon versammlet war, denn die Freunde Medicis, da sie nur Lorenzo noch am Leben wußten, hatten Sorge getragen, daß die ganze Stadt sogleich von allem unterrichtet war, und auch die Bürger sich

haufenweiſe ſammelten, und ſich erboten, die Henker abzugeben, um eine ſo ſchändliche und entehrende Verſchwörung zu rächen.

Freilich wußte Lorenzo, theils durch ſeine dargeſtellte Wunde, theils durch die Erzählung vom Tode ſeines Bruders, deſſen Unglück er mit redneriſcher Bruderliebe ſchilderte, allgemeines Mitleid für ſich und allgemeinen Haß gegen die Verſchwornen zu erregen, und man konnte der Wuth, die unter dem Volke herrſchte, nicht anders als durch ſchnelle Gerechtigkeit Einhalt thun.

Man ergriff alſo das Mittel, die Verurtheilten, denn wie konnte bey tauſend Zeugen ihr Urtheil aufgeſchoben werden, gleich zum Fenſter hinaus zu hängen. Das ging ſo ſchnell zu Werke, daß einer kaum halb erdroſſelt war, als man ſchon den Strang abſchnitt, um einem andern Platz zu machen, und der Herabgefallene wurde von dem Volke in Stücke geriſſen.

Es war eins der ſchrecklichſten Schauſpiele, und doch zeigte niemand Mitleiden, ſo ſehr hatte jeden der Haß ergriffen, der ſol-

chen Entweihern der heiligsten Augenblicke, solchen Mördern, solchen Verräthern des Vaterlandes gebührte.

Auch Franz Pazzi war in der Stadt gefunden worden, und das Schicksal dieses schändlichsten aller Menschen war, wie das der übrigen. Er fand seinen Tod am Stricke, und gleich auf ihn folgte der Erzbischoff von Pisa, der, sey es nun aus Bosheit gegen den päbstlichen Stuhl, oder aus Uebereilung, oder, um der Strafe einen desto größern Eindruck zu geben, im ganzen erzbischöfflichen Ornat, den er eben trug, weil er aus der Kirche kam, gehangen wurde.

Ein eigner Gang der Vorsehung bey dieser Verschwörung war es, daß auch kein einziger der Mitverschwornen unentdeckt und unbestraft blieb. Acht Tage vergingen, ehe das Volk, ganz gesättigt von Rache, sich zur Ruhe begab, und lange nachher noch wurde der freilich am schuldigsten gewesene, und einzig entkommene Bandini zur Strafe noch abgeliefert.

Er hatte wirklich Konſtantinopel erreicht, und ſich in Galata häuslich nieder gelaſſen, aber in den Faktoreien, die Lorenzo von Medicis auch dort hatte, war man zu genau von ihm unterrichtet, um ihn zu verkennen. Man wandte ſich an den Großherrn, und dieſer, der eben damals einen Haß auf den Pabſt hatte, weil dieſer einige Flotten gegen ihn ausgerüſtet, der von der Verſchwörung der Pazzi genauere Nachrichten ſich geben ließ, lieferte ihn in der Hofnung aus, daß Bandini gegen den Pabſt mit ausſagen, und dadurch den Namen des Oberhaupts der chriſtlichen Kirche verächtlich machen ſollte.

Dieſe Speculation ſchlug aber fehl, denn das Verhör Bandini's wurde nebſt ſeinen Ausſagen ſo geheim gehalten, daß auch bis auf unſre Zeiten keine Spur davon ans Tageslicht gekommen iſt.

Bandini wurde aus dem nehmlichen Fenſter gehangen, wo die übrigen Verſchwornen den Tod fanden.

Florenz.

Große Kirche.

Prächtiges Kastrum Doloris Julians von Medicis.

Von allen Seiten viel Volk. (zunächst) Lorenzo. Klarissa. Viele Freunde des Hauses Medicis.

Kamilla Kafarelli. (stürzt wild mit fliegendem Haare in die Kirche, und auf den Sarg.) Wo ist er? Mein Julian! Ha, das dachte ich wohl, daß man mir deinen Tod verbergen hatte. So ist sie doch wahr, die Geschichte, wie deine Ahndung mir sie sagte. Du standest ja blutig vor mir, einen Dolch in deiner Brust. Franz Pazzi dein Mörder, und noch ein grausamer Mann an seiner Seite. Sprich, Lorenzo von Medicis — ist es wahr, hat Pazzi deinen Bruder ermordet?

Lorenzo. Unglückliche Kamilla! Was willſt du hier? Entferne dich.

Klariſſa. Laß ſie Lorenzo. Du nenneſt ſie unglücklich, aber du kenneſt nicht den ganzen Umfang ihres Unglücks. Ich kenne ihn. Für ſie iſt keine Rettung. Nur unſere Gütt kann ſie vom Wahnſinn befreyen. Komm, Kamilla, in die Arme deiner Freundin.

Kamilla. Bin ich wirklich noch deine Freundin, da dieſer todt iſt? Zwar du liebteſt ihn auch, und dein Lorenzo liebte ihn auch. Er wollte ihm ja die Hälfte ſeines Vermögens geben.

Lorenzo. Ich bitte dich, Kamilla, entferne dich. Bedenke ſo vieler Menſchen Gegenwart.

Kamilla. Die ſollte ich ſcheuen? Nein, die ſind mir angenehm. So viel mehr Zeugen hab' ich meines Geſtändniſſes. Ja, wiſſt es, Florentiner, ich liebte dieſen Mann.

Ich war aber auch seine Mörderin, denn um meinetwillen hat ihn Pazzi getödtet. Um meinetwillen hat dieser brave Medicis die Dolchstiche empfangen. Verabscheuet mich, haßt mich.

Aber tödten müßt ihr mich noch nicht. Ich war vor Gott, vor den Augen aller Heiligen sein Weib. Ich trage das Pfand seiner Liebe unter meinem Herzen. Laßt mich diesen Medicis erst der Welt geben, dann, dann könnt ihr mich tödten, dann müßt ihr mich tödten. (Sie fällt nieder.)

O mein Julian! Ich lege mich in den Staub vor deinem theuren Ueberreste. Ich bitte dich, vergieb mir. Ich glaubte, alles überdacht zu haben, und hatte vergessen, daß man dich um meinetwillen morden könnte. Und das gerade that man. O wäre ich doch lieber gestorben!

Lorenzo. Klarissa! Sollte sie wahr reden? Könnte es möglich seyn, daß diese Julians Weib war?

Klariſſa. Sie war es. Ich wußte es, war die einzige Vertraute. Sie war auf einem der Güter Julians. Ich hatte befohlen, nichts ihr zu Ohren kommen zu laſſen, aber, wie du ſiehſt, hat Julian ſich ihr ſelbſt gezeigt. Wie die Arme den Wächtern entkommen, begreife ich nicht.

Kamilla. O, ich habe ſie überliſtet. Ich habe mich ſchmerzlos geſtellt, ich habe nach freyer Luft verlangt. Ich wußte ſchon geheime Wege nach Florenz. Man ſucht mich vielleicht noch.

Wie ich in die Stadt kam, fragte ich nach meinem Julian. Medicis? erwiederte man erſtaunt — Der nemliche — Nun, der wird heute begraben. Schnell ließ ich mir die Kirche ſagen, ſchnell flog ich hierher. Ich ſehe ihn ja noch einmal. Bald, bald werd' ich mit ihm reden, und mich entſchuldigen. Liebe — Liebe nur muß mich vertheidigen.

Der Auftritt war allen Anwesenden rührend. Jedermann interessirte sich für die Unglückliche. Man trat zu Lorenzo, man bat ihn, sich ihrer anzunehmen. Häufig flossen Thränen. Juliens Andenken wurde durch den Anblick der schönen Kamilla erneuert. Alle fluchten dem mörderischen Pazzi, und Kamilla dankte der so warmen Theilnahme einige ruhigere Augenblicke.

Aber lange dauerte ihre Ruhe nicht. Sie wurde in Klarissens Zimmer gebracht, die ihrer pflegte, die trübe Melancholie aber nicht von ihr zu verbannen vermogte. Die Dulderin erzählte mit wimmerndem Jammer dieser ihrer Freundin die ganzen Hofnungen und Aussichten auf ihr künftiges Glück, und was sie sich für süße Träume gebildet hatte, wenn nun Julian einst sehen würde, daß, obgleich nicht durch Priesterhand verbunden, sie doch die treueste Gattin, die zärtlichste Mutter, die vollste Theilnehmerin an seinen Leiden und Freuden wäre.

Oft schwärmte sie, und sahe im Geiste ihren Julian vor sich, und unterredete sich

mit ihm, als wenn er zugegen wäre, und machte ihm Vorwürfe, daß er ſo viel Zutrauen zu dem Mörder faſſen können.

Lorenzo ſelbſt, der lange es Kamillen nicht vergeben können, daß ſie einen ſolchen Schritt gegen bürgerliche Ordnung und angenommene Gebräuche gethan, ward endlich doch erweicht, fing an, ſie hoch zu ſchätzen, und wünſchte auch um ihrentwillen ſeinen Bruder, den er vielleicht gern mit ſeiner ganzen Glückſeligkeit erkauft hätte, wieder ins Leben zurück.

Nach und nach nahete ſich die Zeit ihrer Niederkunft. Sie brachte einen Sohn zur Welt, und dieſer Sohn war Julians ganzes Ebenbild. So treffend hatte die Natur noch nie den Vater im Sohn geſchildert, als ſie es hier that. Wunder war es aber auch nicht. Hatte denn Kamilla Kafarelli's Liebe gegen Julian nicht den Stoff dazu gegeben? Hatte nicht der reizende Julian im überſchwenglichen Maße der Befriedigung Leben dieſem Urſtoff geſchenkt? Hatte während ſei-

ner Bildung ein anderes Bild in dem Herzen der Mutter Wurzel gefaßt, als eben dieser Julian?

Lorenzo hätte müssen seine Augen verläugnen, um nicht zu sehen, es sey der Sohn seines Bruders. Die Mutter selbst, die schwer ihn zur Welt gebar, erkannte im Augenblick, da man ihn ihr brachte, die ganze Gestalt ihres geliebten Julians, und dankte dem Geschick, welches sich ihrer so wesentlich angenommen.

Denn wer konnte es dem Verläumder wehren, zu sagen, sie habe auf Julian die Schuld einer ausschweifenden Lebensart gewälzt? Aber hier war Beweis, hier war Ueberzeugung, hier rechtfertigte sie die Natur. Klarissa, die gute Klarissa, die aus dem Innersten des Herzens so gern ihr Glück mit Kamillen getheilt hätte, war so froh, hielt Lorenzo, da er eintrat, den kleinen Julian entgegen, und dieser wähnte seinen Bruder in ihm zu erblicken, konnte einigen Thränen nicht wehren, seine Wangen zu netzen, und beschloß,

diesen Knaben gleich den seinigen erziehen zu lassen.

Die Folge wird uns mehr von ihm, der auch Julian genannt wurde, erzählen, und seine Mutter Kamilla dachte sich's wohl nicht, welche Stelle er einst bekleiden würde, so wenig Pabst Sixtus es sich träumen ließ, daß der uneheliche Sohn dessen, dem er den Kardinalshut versagte, an seiner eigenen Stelle einst thronen würde.

Kamilla Kasarelli genoß nicht lange der Freude, ihres Julians Ebenbild zu sehen. Alle die Auftritte, welche sie erlebt, hatten ihre Kräfte aufgezehrt. Der rasche Tumult ihrer Leidenschaften hatte schon vor Juliens Tode heftig auf sie gewirkt. Izt nach demselben waren beruhigte Schwermuth und wilder auffahrender Kampf mit ihrem traurigen Loose abwechselnd die Zerstörer ihres Körpers gewesen. Ihre erhizte Fantasie brachte im Anblicke dieses Knabens so viel Bilder der Vergangenheit zurück, daß ihr Nervenbau sie nicht fassen konnte. Eine wütende Verwirrung

ergriff ſie, und unter fortdauernden Exklamationen an ihren Julian folgte ſie ihm in ein beſſeres Leben.

Viele hatten Julian beweint, viele beweinten Kamillen. Kein Menſch von Gefühl hörte die Geſchichte ihrer Aufopferung und ihrer Leiden ohne Theilnahme.

Lorenzo hatte gleich im erſten Augenblicke, wo er in der Kirche angefallen wurde, ſo viel Faſſung des Geiſtes behalten, daß er die ganze Lage ſeiner Sachen überſahe. Es fiel ihm gleich ein, der Streich käme von Riario, und da er wohl erwarten konnte, daß man es bey dem einen nicht bewenden laſſen würde, ſo hatte er den Prieſtern, die ihn retteten, aufgetragen, für den Kardinal Nepoten Sorge zu tragen. Die fortdauernde Gleichgültigkeit dieſes jungen Mannes ließ ihn ſeine wirkliche Schuldloſigkeit muthmaßen, und er hatte für des Pabſtes Zorn gezittert, wenn dieſer etwa im Tumult umkommen ſollte.

Ohne Gefahr war er nicht geblieben: Das Volk hatte ihn mit in Verdacht. Er wurde aber von den Prieſtern, die mit ihren Leibern gleichſam ein Bollwerk um ihn machten, glücklich gerettet, und kaum war Lorenzo im Stande, wieder zu handeln, als er ſich ſeiner mit Eifer annahm, die Wachen des Magiſtrats in die Kirche ſandte, und in ſeinen Pallaſt ihn bringen ließ, welches jedoch nur unter dem Vorwand geſchehen konnte, daß man ihn aufs Stadthaus zu bringen, und dort zu ſtrafen willens ſey.

Lorenzo ſahe kein anderes Mittel, der ferner über ihm ſchwebenden Gefahr ſich zu entziehen, als daß er vom Kardinal Neposen und dem Pabſte ſelbſt alle Schuld wegzuwälzen ſuchte, die man ihnen etwa beymeſſen wollte. Er ließ des erſtern wegen dies ſogar gerichtlich beſtätigen, erwies dem jungen Kardinal mehr Höflichkeit und Aufmerkſamkeit, als jemals, und beſuchte ihn, ſobald die Ruhe in der Stadt ſo weit hergeſtellt war, daß es mit Sicherheit geſchehen konnte.

Selbſt an den Pabſt ſchrieb Lorenzo in den ehrfurchtsvolleſten Ausdrücken. Er entſchuldigte das Misvergnügen, welches der Kardinal Nepot erfahren müſſen, wenn ſchon kein Ankläger gegen ihn da war. Er betheuerte, daß er alles anwenden würde, Seiner Heiligkeit den ſchädlichen Eindruck zu benehmen, den ſie ſeinetwegen gehabt, und erbot ſich, ſelbſt nach Rom zu kommen, um den Pabſt von der Reinheit ſeiner Geſinnungen zu überzeugen.

Dieſes alles kleidete er ſo ein, daß weder Furcht noch Mißtrauen herausblickte. Er machte noch verſchiedene Anerbietungen von Seiten der Republik, die dem Pabſte zum Vortheil gereichen ſollten, und er glaubte, mit dieſem damals ungewöhnlichen Zuge von Grosmuth ſeinen unverſöhnlichſten Feind gänzlich zu entwafnen.

Aber das war tauben Ohren gepredigt. Sixtus war nicht der Mann, der das Herz reden ließ, nicht der Mann, der politiſchen Zwecken etwas von ſeinem Ehrgeiz aufge-

opfert hätte. Er betrachtete weder die Dienſte, die Lorenzo dem Kardinal Nepoten geleiſtet, noch die Schonung, mit welcher er gegen Riario zu Werke gegangen.

Sein Geiſt hatte ſich über den ſchlechten Ausgang der Verſchwörung empört, und ſeine gehäſſige Laune gegen Medicis war vergrößert. Er ſahe nur aus dem Geſichtspunkte der Rache auf ihn, und da kein neues heimliches Stückchen zu unternehmen war, weil man zu ſehr auf ſeiner Hut ſeyn würde, ſo behielt Riario's Meinung, öffentlich nun den Angriff auf Medicis und Florenz zu wagen, und mit bewafneter Fauſt ſie anzufallen, die Oberhand.

Denn verſöhnen ſchien ihm gewiſſermaßen ſich blos geben, und ein offener Krieg, ſo ungerecht er auch ſeyn mogte, war wenigſtens nicht mit der Schande verbunden, die eine fehl geſchlagene Verſchwörung immer nach ſich ziehen mußte.

Der Plan wurde alſo darauf angelegt, den König von Neapel in den Bund zu zie-

ſen, und der Herzog von Kalabrien, den man wegen der Anrückung der neapolitaniſchen Truppen mit in die Verſchwörung gegen die Medicis verwickelt nannte, ſollte hier zum Vorwand dienen.

Man ſtellte dem Könige den Schimpf vor, der deswegen auf ihn fiele, man machte verſchiedene andere Verſuche, ihn zu bewegen, allein alle dieſe würden nicht auf ihn gewirkt haben, wenn nicht von Seiten der Verwandten Lorenzo von Medicis, namentlich von den Urſini, eine Unvorſichtigkeit begangen worden wäre, die das Haus Medicis abermals zu vielen Verwirrungen leitete.

Ende des erſten Theils.

Die Familie Medicis in ihren glänzendſten Epochen.

Ein hiſtoriſch-dramatiſches Gemählde.

Vom

Verfaſſer der Familie Eboli.

Mit Kupfern.

Zweyter Theil.

Leipzig,
in der Schäferiſchen Buchhandlung.
1795.

Die
Familie Medicis.

Dritter Abſchnitt.

Lorenzo von Medicis, der Prächtige genannt.

Beſchluß.

Jahr 1478 bis 1492.

Redende Personen.

Pabſt Sixtus der vierte.
König Ferdinand von Neapel.
Lorenzo von Medicis.
Peter von Medicis, deſſen Sohn.
Der Fürſt Riario von Forli.
Der Kardinal Raphael Sanſoni.
Kardinal Eſte.
Kardinal Nardi.
Baron Roſſano, Neapolitaniſcher Bothſchafter in Rom
Roſſelli, Päbſtlicher Geſchäftsträger in Neapel.
Thomas Sederini, Sohn des Gonfaloniere.
Der Gonfaloniere von Florenz.
Der Sekretair des päbſtlichen geheimen Conſiliums.
Ein Bote aus Florenz.
Leoni, Lazarus } zwey berühmte Aerzte.
Kardinäle.
Granden.
Bürger.
Volk.

Weibliche.

Kamilla Lafarelli.
Klariſſa Urſini.
Weiber.

Daß man dem Könige von Neapel Beleidigung seines guten Namens durch die Florentiner in den Kopf sezte, wenn er eine so schöne Armee, die er schon gegen sie geschickt, fruchtlos zurückkehren ließe, machte keinen Eindruck auf ihn. Er war alt, dem Grabe nahe, und hatte nicht duldsam genug regiert, um nicht schon weit reizendere Vorwürfe von seinen Unterthanen hören zu müssen.

Selbst die Vorstellung, daß man die Republik Florenz erobern, und Riario sie dann als Lehn von der Krone Neapel anuehmen sollte, war kein hinreichender Grund. Was sollte dem alten Könige noch ein neues Lehn? Er schlug alles ab, und der Bevollmächtigte des Pabstes und seines Neffen war im Be-

griff, unverrichteter Sachen von Neapel wieder zurückzukehren.

Gerade um die Zeit kamen die Häupter der Familie Kolonna aus dem Römischen in Neapel an. Die Ursini, ihre Hauptfeinde, hatten es nicht länger ertragen können, sie im ruhigen Besitze ihres Eigenthums zu sehen. Der eingewurzelte Haß hatte sie besonders izt, da sie bey den Medicis einen Zufluchtsort wußten, verleitet, in dieses Eigenthum ihrer Feinde einzufallen, und sie zu plündern, und zu berauben.

Diese waren an den einzigen Ort geflohen, wohin sie fliehen konnten, nach Neapel. Der Herzog von Kalabrien selbst unterstüzte ihr Gesuch bey seinem Vater, und da das Verbot des Papstes, und ihre Verwandtschaft mit Medicis izt die Gelegenheit gaben, auch die Florentiner als Mitschuldige dieses Einfalls anzuklagen, so wurde der schwache König überredet, noch einmal das Werkzeug der Rache des Pabstes, und des Stolzes seines Neffen zu werden.

Auch wurde, sobald der König sein Wort gegeben, der Krieg gegen Florenz im Namen des Königs und des Pabstes mit allen üblichen Formalitäten erklärt.

Der Vorwand wurde von der Beleidigung des Kardinal Nepoten hergenommen. Man behauptete, die ganze Verschwörung der Pazzi sey nur auf den Tod dieses jungen Herrn gemünzt gewesen; in Frejola sey er nur verschont worden, weil Julian Medicis nicht dabey seyn können, und seine bald bestimmte Abreise habe endlich gar das Verbrechen für die Kirche, und für den heiligsten Augenblick des Sakraments bestimmt.

Die Rettung des Kardinals habe man einzig den Priestern zu verdanken, die edel genug mit ihren eignen Leibern ein Bollwerk um ihn gemacht, und die Spöttereyen, die Verwünschungen, die er habe hören müssen, wären die deutlichsten Beweise, daß nur die Hand der Vorsehung gewissermaßen wunderbar ihn errettet; auch hätten die Floren-

siner, da er im ersten Morde nicht umgekommen, es nur nicht gewagt, ihn zu tödten, und deswegen ihn nach Rom zurückgehen lassen, weil sie gefürchtet, ganz Europa möchte ein Verbrechen rächen, wovor die Menschheit zurückschauderte, und das man mit dem Morde eines heiligen Purpurs gleichsam gekrönet hatte. Alles war aufgeboten, um die Florentiner schwarz, Medicis aber am schwärzesten zu mahlen.

Rom.

Vatikan.

Päbſtliche Zimmer.

Audienzzimmer.

Pabſt Sixtus. Fürſt Riario. Der Kardinal Raphael Sanſoni. Verſchiedene Kardinäle. Der Sekretair des geheimen Konſilii.

Sekretair. Dreymal ſind die Florentiner, dreymal iſt die Republik, oder in ihrem Namen ihr Stellvertreter vorgeladen worden, ſich zu ſtellen vor dem päbſtlichen Gerichte, Red' und Antwort zu geben von der Beleidigung an Raphael Sanſoni, Nepoten Sr. Heiligkeit, ſich zu vertheidigen wegen Mordes an heiliger Stätte, wegen Entweihung des allerheiligſten Augenblicks der Meſſe, wegen Duldung des Aufruhrs, und ſolcher Menſchen, die zum Aufruhr Anlaß gaben. Niemand iſt erſchienen, damit wir mit den

Anklägern sie hätten zusammenstellen, ihre Verbrechen ihnen vorhalten, sie überzeugen, und ihre Vertheidigung hören können.

Sixtus. Vertheidigung? Findet sie statt, wo des Verbrechens Beweise vor Augen liegen? Ist es nöthig, da zu konfrontiren, wo weltbekannt schon die Unthat ist, die man begangen?

Riario. Nicht genug, daß man alle diese Laster begangen, daß in der Verschwörung der Pazzi der Untergang der gottlosen Medicis nur eine Nebensache war, man hat wider die ganze Kirche gesündiget, man hat den unschuldigen Erzbischoff Salviati von Pisa nicht nur schimpflich hingerichtet, man hat eine Strafe, die unehrlich ist, an ihm in bischöfflichen Kleidern vollzogen.

Sansoni. Schauder überfällt meine Seele, so oft ich der schrecklichen Tage gedenke, die ich in der mörderischen Stadt erlebte, wo jedes Geräusch mir den Tod zu verkündigen schien, wo ich gewiß auf der Liste derer, die sterben sollten, oben an stand,

und wo ein Zufall, die herzhafte Vertheidigung der Prieſter, allein mich rettete.

O man hatte das Volk in eine unbeſchreibliche Wuth gebracht. Man hatte ihm eine Verſchwörung vorgemahlt, die nichts weniger als ſeinen ganzen Untergang, den Verluſt ſeiner Freyheit befördern ſollte. Und wären Se. Heiligkeit ſelbſt zugegen geweſen, es hätte nicht unterlaſſen, die Hände an den Vater der Chriſtenheit zu legen.

Ein Kardinal. Es iſt eine entſetzliche That. Die Jahrbücher müſſen ſie für ewige Zeiten aufbehalten, aber auch ewige Zeiten müſſen von der Ahndung ſprechen, die ſie verdiente, und die ihr auch wurde. Heiliger Vater, laß den Geiſt deiner Milde ruhen, damit nicht Reiche durch die Nachſicht zu Grunde gehen, die du einer Stadt wiederfahren läſſeſt.

Der Herr des Himmels ſieht lange den Unthaten der Menſchen zu, aber wenn das Beyſpiel zu auffallend wird, wenn Nationen in Gefahr ſtehen, verderbt zu werden, dann

läßt auch er den Donner seines Zorns über sie rollen, dann vertilgt auch er ohne Schonung.

Ein anderer. Ja, heiliger Vater, die Republik hat sich versündiget, die Republik muß büßen. Wenn könnte der heilige Vater seine geistliche Würde sichern, wenn es dem Pöbel frey durchgehen sollte, Erzbischöffe zu henken, und mit den Zierden der Heiligkeit seinen Spott zu treiben? Wenn das Volk gegen seine Obrigkeit zürnt, so wollen wir sagen, es könnte klagen, aber wenn dann der Arm der Kirche sich zeigt, und seine Fehden schlichten will, wenn es dann diesen Arm mit Verachtung von sich stößt, so verdient es die strengste, die allerstrengste Ahndung.

Riario. Ich selbst muß um Gerechtigkeit flehen. Schwarz hat man mich gemacht. Mein Name steht in den Verhören des Magistrats von Florenz als der Name eines Verräthers. Die hämischen Aussagen gegen mich könnten, würden sie mit Stillschweigen übergangen, meinen ganzen Ruhm

zu Grunde richten. Ich soll den Plan gehabt haben, Florenz unter meine Bothmäßigkeit zu bringen? Ich soll darin haben herrschen wollen?

Ueber ein solches Volk mögte ich nicht herrschen, und sezte man mich über dasselbe.

Sixtus. Aber züchtigen — züchtigen, mein lieber Neffe, sollt ihr es. Es hat sich hauptsächlich an euch vergangen, ihr mögt einst es lehren, wie man sich gegen Kirche und Obrigkeit zu betragen hat.

Ja, der Bann sey über die Florentiner ausgesprochen. Verstossen mögen sie seyn von allen heiligen Handlungen. Verflucht mögen sie seyn vor dem Angesichte der Menschen.

Ein Kardinal. Ein Spruch, Eurer Heiligkeit würdig. Es ist nicht genug mit milder Hand verzeihen. Sünden wollen Strafe. Wir werden alles ausfertigen, und in den gewöhnlichen Formalitäten bekannt machen. Schon zu lange hat die Langmuth der Kirche bey diesen Sündern gezögert.

Sixtus. Dem Herzoge von Kalabrien wird entboten, den Spruch zu erfüllen, mit seinem Heere zu überziehen die Stadt und das Gebiet der Florentiner. Er zerstöre das Mordnest, und unterwerfe es unsrer Willkühr. Dann, Riario, soll deine Weisheit ihnen Gesetze vorschreiben, nach denen sie leben und handeln können; dann soll dem übergebliebenen Theile Buße und darauf folgende Verzeihung gepredigt werden.

Lorenzo von Medicis kam nichts von allem diesen unerwartet. Selbst der fürchterliche Bannstrahl des Pabstes, den man in diesen Zeiten nicht mit Unrecht als das schrecklichste scheute, was einen Menschen, und selbst einen ganzen Staat treffen könnte, war ihm als ein wahrscheinlich zu überwindender Feind erschienen. Es ging auch so plötzlich damit, und er folgte der Ankündigung des Krieges so schnell, daß sie kaum Zeit gehabt hatten, sich zu besinnen, wie sie

ſich vertheidigen wollten, viel weniger, daß ſie ſchon Anſtalten gemacht hätten.

So wie der Pabſt ſeine höflichen Entſchuldigungen nicht annahm, wußte er auch gewiß, kein Mittel, ihn und die Florentiner zu kränken, wäre es auch noch ſo unnatürlich, würde unverſucht bleiben, wo möglich, ihn beſonders, und die ganze Republik mit ihm zu Grunde zu richten.

Er hatte ein Mittel ausgedacht, die allgemeine Beſtürzung, die nothwendig in Florenz entſtehen mußte, zu dämpfen, ohne den Weg zu wählen, von der Unwirkſamkeit deſſelben zu reden, oder etwa die Macht des Pabſtes, es anzuwenden, zu beſtreiten. Es würden ihm die Urſachen, auch dieſes zu behaupten, zwar nicht ſo entfernt gelegen haben, und ſelbſt der Hauſe der Geiſtlichen in Florenz, die ſich hierbey ſo gut beeinträchtigt ſahen, wie jeder andre Bürger, und die für ſich gar keine Schonung bey dem ganz allgemein abgefaßten Bannſtrahl gegen die Republik wahrnahmen, hatte ihm verſprochen, in ihren Kanzelreden auf ſeiner Seite

zu halten. Aber Medicis wußte einen kürzern Weg, der mindere Verletzung gegen die Kirche enthielt, und folglich gegen die Ehrfurcht des heiligen Stuhls nicht so sehr anstieß.

Er warf alle Schuld auf Riario, den Vetter des Pabstes. Er führte alles, was von diesem nachtheiliges in den Verhören wegen der Pazzischen Verschwörung stand, deutlich aus einander.

Er suchte dann in einer öffentlichen Versammlung seine Meynung, daß dieser Bannstrahl blos von weltlicher Seite usurpirte geistliche Macht sey, darzuthun.

Florenz.

Groſſe Verſammlung des Magiſtrats.

Lorenzo Medicis. Der Gonfaloniere. Magiſtratsperſonen. Groſſe. Bürger. Volk.

Lorenzo. Wenn in der Selbſterhaltung ein Verbrechen läge, Mitbürger, dann nur könnte unſer Verfahren bey der ſchändlichen Verſchwörung der Pazzi ungerecht genannt werden, die um ſo ſchändlicher war, da ſie ſie nicht einmal zu ihrem eignen Vortheil, ſondern zum Nutzen eines dritten angezettelt hatten. Eure eignen Mitbürger waren das Werkzeug, wodurch ein kleiner Deſpot, aber ein großer Tyrann — wer verabſcheuet ihn nicht, den Namen Riario, ſobald ich ihn nenne, — euch unterjochen, ſich euer Eigenthum eigen machen, euch eurer Freyheit, eurer natürlichen Rechte berauben wollte.

Bedürft ihr vieler Ueberzeugungs-Gründe, um dieß schändliche Vorhaben einzusehen?

Nehmt seine Unternehmung gegen Tiferno, wo der Stolz dieses päbstlichen Verwandten zulezt sich in seinem ganzen Umfange zeigte. Nehmt sein Betragen gegen Spoleto, wo er die Bürger durch seine hineingelegten Soldaten ihrer Freyheit beraubt, und unter Druck und Zwang erhält; nehmt die Eroberung von Forli, auf welchen Ort er nicht die entferntesten Ansprüche hat, nehmt den bezweckten Ankauf von Imola, wo man sich mit aller Macht ihm widersetzen mußte!

Immer mehr nähert der Tyrann sich euren Grenzen, denn Florenz möchte er gern zum Mittelpunkt seiner Besitzungen machen.

Haben denn etwa die Pazzi einen Schritt gethan, den er nicht gewußt? Zeugen nicht alle gefundene Briefe von ihm, daß er die Anstalten gemacht, die die Republik stürzen sollten? Hat er nicht alle Kosten der Unternehmung getragen, hat er nicht

Personen dazu aufgewiegelt, hat er ihnen nicht den Eid abgenommen? Hat er nicht seinen Neffen, den wir noch großmüthig verschont haben, weil er nicht mitwissend an der schlechten Rolle war, die man ihm spielen ließ, hat er ihn nicht hieher geschickt, um die ersten Früchte der Zerstörung zu erndten, die seine teuflischen Unternehmungen gemacht.

Seinen Anschlag hat die Vorsehung, die über die Republik wacht, vernichtet. Aber in seinem Herzen ist er nicht gestorben. Izt nimmt er verdecktere, aber eben so wenig rechtmäßige Wege.

Der Pabst ist schwach gegen ihn. Bey hundert Gelegenheiten zeigte er dies. Es ist nicht blos mein Vorwurf. Ganz Italien sagt es. Ohr und Auge des Pabstes ist auf ihn gerichtet. Er regiert uneingeschränkt in seinem Herzen. Und da er ein erwiesener boshafter Mensch ist, was steht von ihm zu glauben, als daß er ihn auch verleitet, seine geistliche Macht zu misbrauchen.

Den Bann, meine Mitbürger, sehen wir an, als von Riario gegeben, und ein solcher kann einen ganzen würdigen Staat nicht verletzen. Weil wir Gerechtigkeit übten, soll er uns strafen können, und des Pabstes Neffen sollen von der Gerechtigkeit, die allen Menschen gleich seyn soll, eine Ausnahme machen? Sollen ungestraft sündigen, selbst mit heiligem Donner spielen können?

Nein, theure Mitbürger, duldet es nicht! Es sey euer angelegentlichstes Geschäft, allgemein es zu verbreiten, daß ihr diesen Bannstrahl verlacht! Es sey euer fester Vorsatz, gegen die anrückenden Söldner Riario's tapfer euch zu vertheidigen! Was ich habe, gebe ich, opfre ich dazu. Mein Vermögen, mein Leben, mein Blut ist euer. Habe ich einen Theil desselben für diesen Unterdrücker meiner Republik verlieren müssen, hat seine meuchelmörderische Hand mir es entrissen, wie sollte ich es nicht für einen edlern Zweck, wie nicht für das Wohl meiner Mitbürger dahin geben?

Gonfaloniere. Wahr und richtig und ehrlich spricht Lorenzo. Er ist werth, daß man ihn höre, daß man seinen Rathschlägen folge, daß man ihm das Wohl des Vaterlandes anvertraue.

Lorenzo. Vergönnt mir noch mehr zu sagen, meine Mitbürger. Vitelli herrschte in Tiferno. Was wollte er mit seiner ganzen Macht gegen die unsre? Doch widersetzte er sich dem Hofe zu Rom, und er drang durch. Schon nachdem er die Stadt seinen Feinden übergeben, die bestimmte Summe in Empfang genommen, lachte er des Vortheils, den die Waffen Riario gegeben, bediente sich seines natürlichen Rechtes, fiel unvermuthet über sie, und nahm sein Eigenthum wieder.

Wir stehen mit Vitelli in keiner Parallele. Jahrhunderte haben unsre Rechte gegründet, welches bey ihm der Fall nicht war, und wir sollten nachläßiger in Befolgung unsrer Pflichten seyn? Jeder Florentiner sollte es nicht hehr und hoch in seinem Herzen fühlen, es sey seine Pflicht, zur Erhaltung der Freyheit, des Wohlstandes, der ewigen Dauer seiner Re-

publik beyzutragen? Er sollte es nicht mit schmerzlichem Gefühl betrachten, daß ein Tyrann sogar die Kirche gegen ihn aufhezt, und sich der Misbräuche in derselben bedient, ihn zu stürzen? Er sollte endlich zagen, bey der gerechtesten Sache, bey dem großen Vorrechte des guten Gewissens?

Einer aus dem Volke. Nein, Lorenzo, das thun wir nicht, wir zagen nicht, wir sind bereit, Florenz zu vertheidigen, unsre Freyheit zu vertheidigen, dich und uns zu schützen. Redet mir nach, ihr Mitbürger! Verkündets laut, daß ihr bereit seyd, euer Blut zum Besten eurer Mitbürger dahin zu geben!

Alle. Das sind wir! Das sind wir! Zu den Waffen! Zu den Waffen!

Lorenzo. O wie süß tönt dieser Ton meinen Ohren. Seht, meine Brüder, jezt hört alle Partheylichkeit auf. Nicht etwa hat Riario diejenigen vom Bann-Fluch ausgenommen, die vorher in das Bündnis mit ihm einstimmten. Er lohnt seinen Freunden, wie

seinen vermeinten Feinden. Wenn also unter euch noch einer mit einem Funken von ihm gezündet, glimmen sollte, der lege ja die Hoffnung ab, als ob dieser falsche Freund ihm einst vergelten werde, was er ihm zu gefallen that? Nein! um so eher wird er euch ausrotten, die ihr ihm beystandet, damit kein Zeuge seiner häßlichen Heucheley mehr übrig sey, und keine Zunge ihn tadele.

Weg also mit allem, was in euren Herzen etwa Unrepublikanisches ruhete. Ihr werdet dadurch nie etwas erlangen. Hier schließe sich alles an die gute Sache, und die auch böse waren, werden dadurch wieder mit gut.

Lorenzo hatte nicht ohne Wirkung geredet. Die Herzen aller flogen ihm entgegen. Keiner war, der nicht gerührt gewesen wäre, aber alle waren auch gleich bereit, ihm für die Erhaltung der Republick in einem so schweren Falle, wie dieser es wirlich war, das Ruder des Staats in die Hände zu geben. Die oberste Gewalt wurde ihm ohne alle Einschränkung

überlassen. Er wurde Herr über Leben und Tod seiner Mitbürger. Man überlies seiner Willkühr die Besetzung der Vestungen, und man ging sogar so weit, ihm Macht zu geben, die Auflagen zu vermehren, und neue zu fordern, ein Recht, welches immer noch der regierende Theil aus der Bürgerschaft sich allein, mit Beystimmung aller vorbehalten.

Alles das, welches mit einem außerordentlichen Eifer, mit einer unglaublichen Geschwindigkeit unternommen und ausgeführt wurde, setzte die Florentiner so sehr in Bewegung, brachte sie so warm ins Feuer, daß sie nun alle Drohungen des päbstlichen Stuhls verlachten, daß sie der Plakate spotteten, die von Seiten desselben angeschlagen wurden, daß sie sich mit einer Stille und Ordnung zur Gegenwehr rüsteten, wie es zu Foliogro's Zeiten nicht gewesen war, und der festen Zuversicht lebten, Lorenzo würde schon hier, so wie damals Mittel finden, das ganze über ihnen schwebende Ungewitter abzuwenden.

Auch that Medicis, was vielleicht mancher bey so erhaltener uneingeschränkter Macht

nicht gethan hätte. Er zeigte hier Eigenschaften, die noch mit keinem seiner Vorgänger zu vergleichen waren, sein Herrscher-Talent kam empor, und sein feines Nachdenken über Staatswissenschaft trat in ein helles Licht. Er schien das Ruder der Regierung nur in die Hände genommen zu haben, um nach vorübergegangenem Sturm es wieder nieder zu legen.

Ohngeachtet der ihm ganz überlassenen Macht und Unabhängigkeit von dem übrigen Theile des Magistrats, unternahm er doch nichts, ohne sie darum zu befragen, ließ nichts in Ausübung bringen, wenn nicht die Mehrheit der Stimmen es gut geheißen hatte. Er nahm keinem Beamten, keinem Befehlhaber seine Würden, um etwa Freunde von sich an ihre Stelle zu setzen. Er verwies sie nur auf ihre Pflicht, und zeigte ihnen die Wege, die sie zu gehen hätten, um dem Staate noch nüzlicher zu werden, als sie es schon gewesen. Im Grunde behielt er nur die Dornen des Regiments für sich, und überließ andern die Rosen, die weichlicher dachten als er, und

minder zur Arbeit aufgelegt waren, als er sich dazu geschaffen fühlte.

Hieraus erwuchs ihm nicht nur allgemeine Liebe, sondern auch wesentliche Vortheile, die sein weiser Geist übersahe, und die ein anderer gerade vielleicht für nachtheilig gehalten hätte.

Gewohnt, der alten Obrigkeit zu gehorchen, machte das Volk bey den Anordnungen derselben keine Schwierigkeiten, wie es bey neuen doch vielleicht gemacht hätte. Medicis brauchte nicht seine Freunde als Befehlshaber anzustellen, um seinen Planen Befolgung zu verschaffen. Dankbarkeit der alten Officiere machte sie willig dazu, und Medicis konnte sich seiner Freunde bedienen, um sich Bundesgenossen zu erwerben.

Die Folgen dieser Sendungen waren, daß Venedig, Genua, Mayland, Urbino, Ferrara, und Mantua würklich eine Off- und Defensiv-Allianz mit der Republick Florenz schlossen.

So blendend aber die Sachen auch äußerlich standen, so war doch der Herzog von

Mayland nur der einzige, der eine ansehnliche Verstärkung seinen Bundsgenossen sandte, und die übrigen Verbündeten standen ihnen so schwach bey, daß ihre Armee sich nicht im Felde erhalten konnte, sondern die Plätze besetzen mußte.

Der Feind war aber auch nicht im Stande, etwas merkliches auszurichten. Er fand die Vestungen zu gut besezt, als daß sie ohne regelmäßigere Belagerungen hätten können erobert werden, und diese zu unternehmen, waren die Truppen theils zu schwach, theils konnten die Florentiner mit leichter Mühe aus den benachbarten Plätzen ihre Völker herausziehen, und der Belagerungsarmee merklichen Abbruch thun. Der herannahende Sommer ließ auch befürchten, daß kein Plaz mehr zu nehmen seyn würde, ehe die unerträgliche Hitze einträte.

Außerdem hatte der Pabst die ganzen Kosten des Krieges zu tragen versprochen, und fühlte seine Schazkammer nun zu schwach dazu. Der Herzog von Kalabrien mußte daher seine Soldaten von dem leben

lassen, was sie den Feinden abnahmen, und der Frühling und ein Theil des Sommers verstrich, ohne daß etwas anders als Plünderung des flachen Landes, und Eroberung unwichtiger Plätze vorgefallen wäre.

Von dieser Seite war also wohl Hofnung da, den Krieg mit Ehren zu endigen, wenn nicht unglücklicher Weise andere Zufälle eingetreten wären, welche drohten, das Haus Medicis unter seinen Trümmern zu begraben, und die den Muth eines jeden erschüttert hätten, der nicht, wie Lorenzo, unerschütterlich im Glück und Unglück, die Standhaftigkeit zu seinem Symbol gemacht.

Ludwig Sforza, Herzog von Mayland, rief die Truppen zurück, die er den Florentinern zur Hülfe gegeben, weil er ihrer selbst bedurfte. Durch einen Aufstand hatte er sich in den Besitz des Herzogthums gesezt, welches eigentlich seines Bruders Sohne, der noch unter der Vormundschaft seiner Mutter stand, angehörte. Der Vater dieses Kindes war in der Kirche St. Etienne ermordet worden, Lorenzo Medicis hatte einen seiner

Mörder ausgeliefert, der ſich in die Beſitzungen, die er in den Appenninen hatte, geflüchtet hatte.

Er konnte wohl auf Beyſtand und Dankbarkeit des Kindes und ſeiner Vormünderin rechnen, allein was ging das dem Uſurpator des Herzogthums an.

Wenn ein Blitz den guten Medicis ſo getroffen hätte, daß er ſein Bewußtſein behalten, ſo hätte er nicht ſo erſchrecken können, als dieſe Zurükberufung der Mayländiſchen Truppen ihn beſtürzt machte. Seine ganze Faſſungskraft gehörte dazu, das große bevorſtehende Uebel nicht allein zu hintertreiben, ſondern auch ſo zu verbergen, daß es nicht zagenden Eindruck auf die Florentiner machte, denn entbehren konnte er ſchlechterdings die Mayländer nicht, wenn er den Krieg fortſetzen wollte, und die Republik war, ſeitdem Lorenzo am Staatsruder mit arbeitete, noch nicht in ſo mißlichen Umſtänden geweſen, als ſie es hier waren. Seine übrigen Alliirten konnten ihm nicht viel helfen, und er war überzeugt, daß er auch das

wenige, was sie ihm an Truppen gesandt, nicht behalten würde, sobald sie merkten, die Parthie sey ungleich.

Florentinisches Gebiet.

Des verstorbenen Julians Landhaus.

Kamilla Kafarelli. Klarissa Ursini.

Kamilla. Wohl benennst du mich mit dem theuren Namen, Schwägerin. Habe Dank dafür, Klarissa. Ich bin es dir auch, obschon er gemordet ist, der mir diesen Namen noch mit vollem Rechte hätte geben können: so lange er lebte, Klarissa, o da konnte ich ihn entbehren, ich bedurfte nicht des Namens. Ich hatte seine Liebe, sein Herz. Itzt habe ich das alles nicht mehr, und nun mögte ich Medicis heissen.

Nicht um meinetwillen, liebe Theure! Nein, ich wüßte nicht einmal, was ich da-

mir machen ſollte. Wie könnte ich mich nur nennen hören, ohne an den ſanften, lieben, vortreflichen Julian zu denken, und ſeinen ſchrecklichen Tod mir wieder vor die Augen zu ſtellen!

Jeder würde mich daran mahnen, der mich bey dem ſchönen Namen nennte, ich würde nichts thun können, als weinen, wo ich auch wäre.

Klariſſa. Arme Seele! Was haſt du denn bis jezt anders gethan, als geweint? Seit dem fürchterlichen Auftritte bey den Exequien für Julian habe ich dich noch nicht anders, als in Thränen geſehen. Der Anblick ſteht immer noch vor meiner Seele, wie du ſchwarz gekleidet, mit ſchneeweiſſem Geſicht, Händen und Buſen — denn kein Blutestropfen war an dir zu erblicken, mit fliegendem Haar dich ſeinem Sarge nähertest. Kamilla! Es war entſetzlich. Auch bleibt es ein Denkmal für ganz Florenz.

Kamilla. Und doch habe ich Lorenzo noch nicht hier geſehen. Sollte er mich denn

haſſen, der liebe Bruder meines treflichen Julians? Habe ich ihn ſo ſehr beleidigt, daß ich dieſen liebte?

Klariſſa. Zürne nicht, Kamilla. Wüßteſt du die Laſt, die auf ſeinen Schultern ruhet, du würdeſt ihm verzeihen, ohne daß ich dich darum bäte.

Kamilla. Ich ihm verzeihen? Er ſoll mir verzeihen, er ſoll mein Freund ſeyn. Und was quält ihn denn? Welch eine ſchwere Laſt drückt ſeine Schultern?

Klariſſa. Du hörſt hier in der Stille nichts von dem Lärmen in der Welt außer dir.

Kamilla. Ich habe mich in meine Leiden verſchloſſen, was ſoll mir die ganze andere Welt? Aber dein Mann, ja, der geht mich an, den kann ich nicht zu denen rechnen, die mir gleichgültig ſind. Wie gern wollte ich ihm tragen helfen, könnte ich es.

Klariſſa. Das kannſt du nicht, das kann nicht ich. Der ganzen Republick Wohl

und Weh ruhet auf ihm. Noch schrecklichere Folgen hat die Verschwörung der Pazzi gehabt, einen blutigen Krieg.

Kamilla. Ha! Möchte ich doch jedesmal umsinken, wenn der häßliche Name ausgesprochen wird.

Klarissa. Sey doch ruhig, Kamilla! Der Bösewicht hat seinen verdienten Lohn.

Kamilla. Giebt das mir Julian wieder? Lebte er in vollen Freuden, wäre er im Besitz eines Königreichs, und ich hätte nur meinen Julian in einer armen Hütte. Man sagt mir, er sey schrecklich gestorben, und noch im zuckenden Tode habe der auf ihn fallende Erzbischoff Salviati ihm die Wange mit den Zähnen im krampfenden Sterben zerrissen.

Es ist schrecklich, es ist Rache gebend, aber ich bin nicht zur Rache geschaffen, kann Rache nicht Glückseligkeit nennen. O Julian! Julian! Konntest du dem mörderischen Dolche nicht ausweichen?

Klariſſa. Faſſung, Liebe, Faſſung verſprachſt du mir. Und biſt du ſie nicht dem Kinde ſchuldig, das von ihm unter deinem Herzen ruhet? Mußt du es nicht betrachten als ein Pfand, wodurch du uns den verlohrnen Julian wiedergeben kannſt?

Kamilla. Kann ich das? Kann ich das würklich? Redet ſo auch der Geiſt deines Mannes aus dir? Ach ja! Klariſſa wird nichts ſagen, was Lorenzo nicht billigt. Trefliche Frau! Trefliche Freundin! O du haſt einen Funken in meine Seele gegoſſen, der mich wieder ſtärkt zum Leben.

Siehe! darum wollte ich den Namen Medicis. Blos darum, blos um dieſes unſchuldigen Wurmes willen. Ach, wenn er Julian gliche! Ach, wenn ich noch die einzige Freude vor meinem Tode hätte, zu hören, daß Lorenzo ihn Medicis nennte!

Klariſſa. Wer wollte vom Tode reden? Du ſollſt leben, Kamilla! leben, um meine Freundin zu ſeyn. Du glaubſt, du träumſt allein von einem kleinen Julian?

Nein, meine Liebe, auch ich beſchäftige mich mit dieſem Traum. Auch ich erwarte mit Sehnſucht den Augenblick, wo ich Lorenzo herführen, und ſagen kann: Iſt das nicht Julians Ebenbild?

Kamilla. Faſt tödteſt du mich für Wonne. Klariſſa! Der neue Erdbürger hüpft in mir, meine Freude theilt ſich ihm mit. Unbewußt ſich ſeiner, weis er es doch ſchon, daß von ihm die Rede iſt.

O! wenn ich ihn der Welt gegeben habe, wenn ich ihn habe Medicis nennen hören, dann will ich gern ſterben — gern. Denn ſterben, Klariſſa, werde ich gewiß. Ich fühl' es, die Lampe meines Lebens verliſcht. Nur Julian konnte ihr Nahrung geben, und der iſt nicht mehr.

Wenn auch ich nicht mehr bin, Klariſſa; wenn du eine Thräne, die du gewiß um mich weinen wirſt, nun geweint haſt, und ihr ſo vielleicht von mir redet, wie von dem unglücklichen Julian, dann, dann nimm dich dieſes kleinen Geſchöpfs an, ſey es auch was

es wolle. Wenn ich die Augen vielleicht während seiner Geburt schließe, und es nicht sehe, und es ist eine Tochter, so nennt sie Klarissa, aber ist es ein Sohn, wäre mir die hohe Freude bestimmt, o so nennt ihn nicht anders als Julian. O würde er einst die Freude des Hauses Medicis!

Florenz.

Medicis Pallast.

Klarissens Zimmer.

Klarissa Ursini. Lorenzo Medicis.

Klarissa. Willkommen bey mir, mein Medicis. Nur selten begegnet mir izt dieses Glück. Der finstre Lorenzo ist lieber allein, oder mit Menschen umgeben, die ihm das Leben schwer machen, die seine Peiniger sind. Klarissa darf sich nicht einmal zu ihm wagen, um seine Blicke aufzuheitern, und die trüben Wolken ihm zu zertheilen. Ha! Doch einmal ein Lächeln. Hier hast du ei-

nen Kuß dafür, denn dieſes Lächeln galt doch nur mir allein.

Lorenzo. Gewiß dir ganz allein, Klariſſa! Sollteſt du auch wohl deine Heiterkeit beybehalten, wenn ich dir ſagte: Lorenzo's Glück ſteht an einem Abgrunde. Es lehnt ſich kaum nur noch an. Es könnte ſchnell fallen. Hat Klariſſa das tragen gelernt?

Klariſſa. Das Kind Klariſſa gab ihre Hand dem ihr lieben Lorenzo. Das Weib Klariſſa nahm an allen Freuden, an aller Hoheit Lorenzo's Antheil, und die Mutter Klariſſa kann nur ihre Kinder, nicht ſich beweinen, wenn Lorenzo unglücklich iſt. Sie theilt ja mit ihm.

Lorenzo. Schöne Seele! Ja ich weiß es, du haſt auch tragen gelernt. Du biſt ſtandhaft, deswegen auch meine ganze Laſt mit auf deine Schultern. Ja Klariſſa, der Fall des Hauſes Medicis iſt vor der Thür, und nur Weisheit und Reſignation können helfen.

Klariſſa. Auf denn und beyde angewandt! Kann Klariſſa beytragen?

Lorenzo. Durch Ergebung. Wenn ſie nicht murret, über die gefährlichen Wege, die Lorenzo gehen muß.

Klariſſa. Preſſe mir das Herz nicht durch Umſchweiſe zuſammen. Heraus mit dem Dolch, wenn er es ſeyn muß.

Lorenzo. Die Empörung in Mayland weißt du. Ludwig iſt Herr!

Klariſſa. Ja, das zog den Verluſt der mayländiſchen Truppen nach ſich. Ich fürchtete die Folgen.

Lorenzo. Noch mehr. Er freyet um die Tochter Ferdinands, die der junge Herzog einſt heyrathen ſollte, wenn er das mannbare Alter erreicht. Ludwig braucht den Pabſt mit ſeinem Bann, den König von Neapel mit ſeiner Macht, die Venetianer als Nachbarn. Er verkauft Florenz gewiß um ihre Freundſchaft. Sehen wir wieder Mayländer, ſo ſehen wir Feinde.

Klariſſa. Dafür würde Lorenzo nicht zittern, hätte er Zutrauen zu ſeinen Mitbürgern.

Lorenzo. Viel geſehen, Klariſſa. Der Fall muß eintreten. Die Florentiner merken kaum, daß das Glück Medicis verläßt, ſo verlaſſen ſie ihn auch. Das ewige Schickſal aller, die befehlen. Sie werden weder mehr ſterben, noch den Krieg unterhalten wollen.

Soll es Lorenzo allein thun? Soll er ſich aufopfern?

Klariſſa. Lorenzo kennt das Beyſpiel ſeines Ahnherrn Kosmus?

Lorenzo. Gewiß. Bey erhaltenen Gütern läßt ſich ſelbſt in der Verbannung auf ein beſſeres Glück hoffen. Ich lebe nicht für mich allein, für das Haus Medicis. Für Jahrhunderte nach mir muß ich denken. Wahr, daß mein Reichthum eine Zeitlang aushalten kann. Aber wird das Kriegsglück aushalten? Und wenn es nicht aushält — was iſt Lorenzo's Geſchick. Er kömmt um, und ſein Nachruhm iſt der eines Verwegenen, der alles aufs Spiel

sezte. Er bleibt am Leben, und Armuth und Kummer folgen ihm, wohin er geht. Das Haus Medicis ist in seinen Ruinen begraben, und die Trümmer nähren seine Nachkommen kümmerlich, die denn als verwiesene Bettler außer ihrem Vaterlande umherirren.

Klarissa. Lorenzo wird keinen von diesen beyden Wegen gehen.

Lorenzo. Er kann aber auch das Vaterland im Stich lassen. Er behält sein Vermögen, und nimmt, wie viele edle Florentiner, den Wanderstab in die Hand, um an einem andern Orte glänzender wieder aufzutreten. Alle mit ihm, vor ihm und nach ihm verbannte Florentiner, die guten dazu berechtigt, die schlechten gebessert durch ihre Leiden, ketten sich an ihn, er wird mächtiger als er war, und fürchterlich der Republik bey der ersten sich ereignenden Gelegenheit.

Sollte er in der Verbannung sterben, so hinterläßt er ein weises tugendhaftes Weib, die das Haus Ursini bewegen würde, für seine Kinder Sorge zu tragen. Sie würde ihnen

bleiben, was er ihnen war. Iſt ſie es nicht jezt ſchon.

Klariſſa. Sie wünſcht das aber nicht zu hören. Es genügt ihr, daß Lorenzo es denkt.

Lorenzo. Venedig nimmt den Verbannten mit ofnen Armen auf, den es jezt haßt. Geht Florenz ganz zu Grunde, ſo hat er vom Ahnherrn das Vorrecht eines edlen Bürgers von Venedig ererbt, und jene Republik muß ſogar ihn ſchüzen.

Klariſſa. Aber Lorenzo Herz empört ſich, auf ſich zu denken, ohne das Intereſſe des Vaterlandes zu Rathe zu ziehen. Florenz iſt ihm zu werth geworden?

Lorenzo. Blik in meine Gedanken, der entzückend für mich iſt! Und um viel tiefer ruhet Florenz in meinem Sinne, als doch immer das ganze Unglück der Republik auf die Rechnung der Medicis kommt: und dann — wo würde ich es beſſer finden, als in Florenz?

Klarissa. Lorenzo müßte also wohl in Unterhandlungen treten, um sich und der Republik Ruhe zu schaffen — müßte diese Unterhandlungen auf beyde ausdehnen.

Lorenzo. Und wohin sich wenden? An den Herzog von Kalabrien, der die Ehre, Florenz ererbt zu haben, gewiß um keinen Preiß verkauft?

Oder an den unversöhnlichen Pabst, den Beförderer jeder Ungerechtigkeit, dessen Neffen nur auf den Raub in Florenz warten, und ihn in dieser Lage der Sachen beynahe als gewiß ansehen, und die er fürchtet, als wenn sie seine Vorgesezten wären.

Oder soll ich Boten nach Neapel schicken, wo Nardi, des Pabstes Bevollmächtigter, dem er einen Kardinalshut schenkte, mit unglaublicher Aengstlichkeit alle Tritte des Königs bewacht, und keinen, der ihm verdächtig vorkäme, sich dem Throne nahen lassen wird?

Soll ich den drey Mächten auf einmal Gesandte schicken, und wenn sie unverrichte-

ter Sache zurückkämen, soll ich den Ruhm der Republik aufs Spiel gesezt, ihre Ehre, ihr Ansehen verschleudert haben — oder gar das Leben der angesehenen Männer in Gefahr setzen, die ich doch senden müßte?

Klarissa. Lorenzo redet, daß ihm niemand widersprechen kann. Aber er sezt Klarissen auf die schrecklichste Folter. Denn, daß er alles dieses ohne Absicht sagte, ist nicht möglich, nicht einmal wahrscheinlich. Er hat dies nicht so schön überlegt, ohne einen Entschluß schon gefaßt zu haben, und der ist gewiß von der Art, daß Klarissa dafür zittern muß.

Lorenzo. Wohlan denn! Besondere Uebel fordern besondere Mittel. Der König von Neapel ist der Betrogene. Wider seinen Willen hat man ihn zum Bündnis mit dem Pabst gezwungen. Das Schändliche dieses Verfahrens muß aufgedeckt werden, und er wird sich geben.

Ich will das thun, Klarissa, ich selbst will nach Neapel! Wie! Klarissa Ursini erblaßt?

Klariſſa. Laß mich ein wenig den Gedanken faſſen, Lorenzo, und verzeih' dem Weibe, wenn es nicht deine Mannskraft hat. Ich ſchwindelte, denn ich ſahe dich blutend vor mir.

Wie Lorenzo! Du fürchteſt für eines Geſandten Leben, und nicht für das deinige? Was ſoll das?

Lorenzo. Wenn ich nicht dafür fürchtete, Klariſſa, wie hätte ich denn dich um Vergebung bitten, wie gefährlich die Wege nennen können, worüber du nicht murren ſollteſt?

Klariſſa. Aber der Tod — ich Wittwe, meine Kinder Wayſen! Dein ſo gewiſſer Tod —

Lorenzo. So gewiß iſt er nun nicht, wie du ihn denkſt.

Das überraſchende meiner Erſcheinung wird ihn in Verlegenheit bringen, und den König unſchlüßig machen. Eine Audienz kann er mir nicht verſagen. Nun kenn' ich Ferdinands Abneigung zum Kriege, ſeine

Liebe zum Frieden. Ich kenne jeden Schleifweg, den man gegangen iſt, ihn in einen ſo ſchändlichen Bund zu verflechten; ich kenne jede Hofnung, die man ihm gemacht, wie man ihm den Beſiz von Florenz gehandelt.

Das alles kann ich keinem andern anvertrauen, mir glaubt man's, keinem andern. Ich allein muß es thun. Nur Klariſſa muß wiſſen, daß ich's thue. Dir kann ich kein Geheimnis bergen, du wirſt's bewahren, und um deiner Frömmigkeit willen, wird der Himmel mir günſtig ſeyn.

Klariſſa. O, wenn die helfen könnte, ich wollte ſie verdoppeln, verzehnfachen.

Du haſt mich wahrlich überraſcht, Lorenzo. Alſo muß ich mich zu dem ſchrecklichen Schickſal vorbereiten, Wittwe zu werden, muß meine Kinder mit dem traurigen Gedanken betrachten: Ihr werdet bald Wayſen ſeyn!

So will es das Geſchick? Sieh, mein Lorenzo, ich kann nicht weinen. Ein ſo ſchreckliches Muß hält alle Bewegungen des Körpers zurück, ich bin wie erſtarrt.

Lorenzo. Das mußt du nicht seyn. Du mußt wieder thätig werden. Ohne deine Hülfe kann ich nichts!

Klarissa. Ohne meine Hülfe? Und was kann die arme Klarissa helfen?

Lorenzo. Niemand weiß, was geschehen soll, als du und ich. Ich sage dir zu deiner Beruhigung, daß ich mit dem Herzog von Kalabrien einen Waffenstillstand auf zwey Monat eingegangen bin. Noch kennen unsre Feinde nicht ganz unsre Schwäche, und auch sein Heer hat Erholung nöthig. Meine Reise nach Neapel soll auch nicht ohne Begleitung geschehen.

Durch eine Jagdparthie will ich die reichsten und angesehensten jungen Bürger an mich ziehen, und sie mit mir nehmen. Sie werden die Geisseln auch für mein Wohl seyn, wenn ich glücklich zurückkehren sollte.

Klarissa. Ist das nicht ein schreckliches Wenn? Und wenn du nicht zurückkehrst?

Lorenzo. Dann muß Klarissa im Besitz meines besten Vermögens seyn. Das sey

keine Hülfe. Alle meine Kostbarkeiten bringe in Sicherheit. Hier ist der Aufsatz, wie. Du nimmst ihn ja sehr schnell, Klarissa?

Klarissa. Ja es ist schrecklich, aber es ist wahr. Ich fühle in diesem Augenblicke, wo ich deinen Todt vor Augen sehe, Muth, dir beyzustehen. Ich fühle Pflicht in mir, das Gute, was du mit Gefahr deines Lebens unternimmst, zu unterstützen, ich billige deinen Vorsatz, indem ich mich wundere, daß ich ihn ertragen kann.

Du bist ein guter Mann! Du hast der Großmuth das Uebergewicht über die Zärtlichkeit zu schaffen gewußt, und ich will dich reisen sehen, ohne zu weinen. Wenigstens ist es mein Vorsatz.

Lorenzo hatte den schwersten Stein überwunden, da seine Gattin mit seinem Entschluß zufrieden war. Er wußte, auf sie konnte er bauen. Er hinterließ gleichsam sich selbst in Florenz.

Die jungen Männer, die er zu seiner Jagdpartie einlud, waren alles Söhne derer, von denen er zu fürchten hatte, und er machte dadurch, daß er Geissein von ihnen hatte, jede Thätigkeit gegen sich unwirksam.

Lorenzo hatte in den Gegenden am Meere die beste Jagd. Im ganzen Lande war kein Ort, der so viel wilde Schweine und Hirsche hegte. Mit Vergnügen wurde die Lustbarkeit von allen angenommen, und keiner der Eingeladenen fehlte.

Das erwartete Vergnügen wurde auch nicht betrogen. Man war außerordentlich heiter. Lorenzo hatte gesorgt, daß es an nichts mangelte. Alles entsprach seiner Größe, alles den Wünschen seiner Gäste.

Mitten in diesem Taumel führte er die Gesellschaft ans Ufer des Meeres. Hier lagen zwey Galeeren, die er zu seinem Endzweck ausgerüstet. Er zeigte sie ihnen, und sagte, als von ohngefehr, und ohne im geringsten unruhig zu erscheinen, daß er im Begriff wäre, eine wichtige Reise in den Geschäften der

Republik nach Neapel zu machen, wo er nur wenige Tage bleiben würde.

Der Wein hatte die Köpfe erhizt, für das genossene Vergnügen war man Lorenzo Dankbarkeit schuldig. Man würde es für unhöflich gehalten haben, ihn allein reisen zu lassen. Es stand neues Vergnügen zu erwarten. Auch glaubten alle, er habe bereits die Erlaubnis ihrer Verwandten sie mitzunehmen, und man habe nur die Sache als Geheimnis betrachten wollen. Sie erboten sich also, ihn zu begleiten, ohne einmal an einen Bericht nach Florenz zu denken.

Doch beredete er sie, erst ihren Verwandten zu schreiben, ehe man unter Segel ginge.

Er selbst schrieb an den Magistrat einen ausführlichen Brief.

Er hub mit der Entschuldigung über zwey Handlungen an, wegen welcher er sie um Verzeihung bat. Einmal, daß er ohne ihre Theilnahme einen Vorsatz von der Wichtigkeit zur Ausführung unternommen, und dann, daß er ohne Abschied zu nehmen, und ohne Paß

von der Republik gereiset sey? Ein Grund [illegible] weil nemlich die Unternehmung selbst so kützlich sey, daß nichts sie billigen könne und dürfe, als der glückliche Ausgang, der davon zu erwarten stünde.

In den rührendsten Ausdrücken redete er izt von seinem Gefühle bey der Gefahr des Vaterlandes, die doch eigentlich von ihm den Ursprung genommen. Sein Geist könne dieses Gefühl nicht länger ertragen, und da er alles der Republik schuldig zu seyn glaubte, so wage er auch sein Leben, um sie von ihrer Last zu befreyen. Sein Weg ginge gerade nach Neapel. Er wolle dem König Ferdinand die Augen öfnen, er wolle ihm die Ungerechtigkeit des Bundes mit dem Fürsten von Forli, dem verhaßten Riario, vorstellen. Er wisse, daß der König sein besonderer Feind sey, dennoch aber zweifle er nicht, ihn zu billigen Bedingungen beytreten zu sehen.

Ginge sein Vorsatz glücklich aus, so sey er belohnt, denn er habe dann seiner Republik den wesentlichsten Dienst gethan, den in dieser Lage jemand ihr leisten könne. Er be-

freye ſie von einem verderbenden Kriege, und gebe ihr gewiß keinen andern, als einen ehrenvollen Frieden, den ſie verdiene, und haben müſſe, da ſie unſchuldig ſey.

Habe das Schickſal im Gegentheil Unglück über ihn beſchloſſen, ſo werde Tod oder Gefängnis ihn von dem Neide befreyen, der in Florenz beſtändig über ihn ſchwebe, und wenigſtens würden die Nachkommen der Florentiner ihm nicht die Ehre verſagen, daß er ſich freywillig für das Vaterland aufgeopfert habe.

Wenn auch die Geſinnungen der Florentiner nicht alle gleich geſtimmt waren, ſo brachte doch dieſer Brief, wie er in Florenz vorgeleſen, und nun allgemein bekannt wurde, einerley Wirkung und einerley Urtheil zu wege. Was Medicis betraf, ſo zweifelte man allgemein gar nicht daran, daß er ein verlohrner Mann ſey. Seine Freunde und Feinde wurden, jene durch die Gewisheit, dieſe durch die Furcht beſeelt, der eine Theil freute ſich ſeines Untergangs, der andre machte ſich ſchon zur Wahl eines andern

Aufenthalts bereit, weil man in Florenz nicht lange mehr bleiben zu dürfen, fürchten mußte.

Die arme Klarissa war fast die einzige die noch hofte. Sie kannte ihres Mannes große Eigenschaften am besten. Sie hatte sich in den empfindlichsten Augenblicken des Abschieds damit getröstet, daß seine Klugheit ihm einen Ausweg finden lassen würde, wo das Schicksal ihn verließe.

Unter den Begleitern Lorenzo's befand sich der junge Soderini, ein Sohn des Gonfaloniere, der nun die höchste Gewalt in Medicis Abwesenheit hatte, ein junger Mann voll Feuer, der viel Hofnung für die Zukunft gab.

Die Reise ging glücklich vor sich. Niemand als Lorenzo wußte von Gefahr, niemand ahndete sie, unter seinem Schutze glaubten sich alle sicher.

Lorenzo, der Herr über Leben und Tod seiner Mitbürger war, war es auch wohl über Papiere und Siegel. Er hatte sich

mit allen Vollmachten eines außerordentlichen Bothschafters versehen, hätte damit seine Gefährten blenden können, wären sie ja aufmerksam geworden, und konnte sich selbst ihrer bedienen, wie es ihm, und sobald es ihm gefiel.

Er war kaum im Hafen angekommen, so ließ er sich Seiner Majestät empfehlen, seine Anwesenheit melden, und das Gesuch anbringen, daß er Geschäfte habe, die keinen Auftrag an einen dritten Mann erlaubten, und weswegen er Gehör wünsche.

Die Ankunft Lorenzo's in Neapel konnte nicht so geheim bleiben, daß sie sich nicht schneller in der ganzen Stadt verbreitet hätte, als der Gesandte Lorenzo's vor den König gelassen wurde.

Von Ressalli, der der Bevollmächtigte des Riario in Neapel war, ein Florentiner von Geburt, aber der entschiedenste, unversöhnlichste Feind Lorenzo's, hatte sie kaum zu Ohren bekommen, als er dem königlichen Pallaste zuflog, und noch zu rechter Zeit

kam, dem Empfang des Abgesandten beizuwohnen, dem der König auf seinen Antrag eben nicht die angenehmste Antwort gab, und überhaupt nichts bestimmtes sagte, worauf sich irgend eine Hofnung bauen ließe. Dies vermogte Ressalli dem Könige gleich nach dem Abschiede des Boten vorzustellen, daß er izt eine Gelegenheit habe, dem Kriege mit Toscana ein schnelles Ende — einen rühmlichen Ausgang zu verschaffen, zum Vortheil seiner Verbündeten zu handeln, ohne irgend etwas aufs Spiel zu setzen; daß er, Ressalli, auch keinesweges zweifle, der König werde den Fall mit der ihm ganz eignen Klugheit zu benutzen wissen.

Denn wenn Lorenzo in Hofnung auf den mit dem Herzog von Kalabrien geschlossenen Stillstand erschiene; so würde er zu seinem Schaden merken, daß dieser nur Toskana beträfe; daß höchstens die benachbarten Gegenden, die die Last des Krieges fühlten, mit darin begriffen wären, nicht aber die Stadt Neapel, die hundert Stunden vom Kriegsschauplatz entfernt läge. Gesezt aber

auch, fuhr der verschmizte Ohrenbläser fort, es wären alle Staaten der kriegführenden Mächte darunter begriffen, so habe doch Lorenzo sich außer den Schutz desselben gesezt, weil er die Formalität, die in jedem Völkerrechte statt hätte, den Souverain darum zu begrüßen, und einen Paß zu verlangen, wenn man als Feind seine Staaten bereisen wolle, versäumt hätte, und desto strengere Bestrafung verdiene, weil er das sicher wißen müsse.

Er stelle Sr. Majestät vor, daß hier nur zwey Fälle einträten, wornach Lorenzo behandelt werden könne. Entweder müsse man sich ihn vom Halse schaffen, und das sey der sicherste und kürzeste Weg — oder, wenn Se. Majestät Bedenken trügen, das Todesurtheil über ihn auszusprechen, so erwarteten die Bundesgenossen von der Klugheit und Billigkeit des Königs wenigstens, daß sie sogleich seine Gefangennehmung beordert würden.

Die Aeßerungen Reſſalli's wirkten nicht viel auf Ferdinanden. Er gab ihm nur zu erkennen, daß dieſe Begebenheit ſo äußerſt auffallend ſey, daß ſie wohl einige mehrere Ueberlegung verdiene.

Nie fand wohl eine größere Verlegenheit bey einem Prinzen ſtatt, als bey dieſem, wie er mit ſich ſelbſt zu Rathe ging, auf was für eine Art er Lorenzo behandeln ſolle.

Grauſamkeit war wirklich bey ihm Naturfehler, und wohl neigte er ſich dahin. Die ſchöne Gelegenheit, der rechtmäßige Vorwand kam ihm zu Hülfe.

Die Alleinherrſchaft über Florenz mußte ſeiner Krone einen neuen Glanz geben, ſobald Lorenzo nicht mehr war, und das Leben eines Privatmannes ſchien ihm nicht weſentliches Gleichgewicht genug, um dieſen Vortheil aus dem Garne zu laſſen.

Mehrere Gründe trafen hier noch zuſammen. Der Krieg war mit einem Schlag geendet, und es koſtete nur einen Kopf. Unleugbar war ſein dem Pabſte gegebenes

Verſprechen, ſeinen Enkel in den Beſitz von Florenz zu bringen.

Der Charakter des heiligen Vaters war ihm bekannt. Er ſahe voraus, daß Ewigkeiten ihm keine Verzeihung zuwege bringen könnten, wenn er die vortrefliche Gelegenheit verſäumte, ſeinen Stolz und ſeine Rache ſo ſchön zu befriedigen; und warm fiel es ihm doch auf's Herz, daß die Päbſte ſeit drey bis vier Jahrhunderten die Krone von Neapel genommen und gegeben hatten, wie Eigenwille oder Eigenſinn nur ihre Grillen gelenkt.

Zwar Völkerrecht, und das Zutrauen, mit welchem Lorenzo Medicis ſich in ſeine Arme geworfen, ſchienen ihm zwey entſcheidende Gründe, die jeden, der nicht eines abſcheulichen Verbrechens fähig wäre, abhalten könnten, es zu begehen. Abgeſtumpft für dieſes Gefühl war der König Ferdinand noch nicht, und deswegen wälzte manches ſich in ſeiner Seele, was ihn auch wieder für den reden ließ, der jezt mit ruhigem Gemüthe

eine der drohendsten Gefahren abwartete, die sich dem Menschen entgegen stellen können.

Dennoch ist fast kein Zweifel, daß er nicht auf die Seite der Unbilligkeit sich gelenkt haben würde, wenn nicht zu Lorenzo's Besten eine unerwartete Hülfe erschienen wäre, die der Sache den Ausschlag gegeben. Es war die Neugierde, die der sinkenden Redlichkeit zu Hülfe kam, und vor Verletzung der Gastfreyheit diesesmal ihn schützte.

Es fiel ihm ein, daß Lorenzo Medicis den Ruf des ehrlichsten Mannes in der ganzen Welt trage. Wunder hatte er von ihm gehört, verglichen mit dem edelmüthigen Entschluß, den er izt gefaßt hatte, und der ihn nach Neapel führte, wurde er begierig, den Helden kennen zu lernen, der in sich den größten Politiker, und den angenehmsten Gesellschafter verbände. Leicht wurde es ihm, ohne irgend jemands Wissen seine Neugierde zu befriedigen, dem es auffallen könnte.

Lorenzo erfuhr die Bedingung, den König ganz allein zu sprechen, und da ihm al-

les dieses gleichgültig war, wenn er nur ihn sprechen konnte, so willigte er mit Freuden, erleichterte selbst die Mittel, den Wunsch Seiner Majestät zu erfüllen, und ließ sich mit einbrechender Nacht ins Kabinet des Königs führen.

Lorenzo kannte den Geist des Prinzen, und wußte sich in seine Gunst zu setzen. Er hatte schon viel gewonnen, da ihn dieser gern anzuhören schien.

Mit aller möglichen Artigkeit, die man gegen einen Monarchen zeigen kann, und doch mit einer gesezten Freymüthigkeit, trug er ihm den Zweck seiner Reise vor, führte ihn in die wahren Ursachen des Krieges ein, die man dem Könige so sorgfältig verschwiegen, rechtfertigte sich gegen alle Beschuldigungen der päbstlichen Familie, und führte als einen unumstößlichen Beweis seiner Unschuld, seine Gegenwart an, die blos den Zweck habe, dem Könige Licht zu geben, wo man durch Dunkelheit sein sonst hellsehendes Auge blendete.

Er betheuerte, er wolle keine andre Friedens-Artikel, als die Se. Majestät selbst billig und angemessen finden würden, und die Florentiner würden mit Vergnügen von einem Könige Vorschläge annehmen, den sie von ihrer Unschuld beym Streite zu überzeugen glücklich genug gewesen wären.

Stolz war eine Lieblings-Leidenschaft Ferdinands, und nie hatte das Glück ihm Gelegenheit gegeben, diesem seinen Geize nach falscher Größe Nahrung werden zu lassen. Doch hatte er schon mehr als dreyßig Jahre regiert, und so war es ihm um so willkommner, daß er jezt Schiedsrichter über das Schicksal Toskana's werden konnte. Er fand es schmeichelhaft, den Bürgern Neapels ein Schauspiel dem ähnlich zu verschaffen, wo Tiritades, Bruder des Königs der Parther, vom Nero den Frieden verlangte.

Nach und nach wurde der König sanfter und gefälliger, und zulezt ging er von der Höhe seines Stolzes so weit herab, daß er Lorenzo unterm Fuß gab, er sollte die

auserlesensten seiner mitgebrachten jungen Edelleute als eine Deputation an ihn senden, sich als Bevollmächtigten der Republik unterm Schutz des Waffenstillstandes zum Gesuch des Friedens legitimiren, und so einen Vorwand an die Hand geben, dessen er sich bedienen könnte, um ihm öffentliches Gehör zu geben, ohne den Bund mit dem Pabste deswegen verletzen zu dürfen.

Florenz.

Medicis Pallaſt.

Kamilla Kaſarelli's Wochenzimmer.

Kamilla Kaſarelli. Klariſſa Urſini. Der kleine Julian. Weiber.

Kamilla. O meine Freundin! Es iſt möglich geweſen. Ja, ich habe ihn zur Welt gebracht, den lieben Knaben, ich habe Julian wiederhergeſtellt, nur nicht für mich.

Klariſſa. Und welche Aehnlichkeit in ſeinen Zügen. Ganz ſein Auge, ſein Mund, ſeine Naſe. Ganz dieſes volle Kinn, dieſes Grübgen. Ganz die heitre ofne Stirn!

Kamilla. Ja wohl, dieſe ſchöne Stirn! O wie oft habe ich ſie bewundert, und ſie modert nun. Dieſer helle Kopf, ach dieſes Uebermaaß von Gedanken, deren immer einer ſchöner als der andre ſich anreihete, immer einer geiſtreicher als der andre

ſeinem Vorgänger den Rang ſtreitig machte. O Julian! wo biſt du hin?

Sieh, Klariſſa! troz dieſer Freude über den Knaben, muß ich noch weinen. Ach, wenn Lorenzo nur wiederkäme, ehe ich ſterbe.

Klariſſa. Kamilla! Was ſprichſt du vom Sterben, und nennſt Lorenzo's Namen ſo nahe dabey Du weißt nicht die Gefahr, in welcher er ſchwebt.

Kamilla. Nein, glaube das nicht. Der Himmel läßt nicht alle gute Menſchen ſterben. Er wird wiederkehren, er wird dieſen Knaben gewiß Medicis nennen.

Eine der Weiber. Und wenn er ihn nicht ſo nennet, ſo nennt ihn die ganze Stadt ſo. Wo iſt jemand in Florenz, der dieſes Geſicht ſehen ſollte, und nicht ſagte: das iſt ein Medicis!

Kamilla. Du haſt mir viel Freude gemacht, Mutter, da du mir den Knaben zeigteſt. Jezt aber machſt du mir mehr Freude. O! ich ſehe es auch wohl, da er

ihm ähnlich sieht, aber bey mir ist es noch Schwärmerey, könnte doch weiche seyn, weil Julian nie aus meinen Gedanken sich verliert. Nun sagen aber andre das auch. O! ich bin sehr glücklich. Was wird denn einst aus dir werden, Knabe? Ha! Wenn die Pazzi noch lebten, da könntest du ein Held werden, und deinen Vater rächen. Denn ganz wünsch' ich dir die Sanftmuth deiner Mutter nicht. Die Medicis sind besondre Menschen! Sie haben viele, gar zu viele Feinde.

Du weinst Klarissa? Weine nicht, deinen Mann werden sie nicht morden. Komm her zu mir, du gute Seele! Ich verspreche dir auch, ich will mein Leben fristen für dich. So lange will ich gewiß noch leben, bis du deinen Medicis wieder hast, bis du sagen kannst, ich bin wieder glücklich.

Du denkst gewiß, ich weiß nichts? O ich habe ein leises Gehör. Wie lezt der alte Soderini bey dir war, und sagte, es sey doch nicht recht, daß dein Mann seinen Sohn mitgenommen, und ihn in Gefahr

gebracht, und du ſtritteſt, daß alles gut gehen würde, und er entgegnete dir, dein Mann ſey ausgemacht ſo gut, wie ein Todter — da hab' ich eine Ahndung gehabt, daß alles gut gehen, daß du deinen Medicis wieder umarmen wirſt.

Klariſſa. Du biſt ein tröſtendes Geſchöpf, Kamilla. Wohl mußte Julian dir gut ſeyn, und wer muß das nicht? Du wußteſt alſo meine Leiden?

Kamilla. Auch mein Oheim Kaſarelli war bey mir, und ſagte mir, Medicis habe ſich in eine große Gefahr begeben, und erzählte mir, was er wußte, auch daß ſeine Klugheit allgemein bewundert würde, daß er ſo vorſichtig zu Werke gegangen, daß man den Schritt gut heißen müſſe, man möge wollen oder nicht.

Ach Klariſſa! Er hat mir auch erzählt, daß Lorenzo ſehr gut von mir geſprochen, und es bedauert, daß er Julian zum geiſtlichen Stande beredet. Das hat mich getröſtet. O, ich werde ſo ruhig, ſo ruhig nun

sterben, da ich so viel Gutes weiß, und da ich nun diesen Julian habe.

Klarissa. Aber warum immer an den Tod denken, da du noch lebst, liebe, theure Kamilla? Du dachtest auch, die Geburt würde den Tod dir bringen, und du hast den Schmerz überstanden, und bist noch gesunder, als du warest, und genießest so mancher Freude, und so manches lieben Augenblicks, und kannst auch noch träumen von schönen Augenblicken der Zukunft.

Kamilla. Da hast du Recht, Klarissa. Schöne Augenblicke der Zukunft. Aber auch nur Augenblicke, weiter nichts. Denn wähnst du etwa, diese stets zehrende Hitze kenne ich nicht? Oder ich bemerke nicht das Kopfschütteln meines Arztes, wenn er meine Krankheit untersucht? Ich bitte dich, Klarissa, was soll mir auch das Leben? Mir ist's besser, ich welke dahin, denn was bin ich ohne Julian? Also sterben! sterben! Nur einen sanften Tod, und den steröe ich in den Armen Klarissens gewiß, und wenn in der Stunde meines lezten Seufzers Lorenzo's

linke Hand die meinige drückt, indeß die lezte sich segnend auf Julians Haupt lehnt, dann sterbe ich selig — Ha! Was ist das? Welch ein Schmerz!

Eine der Weiber. Ihr werdet zu heftig, Frau. Ihr greift euch zu sehr an, das kann nicht gut thun. Entfernt euch, Prinzessin. Euer Anblick ist ihr izt schädlich. Sie ist ohnmächtig. Wir wollen sie schon wieder zu sich bringen.

Klarissa. O Gott, erhalte sie mir doch, die theure Freundin! Denn wer weiß, ob ich nicht bald so arm daran bin, daß keine mich mehr ansiehet? (ab)

Neapel.

Königlicher Palast.

Königliches Audienzzimmer.

König Ferdinand (auf dem Thron). Seine Granden. Ressalli. Soderini.

Ferdinand. Kommt näher, junger Mann. Ich will euch hören.

Soderini. Die Gnade Ew. Majestät ist bekannt. Ich habe keinen Augenblick gezweifelt, daß man mich würdigen würde, vor euren Thron zu treten; ich habe den lebhaftesten Wunsch meines Lebens erfüllt, indem ich hier bin. Der König hat huldreichst schon erklärt, er wolle mich hören, und so rede ich ohne Scheu vor dem Angesichte des edelsten Monarchen.

Gesandt von Lorenzo Medicis, dem Abgesandten der Republik Florenz, soll ich dem Könige berichten, daß die Republik Florenz,

in Folge eines mit dem Herzog von Kalabrien geschlossenen Waffenstillstandes von zwey Monaten, diese Zeit zu kurz findet, um nach allen Formalitäten Friedens-Unterhandlungen zu unternehmen; daß, um dieses Geschäft abzukürzen, und zu einem erwünschten schnellen Ausgang zu bringen, die Republik den ansehnlichsten Mann in ihren Staaten gesandt hat, Lorenzo von Medicis, des Vaterlandes besten Bürger, um mit lauter Stimme den Friedenswunsch vor Ew. Majestät zu bringen, in der sichern Voraussetzung, daß Seine päbstliche Heiligkeit, nach ihrer heiligen Würde zum Frieden ohnedem geneigter, alles billigen werden, was Seine königliche Majestät beschließen. Die ganze Republik ist nur eine Stimme, und sie hat sich in diesem Lorenzo vereinigt. Ein Gott der Erde, wie Ferdinand es ist, kann ehrlichen Gesinnungen unmöglich entgegen seyn, kann Gerechtigkeit nicht unterdrücken, deswegen wird er uns auch hören.

Ferdinand. Für ihren guten Willen danke ich der Republik indessen. Was euer

Gesuch betrift, so will ich es in Ueberlegung nehmen. Ihr sollt Bericht davon erhalten. Euch, junger Mann, versichere ich eurer Standhaftigkeit und edlen Betragens wegen meiner Gnade.

(Soderini ab.)

Und nun, Ressalli, was meint ihr izt, und was wäre zu thun?

Ressalli. Meine Meinung bleibt die nemliche, Ew. Majestät. Lorenzo muß sterben oder gefangen seyn.

Ferdinand. Allein die Sachen stehen nicht mehr, wie sie standen. Als Privatperson hatte er Unrecht, zu erscheinen. Als Gesandter der Republik muß er es. Er kann sich seiner Pflicht nicht entbrechen.

Ressalli. Ew. Majestät nehmen hiervon so lange keine Notiz, bis es durch die gewöhnlichen Wege eingeleitet ist. Sie geben dies dem jungen Soderini zur Antwort, und handeln indessen mit völligem Rechte gegen Lorenzo von Medicis, wäre es auch, um ihn zu strafen, daß er die gewöhnliche Vorsicht unterlassen.

Ferdinand. Um so zu handeln, läßt diese feine Hinterliſt ſich hören, und ein minder auf ſich haltender König mögte ſich den Rath Neſſalli's gefallen laſſen. Aber ich kann davon nicht Gebrauch machen. Sie deckt meinen Ruf nicht für den Vorwurf, daß ich das Völkerrecht, und noch dazu in einer ſo wichtigen Angelegenheit, die das Wohl eines ganzen Staats betrift, verlezt habe.

Lorenzo, lieber Neſſalli, iſt kein Mann, wie gewöhnliche Menſchen es ſind. Schon die Zuverſicht, mit welcher er dieſen Schritt unternahm, rechtfertigt ihn. Sein Glaube an die Rechtſchaffenheit der Könige ſoll durch mich nicht fallen, und welcher ehrliche Mann würde es nun nach ihm auch noch wagen, einem Könige zu trauen? Ueberdem ſind Männer von Verdienſt ſchäzbar, ſie mögen leben, in welchem Staate ſie wollen, und ſelbſt bey Feinden verdienen ſie Achtung. Er iſt geehrt in der ganzen bekannten Welt, und ich ſollte eine Nachläßigkeit, die ich noch dazu nur als Hypotheſe annehmen müßte, als einen Vorwand gebrauchen, ihn des Lebens zu berau-

ben? Nein, für eine ſolche Grauſamkeit bewahre mich der Himmel! Schon wenn ich ihn anders aufnähme, als ſeine Würde und ſein vortrefliches Benehmen es verlangen, würde die Nachwelt ſagen können: Ferdinand verdient den Haß jedes Biedermanns.

Neſſalli. Ew. Majeſtät haben zu befehlen, und ich gab meinen Rath nicht, um ihren Zorn davon zu tragen. Ich ſagte meine Meinung, wie ich ſie dachte, und ich ſtimme gern der des Königs bey, weil ich ſie immer für beſſer halte, als die meinige. Indeſſen wünſchte ich doch, daß Ew. Majeſtät geruheten, bey den Friedens-Unterhandlungen den Kardinal Nardi und mich zugegen ſeyn zu laſſen, da ſie uns doch mit betreffen.

Ferdinand. Allerdings. Ich wünſche nicht einmal, etwas ohne Zuſtimmung dieſer beyden Theile zu unternehmen, und da die Florentiner der bittende Theil ſind, ſo glaube ich, wird auch der Pabſt und der Fürſt mit völliger Genugthuung einwilligen können. Das Kriegsglück können wir doch nicht zu be-

ſtimmen wagen, und wie das Ende des Streits geweſen ſeyn würde, vermag nur er dort oben zu beſtimmen.

Neapel.

Kardinal Nardi's Wohnung.

Deſſen Zimmer.

Der Kardinal. Neſſalli.

Nardi. Schwer wird es dem heiligen Vater werden, zu glauben, daß der König dieſen Schritt gethan. Und konnten ſie nicht härter mit ihm reden, Neſſalli?

Neſſalli. Ich habe die gemeſſenſte Inſtruktion vom Fürſten, es mit dem Könige nicht zu verderben. Ich hätte es ungezweifelt verdorben, ſie kennen ſeinen Eigenſinn, Kardinal, wenn ich mich länger und härter widerſetzt hätte. Und wenn ich es that, was für üble Folgen erwuchſen daraus? Der König hätte die Audienz, die er ihm einmal zugeſagt, die er gewiß ihm giebt,

allein gegeben, hätte sie ohne unser Zuthun gegeben, hätte sie so gegeben, daß er vielleicht ohne unsre Einstimmung den Frieden geschlossen.

Nardi. Das wäre freylich hart gewesen. So können wir doch unsre Vortheile noch zu Rathe ziehen. Wir können auch vielleicht die Sache noch hintertreiben. Nur Schade ist's, daß der Entschluß des Königs von Neapel, der mich so viel Mühe gekostet, durch diesen Medicis sogleich wieder umgestossen worden, daß ein Augenblick das Werk von Jahren untergraben.

Neffalli. Und bedenken Ew. Eminenz, wenn er dem Herzoge von Kalabrien die Zurückberufung sendete, wenn dieser mit seinen Truppen das Florentinische Gebiet verließe, wenn nur die Handvoll Leute von den Unsrigen da stehen bliebe, wie würden wir in unsrer ganzen Blöße erscheinen, wie würden wir —

Nardi. Still, still, davon muß man laut nicht reden. Und doch wird uns der

Pabst die Schuld geben, daß nicht alles so gegangen, wie sein Wille es befahl.

Doch schwindet meine Hofnung noch nicht. Er mag zu Rathe ziehen, wen er will, keiner seiner Minister wird ihm zum Frieden mit den Florentinern rathen. Wer es wagte, wäre ja seines Unglücks gewiß.

Rossalli. Aber Ew. Eminenz kennen diesen Lorenzo nicht, wie ich ihn kenne. Ich bin der Meynung, daß, wenn selbst der Pabst sich vornähme, seinen Ueberredungen zu widerstehen, und nicht durch Strenge seinen eignen Gefühlen zuvorkäme, er es nicht über sich erlangen könnte, ihn nicht mit günstigern Augen anzusehen. Ich halte einen solchen Mann für den gefährlichsten, besonders für uns. Wir mögen uns auf diese oder jene Seite lenken, so wird er uns den Unwillen Sr. Heiligkeit zuziehen, und da der König nicht den Weg der Strenge gehen will, da er mit Nachsicht einen Mann behandelt, der seine eignen Vortheile untergräbt, so halte ich nicht dafür, daß es von unsrer Seite Unrecht wäre, einen so gefährlichen Mann uns vom

Halse zu schaffen, und für seinen Uebergang in eine andre Welt Sorge zu tragen.

Nardi. Neffalli, das kann ich nicht billigen. Beyseite es gesezt, daß es eine schändliche Sache um den Meuchelmord ist, daß, wenn es darauf ankommen soll, Medicis wohl eher uns, als seine wesentlichen Feinde, aus dem Wege räumen, besser Banditen bezahlen könnte, als wir, beyseite gesezt, daß er von vielen Seiten Verdienste hat, die wir der ganzen Welt zu rauben nicht berechtigt sind — so sagen sie mir doch, was hat denn der Mord Julians geholfen? Welche traurige Folgen hat er nicht für alle gehabt, die sich darein verwickelt haben? Wie viele müßten wir nicht noch izt in das Geheimnis ziehen, und wie leicht könnte es wieder laut werden, ehe es vollführt würde? Was hätten wir in Neapel zu erwarten, wo das Volk den Jubel liebt, der seiner Ankunft wegen gemacht wird, wo es uns die Störer seiner Freuden nennen würde?

Ich habe in der That keine Luſt, dem Erzbiſchoff Salviati in ſeiner lezten Reiſe nachzuahmen.

Neſſalli. Ew. Eminenz machen es zu gefährlich. Doch ich begebe mich gern der Sache, wenn ſie ihnen nicht gefällt.

Indeſſen war die erſte Audienz Lorenzo's, als außerordentlichen Geſandten der Republik, mit vieler Pracht geendet worden. Ihr Werth hatte aber auch größtentheils nur in Zeremonien beſtanden. Lorenzo beklagte ſich mit der größten Beſcheidenheit im Namen der Republik, daß dieſe ſich unverſchuldet den Haß des heiligen Vaters zugezogen, daß, ihr Unglück vollkommen zu machen, der weiſe König Ferdinand auch ihr Feind geworden, daß ſie aber im Vertrauen auf ſeine Milde nichts vom alten Zutrauen gegen ihn verloren, daß ſie ſich gerade in ſeine Arme würfen, ein gefährliches Vorurtheil bey ihm zernichten wollten, ihn bitten wollten, nach ſeinem eignen Willen und Be-

bingungen den Frieden ihnen zu ſchenken, und der Mittler zu werden, um ihre Ausſöhnung mit dem heiligen Vater zu bewirken.

Sehr zufrieden mit ſo ſchmeichelhaften Aeußerungen, erwiederte der König mit vieler Wärme, daß die Florentiner das Mittel gefunden haben würden, die Waffen ihm aus den Händen zu winden, wenn er allein es wäre, der mit Toskana Krieg führte. So aber habe er Bundsgenoſſen, ſo ſey der heilige Vater berechtigt, von ihm Mittheilung zu fordern, doch verſpreche er, alles dazu beyzutragen, daß der gewünſchte Friede den Florentinern zu Theil würde, den Pabſt ſelbſt anzugehen, daß er ihnen Verzeihung, und Aufhebung des Interdikts zuließe.

So ſehr auf einer Seite die päbſtlichen Anhänger bey den redneriſchen Talenten Lorenzo's und dem nachdruckvollen mit Wahrheit angefüllten Vortrage in Verlegenheit geriethen, ſo konnten ſie auf der andern doch keinen mißbilligenden Gedanken äußern, weil der König dem Pabſte nicht im geringſten zu nahe getreten war.

Dieser öffentlichen Audienz folgte aber nach zwey Tagen eine geheime, die niemand erfuhr, die nur den vertrautesten Dienern des Königs, die um eine Sylbe ihr Leben hingegeben hätten, bekannt war.

Neapel.

Königliches Schloß.

Zimmer des Königs.

Ferdinand. Lorenzo Medicis.

Lorenzo. Nie hätte ich mich vor das Angesicht eines so tief blickenden Monarchen gewagt, um Dinge der Art vorzutragen, wenn ich nicht die Beweise mit mir hätte, die Ew. Majestät überführen müssen, daß es eine schändliche Hinterlist war, mit welcher man sie behandelte.

Mein Kopf steht in ihrer Gewalt, Monarch, aber wenn sie mir auch in diesem Augenblicke das Todes-Urtheil sprächen, so müßten diese Papiere sie überzeugen, daß sie ihre

Feinde genährt, daß sie ihren Widersachern Schutz gegeben haben.

Dieser Sixtus, Monarch, wäre fähig, ihnen nach der Krone zu greifen, und sie seinem Neffen aufs Haupt zu setzen. Hier haben sie seine Unterschrift. In Toskana habe ich sie unterdrückt. Ihnen muß ich sie zeigen. Diese Verhöre hier werden ihnen deutlich beweisen, der Pabst war das Haupt der Verschwörung. In Rom wurde sie ausgeheckt, im Vatikan in Ordnung gebracht, und Florenz sollte der Lohn seyn.

Ich schonte den Pabst, den Kardinal Nepoten und den Prinzen von Forli. Hier kann ich sie nicht schonen. Und diese Schonung für eins der größten Verbrechen kostet Florenz Raub und Plünderung. Hätte ich sie nicht geschont, nie hätte ein Mann, wie Ferdinand, mit solchen ein Bündniß eingegangen.

Ferdinand. Ueber diesen Punkt habt ihr mir die Augen sehr geöfnet, Lorenzo, und nie hätte ich geglaubt, daß der Stuhl Petri nicht so viel Wirkung machte, daß er wenig-

ſtens vor ſo groben Vergehungen ſchüzte. Ich fühle, daß ich euch noch Genugthuung ſchuldig ſeyn werde.

Lorenzo. Italien, Monarch, hat ſo viel kleine Staaten, die mit ſo eignem Intereſſe in einander hängen, daß es gefährlich iſt, einen derſelben in ſeiner Form zu verändern, ohne alle ihre Formen zu erſchüttern. Hier ſind kleinere und größere in einem Verhältniſſe, denn wenn der größere einen kleinern umſtürzte, ſo würden viele kleine ſich vereinigen, um vielleicht dem großen den Garaus zu machen. Manchen ſchüzet ſein Reichthum, manchen ſeine Macht. Des erſtern wegen hat man oft mehr Freunde, des leztern wegen mehr Feinde.

Verzeihen Ew. Majeſtät, wenn ich ihnen ſage, Mayland und Neapel würden leiden, wenn der Pabſt zu mächtig würde, und daß Florenz, und der Beſiz des ganzen Toſkana ihn zum Deſpoten über Italien machen würde, iſt doch wohl keinem Zweifel ausgeſezt.

Mayland hat noch weniger zu fürchten, als Ew. Majestät. Es hat einen Hinterhalt am Reiche, dessen Lehnsträger es ist. Aber Ew. Majestät Königreich liegt blos.

Der weise Ferdinand, in den Geschichten seiner Vorfahren bewandert, weiß nur zu gut, wie oft es der Päbste Wunsch war, dem Kirchenstaate Neapel und Sicilien einzuverleiben. Die Könige des Himmels möchten nur zu gern Erdenkönige auch werden; und Sixtus hat gezeigt, daß er keiner von denen ist, die Gelegenheiten verabsäumen.

Monarch, sie können es nicht wissen, daß man ihnen Fallen legt, sobald — strafen sie mich des Ausdrucks wegen nicht — sobald ihre Minister in fremdem Solde sind.

Das Bündnis mit Riario ist die Falle, und das Lehn Florenzens von Neapel die Lockspeise gewesen. Und wenn, um ihrer Macht zu schmeicheln, man es zugestanden hätte, würde der erste der folgenden Päbste nicht die Thorheit seines Vorgängers eingesehen, und die Lehn an sich gezogen haben?

Ferdinand. Euer Blick in das Syſtem der Staaten Italiens iſt tief und überdacht, und ſtimmt mit dem meinigen. Ich ſehe, ich bin hintergangen, und ich bekenne euch, ſchon lange traue ich denen nicht mehr, die ich ſelbſt ans Staats-Ruder ſezte. Die Furcht, ſchlimmern die Macht in die Hände zu geben, hält mich ab, andere zu wählen. Aber ich handle für mich, ich ziehe ſie nicht zu Rathe.

Lorenzo. Dank dem günſtigen Geſchick, zum Heil der Florentiner Dank ihm, daß es dieſe Geſinnungen in Ew. Majeſtät Seele hervorbrachte. Auch befreyen Ew. Majeſtät ganz Italien von einem gefährlichen Beſuch. Die Florentiner hätten müſſen Frankreichs Hülfe annehmen, und ein Ferdinand weiß zu beurtheilen, was fremde Völker in einem Staate ſagen wollen.

Verzweiflung wirkt viel, und dieſe hätte die Florentiner ehe in die Arme Frankreichs als unterwürfig geworfen, als daß ſie den Mariös ſich ergeben hätten. Frankreich aber iſt für Neapel nicht der angenehmſte Nach-

dar, und alte Rechte lassen sich oft leicht hervorsuchen, wenn Gelegenheiten sie unterstützen.

Ferdinand. Bald werd' ich euch für eure Ankunft in Neapel danken müssen. Hier mein Entschuß. Ich will den Frieden in Toskana, und in zwey Tagen erfahret ihr das Nähere.

Lorenzo verließ den König sehr zufrieden. Er hatte ihn überzeugt. Seine natürliche Furchtsamkeit stellte ihm die Dinge in einem noch weit schlimmern Lichte dar, als Lorenzo sie gebildet hatte. Er glaubte schon des Pabstes Tücke über sich ausbrechen zu sehen, und kaum hatte Medicis eben so still, wie er gekommen war, seinen Rückweg aus dem Schlosse genommen, als er schon beschloß, von Rossalli zu erfragen, ob der Pabst zu geneigten Gesinnungen gegen die Florentiner zu bewegen sey.

Neſſalli zuckte die Achſeln. Der König ließ ihm aber keine Ruhe, er mußte ſich erklären, und da konnte er nichts als einen Kurier dahin vorſchlagen, weil er dieſe Frage für ſich nicht beantworten könne.

Der König nahm den Vorſchlag an, ſandte einen Kurier an ſeinen Geſandten in Rom, den Baron Neſſano, ließ dieſen die nemliche Anfrage thun, und der Pabſt erhielt zu gleicher Zeit von Neſſalli Nachricht von allem, was in Neapel vorgegangen war.

Aber in die feine Anlage Lorenzo's blickte Sixtus nicht. Er ſahe nur die Bittenden um Frieden. Er trauete dem Könige nichts eigenmächtiges, nicht einmal einen Willen dem ſeinigen ungleich zu, und da er keine Verſtellung uad Rückhalt in Dingen beobachtete, wo ſie ihm nicht unumgänglich nothwendig ſchienen, ſo meldete er gerade zu, daß man ſich mit den Florentinern gar nicht einzulaſſen habe, bis ſie ſich auf Diſkretion ergäben. Er kannte freylich ihre Lage auch beſſer als Ferdinand, und trieb ſeinen Glauben daran noch weiter, als die Wahr-

heit es mit sich brachte, denn nur wenige Wochen meinte er Aufschub, und sie mußten Barmherzigkeit erflehen; und so weit war es mit ihnen doch noch nicht gediehen.

Die stolze Erwiederung sollte er aber bereuen; sie trug nur dazu bey, den König in allem zu bestärken, was Medicis ihm gesagt hatte, und in des alten Herrn Sinn wurde es nun Bedürfnis, mit den Florentinern Frieden zu schließen. Es drang so sehr in ihm, daß, obgleich ihm die Folgen nicht unbewußt waren, die für ihn daraus entspringen mußten, er doch in seiner Einbildungskraft Mittel dagegen erfand, und die jetzige Lage mehr fürchtete, als jene Zukunft, gegen welche sich noch arbeiten ließ, da sie die Gegenwart noch nicht erreicht hatte.

In der ersten Zusammenkunft schloß er mit Lorenzo für die Republik Florenz nicht allein den Frieden, sondern auch eine Off- und Defensiv-Allianz auf zehn Jahre.

Die Bestürzung der päbstlichen Bevollmächtigten und Anhänger war entsetzlich, so wie die Freude des Volks in Florenz allgemein. Dem Herzoge von Kalabrien wurde gleich der Befehl zugesandt, die Truppen zurückzuziehen, und Ressalli berichtete mit zitternder Hand nach Rom.

Baron Rossano erhielt die Aufträge einige Stunden eher, und eilte gleich zum Pabste.

Rom.

Vatikan.

Päbstliches Audienzzimmer.

Sixtus. Baron Rossano. (hernach) Kardinal Este.

Baron Rossano. Wenn meine Nachrichten Ew. Heiligkeit schmerzlich fallen sollten, so bitte ich, die Schuld nicht auf mich zu werfen. Besondere Begebenheiten erfordern besondere Maasregeln, und mein Monarch hat für gut befunden, mit der Republik Florenz Frieden zu schließen.

Sixtus. Sagen sie das noch einmal. Frieden zu schließen? Sagten sie nicht so?

Rossano. Sehr richtig. Und nicht blos Frieden zu schließen. Er hat ein Bündniß mit derselben auf zehn Jahre geschlossen, und ich soll Ew. Heiligkeit davon benachrichtigen.

Sixtus. Sie träumen, Baron, oder ſie ſind raſend geworden. Ich will mich nicht gern ereifern, aber entfernen ſie ſich mit ſolchen Nachrichten.

Roſſano. Sobald Ew. Heiligkeit mir keinen Glauben beymeſſen, iſt mein Auftrag noch nicht vollführt. Ich ſoll ſie davon überzeugen, daß es ſo des Königs ſchon ausgeführter Wille iſt, und ſoll ſie bitten, den Florentinern auch zu verzeihen, und ihnen Frieden zu gewähren.

Sixtus. Den Teufel will ich ihnen thun, Herr! Das müſſen Träume oder Lügen ſeyn.

Kardinal Eſte (tritt ein). Depeſchen von Neſſalli von Neapel.

Sixtus. Ha! da werden wir ja auf den Grund kommen. Oefnen ſie! Leſen ſie!

Eſte (öfnet, lieſt). „In der äuſerſten „Beſtürzung muß ich Ew. Heiligkeit „berichten, daß Ferdinand, König von „Neapel, heute ohne unſer aller Zu„thun mit der Republik Florenz nicht

„nur Frieden gemacht, sondern eine
„zehnjährige Allianz geschlossen. Noch
„ist mir officiel nichts gemeldet worden,
„aber die Sache hat ihre Richtigkeit.
„Ich bitte um Verhaltungs-Regeln."

Sixtus. Lügen, Lügen! Nicht möglich. Der König kann nicht so handeln. Wofür hätte er denn mir sein Wort gegeben?

Rossano. Ew. Heiligkeit haben auf sein leztes Ersuchen zu bestimmt gegen Florenz geantwortet, und da mein Monarch der Florentiner Unrecht nicht so sehr einsieht, als man es ihm hat darthun wollen, so haben Frömmigkeit und Edelmuth ihn dahin geleitet, einer ganz verlassenen Nation sich anzunehmen. Er glaubt nicht, daß die Republik ein so gar hartes Geschick verdiene.

Sixtus. Ueber Frömmigkeit und ihre Ausdehnung zu urtheilen, wäre ich nun wohl eigentlich der kompetenteste Richter. Aber, wie gesagt, ich mag mich nicht ereifern. Ihr König kann das nicht gethan haben. Es ist eine Probe, auf die man mich stellt, und eine

ſehr unwürdige Probe, und Neſſaki werde ich's gedenken, daß er auch ſich dazu brauchen läßt.

Este. Ew. Heiligkeit ſind im Irrthum, denn leider habe ich noch deutlichere Beweiſe.

Sixtus. Noch deutlichere? Nur heraus mit ihnen, wenn ich denn einmal von einer ſo üblen Sache überzeugt werden ſoll.

Este. Es iſt ein Kurier des Herzogs von Kalabrien an den Fürſten von Forli gekommen, der ihm in größter Eil berichtet, ſo eben habe er Befehl, mit der Armee aufzubrechen, und den Florentinern alle genommene Plätze zurückzugeben.

Sixtus. Iſt der Menſch raſend geworden? Und einen ſolchen Frieden hat er gemacht? Und unſrer nicht erwähnt? Und meine Truppen ſtellt er blos? Und in wenig Wochen mußten die Florentiner um Gnade bitten.

Ha! Ich ſehe das ganze Gewebe durch. Der ſchändlicht Medicis hat wieder die Oberhand behalten. Verſchworen hat er ſich zu

Verläumdungen gegen mich, und Ferdinanden hat er damit angesteckt.

Aber ungestraft soll er das nicht gethan haben. Ungestraft soll Florenz nicht den Friedens-Mittler übergangen haben, der allein Friede ihnen geben konnte. Doppelt wiederholt sey ihr Bann, und zehnfach falle er besonders auf Lorenzo's Haupt.

Vogelfrey will ich die Republik erklären. Sie soll ein Scheusal der Erde seyn. Es mag sie in Besitz nehmen, wer da will. Meine Wuth soll ohne Maas seyn, und der König von Neapel soll meine Macht fühlen.

Verkündigen sie ihm, Rossano, daß ich ihn für meinen Feind, daß ich ihn für einen Verächter des päbstlichen Stuhls, für einen Verbündeten gegen die Kirche halte.

Sollte man es denken, daß Ferdinand so verfahren konnte? Die Gnade des päbstlichen Stuhls ist hinweggenommen vom Königreich Neapel. Keine Wohlthat von demselben steht je mehr zu erwarten. Verkündigen sie das ihrem Könige. Ich kann seinen

Thron wankend machen. Und wenn Italiens Fürsten sich weigern, dem reichen Toskana den Garaus zu machen, so muß ich fremde Mächte zu Hülfe rufen, so will ich den Deutschen ihre Forderungen daran ins Gedächtniß zurückrufen, und sie mögen strafen, was leichtsinnige Könige verbrochen haben. (Er geht ab in sein Kabinet)

Rossano. Er ist fürchterlich in seinem Zorn, Kardinal.

Este. Aber diesesmal doch wohl mit Recht. Konnte ihm etwas empfindlichers begegnen? Rossano, es kann schlimme Folgen haben. Ganz Italien kann darüber ins Feuer des Krieges kommen. Er ist unversöhnlich in seiner Rache.

Der Pabst hauchte wirklich seinen Grimm in neuen Bannflüchen über ganz Florenz und besonders über Lorenzo aus. Er hatte Geist genug, sich selbst zu quälen, wenn auch seine Feinde ihn nicht quälten. Weher, als selbst

die Schande, daß sein Bündnis so gebrochen, seine Truppen zum Gelächter wurden, daß das Interesse seiner Größe und sein Ruf unendlich litten, weher, als alles, that es ihm nun, daß Lorenzo ihn übergangen hatte, da er um Friede bitten wollte, daß er sich an einen gewendet, den er nicht als den best denkenden kannte.

Medicis mußte vom Karakter Ferdinand's viel wissen, war gewiß überzeugt, er sey grausam, Mann ohne Wort-, und eigennützig, war dafür allgemein bekannt.

Doch hatte Lorenzo ihn vorgezogen. Mußte er also nicht vom Pabste eine noch schlechtere Meynung haben? Diese Idee ließ ihm gar keine Ruhe. Ferdinand sollte in Lorenzo's Augen noch besser seyn, als er, das Haupt der Kirche, der den Ruf der Heiligkeit doch vor sich hatte? Er war ihm in einer Sache vorgezogen worden, in welcher Lorenzo — ein solcher Mann — Leben und Vermögen aufs Spiel setzen mußte.

Dieſe Verachtung drückte den ſtolzen Mann auf's niederreiſſendſte zu Boden.

Lorenzo von Medicis war nach Florenz zurückgekehrt. Da man ihn nicht lebend wiederzuſehn gehofft hatte, ſo lockte ſeine Ankunft eine Menge Neugieriger herbey, die ſehen wollten, ob es auch wirklich der rechte Lorenzo wäre, und da ſeine Anweſenheit immer mit Wohlthaten gegen ſeine Mitbürger verknüpft geweſen war, da er ihnen izt in der größten Noth, in welcher ſie ſich befanden, doch einen Frieden, nach welchem ſie ſeufzten, verſchaft, mit Gefahr und Aufopferung ſeines eignen Lebens verſchaft hatte, ſo war nichts natürlicher, als daß er mit einem Jubel empfangen wurde, welcher ſeine Feinde, die ihm gern eine üble Abſicht bey gemeſſen hätten, verſtummen machte, und auch ſeine Freunde, die nicht ganz auf dieſen Frieden bauten, ſondern die Macht des Pabſtes und ſeine Aufwiegelungen der übrigen italieniſchen Mächte fürchteten, zum Schweigen bewog.

Lorenzo hörte daher bey seinem Einzuge in Florenz nichts Unangenehmes; selbst die Eltern jener Söhne, die er mitgenommen, beobachteten ein tiefes Stillschweigen, theils weil sie diese es nicht wollten merken lassen, daß sie hintergangen wären, theils weil sie einen Mann fürchteten, der ein unmöglich scheinendes Werk zur Richtigkeit und Wirklichkeit gebracht.

Lorenzo wäre also vollkommen ruhig und glücklich gewesen: er hätte die Wonne, die er in den Armen seiner so würdigen Gattin empfand, ohne irgend einen Kummer genießen können, wenn sein Herz ihm nicht selbst gesagt hätte, daß es nur Palliativ-Mittel wären, die er gebraucht, und daß er immer das Uebel, welches sein Haus über die Republik Florenz gebracht, noch nicht aus dem Grunde gehoben, daß er noch viel krebsartige Auswüchse auszuschneiden hätte, ehe er zu einer glücklichen Heilung es bringen könne.

Aber weit genug war es für den Augenblick gediehen. Der Abzug der neapolitanischen Truppen, die Rückgabe aller weg-

genommenen Oerter, die ſpöttelnde Verachtung, mit welcher man die Päbſtlichen behandeln konnte, die immer dem Volke viel Freude gab, machten wenigſtens eine Gährung zur allgemeinen Heiterkeit in Florenz, die für die Zukunft recht gut, und nothwendig genug geweſen war, und brachte auch ſo viel zuwege, daß man die neuen päbſtlichen Interdikte und Bannflüche mit lachendem Munde aufnahm.

Das war Lorenzo Troſt für die folgenden Zeiten, die er ſo geräuſchvoll erwarten mußte, als die vorigen es kaum geweſen, und er machte, da der erſte Taumel der Freude verflogen war, ſeine Mitbürger wohl aufmerkſam, daß ſie noch mehr zu beſorgen hätten, ſuchte wohl ihren Eifer zum allgemeinen Beſten anzufachen, und ſtellte ihnen vor, daß, wenn ſie noch einige Glücksfälle erlebten, ſie dann ganz über jeden fernern Angriff erhaben, ganz von ihrer Noth befreyet ſeyn würden.

Ob ſein innerer Glaube ſo ſtark war, als ſeine Aeußerungen es merken ließen, iſt ſchwer zu unterſuchen. Aber Medicis hatte einen

Trost, der ihn nicht leicht verließ, und auf den er, wenn er erschien, bauen konnte. Das war der Tod des Pabstes. Sein Alter gab keine Hofnung zu vielen Tagen, und die Erschütterungen, die er doch manchmal ausstehen mußte, wirkten sichtbar auf seinen Körper.

Sobald aber wurde er doch nicht aufgerieben, daß Medicis Hofnungen erfüllt worden wären, und wer weiß, wie, trotz seinen Anstalten, die Sachen der Florentiner gegangen wären, wenn nicht ein ganz unerwartetes Schicksal sich hineingemischt hätte?

Hiervon hernach, denn izt müssen wir ihn bey einer Szene betrachten, die unsrer Aufmerksamkeit nicht entschlüpfen darf.

Klarissa Ursini hatte ihres so heißen Flehens endliche Erfüllung gesehen, sie hatte Lorenzo wieder in ihre Arme gefaßt, sie hatte ihn von einem gewissen Tode wiederkehren sehen, und hatte nicht vergessen, daß Kamilla ihr einst dieses vorhergesagt.

Die arme Kamilla war dem Tode sehr nahe. Zehrung an ihrem Körper hatte sie

faſt aufgerieben, nur noch matt brannte ihres Lebens Leuchte, nur noch ſchwach nannte ſie den Namen Julian, und ſehnte ſich nach Lorenzo.

Noch hatte ſie nicht erfahren, daß Lorenzo wiedergekehrt ſey. Die erſten Augenblicke hatte Klariſſa den Mann nicht von ihr unterhalten wollen, den tauſend Sorgen drückten.

Sie hatte bey der Niederkunft Kamillens ihm gemeldet, daß ſie einen Sohn geboren, aber ſie hatte nichts von der Aehnlichkeit mit Julian erwähnt, ſie wollte ihn damit überraſchen, und ſo ihrer Freundin den Augenblick des Todes ſelbſt durch dieſes Schauſpiel erleichtern, denn ſie wußte gewiß, Lorenzo würde ſich freuen, wenn er das erblickte, ja ſie wähnte ſchon einmal ein Wort von ihm darüber gehört zu haben, doch war ihr das nur wie im Traume. Lorenzo hatte befohlen, ihn Julius Medicis zu taufen.

Izt waren einige Tage verfloſſen. Die allgemeine Freude hatte auch ſeine Stirn er-

heitert, auch er war gefälliger, und nachsichtiger, als ehedem, gegen Störungen in seinen Geschäften.

Doch nahm es Klarissen Wunder, daß er Kamillens auch nicht einmal erwähnte. Und doch war es kein Wunder, denn eben er, Lorenzo, hatte gehofft, daß ein Zug zum Vortheile des Kindes sich zeigen würde, und weil dessen Klarissa keine Erwähnung gethan, glaubte er, es sey nicht, und schwieg mit Vorsatz, um nicht zu sagen, daß er in einem solchen Falle nichts auffallendes für den Sprößling thun könnte.

Einst nahete sich ihm vertraulich seine Gattin.

Zärtlich fragte sie: Willst du denn die todtkranke Kamilla nicht noch einmal sehen?

Lorenzo. Die Arme! Ist sie denn so sehr krank, daß keine Hofnung zu ihrem Aufkommen ist? O das Leben ist ein undankbares Geschenk. Es erfreuet uns wahrlich zu wenig. Führe mich hin, Klarissa, ich will

ihr noch einmal ſagen, daß ich ſie brüderlich ſchätze und liebe.

Klariſſa. Und ihr Kind, Lorenzo? Was denkſt du damit zu thun?

Lorenzo. Es zu verſorgen, wie es meine Menſchenpflicht und Bruderpflicht mit ſich bringt.

Klariſſa. Guter Lorenzo! Ich gehe voraus. Folge mir bald.

Florenz.

Medicis Pallast.

Kamillens Zimmer.

Kamilla Rafarelli. Der kleine Julius. Klariſſa Urſini. (endlich) Lorenzo Medicis.

Kamilla. Ach daß ich es bemerken muß, Klariſſa! Stündlich, ich möchte ſagen, augenblicklich werde ich ſchwächer. Mein Leben ſchleicht dahin. Ich werde auslöſchen, ohne Lorenzo zu ſehen.

Klariſſa. So ſchlimm wird es nicht werden. Faſſe Muth und Hofnung. Wirſt du aber, bey ſo ſehnſuchtsvoller Erwartung, auch ſeinen Anblick aushalten können?

Kamilla. Ehe weicht mein Geiſt gewiß nicht, bis er meinen Julian geſegnet hat, und wenn mich ſein Anblick auch noch ſo ſehr erſchütterte. Iſt er etwa gekommen, liebe Klariſſa?

Klariſſa. Faſſe dich. Er iſt gekommen. Er wird bald hier ſeyn.

Kamilla. Ach! Er iſt gekommen? Er wird bald hier ſeyn? Fehlt mir's doch bald an Athem für Freude. O ich werde ihn ſehen. Bring mir Julian. Ich will ihn auf meinen Armen halten.

Klariſſa. Und der freudige Schreck könnte deine Hände lähmen. Nein, ich nehme den Knaben, und zeige ihm denſelben. Ich höre ihn ſchon kommen.

Kamilla. Wie du willſt. Ach Gott, der Augenblick meiner Auflöſung iſt nahe. Laß ihn doch ſo ſeyn, wie ich ihn wünſchte, wie ich ihn mir erbat.

Lorenzo (tritt ein, vor ſich). Gott! wie entſtellt! O ich will ihr noch eine Freude machen. (laut) Nun, liebe Schwägerin, ich bin wieder in Florenz. Aber ich ſehe ſie nicht heiter.

Kamilla. Gott ſey Dank! Lorenzo! Bruder! Mit welcher Benennung ehreſt du

mich? O! Laß mich zu deinen Füßen dir danken, vortreflicher, edler Mann!

Lorenzo. Bleiben sie, arme Kranke! Was soll das? Liebte ich Julian nicht? Und er nicht sie?

Kamilla. O so werden sie auch diesen nicht verstoßen.

Klarissa. Da hast du den Knaben, Lorenzo. Sieh, er lacht seinem Vater entgegen.

Lorenzo (zurückfahrend). Was ist das? Dies dein Kind, Kamilla? O gieb — gieb — gieb diesen Julian. Mir ihn, daß ich den Sohn des Bruders an mein Herz drücke. Julian Medicis! Du bist wieder aufgelebt! Ja, das ist er. Willkommen, Zierde meines Hauses. O ich bin nicht mehr einsam. Ich und meine Kinder nicht mehr.

Klarissa. Um Gottes willen! Leg' den Knaben nieder. Eile hier zu Hülfe.

Lorenzo (zieht den Knaben weg). Was ist ihnen, Kamilla? Erholen sie sich.

Kamilla. Ach, ich werde mich nicht erholen. Dieſe Freude — tödtet — mich — Ich ſterbe — einen ſchönen Tod — Schweſter! — Bruder! — Sohn! — Lebt wohl! Ich gehe zu Julian!

Die lezten Worte ſprach Kamilla ſtark aus. Ein Geſchwür in der Bruſt war geſprungen, und ſie ſank tod in Lorenzo's Arme.

Der Schmerz Klariſſens, Lorenzo's Trauer waren groß, aber wenn ſie über das Schickſal der Unglücklichen nachdachten, ſo ſchien dieſer Tod ihnen noch eine Wohlthat. Es war immer ein ſchöner Tod, mitten in der ſüßeſten Empfindung, die ſie ſich geträumet, zu ſterben, und ihrer Wünſche einzigen erfüllt zu ſehen. Lorenzo verſuchte einigemal mit Klariſſen über ihr Stillſchweigen zu ſtreiten, aber ehe er noch die Worte aus dem Munde brachte, verſtummten ſie, und er fand, ſie habe recht gehandelt.

Seine Liebe fiel ſtark auf den kleinen Julius, den er mit ſeinem zweyten Sohne

Johann von Medicis erziehen ließ, und der in der Folge auch gleiches Schicksal mit ihm hatte.

Der älteste Sohn Lorenzo's erfüllte nicht die Hofnungen seines Vaters, und Lorenzo fühlte auch nie sonderliche Neigung zu ihm, so wenig er die unnatürliche Handlung gebilligt haben würde, die er nach seinem Tode beging, und die weder aus Schmerz noch Liebe ihren Ursprung nehmen konnte. Davon zu seiner Zeit.

Wir haben oben gesagt, daß Lorenzo durch einen Glückszufall aus aller Verlegenheit und Furcht in Ansehung der florentinischen Republik gezogen wurde. Dieses war kein anderer, als daß die Türken ihre Macht gegen den Kirchenstaat kehrten, Otranto bereits weggenommen hatten, und eine starke Macht dahin aussezten, um nun die Christenheit zu überschwemmen.

Dies machte eine außerordentliche Sensation. Alle Fürsten und Republiken Italiens

mußten hier gemeinſchaftliche Sache machen, um den gemeinſchaftlichen Feind zu entfernen.

Allgemeine Einigkeit war hier nothwendig, und der Pabſt kannte den Vortheil der Kirche nicht mehr ſeinem Privatvortheile nachſetzen. Er bewilligte den Florentinern den Frieden, aber ſie mußten funfzehn Galeeren gegen die Türken ausrüſten und unterhalten. Der Bann der Republik und Lorenzo's wurde gehoben.

Die Beſiegung der Türken war nicht ſo leicht, als man dachte, denn ſie wehrten ſich in Otranto ſo, daß die Belagerer verzweifelten, den Ort zu erhalten.

Es trat aber wieder ein Zufall ins Spiel. Mahomet der Zweyte, ihr Kaiſer, ſtarb, und als ob die Türken daran verzweifelten, unter einem andern Beherrſcher noch Glück zu haben, verlangten ſie gleich eine Kapitulation. Sie ward bewilligt und die Ungläubigen verließen Italien.

Um dieſe Zeit ſtarb Boria Eſte, Markgraf von Ferrara, und hinterließ einen jun-

gen in Bälde erfolgenden Nachfolger, Herkules von Este.

Die Republik Venedig hatte sich schon seit langer Zeit in den Besitz dieser Herrschaft gewünscht, und der Senat nahm diesen Zeitpunkt als den glücklichsten zu benutzenden an, weil man diesem jungen Herrscher kein Kriegsglück, noch die Dauer zutrauete, dessen Beschwerlichkeiten zu tragen.

Es war aber der Sache schlechterdings kein Anstrich von Rechtmäßigkeit zu geben, wenn man den Pabst nicht zu Hülfe nahm, und der Senat schickte Gesandte, die diesem den Antrag machen mußten, die Eroberung zu theilen, nachdem sie auf gemeine Kosten gemacht seyn würde.

Der Pabst, der selbst nicht lange mehr zu leben hoffen konnte, ergriff mit Freuden den Vorschlag, noch vor seinem Ende sein Haus zu erweitern: der Bund wurde geschlossen, und der neue Regent, der Trauer-Bothschaften wegen seines Vaters Absterben erwartete, sahe Kriegsvölker in seine Besitzungen einrücken.

Lorenzo von Medicis hatte durch den glücklichen Zufall mit den Türken, durch die für Florenz daraus entsprungenen Vortheile, durch den Frieden, und seine Aussöhnung mit dem Pabste, sich ein Ansehen erworben, welches wirklich fast über den Souverain hinausging. Die Neapolitanische Unternehmung hatte nebst dem Namen eines patriottischen Bürgers ihm noch den Ruf des allerersten Staatsmannes erworben. Man mußte ihn in Florenz fast anbeten, denn wo konnte man sogleich einen Mann finden, der, selbst wenn das Glück sich ganz wendete, Mittel wußte, das Unglück abzuhalten.

Herkules von Este mußte kein besseres und schnelleres Mittel, als sich an den ehrlichen Lorenzo zu wenden, dem er durch einen außerordentlichen Bevollmächtigten die Ungerechtigkeit, die man gegen ihn übte, den drohenden Krieg, und die daraus möglichen üblen Folgen für ganz Italien vor Augen legen ließ.

Lorenzo, welcher schon unterrichtet war, ehe Herkules an ihn sandte, der schon diese

ganzen Folgen, die man in ihm rege machen wollte, überlegt, und den Nachtheil oder Vortheil sich herausgezogen hatte, der für seine Republik, so wie für ganz Italien, daraus entspringen konnte, ließ es nicht dabey bewenden, sogleich Hülfe aus Florenz ihm zuzusenden, sondern er brachte ein Gegenbündnis zum Besten des Markgrafen zwischen dem König von Neapel, den Herzogen von Mayland und Urbino und seiner Republik zu Stande.

Robert von St. Severino, General der Venetianischen Armeen nach Coliogno's Tode, hatte aber doch das Glück, alle diese kleinen Heere, ohne einmal eine Hauptschlacht zu wagen, zu verdrängen, und stand siegreich vor den Thoren von Ferrara. Hingegen wurde der Herzog von Kalabrien, der sich zu weit in den Kirchenstaat gewagt, von Robert Malatesta, Anführer der päbstlichen Armee, so völlig geschlagen, daß auch der größere Theil des Neapolitanischen Adels, welcher bey den Truppen war, zu Grunde ging.

Schon wollte der Sieger in das Königreich Neapel eindringen, als Riario, eifersüchtig und entschlossen, Herr der Herrschaft Rimini, die er besaß, zu werden, drey Tage nach der Schlacht ihm Gift geben ließ, an welchem er in zwey Stunden starb, und so mit dem schändlichsten Undank Dienste belohnte, die man ihm selbst geleistet hatte.

Er wollte gleich darauf Rimini mit treuen Truppen besetzen, aber Lorenzo, der allenthalben Kundschafter hielt, war schon früher unterrichtet worden, und hatte andere Völker hineingeworfen, die den Erben Malatesta's den Plaz erhielten.

Aber diese Vorsicht in kleinen Dingen half das ganze Große nicht wiederherstellen. Der Herzog von Urbino, Feldherr der Truppen im Ferrarischen, war gestorben, und dies hatte der Venetianischen Armee den Sieg gebracht.

Es war keinem Zweifel aufgesezt, daß Ferrara sich ergeben mußte, wenn nicht das einzige Mittel gelang, den Pabst vom Bünd-

nis mit den Venetianern abzuziehen. Lange ſann Lorenzo auf einen Weg, das zu bewerkſtelligen, und fand endlich, daß thätige Aufforderung zu einer Kirchenverſammlung die Sache zum Ziel bringen könnte. Er wandte ſeine Bitten an den Kaiſer und die Könige von Frankreich und England, und dieſe unterſtüzten ihn mit ſolchem Eifer, daß die Verſammlung, die das einzige war, was ihn jezt in Unruhe ſetzen konnte, zuſammenberufen wurde.

Wie die Nachricht davon dem Pabſte zu Ohren kam, ſo machte ſie ſeine Beſtürzung eben ſo rege, als ob er ſchon den Schlag, den er von der Kirchenverſammlung befürchtete, erhalten hätte. Er dachte ernſtlich, er würde abgeſezt werden, wenn er nicht ſogleich das Aergerniß mit dem Kriege gegen Ferrara höbe, und mit guter Art das thäte, was die ganze Chriſtenheit wünſchte.

Er verfiel jezt ganz auf einen Gegenpunkt ſeines bisherigen Benehmens. Nicht nur, daß er die Venetianer verließ, ohne einmal eine Urſache anzugeben, warum er

es thäte, sondern er machte dies in einer öffentlichen Anzeige bekannt, die wenigstens für eine Kriegserklärung gelten konnte.

Er lud die Venetianer vor sein Gericht ein, und verlangte Red' und Antwort wegen ihrer Feindseligkeiten gegen Ferrara. Er verlangte das Recht zu wissen, nach welchem sie ihre Ansprüche geltend machen wollten. Er befahl ihnen, alles Genommene zurückzugeben, und sogleich ihre Truppen wegzuziehen, weil er sich sonst zu den Verbündeten schlagen müßte, um sie aus dem Lande zu vertreiben.

Die Republik überging nicht allein seine Treulosigkeit, sondern auch seine Verbrechen mit Stillschweigen. Unfühlbarkeit schmeckte aber nach Verachtung, und die mit Ehrfurcht gemischte stolze Antwort bestand darin: Daß sie keinen Oberherrn auf Erden über sich erkennte, folglich auch Niemand Rechenschaft von ihren Handlungen fordern könne. Sie würden einen Krieg, den sie angefangen, weil sie ihn für gerecht hielten,

nicht auf bloßes Zumuthen einer Laune eines Einzelnen aufheben.

Diese Weigerung der Venetianer, so edel sie in einem andern Falle gewesen seyn würde, mußte in diesem ganz Italien aufmerksam machen. Die Fürsten des Landes beschlossen in Cremona eine Zusammenkunft, um dort zu überlegen, was das allgemeine Beste für veränderte Maßregeln erfordere.

Bey dieser Versammlung erschien auch Lorenzo von Medicis als Abgesandter der Republik. Im Grunde ging er hin als Souverain der Entschlüsse der übrigen, denn zu gewiß war er, daß seine durchdachten Plane nicht verworfen werden würden.

Wirklich legte sein Betragen in Cremona den letzten Grundstein zu seinem außerordentlichen Ruf, und der allgemeinen Achtung, mit welcher man ihm begegnete. Noch hatte man in ihm das Talent vermißt, zu rechter Zeit den Krieg zu wollen. Alle seine bisherigen Unterhandlungen hatten nur immer Frieden und Vergleich betroffen, und

da es ihm gemeiniglich gelungen war, angeglommene Streitigkeiten sogleich wieder zu dämpfen, so schien die Muthmaßung mancher gegründet, daß er in kriegerischen Talenten in sich selbst Mißtrauen setze, und zweifele, im Felde selbst ausführen zu können, was er auf dem Papier richtig zu bestimmen wußte.

In Cremona legte er aber einen Beweis vom Gegentheile ab. Er redete von einem izt nothwendigen Kriege mit solchem Bewußtseyn, mit so viel Genauigkeit, mit einer so leichten Uebersicht, zeigte so viel Kenntnisse in diesem Fache, daß, wer ihn nur hörte, schon überzeugt seyn mußte, sein Kriegs-Metier sey bey ihm auf so gute Gründe gesezt, daß es dem zu Friedens-Unterhandlungen nichts nachgebe, und er wisse zur rechten Zeit den Muth anzufachen.

Er zeigte unläugbar, daß Italien izt keinen grimmigern und fürchterlichern Feind habe, als die Republik Venedig, weil sie von dem schönen Systeme abgegangen, die allgemeine Freyheit zu beschützen, und für sie zu wachen. Jahrhunderte wäre dies ihre ehr-

liche und glückliche Sorge gewesen, der Krieg gegen Ferrara aber sey ein redender Beweis ihrer Umstimmung.

Gute Menschen, sagte er, konnten gelassen sie aus ihren Sümpfen sich erheben sehen, um auf dem festen Lande sich zu erweitern, so lange es nur Ausrottung der Tyrannen von Padua, und Beschützung des heiligen Stuhls gegen die Kaiser galt: izt aber heiße ihr Betragen Unterdrückung Italiens, die niemand billigen könne. Sie hätten die schöne Stadt Ferrara aufs äußerste gebracht; nähmen sie sie, und litte man es, so könne niemand ihnen wehren, sich Meister von Modena und Reggio zu machen; das wären die Schlüssel von Romanien, und mit dieser Provinz trennten sie die mögliche Vereinigung der Fürsten Italiens. Es würde ihnen dann möglich werden, einen nach dem andern zu bezwingen, und diese Republik, deren Rath ewig dauernd wäre, würde Mittel finden, jeden Aufstand zu benutzen, und nach und nach Beherrscher eines Landes

zu werden, das izt mit vereinten Kräften ihrer so leicht Herr werden könne.

Wir wollen nicht behaupten, daß Lorenzo's Vorstellungen nicht etwas ins Uebertriebene gefallen wären, aber das war auch nöthig, um alle zu gleichem Muthe anzufeuern. Krieg war sein lezter Ausruf, und Krieg gegen Venedig riefen alle Fürsten mit ihm. Alle rüsteten sich, alle erschienen mit den Waffen in der Hand, und so wurden die Venetianer bald gezwungen, andre Maßregeln zu ergreifen, und vom Anfall anderer Länder zur Vertheidigung ihres eignen überzugehen. Herkules von Este, von dem man nichts hatte fürchten wollen, war aus seinem Taumel erwacht. Mit einem fürchterlichen Heere fiel er in Brescia und Bergamo ein, und die Truppen, welche Ferrara beinahe aufs äußerste gebracht hatten, wurden zurückberufen, um ihr Vaterland zu vertheidigen.

Diese Truppen aber zerstreuten sich von selbst nach einigen kleinen nachtheiligen Gefechten, so daß das Venetianische Gebiet

ganz frey war, und nicht ein Soldat die Plünderungen verhinderte, indessen der Senat auf ein glückliches Kunststück dachte, um das Gewitter zu zertheilen, welches über seinem Haupte wogte.

Ludwig Sforza, Usurpator von Mayland, obwohl noch nicht öffentlich, sondern unter dem Namen eines Vormunds des jungen Herzogs, war dem Bunde nur gezwungen beygetreten, weil er sich nicht ausschließen konnte, ihm aber Unruhen in Italien willkommen seyn mußten, um seinen Endzweck, sich ganz souverain zu machen, zu erreichen.

Die Venetianer hatten das wohl bemerkt, und durch einen verschlagenen und geschickten Senator, den sie an ihn absandten, wußten sie ihm die Meynung beyzubringen, es sey Este allein, der bey dem Handel gewinnen würde, seine Staaten wären der Gefahr dann am meisten ausgestellt, wenn dieser stolze Prinz zu viel Macht in seine Hände bekäme. Daß alle die jetzigen Feinde der Republik sie verschlingen könnten, sey keine

Frage, aber wer den Beſitz davon erhielte, der ſtöre das Gleichgewicht von Italien, in welchem bisher Mayland die Oberhand behalten hätte.

Ludwig war dem, was der Venetianer ihm ſagte, im geringſten nicht entgegen. Er gab die Richtigkeit zu, er ließ ſich in Vorſchläge und Unterhandlungen ein. Er fand es für ſeine Eitelkeit ſchmeichelhaft, ein ſo großes Unternehmen beynahe am Ziel deſſelben zu ſtören, eine Republik von der Wichtigkeit, wie dieſe, vom Abgrunde des Verderbens zu retten, und unbeſonnen, und ohne zu wiſſen, daß er ſeinen Sturz und den Sturz ſeines Hauſes bereitete, ließ er ſich mit den Venetianern in geheime Verbindungen ein. Er nahm ſogleich ſeine Truppen von den verbündeten Heeren zurück, und da dieſe den größten Theil der Armee Herkules von Eſte ausmachten, ſo wurde dieſer genöthigt, ſich aus der Lombardey in ſeine Beſitzungen zurückzuziehen. Der Krieg verloſch gleich einem Feuer, dem man die Nahrung nimmt, und niemand kam übler dabey zurecht, als der

Pabſt, denn dieſer fiel aus Verdruß über alle fehlgeſchlagene Hofnungen in einen Rückfall von Fieber, welches ſeinem Leben am 10. Auguſt 1484 ein Ende machte.

Mit ihm ſtarb wirklich mancher Verdruß in Lorenzo's Herzen, und er ſahe ein, daß er einen äußerſt gefährlichen Feind verloren hatte. Aber auch über Ludwig Sforza's Betragen war er empfindlich und aufgebracht. Er verſuchte alles, ihn auf beſſere Geſinnungen zu leiten, und ſtellte ihm ſeinen Fehler in dem Lichte vor, in welchem er zu betrachten war. Aber Sforza war unbeweglich, und da Lorenzo ſahe, daß er hier nichts auszurichten vermochte, ſo beredete er die Florentiner, die Truppen, die ſie einmal im Felde hatten, zur Eroberung von Sereſana anzuwenden, welches ihnen weggenommen und an Genua verkauft worden war. Man willigte ein. Die Eroberung wurde nicht ſo leicht, als man gewähnt hatte, die Belagerten vertheidigten ſich mit vielem Muth, und Lorenzo ſahe ſich genöthigt, ſelbſt ſich dahin zu verfügen.

Seine Erſcheinung nahm aber auch den Einwohnern ſowohl als den Soldaten in der Stadt den Muth. Er war kaum angelangt, als man ihm eine Krone von Oelblättern entgegen trug, und die Stadt unterwarf ſich jedem Geſetze, welches er ihnen auflegen würde. Sie öfnete ihm die Thore, und nahm ihn mit ſo ruhigem Herzen auf, als wenn ſie nicht das geringſte von ihm zu fürchten hätte.

Auch brachte dieſer Beweis des Zutrauens ihr keinen Schaden. Freylich konnte Medicis nicht ganz als unſchuldig ſie behandeln. Aber ſo viel that er doch, daß ſie ſich weder von der Plünderung loskaufen, noch auch ihrer Vorrechte verluſtig gehen durfte.

In Rom hatte ſich die Lage geändert. Innocenz der achte war an Sixtus des vierten Stelle auf den heiligen Stuhl gekommen.

Eine der erſten Handlungen, die er vollbrachte, war, daß er die Stadt Aquila, welche ſich gegen den König Ferdinand aufgelehnt

hatte, in päbstlichen Schutz nahm, ohne die Folgen davon zu bedenken.

Der ganze Adel des Königreichs, der nur auf eine Gelegenheit und auf des Pabstes Erklärung gewartet hatte, um einen vollkommnen Aufruhr zu bewirken, sezte izt alle Städte in Bewegung, wo er nur einen Einfluß hatte, und nöthigte den alten König, in seine Hauptstadt sich einzuschließen, um sicher zu seyn.

Selbst Robert von St. Severino nahm als Anführer der Truppen beym Pabst Dienste, und machte dem Herzog von Kalabrien die Truppen abspenstig, die dieser von Tarent seinem Vater zu Hülfe führte.

Alle diese Unglücksfälle machten den König so mismuthig, daß er nicht einmal daran dachte, von Lorenzo Medicis Beystand zu begehren, den er wohl fordern konnte.

Medicis Großmuth aber konnte sich nicht enthalten, auch ohne Aufforderung wirksam zu seyn. Er wagte alles daran, den König aus einer so großen Gefahr zu retten.

Ohne Briefe oder Bothen von Neapel zu haben, ſtanden ſeine Truppen ſchon im Felde, hatte er ſchon die Urſini mit Gelde unterſtützt, um Truppen zu werben. Er hatte den Kolonna die Summe auszahlen laſſen, die ein geheimer Traktat mit Neapel, es wider den päbſtlichen Stuhl zu ſchützen, ihnen beſtimmte. Er vereinigte beyde ſonſt entzweyten Häuſer zu Einem Zwecke, dem Könige beyzuſtehen, und beyde fielen in den Kirchenſtaat, und nahmen einen Theil deſſelben in Beſitz.

Der päbſtliche General war in Abruzzo ſchon weit vorgerückt, dies nöthigte aber ſeinen Souverain, ihn zurückzuberufen. Es wollte ihm auch im Erbtheile des heiligen Petrus nicht ſo gut gelingen, wie es im Königreich Neapel war. Er vertheidigte ſich ſo ſchlecht gegen die vereinten Truppen der Urſini und Kolonna, daß der Pabſt, der von Natur zum Mißtrauen geneigt war, ihn mit ſeinen Feinden einverſtanden hielt.

Furcht gebiert Phantome, und ſo dachte der Pabſt ſich die Möglichkeit, daß beyde

Armeen, nachdem sie eine Zeit lang sich zum Schein herumgezerrt, am Ende sich vereinigen, und mit gesammter Macht wohl gar auf Rom losgehen könnten.

Dies dämpfte auf einmal den kriegerischen Geist, der Se. Heiligkeit entflamme hatte. Mit der nemlichen Heftigkeit, mit welcher er den Krieg angefangen, wünschte und suchte er izt den Frieden. Er sahe ein, wie leichtsinnig er gehandelt, und da die Wirkungen am Tage lagen, welche alle Unterhandlungen hatten, die Lorenzo von Medicis unternahm, da er hier der Weitläuftigkeiten und Formalitäten überhoben seyn konnte, von denen Lorenzo kein Freund war, so nahm er den nächsten Weg, sich an ihn zu verwenden.

Lorenzo sahe sich nun als den Schiedsrichter des Schicksals von ganz Italien, und immer gut, daß es in die Hände eines so rechtschaffnen Mannes gerieth. Er nahm seine ganze Politik zusammen, die er mit seiner Rechtschaffenheit verband, und entledigte sich des erhaltenen Auftrags so, daß er sich die ganze

Freundschaft des Pabstes erwarb, ohne den Vortheilen des Königs von Neapel etwas zu vergeben.

Der Pabst hatte gefehlt, und Lorenzo deckte diesen Fehler nicht mehr auf, als unumgänglich nöthig war. Ein großer Theil des Kirchenstaats war in feindlichen Händen, aber Lorenzo wollte nicht, daß der König von Neapal einen andern Nutzen davon ziehen sollte, als im rechtmäßigen Besitz seines Eigenthums zu bleiben.

Der empörte Adel im Neapolitanischen kam am meisten zu kurz, und bereute es sehr, sich gegen seinen König aufgelehnt zu haben, denn sie fühlten die Folgen schmerzhaft.

Lorenzo's Seelenadel und die wahre Gerechtigkeitsliebe, die er bey dieser Gelegenheit zeigte, machten den Pabst zu seinem Bewunderer, und ließen ihn auf ein Bündniß denken, welches in der Folge dem Hause Medicis von so wichtigem Nutzen war, daß es ihm zur Souverainetät verhalf. Ferdi-

nand wurde lebhaft gewahr, daß ein geleisteter Dienst nicht unvergolten bleibt, und wenn sein Stolz ihm nicht vergönnte, den ganzen Umfang des Dienstes zu bekennen, den Lorenzo ihm geleistet hatte, so mußte er sich doch gestehen, daß er izt verloren gewesen wäre, wenn nicht die Wiedervergeltung einer nicht ganz aus so gutem Herzen entsprungenen Wohlthat ihn gerettet hätte. Medicis war es, der Schande von seinem weißen Haupte abwandte, Medicis, der der Urheber der Ruhe seiner alten Tage war.

Pabst Innocenz der achte war in seiner Jugend, ehe er den geistlichen Stand ergriff, verheirathet gewesen. Sein ältester Sohn, Abe genannt, sollte das Haupt seines fürstlichen Hauses werden, er sollte auch der Erbe des Malaspinaschen seyn, welches zwey Fürstenthümer, und außerdem noch viele Güter in Italien besaß.

Der Pabst hatte den Entschluß gefaßt, eine Medicis in seine Familie aufzunehmen. Margaretha, die älteste Tochter Klarissa Ursini's, war das Ebenbild ihrer Mutter. Sie

hatte nicht allein ihre reizende Gestalt, sondern auch ihren Geist, und die väterliche Ausbildung hatte dazu beygetragen, sie zu einer der vollkommensten Personen ihres Geschlechts zu bilden.

Auf sie waren die Augen des jungen Adels gerichtet, sie glänzte in den Festen Florenzens, und ihr Ruf fand mehr an ihr zu vergrößern.

Lorenzo wurde durch den Antrag, sie dem Fürsten Abe zur Ehe zu geben, überrascht. Nicht, als ob er sie nicht würdig dazu gefunden hätte, aber er hatte dem Pabste das nicht zugetrauet, weil man immer am Florentinischen Adel etwas finden wollte, was ihn dem andern nicht gleich sezte. Doch würde Lorenzo sich keinen Augenblick bedacht haben, der Verbindung zu entsagen, wenn ihn kein anderer Grund dazu gestimmt hätte, als die Vereinigung mit dem Pabste.

Er kannte die Verhältnisse des Lebens zu gut, um häusliche Glückseligkeit nicht als die erste Quelle eines ruhigen Lebens zu betrach-

ten. Allein auch dieſe ſah er hier möglich und wahrſcheinlich. Selbſt Neigung fand ſich beym jungen Paare, und ſo zweifelte er nicht, daß er als redlicher Vater für Margarethen geſorgt hätte, indem er ihre Verbindung zugab.

Die Hochzeit dieſes Paares wurde mit einer Pracht gefeiert, in welcher man keine Privatperſonen erkennen konnte, und Innocenz war ſo warm und innig für das Haus Medicis geſtimmt, war ſo wahrer Anbeter der Tugenden Lorenzo's, und nahm ſich vor, ſo ſehr ſeine Freundſchaft gegen ihn auszudehnen, daß er ſeinen dreyzehnjährigen Sohn zum Kardinal ernennen wollte, daß er den Antrag für dieſen zweyten Sohn, Johann, ihm machen ließ, der freylich den Gipfel von Lorenzo's Wünſchen krönte.

Die Ausführung war etwas ſchwer. Seit Johann dem zwölften und den unglücklichen Folgen ſeines Pabſtthums hatten alle ſeine Nachfolger ein unverbrüchliches Geſetz gemacht und befolgt, daß keiner den Hut erhalten ſollte, der nicht die Volljährigkeit erreicht hätte.

In dieſes Geſetz mußte izt ein Bruch gemacht werden.

Der Pabſt unterließ nicht, jeden der Kardinäle allein und insgeheim auf ſeine Wünſche vorzubereiten, und dadurch ſeinen eigentlichen Befehl, ihm zu gehorchen, in eine Bitte einzukleiden. Der heilige Vater hatte Liebe bey dem heiligen Kollegio, und keiner war abgeneigt, ihm beyzuſtimmen, wenn nur die andern ſich nicht widerſezten. Lorenzo that das ſeinige, um dieſe gute Stimmung zu erhalten, und zu befördern.

Die Herren erinnerten ſich ſehr wohl, daß ſie für den ſtimmen ſollten, deſſen Vater ſie von einem beſchwerlichen Kriege befreyet. Während des Laufs deſſelben waren alle ihre Güter in Beſchlag, alle ihre Einkünfte verloren geweſen. Schneller und ohne allen Erſatz hatte er ihnen wieder dazu verholfen. Dies forderte Dankbarkeit. Auch konnte ja der Fall wohl einmal wieder eintreten, und wie dann ihn dazu auffordern, auch wieder ſo zu handeln, wenn ſie ſelbſt kleine Gefälligkeiten nicht erfüllten? Im Ge-

gentheil war der junge Kardinal dann ein guter Vorsprecher.

Also wurde Johann von Medicis gewählt, doch seine Wahl nur als eine Ausnahme von diesem Gesetze betrachtet, und sie sollte keine Verbindlichkeit auflegen.

Lorenzo sahe eine glänzende Zukunft für sein Haus, und wenn Sixtus, der Julianen bey gar keinem Grunde zur Weigerung den Hut geradezu abschlug, wenn er hätte sehen können, wie man dem Hause Medicis diesen Hut entgegen brachte, wenn er mit der engen Freundschaft bekannt geworden wäre, die zwischen dem päbstlichen Stuhl, und Lorenzo, den er immer davon entfernt gehalten hatte, obwaltete, er wäre, hätte er menschlichen Leidenschaften noch untergelegen, noch einmal an einem Gallenfieber aus der Welt gegangen.

Lorenzo lebte izt in einer beneidenswürdigen Ruhe. Er hatte seinem Vaterlande einen Frieden verschaft, dessen Aussichten

dauerhaft waren, sobald er nur noch einige Macht hineinbringen konnte, sich vor schnellen Ueberfällen zu sichern. Bey solchen war mehrentheils der Anfall von Siena aus, oder von den Apenninen geschehen. Um von der Seite von Siena die fernern Versuche schwerer zu machen, ließ er auf einem ansehnlichen Hügel eine feste Stadt, Poggia mit Namen, erbauen, und erfüllte zugleich eine schöne Pflicht der Menschheit, indem er diese Stadt mit den unglücklichen Familien besezte, welchen der Herzog von Kalabrien Häuser und Landgüter niedergebrannt und verwüstet hatte, weil sie sich zu lange gegen ihn gewehret hatten.

Auf der andern Seite ließ er auf der großen Straße der Apenninen, die Vestung Kirrosola wieder aufbauen, und zog dabey den berühmten Kriegsbaumeister Markus Antonius von St. Gall zu Rathe, der ihre Thürme und Bastionen angab.

Seine Sorge für die Unruhen der nächsten Nachbarn der Republik war am größten. Da wußte er, es konnten die häufigsten

Zwistigkeiten vorfallen, und Kleinigkeiten konnten Anlaß zu großen Mißverständnissen geben. Die Republik war auch oft genöthigt, wenn zwey dieser kleinen Souveraine in Streit geriethen, die Parthey des einen oder des andern zu ergreifen, war dadurch nicht allein Unkosten unterworfen, sondern sahe sich auch dem Hasse des andern, dessen sie sich nicht angenommen, ausgesezt.

Ein Meisterstück war daher die Konvention, welche er zwischen den Herren von Perusa, Citta di Castello, Bologna, Siena, und seiner Republik zu Stande brachte, und deren beyde Hauptartikel waren, daß Streitigkeiten unter ihnen der Entscheidung der neutralen Theile unterworfen werden sollten; und daß das Urtheil, welches die Mehrheit der Stimmen gäbe, wenn es nicht in Güte erwogen und angenommen würde, durch Strenge zur Ausführung gebracht werden sollte.

Alle Fürsten dieser kleinen Staaten sahen ihr Wohl und ihre Ruhe in dieser Einrichtung, sahen Lorenzo'n mit Augen der Hochachtung an, thaten nichts ohne seinen

Rath, und führten, so lange er lebte, die glücklichste Regierung in ihren Staaten.

Eben die uneingeschränkte Achtung genoß er izt in Florenz. Die guten Bürger in der Stadt konnten ihm nicht feind seyn; zu viel hatte er für die Republik gethan; zu oft hatte er Leben und Vermögen gewagt; nie hatte Eigennutz aus einer seiner Handlungen hervorgeblickt; nie hatte er den Stolz über sich Macht gewinnen lassen; seine Thätigkeit, seine unermüdete Achtsamkeit waren es, die ihm jederzeit den Triumph über tausend Hindernisse von aussen und von innen, davon tragen liessen.

Er war der Mann, der zur Wahrheit machte, was man nur Traum nennen konnte, nur als Fabel kannte, der ohne Macht und Würden blos durch seinen Geist, nach seinem Gefallen und nach seiner uneingeschränkten Willkühr, einen Theil von Europa regierte, der der eifersüchtigste auf seine Freyheit war; der deswegen am schwersten zu behandeln, am getheiltesten in Meynungen und Systemen war.

Er trug aber auch die Bewunderung von ganz Europa davon, und die nächsten und entferntesten Fürsten schmeichelten ihm, und suchten seine Freundschaft und sein Wohlwollen. Sogar der Groß-Fürst, Bajazet der zweyte, ließ ihm der Achtung für seine seltene Rechtschaffenheit versichern, und Mathias Korvinus, König von Ungarn, bewieß ihm seine Aufmerksamkeit durch eine feyerliche Gesandtschaft.

Lorenzo aber gab sich nicht blos mit den politischen Angelegenheiten seiner Republik ab. Die gelehrte Welt hatte an ihm einen eifrigen Beschützer, einen Mäcen, wie sie wenige aufzuweisen haben wird.

Seine Bemühungen giengen nicht allein dahin, bey seinem Leben, so viel er konnte, fürs Studium aller Künste und Wissenschaften zu thun, auch die Zukunft sollte Beweise erndten, daß er an sie gedacht. Er war es, der die Florentiner dahin lenkte, ihre Schulen auf einen guten Fuß zu setzen. Er theilte in diesen Preiße aus, die aus seinem Vermögen genommen waren. Er belohnte ach-

ten Fleiß und ächte Tugend, wo er ſie fand, und er war Kenner, um ſie zu beurtheilen. Seine Tafel war nie ohne Gelehrte.

Er ſandte auf ſeine Koſten viele bey der Eroberung von Konſtantinopel geflüchtete Gelehrte wieder dahin zurück, um die ſeltenen Manuſcripte aufzukaufen, die ein Raub der türkiſchen Soldaten geworden, und daher entſtand die weltberühmte Mediceiſche Bibliothek, deren Ruinen jezt den merkwürdigſten Theil der ehemaligen königlichen Bibliothek in Paris ausmachen.

Aus Florenz wurde ſie ein Raub Karls des achten, und Katharina von Medicis war es, die ſie geſchickt aus den Händen der Engländer zu ſpielen wußte. In ihrem ganzen Glanze zu Lorenzo Zeiten hatte ſie einen unermeßlichen Werth, und ſelbſt den Preiß ihrer Errichtung kann man daraus beurtheilen, daß manches einzelne Manuſcript mit mehr als 500 Dukaten bezahlt wurde, die Lorenzo auf der Stelle dafür gab.

Dieſe Bibliothek zog alle Gelehrte in den Mediceiſchen Pallaſt. Man vergönnte

ihnen den Gebrauch derselben, man versahe sie mit allen nothwendigen Bedürfnissen, und die Stunden, die Lorenzo sich abmüßigen konnte, wurden da zugebracht.

Künste und Wissenschaften wurden da erzogen, zur Blüthe und zur Vollkommenheit gebracht. Arme mit Talent fanden da Unterstützung. Hier kopirte Michel Angelo in seinem neunzehnten Jahre den berühmten antiken Kopf, den man vom Original nicht zu unterscheiden im Stande war.

Pisa hat seine Universität Lorenzo von Medicis zu danken, der der Stifter derselben war. Der junge Kardinal Johann studierte daselbst, und Fremde strömten hinzu, um die Männer zu hören, die man dort angestellt, und die den größten Ruf in Europa hatten. Wo es nur thunlich war, war Lorenzo von Medicis von Gelehrten umgeben, und unterstüzte nicht allein viele derselben, sondern unterhielt einen großen Theil ganz.

Allein er trennte sie so viel möglich von Aemtern, und sie mußten sich blos dem Fa-

che widmen, welches ſie gewählt hatten. Lorenzo hatte alle Stellen in Florenz zu geben, wenn es ſchon nicht den äußern Anſchein hatte. Man wußte das, und man wandte ſich an ihn. Anfangs wurde er hierdurch nicht wenig geplagt. Einige ſuchten dieſe, andere jene Wege; krumme und gerade, wie ſie in der Macht eines jeden einzelnen ſtanden.

Aber der Ueberlauf nahm bald ab. Lorenzo war gewohnt nach Verdienſten zu forſchen, gab nie Nebenumſtänden Gehör, und keine Stelle wurde mit einem beſezt, der derſelben nicht gewachſen war. Sobald das bekannt wurde, entfernten ſich natürlich die, welche nach geſchehener Prüfung ſich ſelbſt nicht tüchtig glaubten. Die Klagen über Lorenzo's Häzte fielen von Seiten der Kompetenten weg, da ſie ihm nie den Fall einer Parthenlichkeit vorzuwerfen hatten; ſie fielen auch von Seiten der Republik weg, da er ihnen nie ein unbrauchbares Mitglied gegeben hatte, weil ſeine Beurtheilungskraft nicht leicht zu betrügen war.

In Ansehung des Volks wußte Lorenzo die beßten Mittel, es in Ruhe zu erhalten. Es mußte für seine Bedürfnisse gewinnen können, und mußte auch Gelegenheit zur Erheiterung finden. War es in beyden Punkten befriedigt, dann konnte man auf Ergebenheit rechnen. Die Armen waren da am übelsten daran. Lorenzo wollte durch geminderte Preise der Lebensmittel, die er für diese Klasse von Menschen aus seinen Mitteln geben ließ, diesem drückenden Uebel ein Ende machen, aber er sahe bald, daß er den Adel sich dadurch verfeinden würde, daß die Güterbesitzer über diesen Eingriff in die gewöhnlichen Preise, und nicht ganz mit Unrecht, schreyen würden. Er wählte also einen andern Weg, und ließ bauen, wodurch die Armen immer Gelegenheit fanden, die nothwendigen Bedürfnisse sich zu verdienen.

An Festtagen aber war er darauf bedacht, öffentliche Lustbarkeiten, Pferderennen oder Turniere zu geben, die das Volk belustigten, und es von Berathschlagungen

über ſeinen eigentlichen Zuſtand, vom Nachdenken darüber abhielten.

Er gieng in der Verbreitung öffentlicher Luſtbarkeiten noch weiter, und ſuchte, nicht ohne große Schwierigkeit, Schauſpiele, Kampfſpiele, Feſte und Bälle in Aufnahme zu bringen. Dieſe Arten von Vergnügen waren in Florenz in Verfall gerathen, weil zu den Zeiten der Gibellinen und Guelfen, wo alles Tag und Nacht unter den Waffen ſeyn mußte, man auch dieſen Freuden ein kriegeriſches und wildes Anſehen gegeben. Sie waren in rohe Ausſchweifungen ausgeartet; viehiſch waren die Außenſeiten derſelben. Die Feſte wimmelten von Betrunkenen; die Bälle endeten mit Nothzucht, und in den Schauſpielen wurde nicht eine Vorſtellung mehr gegeben, die nicht unſchuldige Augen beleidigte, und keuſchen Ohren ein Anſtoß war.

Daher waren ſie ſo in Verfall gekommen, daß man ſich ſchämte, ſie zu beſuchen, und eine Ehre darin ſezte, ſie zu meiden. Lorenzo wollte ſie verbeſſern und wieder em-

vor bringen. Das meiſte von ihrer Rohheit hatten ſie ſchon verloren, aber Niemand liebte ſie des Vorurtheils wegen. Er fühlte wohl, daß er ſich lächerlich damit machen konnte, wenn er nicht mit aller Vorſicht zu Werke gienge. Er nahm daher alle junge Männer von Florenz mit in ſeinen Rath, und vereinigte ſich deswegen mit allen ſchönen Geiſtern Italiens.

Er beſchloß, das Karneval mit einer wohlanſtändigen Vorſtellung aus dem Alterthum zu eröfnen, und in der Folge ſollten dieſe nicht blos ergötzen, ſondern auch belehren.

Es war der Streit des Herkules und der Helden gegen die Centauren an Pirithous Hochzeit. Alles war angewendet, um die Pracht des Aufzugs zu erhöhen. Alle Künſtler waren zu den Dekorationen und dem Unterricht der Theilnehmer in Bewegung. Die erſten des Adels und der Bürgerſchaft übernahmen Rollen darin, und die Ausführung geſchahe mit einer ſolchen Ordnung und Genauigkeit, daß man allgemei-

nen Beyfall davon trug, und Lorenzo seine Wünsche auf einmahl mit einem ausgezeichneten Eifer erfüllt sahe.

Bald hatte er die Schauspielhäuser voll Zuschauer, und er brachte durch Sittlichkeit und Ordnung derselben es weiter, als es noch je gewesen.

Die Wettrennen waren in allen Städten Italiens gebräuchlich, und in jeder derselben waren öffentliche Preise für die Sieger bestimmt. Lorenzo von Medicis ließ Pferde aus der Barbarey kommen, und sie so abrichten, daß sie allenthalben die Preise gewinnen mußten; diese aber, die gewöhnlich in Silberarbeiten und reichen Stoffen bestanden, ließ er an den Altären aufhängen, damit das Volk sich des Gebers desselben erinnern, und ihre Liebe ihm nicht entziehen sollte.

Alle diese Beschäfftigungen, die andern gewiß ihr Denken benommen, und ihren Kopf angefüllt hätten, waren für ihn Erholungen, wenn er von den Arbeiten ausruhen wollte, die eigentlich seinen Geist in Bewegung brachten.

Ganz Florenz hatte Ruhe, wenn er sie nicht hatte. Er mußte für das Wohl der Republik wachen, er mußte jede keimende Uneinigkeit zu unterdrücken suchen, den Saamen der innern Zwietracht vertilgen, der nicht ganz auszurotten war.

Er war beständig beschäftigt, Einigkeit unter allen Fürsten Italiens zu erhalten, um nur seiner Republik selbst jede Gelegenheit zum Kriege zu erschweren, und da er sich am eifrigsten jedes Zwistes annahm, so wandte sich auch jeder, der dergleichen befürchtete, an ihn. Das allgemeine von ihm entworfene System für dieses ganze Reich wurde angenommen, und alle Fürsten Italiens blieben, so lange er lebte, in diesem Bündnisse.

Sein Kabinet war der Sammelplatz aller Deputirten, war das Archiv aller Politik. Es gab keine Streitigkeit in diesem Fache, die nicht dort beygelegt wurde. Was da verabredet wurde, wurde auch als Heiligthum gehalten, und man sündigte nicht dagegen.

Lorenzo sah' aber auch anderer Reiche Staatssysteme mit der größten Vollkommen-

heit ein, er wuſte ihre Maßregeln vorher zu ſagen, und Winke waren ihm genug, um zu beſtimmen, auf welche Seite in irgend einem Falle ein oder anderer Hof ſich lenken würde. Er kannte die Kräfte jedes Staats, und wie weit ſie reichen, und wo ſie ſich brechen mußten; und er war einer der erſten, die in Frankreichs innere Macht einen ſo tiefen Blick thaten, daß ſie erklärten, die Welt müßte zittern, wenn dieſe Monarchie zur Selbſtkenntniß gelangte.

So wie Lorenzo's Leben voll Achtung von allen Seiten ihm dahin floß, ſo fehlte es auch nicht an Geſchenken, die ihm von vielen zugeſandt wurden. Wandte Medicis unermeßliche Summen auf den Ankauf von Manuſcripten, ſo wurden ihm Seltenheiten oft dargebracht, nach denen regierende Herren vergebens geſtrebt hatten. Sein Pallaſt war voll der ſeltenſten Mobilien, die beyde Indien hervorgebracht. Die griechiſchen Kaiſer hatten ſeinen Ahnherrn beſchenket, die türkiſchen erwieſen ihm dieſe Ehre. Seine Parks waren mit wilden und zahmen Thieren ange-

füllt, davon er erstere zu Kämpfen unter einander bestimmte, um das Volk zu belustigen, und der damahlige Sultan von Aegypten schickte ihm einst einen Kameelparder von so besonderer Größe und Schönheit, daß es die Beschäftigung der berühmtesten Mahler wurde, ihn zu kopiren, und die Dichter einige Monate sich mit seiner Beschreibung und seinem Lobe zu thun machten. Für seinen Verlust, denn er starb achtzehn Monate nach seiner Ankunft, waren diese Ueberbleibsel doch einige Entschädigung.

Von Lorenzos' von Medicis Verhalten gegen seine Kinder haben wir bey der Erwähnung der Vermählung Margarethens schon etwas beygebracht. Es war in jedem Falle des großen Mannes werth. Nicht nur sorgte er für Lehrer aus allen Wissenschaften, die ihnen beybringen mußten, was, ihrer Bestimmung und ihrem Stande gemäß, ihnen zu wissen nöthig war, sondern er selbst entzog Stunden seinem Schlafe, um seine eignen Erfahrungen ihnen mitzutheilen, und in dem sie vollkommen zu machen, was einst ihre Beschäftigung werden sollte.

Bey Petern, ſeinem älteſten Sohne, gelang ihm dieſes nicht ganz. Er hatte wenig Gefühl für arbeitende Lebensart, ob es ihm gleich nicht an Geiſt fehlte. Die Folge wird uns auch überzeugen, daß ſein Vater nicht ganz Unrecht hatte, ihn nicht ſehr zu lieben.

Deſto tiefern Eindruck machten alle ſeine Bemühungen auf das Herz des jungen Kardinals, Johanns von Medicis. Lorenzo ſahe in ihm die aufkeimende Stütze des Ruſs ſeines Hauſes. Er wollte ihn eigentlich nicht ſo früh in die große Welt führen, aber die Bitten des Pabſtes vermogten ihn dazu. Dieſen hatte wieder Margaretha dazu vermogt. Sie lag in Wochen mit einem Sohne, und die Freude des Pabſtes war ſo groß darüber, daß er ſelbſt ihr einen Beſuch machte. Er ſagte, ſie ſollte ſich eine Gnade von ihm erbitten. Nun hatte Margaretha eine außerordentliche Anhänglichkeit an ihrem Bruder, und ſie hatte ſchon lange nichts ſehnlicher gewünſcht, als ihren lieben Johann bey ſich zu haben. Sie erſuchte alſo den Pabſt, es bey Lorenzo dahin zu bringen, und ihr das Vergnügen zu verſchaffen, daß der junge Kar-

dinal seinen Aufenthalt künftig in Rom nähme.

Der Pabst hatte Margarethen außerordentlich werth. Ihre Schönheit war eine Triebfeder dieser Gesinnungen, und ihre Sanftheit, ihre Tugend, die Reinheit ihrer Seele waren die andern. Er mußte eine Bitte der Art, die in einem Augenblicke geschah, wo sie ganz für die Befriedigung so mancher weiblichen Eitelkeit hätte sorgen können, nicht allein gut heißen, sondern er machte es sich auch zur Pflicht, für deren Erfüllung zu sorgen. Er schrieb sogleich an Lorenzo von Medicis, und ein Kourier mußte den Brief überbringen.

Der Pabst ließ sich darin weitläuftig und in hinreißenden Ausdrücken über die Erfüllung dieses Wunsches aus, und versprach dem jungen Medicis die Vorrechte eines Kardinal-Nepoten, mit der öffentlichen Anerkennung in dieser Würde.

So wenig Lorenzo also geneigt war, seinen Sohn so frühzeitig von der Bahn der Wissenschaften zu entfernen, so war doch die natürliche Liebe zu ihm nicht stark genug, eine so vortheilhafte Aussicht auszuschlagen.

vielmehr beſchloß er, ihn mit allem Pomp, der zu einem ſolchen Range erforderlich war, auftreten zu laſſen.

Der Hof Sr. Heiligkeit war reich an Luxus. Die Kardinäle von Neapel und Mayland hatten ihn dahin gebracht, aber ſelbſt gegen dieſe ſtach Medicis Aufwand hervor, und man hatte noch nichts ähnliches geſehen. Freilich ſorgte Lorenzo auch für geſchickte und treue Begleiter. Die Verführung in Rom war ihm wohl bekannt, die Fallſtricke, die ſowohl ſeinen Sitten als beſonders ſeinem Herzen zu legen waren, und gewiß gelegt wurden, waren Lorenzo fürchterlich, und er hatte, um ihn dafür zu ſchüzzen, mit eigner Hand und eignem Fleiße ein ganzes Buch ausgearbeitet, um nach dem Beyſpiele Cicero's die Pflichten ihn zu lehren, die er ſowohl als Menſch gegen Menſchen im Allgemeinen, als auch insbeſondre in ſeinen Konvenienzen zu leiſten hätte.

Lorenzo war hierin freilich der beſte Lehrmeiſter, denn man kann ſagen, er hatte Rom ſtudiert. Er ſetzte ſeinem Sohne völlig auseinander, wie weit umfaſſend die Würde eines

Kardinals sey. Er legte die Eigenschaften dar, die erfordert würden, ihr gehörig vorzustehen. Er entwickelte außerdem die Charaktere aller derer, die eben damahls angesehen waren; er entdeckte ihm die Lieblinge seiner Heiligkeit; er lehrte die Art, wie jedem derselben zu begegnen wäre, um sie sich Alle, wo nicht zu Freunden zu machen, doch wenigstens ihre Feindschaft abzuwenden.

Lange aber genoß Margaretha nicht die Freude der Gegenwart des Kardinals, denn kaum daß er die nöthigen Besuche abgelegt und wieder angenommen hatte, kaum daß er sich die Bekanntschaft des heiligen Kollegii verschafft, und mit seiner geliebten Schwester dann einige ruhige Tage verlebt hatte; so wurde er nach Florenz zurück berufen, weil seines Vaters Umstände bedenklich wurden, indem er an einer Krankheit litt, die auch zuletzt seinem Leben ein Ende machte, und der Welt den wichtigsten Mann nahm, der in diesem Zeitalter sie bewohnte.

Der Tod Lorenzo's von Medicis war aber mit so vielen merkwürdigen Vorfällen

verbunden, es begleiteten ihn so mancherley Anzeichen, und es nahmen so viele Personen Antheil daran, daß er fast so wichtig wurde, als sein Leben es war; und es ist glaublich, daß, wenn der Vorsehung es gefallen hätte, ihn noch länger in der Welt zu lassen, Italien dadurch glücklich geworden, daß die Unruhen, die es nachher zu ertragen hatte, nicht entstanden, und auch dem Hause Medicis der Schaden nicht erwachsen wäre, der durch den Nachfolger Lorenzo's ihm wirklich ward.

Dem Alter nach hätte Lorenzo diesen füglich überleben können, aber die Wege der Vorsehung sind dunkel, und vielleicht mußten auch die Mediceer es erfahren, daß es größere Widerwärtigkeiten gäbe, als die sie bisher ausgestanden, um sie um so aufmerksamer auf ihre Handlungen zu machen, die doch immer Einfluß auf Millionen Menschen hatten.

Lorenzo befand sich auf einem seiner Landhäuser, Carrego, in Ruhe und in der Gesellschaft der beliebtesten Gelehrten seines Zeitalters. Seine Beschäftigung war hier Studium der Philosophie, und Astrologie war damahls kein geringer Theil derselben. Der

Einfluß der Gestirne auf die Menschen, den wir izt so sehr verabsäumen, war vielleicht keine so unwichtige Sache, denn Männer von Kopf und Beurtheilungskraft, Männer, deren Ruf sich noch bis zu uns erstreckt, und deren Wissenschaften wir noch ehren, hielten ja fest daran. Ist denn der Machtspruch, den so manche neuere Aufklärer thun, daß es mit dieser Wissenschaft nichts sey, ein Evangelium?

Lorenzo war kein gemeiner Astrolog. Eines Tages entdeckte er, ehe einer derer, die mit ihm arbeiteten, die Bemerkung machte, einen Kometen.

Er hatte ihn aber kaum gesehen, als er sich traurig zu seinen Begleitern wandte, und sagte: Seht dies Gestirn! Erblickt das Meteor am Himmel! Aber wißt zugleich, es weissagt mir nichts Gutes. Es ist der Prophet meines Todes. Sey es sein Dunstkreis, der besonders auf mich wirkte, als seine Strahlen in meine Augen fielen, oder sey es bloße Ahndung meiner Seele, genug, ich fühle mich schlimm, ich fühle mich auf einmahl wie weggerissen aus meinem Leben.

Bestürzung fiel über alle, die zugegen waren, und als Klarissa Ursini, die, so sanft sie bey erregtem Gefühl seyn konnte, so heftig bey unerwarteten Vorfällen war, die Nachricht erfuhr, eilte sie mit Ungestüm zu Lorenzo, um die Ideen, die er sich so unzeitig in den Kopf gesetzt, wieder auszurotten. Sie kannte ihren Sohn Peter, der von ihrer heftigen Gemüthsart eine verstärkte Dosis erhalten, und wußte daher, wie nothwendig Lorenzo's Leben war, wenn alles bey der Familie Medicis bleiben sollte, wie es war.

Aber für den heutigen Tag war Lorenzo nicht fähig, ihrem ungestümen Dringen auf Eröffnung seiner Gedanken Gehör zu geben. Er entschuldigte sich mit nothwendigem Nachdenken über vieles, und schloß sich in sein Zimmer ein, bis ein ihn überfallendes Fieber ihn nöthigte, Beystand zu fordern.

Klarissa weinte nicht, aber empfindlich war ihr der Zufall, den sie doch nur bloß dafür hielt, und am andern Tage, da Lorenzo das Fieber verlassen hatte, um so eifriger mit ihrem Vorsatze zu Werke gieng.

Gegend von Florenz.

Carrego. Medicis Landhaus:

Dessen Krankenzimmer.

Lorenzo Medicis. Klarissa Ursini.
Ein Bote aus Florenz.

Klarissa. Die Fieberhitze hat dich verlassen, Lorenzo. Ich glaube, ich darf ein Wort mit dir reden, ohne zu fürchten, daß es dich zu sehr erschüttert. Mit Schrecken habe ich den Fall vernommen, der dir gestern begegnet ist. Ich gestehe dir aber, ich habe deiner Fassung mehr zugetrauet, als daß dich eine so unbedeutende Erscheinung in Furcht setzen sollte.

Du hast einen Kometen entdeckt, und du willst diese Entdeckung als etwas ominöses betrachten. Ich erinnere mich, daß du schon oft dergleichen sahest, daß du schon oft mir davon sagtest, aber nie mit dieser Bedeutung, nie mit einer ähnlichen. Weit öfterer aber,

Lorenzo, hab' ich dich andere warnen hören, nicht zuviel auf ſolche Wendungen des Schickſals zu bauen. Vergönne mir, daß ich dich daran mahne, daß ich dich bitte, eine Grille dir aus dem Sinn zu ſchlagen, die deiner Geſundheit ſchädlich werden könnte. Du weißt, wie du mein ganzes Leben biſt, wie deiner Kinder nicht kleine Zahl deiner noch bedarf, wie wichtig du dem Staate, und welche Zerrüttungen entſtehen würden, wenn mitten in der Laufbahn deiner ſchönſten Epoche du dahingerafft würdeſt. Schmälere alſo nicht ſelbſt deine Lebenskraft, nimm dich als Mann zuſammen, entſchlage dir jede Bedeutung der Art, und verhüte, daß dein Weib nicht Wittwe, deine Kinder nicht Wayſen werden.

Lorenzo. Gute Klariſſa! Die Heftigkeit deines Gemüths läßt mich oft für gewiſſe Augenblicke zittern, für Augenblicke, die doch einmal kommen müſſen, kämen ſie auch etwas ſpäter. Wähnſt du, daß die Maſchine meines Körpers ewig dauern kann? Denkſt du, daß alle die Begebenheiten, die mir ſchon begegnet ſind, alle die Gefahren, welche ich

ausgestanden; der Kummer, der wegen Florenzens Lage so oft mein Herz zernagt; die Anfälle, die Kabale und Feindschaft auf mein Gemüth gemacht; das Nachdenken, welches ich ihnen entgegen setzen müssen; die Sorge, nicht für einen, nein, für alle Staaten Italiens: denkst du, alles dieses hätte nicht die Säfte meines Körpers in schnellern Umlauf gebracht, und die Gefäße, welche sie umherführen, aufgerieben?

Laß immer, gutes Weib, die Zeit meiner Entfernung herannahen. Mein Ruf wird unter den Bürgern von Florenz nicht der schwächste seyn.

Klarissa. Wer könnte es wagen, Lorenzo's Nachruhm anzutasten? Aber wer kann mir verargen, wenn ich dein Leben nicht überlebe? Lorenzo! wenn du fällst, so fällt der Baum aus dem Hause Medicis. Dann kann ich nicht mehr da stehen und zusehen, wie nach und nach alles zerfällt, was du gebauet. Da es noch nicht so war, wie es izt ist, da zitterte ich vor deinen Gefahren nicht so sehr. Es stand nicht so viel auf dem Spiele, und

damals wäre es mir Pflicht geweſen, wenn du in der Gefahr umgekommen, der Welt zu zeigen, daß du unſchuldig darin umkamſt; da wäre es meine Pflicht geweſen, die Trümmer deines Glücks für deine Kinder zu erhalten.

Izt ſind ſie alle dem Glück im Schooße, und ich wäre die einzige Betrübte. Was ſoll ich da ihnen, und was ſoll ich mir? Bey allen Mächten des Himmels, Lorenzo! ich muß mit dir vergehen.

Lorenzo. Wenn ich dich nicht als den Rettungsſtern des Verfalls meines Hauſes zurücklaſſen müßte, ſo würde ich ſagen: Komm mit mir! Wir theilen alles in dieſer Welt, wir wollen auch alles in einer andern theilen.

So aber, wenn meine Augenblicke gezählt ſind, ſind es die deinigen darum noch nicht. Wenn meine Laufbahn ein Ende hat, wenn ich erfüllt habe, was für das Mediceiſche Haus mir zu thun Pflicht war, ſo iſt die deinige vielleicht erſt in ihrem Anfange. Du erwähnteſt ſelbſt oft, daß Peter noch nicht der Mann ſey, um in meine Bahn zu treten,

aber wenn Klarissa ihn darin leitet, so wird er wohl darauf fortgehen können.

Hast du denn nie dir gedacht, daß vor dir ich die Welt verlassen könnte?

Klarissa. Du weißt, wie oft ich das gedacht, wie oft ich es als ungezweifelte Gewißheit angesehen. Izt freylich hatten sich die Gedanken verloren; dein lachendes Glück machte mir die Zukunft lachender, und wenigstens möchte ich alle diese Hofnungen, all' diese Gefühle nicht durch einen so unbedeutenden Propheten, wie dieser Komet es ist, verlieren.

Lorenzo. Gern möchte ich mit dir sagen: es ist wahr, Klarissa! wenn nur mein Herz, ja meine Ueberzeugung mir nicht widersprächen. Ich habe doch gefühlt, was ich empfunden, als ich in dieses seltne Sternbild blickte; ein Schauder überlief mich, und Ernst kam mir in die Seele, der im ersten Augenblick in Todesahndung übergieng. Ich will nicht sagen, daß meine Ueberzeugung ohnfehlbar, will nicht behaupten, daß die

Folgen nothwendig entſtehen müſſen, die in meiner Seele liegen. Aber ſoll ich deswegen nichts darauf vorbereiten? Soll ich die Ahndung ſchlechterdings verwerfen, und iſt's nicht genug, wenn ich hoffe, daß ſie nicht in Erfüllung gehen wird?

Aber auf meinen Geiſt hatte es doch so tiefen Eindruck gemacht, daß ſogar der Donner, der heute Mittag am hellen Himmel ſich hören ließ, mich erſchreckte. Du wirſt blaß, Klariſſa?

Klariſſa. Ja ich geſtehe dir's, auch mich hat dieſe ſonderbare Erſcheinung in Verlegenheit gebracht. Man ſahe kein Wölkchen.

Lorenzo. Man darf Warnungen der Art, auf ſeiner Hut zu ſeyn, nicht verachten.

Ein Bote aus Florenz (tritt ein). Herr! ganz Florenz iſt in Beſtürzung. Der Blitz hat heute bey ganz heiterm Himmel die Kathedral-Kirche zur heiligen Maria getroffen, und nichts beſchädiget, als daß er euer Wappen, welches am höchſten Portale

ſtand, herabgeſchlagen. Man will daraus eine üble Vorbedeutung ziehen.

Klariſſa. Menſch! Was treibt dich mit der unglücklichen Nachricht gerade hierher?

Lorenzo. Ich höre ſie gelaſſen, Klariſſa, und du wollteſt es nicht?

Der Bote. Prinzeſſin! Lorenzo iſt ja der Mann, der nach Neapel gieng. Das war wohl mehr, als dieſes anzuhören. Ich habe auch noch etwas.

Lorenzo. Nur heraus damit, mein Freund. Du ſiehſt, ich entſetze mich nicht.

Der Bote. Das erwartete ich auch nicht. Den ſtillen Herrſcher von Italien darf nichts erſchrecken. Wenig Minuten nach dieſem Schlage hörte man einen fürchterlichen Lärm in euren Thierbehältniſſen. Alle Thiere ſchienen ſich losgemacht zu haben. Das Brüllen aller durch einander wurde weit gehört. Der Magiſtrat ſandte Wachen dahin, und man erfuhr, daß alle wilde Thiere auf einmal einen Aufſtand angefangen, daß ſie ſich über den größten Löwen erzürnt, und trotz

aller angewandten Mühe der Wärter ihn zerriſſen. Ruhig hätten ſie ſich dann wieder in ihre Hände begeben, und nichts weiter unternommen.

Ich wurde hierauf geſandt, nach eurem Befinden mich zu erkundigen.

Lorenzo. Meldet denen, die euch geſandt, daß mich ein leichtes Fieber überfallen, von dem ich aber bald wieder zu geneſen hofte.

Bote. Das wünſcht euch gewiß ganz Florenz. Aber zürnt nicht, wenn ich euch bitte, auf eurer Hut zu ſeyn. Ein Mann, wie ihr, muß für ſein eignes Wohl, wie für das Wohl des Ganzen, ſorgen, es hängt zu ſehr mit einander zuſammen, und es wäre wohl der Mühe werth, daß man Leoni, den berühmteſten Arzt Italiens, herbeyrufe, um die Florentiner durch ſein Urtheil von ihrer Angſt zu befreyen.

Klariſſa. Nun bin ich dir noch Dank ſchuldig, glücklicher Bote! Ja, das ſoll ſogleich geſchehen. Verſichre alle, die du ſprichſt,

daß Klarissa nichts unversucht lassen wird, um der Republik den Mann zu erhalten, für den sie so viel Achtung zeigt. (Bote ab)

Lorenzo. Leoni's Ankunft wird mir willkommen seyn. Er ist zugleich der berühmteste Sterndeuter, und meines Cometen Zweck könnte ihm leicht bekannter seyn, als mir.

Klarissa. Mein Muth ist gefallen, Lorenzo! Ich fange an zu glauben, daß deine Ahndung dich nicht betrogen hat. Aber es ist ein schrecklicher Glaube.

Nicht ohne Mühe konnte man den großen Leoni bewegen, von Spoleto wegzugehen, um die Heilung des größten Mannes in Italien zu übernehmen. Endlich überwand aber doch die Artigkeit, mit welcher man ihn darum ersuchte, die Versprechungen, die man ihm machte, und die Versicherung, daß er dort keiner Art von Gefahr unterworfen sey, seinen Widerwillen, und seine Kunst, aus den Sternen zu deuten, weißagte ihm nicht, was ihm diesesmal bevorstände.

Die ſonderbaren Schickſale dieſes Mannes waren mit einer Furcht verwebt, die er beſtändig mit ſich umher trug, und die ihren Urſprung in einer Prophezeihung genommen, die er ſich ſelbſt machte. Er fand die Geſtirne in einer ſo unglücklichen Vereinigung für ſich, daß er ſich den Tod im Waſſer vorausſagte, und weil er eben damals in Padua war, den Ort verließ, weil er ſicher glaubte, die Brücke müſſe unter ſeinen Füſſen zuſammenſtürzen, damit er ertränke. Er ſchlug einen Ruf nach Venedig aus, weil er zu Waſſer dahin gehen mußte, und wählte ein Land, in dem ſich weder Fluß noch Bach befand, zu ſeinem Aufenthalte.

Nach zehn Jahren, die er hier, ohne aus dem Hauſe zu gehen, zugebracht hatte, verlor ſich wieder etwas von dieſer Furcht, doch hieng ſie ihm immer an. Das Zureden eines Freundes, der von den eigenen Fortſchritten Lorenzo's in der Aſtrologie wußte, war endlich der lezte Bewegungsgrund, daß er ſich den Bitten der Florentiner ergab.

Gegend in Florenz.

Carrego. Landhaus Lorenzo's.

Krankenzimmer deſſelben.

Lorenzo von Medicis. Peter von Medicis. Klariſſa Urſini. Leoni.

Lorenzo. Mit dem Augenblick, in welchem die Stralen des Kometen in meine Augen fielen, empfand ich ſeinen Einfluß. Ein ängſtliches Stocken bemächtigte ſich meines Bluts, mein Athem wurde ſchwer. Ich war genöthigt, mich niederzulaſſen, weil ein kleiner Schwindel mich anwandelte. Ein wohlthätiges Fieber nahm die Zufälle wieder von mir hinweg, allein es iſt verſchiedene mal wiedergekehrt, und hat mich einer Abmattung preis gegeben, die meinem Körper verderblich zu werden ſcheint.

Peter von Medicis. Ich bitte, ich beſchwöre ſie, Leoni, erhalten ſie mir meinen

Vater. Ich ſtehe ihnen mit allem zu Dienſte, was ich vermag.

Leoni. Sie haben eine eigne Phyſiognomie, junger Prinz. Sie ſagt mir in dieſem Augenblicke, daß ich ihnen den Gefallen thun muß, den ſie von mir verlangen, und doch wieder reget ſich ſo ein Etwas in meinem Herzen, wovon ich nicht Red' und Antwort zu geben vermag.

Peter von Medicis. Hierüber denn ein andermal mehr. Izt geben ſie mir ihre Meynung über meines Vaters Krankheit. Tröſten ſie hier meine arme Mutter.

Klariſſa. Wenn ſie das können, Leoni, ſo will ich ſie belohnen, wie ein Fürſt ſie belohnen könnte. Ich will ſie achten, wie ich Lorenzo geachtet habe.

Leoni. Das lezte iſt mir lieber als das erſte, Prinzeſſin. Wähnen ſie nicht, daß ich um des Lohns willen hierher komme. Nichts hätte mich vermogt, meine ruhige, meine glückliche Einſamkeit in meinen alten Tagen zu verlaſſen, wäre es nicht für das Wohl

dessen geschehen, auf den ganz Italien sieht, wäre nicht mein eigenes Herz dem Manne entgegen geeilt, der mit mir so manche gleiche Gesinnungen hegt.

Lassen sie mich einige Augenblicke hier bey dem Kranken. Sie brauchen das Zimmer nicht zu verlassen.

(Klarissa und Peter gehen in ein Fenster.)

Klarissa. Du hast mich entzückt, mein Sohn. So viel Liebe für deinen Vater, so viel Wärme für sein Wohl, für die Wiederherstellung seiner Gesundheit hab' ich dir nicht zugetrauet. Du bist mir doppelt angenehm durch das.

Peter von Medicis. Und denken sie denn, Mutter, daß ich Lust habe, mich in die Weitläuftigkeiten zu werfen, in die ich nach meines Vaters Tode treten müßte? Soll ich meine Jugendjahre in ewigen Arbeiten verleben, anstatt zu genießen? Wahrlich, wer mir die Nachricht von dem Tode meines Vaters brächte, der sollte meine Ahndung fühlen, denn mit der Nachricht stürzte er zugleich meine Hofnung auf ein frohes Daseyn.

Klariſſa. Alſo nur, um ſelbſt der Arbeit zu entgehen, und nicht um ſeines Werthes willen, wünſcheſt du ihm das Leben? O Sohn! Sohn! Wenn werde ich denn einmal Hofnung faſſen dürfen, dich männlich zu ſehen? Dein Bruder, der Kardinal, iſt es wahrlich ſchon mehr als du?

Peter v. M. Davor ſizt er auch in einem heiligen Kollegio, und hat die Anwartſchaft, in heiliger Bequemlichkeit ſein Leben durchzuwandeln, und es zulezt ſanft und ſelig auf dem Stuhle Petri zu beſchließen. Das Loos der erſtgebohrnen Söhne iſt nicht immer das glänzende. Ich tauſchte gleich mit meinem Bruder.

Klariſſa. Du biſt ein Undankbarer! Wie wenig verdienſt du die glänzende Geburt, der du das Leben zu verdanken! Wie wenig hat ſich Florenz von deiner Verwaltung zu verſprechen, wenn du laut Widerwillen dagegen zeigſt.

Peter v. M. Rom kann meinem Bruder nicht mehr am Herzen liegen, als mir

dieſes Florenz. Nur muß ich erſt Beherrſcher darin ſeyn. Bis dahin bitte ich ſogar meine theure Mutter, aller Urtheile ſich zu enthalten. Ich fühle mich, und werde das zu ſeiner Zeit zu zeigen wiſſen. Ich werde wiſſen, wozu der Name Medicis beſtimmt iſt. Ich werde euch nie Schande machen, noch euren Vorfahren.

Klariſſa. Das gebe der Himmel! O ich würde mich ruhiger dem Sterbebette deines Vaters nähern, wenn ich darüber Brief und Siegel von dem Himmel hätte. Denn einmal muß ich ihn doch verlieren. Aber du biſt meine Sorge.

Peter v. M. Die ihr euch erſparen könnt. Denn was ſtreiten wir um eine Sache, die nicht geſchehen wird. Leoni, der an ganz Italien Wunder thut, wird doch nicht an einem einzigen zurückſchrecken, den ganz Italien erhalten wünſcht. Kommt, laßt uns wieder zu dem Bette gehen.

Leoni. Mit eurer Krankheit, Lorenzo, hat es, dem Himmel ſey Dank, noch nicht ſo

viel zu ſagen. Es iſt allerdings wahr, daß der Einfluß des Kometen euch erſchüttert hat. Es iſt gerade der Augenblik geweſen, wo der Dunſt, welchen er hinter ſich zieht, die Erde berührte, und weil ihr mit zu ſtarrem Nachdenken in ſeine Atmoſphäre ſahet, und durch die Anſtrengung alle eure Poren offen ſtanden, ſo drang die ſchleimige Materie in euch ein. Die Natur hat ihrem Gifte aber widerſtanden. Sie hat einen Theil der eingeſaugten böſen Säfte bereits wieder ausgeworfen, und wird den Ueberreſt auch auszuwerfen nicht unterlaſſen.

Lorenzo. Ich dank euch für den Troſt, Leoni. Obgleich, wenn meiner Tage Zahl beſtimmt wäre, ich auch gelaſſen dem Augenblick entgegen ſehen würde, der mich abruft. Ich habe gezweifelt, das muß ich euch geſtehen, aber was Peter Leoni ſagt, daß muß man wohl glauben.

Peter v. M. Und welche Arzeneyen ſollten beſorgt werden, edler, großer Mann?

Leoni. Keine, mein Prinz, gar keine. Wir wollen die Natur in ihrem Gange nicht

ſtören. Wir wollen ſie ſich ſelbſt überlaſſen. Die üblen Säfte kann ſie durch die Bewegungen, die ſie hervorbringt, beſſer überwinden, als heterogene Theile, die wir in den Körper brächten. Auch dieſe müßte ſie wieder austreiben, und hätte alſo mit einem doppelten Feinde zu kämpfen.

Klariſſa. Wir wollen unſer ganzes Vertrauen auf euch ſetzen, und euch pünktlich Folge leiſten.

Leoni. Auch ſieht man ja die Wirkungen derſelben. Sondert ſie nicht in jedem Paroxism eine Menge jener galligten Materie ab, die des Kometen Dunſt erzeugte. Kann ich, da die Krankheit durch ihren Urſprung von einer neuen Art iſt, beurtheilen, ſo ſchnell beurtheilen, von welcher Gattung die Mittel ſeyn müſſen, die man ihr entgegenſezt? Iſt es einerley, ob man an einem ſolchen Manne Probeſtücke macht, wo beſonders die Natur einen noch nicht auffordert, das äußerſte zu wagen?

Peter v. M. Ihr redet wie ein weiſer Mann, Leoni, ihr werdet ſo handeln,

und meines Vaters Gesundheit wird die schöne Frucht davon seyn.

Leoni. Ihr redet wie ein Prophet, Prinz. Aber wie gesagt, wenn ich euch genau betrachtete, so würde ich immer mehr finden, daß euer Interesse mit dem meinigen sehr zusammenhängend liese, und wenn nicht das wohlwollende Gesicht mich verhinderte, ich könnte mich vor euch fürchten.

Peter v. M. Noch einmal, laßt das. Ihr habt ja wichtigere Gegenstände, als von mir zu reden. Ich bin ein unbedeutendes Geschöpf, und froh, daß mein Vater wieder außer Gefahr ist.

Leoni. Das sieht man euch an, daß ihr froh darüber seyd — aber euer Gesicht.

Peter v. M. Nun, so laßt mir mein Gesicht ungeschoren. Sehe es aus, wie es wolle, es ist das meinige. Ich habe euch nicht rufen lassen, mir die Nativität zu stellen.

Lorenzo. Schon wieder auffahrend, mein Sohn! Wirst du denn diese Unart nie ablegen?

Klarissa. Und kannst den Mann beleidigen, auf welchen jezt die ganze Hofnung unsers Lebens steht?

Peter v. M. Das wollt ich nicht. Macht mir nur den Vater gesund, Leoni, und ich verspreche euch, ich will euch dann mein Gesicht ganz preis geben.

Leoni's Versprechungen giengen indessen nicht so schnell in Erfüllung als er und diejenigen, welche den meisten Theil daran nahmen, glaubten. Kardinal Johann, der izt von Rom zurückgekommen war, war der erste, welcher zu zweifeln anfieng, weil er bemerkte, daß die Anfälle des Fiebers zwar nach Leoni's richtiger Bemerkung sehr oft wiederkämen, daß sie aber auch allemal den Körper seines Vaters so entschieden mehr schwächten, daß man fast täglich der Kräfte weniger bemerkte.

Er machte Leoni deswegen Vorstellungen, der ihm vergebens zu beweisen suchte, daß der Verlust der Kräfte Symptom einer jeden

länger dauernden Krankheit ſey, und daß, wenn alle Schärfe ausgeführt wäre, alsdenn die Natur deſto ſchneller die Herſtellung derſelben befördere.

Leoni wurde wieder durch alle die Begebenheiten, die ſich zugetragen, widerlegt, und er zuckte dazu die Achſeln; denn wenn, ſprach er, Lorenzo's Tod im Buche des Schickſals ſteht, wenn ſeiner Gewißheit wegen dieſe Anzeichen gekommen ſind, ſo könnt ihr alle Aerzte Europa's zu euch fordern, und ſie werden ihm nicht helfen. Aber Prinz Kardinal, ſetzte er hinzu, die Geſtirne ſchweigen, und darum glaube auch ich noch nicht.

Dem armen alten Mann ſtand vor dem letzten Schlage, der ihn hier in Carrego treffen ſollte, auch noch ein widerwärtiger Strauß bevor.

Ludwig Sforza, welcher Mayland occupirt hatte, und in ganz Italien, aus Furcht in ſeiner eigenmächtigen Regierung geſtört zu werden, Spione hielt, erfuhr auch die ſchlimme Lage Lorenzo's, und da ihm an dem Leben des friedfertigen Mannes gelegen war,

so sandte er seinen Arzt, Lazarus von Piazenza, der in Pavia damahls ein Lehramt bekleidete, und nebst Leoni für den geschicktesten Arzt gehalten wurde, nach Carrego, um die Krankheit Lorenzo's zu untersuchen, und ihm beyzustehen.

Lazarus hatte den Kranken kaum gesehen, so erklärte er hier alle Kunst vergebens. Er fand, daß die Bösartigkeit der Schärfe allgemein überhand genommen, daß sie bereits die edlen Theile angegriffen, und sey es nun, daß seine Unzufriedenheit über das Opfer eines so wichtigen Mannes seinen Zorn so heftig aufregte, oder daß er erfreuet war, einen Nebenbuhler in der Kunst, wie Leoni es war, verdunkeln zu können, genug, er erklärte trocken, dieser habe ihn vernachlässigt.

Zimmer in Carrego.

Lazarus von Piazenza. Peter von Medicis. Klarissa Ursini.

Klarissa. Ist denn keine Hoffnung, lieber Doktor, daß wir ihn retten?

Lazarus. Es ist nicht nur keine Hoffnung, Prinzessin, sondern das Uebel wird in kurzem so überhand nehmen, daß Lorenzo nur wenige Tage noch zu leben haben wird.

Peter v. M. Und können Sie mir das verbürgen, daß er zu retten gewesen wäre?

Lazarus. Gewiß. Das Uebel ist gar nicht, wofür man es hält. Das Uebernatürliche, was Leoni darin sucht, ist Einbildung. Es ist eine Fiebermaterie im Körper gewesen, der man verbessernde Mittel hätte entgegensetzen müssen, um sie nicht zur Bösartigkeit gelangen zu lassen. Sie haben gesehen, was meine ersten Arzneyen thaten, aber die Wege sind schon zerstört, wir vermögen nicht mehr durchzudringen.

Klarissa. Und er wollte für die Gesundheit Lorenzo's haften?

Peter v. M. Ja, Mutter, das wollte er. Und für die Verwegenheit muß er bestraft werden.

Lazarus. Der arme Greis! Ich bedaure ihn. Er ist gestraft genug, daß er ersehen war, einen solchen Mann hinzuopfern. Aber er hat durch seine Sternkunde sich irre leiten lassen, Lorenzo hat wahrlich Recht. Der Komet ist zu einer üblen Zeit erschienen. Hätte man Leoni den Kometen verschwiegen, vielleicht wäre alles gut gegangen.

Klarissa. O vielleicht geht es noch gut! Kommen Sie nur mit zu ihm, Lazarus. Wie viele Kranke erholen sich, die dem Tode ganz nahe sind. Und hier sollte alles vergebens seyn? (Sie zieht den Arzt mit sich fort.)

Peter v. M. Also muß ich doch in das Joch? Verdammter Zeichendeuter! Du sollst von mir gezeichnet werden. Du sollst mich nicht umsonst in dieses Labyrinth geworfen, aus meinen schönsten Freuden mich herausgerissen haben.

Klariſſa hatte den Arzt an Lorenzo's Bette gebracht, allein er fand ihn nun ſo viel ſchlimmer, daß er für nöthig hielt, ihm es anzukündigen, er müſſe ſterben. Er that das, ſobald er mit ihm allein war. Er ſagte, er halte es hier für ſeine Pflicht, ihn zu benachrichtigen, obgleich er ſonſt ſeinen Kranken den Augenblick des Todes gern verhehlte. Theils hielte er ihn für einen zu vollendeten Philoſophen, als daß er über die Annäherung des allgemeinen Looſes verlegen werden ſollte, theils glaubte er, habe er noch zu wichtige Dinge für die Nachwelt zu beſorgen, die vielleicht die Gewißheit dieſes entſcheidenden Augenblick erſt in ihm beſtimmte. Er müſſe Italien bedauern, daß es ihn ſo früh verlieren ſollte.

Lorenzo nahm mit völliger Standhaftigkeit dieſe Nachricht auf. Er hatte ſich ja ſelbſt ſchon das Prognoſtikon geſtellt. Er ſah nicht mehr auf das, was ſein längeres Leben vielleicht hätte thun können, ſondern auf das, was ſein kürzeres Leben noch thun konnte.

Er ließ alle ſeine Freunde zuſammen berufen. Er ſagte jedem, was nach ſeinem Tode ſeine Pflicht wäre, wenn er anders

sein Andenken ehren, und nicht beschimpfen wollte. Er machte ein Testament, welches voll Beurtheilungskraft war, und von der Stärke zeugte, die sein Geist auch noch in der Krankheit beybehielt.

Er bat Klarissen, seinem Sohn Peter Führerin zu seyn. Am längsten unterhielt er sich mit dem Kardinal Johann, dem er noch vieles entdeckte, was vielleicht der Conjunkturen wegen, die da kommen konnten, allen andern verborgen bleiben sollte.

Wie er mit allen politischen Dingen zu Ende war, widmete er sich bloß seiner Gattin und den geistlichen Andachtsübungen, und verschied in den Armen derer, die ihn zum Tode bereiteten, im völligen Glauben an seine Kirche.

Lorenzo war kaum drey und vierzig Jahr alt, und starb viel zu früh. Seine ganze Familie wurde durch seinen Tod in eine Unthätigkeit versetzt, aus welcher sie nur wieder erwachte, um in Wuth zu gerathen.

Lorenzo von Medicis verdiente den Namen des Prächtigen, weil alles wahre Pracht bey ihm athmete. Deswegen war er nie Verschwender. Sein Aufwand betraf immer die Republik. In seinem Hause war Mäßig-

keit Grundſatz. Dieſe war nicht bis zur Oeconomie ausgedehnt, aber ſie war ſo eingerichtet, daß Lorenzo den Ueberſchuß nicht vergaß, deſſen er in Nothfällen in ſtarkem Maße bedurfte.

Er entſchlief, ohne ſich den Vorwurf machen zu dürfen, je eine ungerechte Handlung begangen zu haben. Er ſtarb als anerkannt ehrlicher Mann.

Peter von Medicis drückte ſeinem Vater, nach Gewohnheit der damahligen Zeit, die Augen zu, und da er am wenigſten mit ſeinem Tode zufrieden war, entfernte er ſich gleich.

Wie er ſo in der erſten Hitze über den Hof gieng, ſah er den Arzt Leoni tiefſinnig auf und ab gehen. Wahrſcheinlich dachte der Greis über ſein eignes Unglück nach, und überlegte, wie es wieder gut zu machen wäre.

Peter raſ'te auf ihn zu, und wollte ihn erwürgen. Du haſt meinen Vater gemordet, ſchrie er. Der Greis erſchrak, zitterte, und ſagte: Das Schickſal hat es gethan, hemme die Gewalt der Sterne!

In dem Augenblick erſahe Peter einen Brunnen im Hofe, ergriff mit ſtarker Fauſt den ſchwachen Mann, und ſtürzte ihn hinab.

Das Geschrey des Alten lockte die Bedienten herbey, die ihn zwar wieder heraus zogen, aber vom Wasser schon erstickt fanden. So mußte der Mann, der die Brücke von Padua unter seinen Füßen einstürzend träumte, in einem Brunnen ertrinken, um doch dem sich prophezeihten Wassertode nicht zu entgehen.

Lorenzo von Medicis hatte nur das Begräbniß eines gewöhnlichen Bürgers für sich angeordnet, aber die ausgezeichnete Liebe, die er allgemein besaß, machte seine Begleitung so groß, und seine Exequien so feyerlich, daß ihnen noch keine zu vergleichen gewesen.

Viel wurde auf Lehrstühlen und Kanzeln von den drey Wundern gesprochen, die vor seinem Tode vorher gegangen, und der gelehrte Savonarolla, einer der ersten Redner seiner Zeit, gab sich alle Mühe, zu erweisen, Gott habe Italien den einzigen Mann, der die Ruhe hätte erhalten können, genommen, um dieses störrige Volk zur Buße zu bewegen. Aber seine Zuhörer glaubten doch nicht. Sie hielten ihn lieber eingenommen für Vorurtheile, als daß sie einem Leben hätten entsagen sollen, welches ihnen zu viel Vergnügen gewährte.

Die

Familie Medicis.

Vierter Abſchnitt.

Söhne Lorenzo's v. Medicis.

- Peter v. Medicis d. zweyte.
- Johann v. Medicis, hernach Leo X.
- Julian v. Medicis.

Jahr 1492 bis 1505.

Redende Perſonen.

Peter von Medicis,
Johann v. Medicis, Cardinal, } Lorenzo's Söhne.
Julian von Medicis,
Lorenzo von Medicis, Peters Sohn,
Lorenzo v. Medicis,
Johann v. Medicis, } Vettern derſelben.
Cäſar Borgia, Sohn Pabſt Alexanders des VI
Bernhard Dovi, Cardinalslegat.
Thomas Soderini, Dictator.
Bentivoglio, Herrſcher in Bologna.
Valerio von St. Severin, Geſandter Sforza's.
Savonarola, Dominikaner Mönch.
Franz Valori,
Carlo Rentini,
Theo Cenſalvi,
Cäſar Guadagna, } Vornehme Florentiner.
Pedro von Aſalvez, Vertrauter Borgia's
Ein Mönch.
Volk.

Weibliche.

Alexiſa Urſini, Wittwe Lorenzo's.
Alphonſine Urſini, Gemahlin Peters v. Medicis
Camilla Cenſalvi.
Narciſſa Guadagna.

Die erste Handlung, welche Peter von Medicis, als Erbe seines Vaters beging, läßt sich nicht einmal durch irgend etwas bemänteln. Rachbegierde konnte man es nicht nennen. Seine Seele mußte doch wohl eher niedergeschlagen seyn, gerührt, da er einem Vater, dessen Verdienste er selbst so überzeugt kannte, so eben die Augen zugedrückt.

Es war schwarze Bosheit, und man kann auf das schließen, was seine Zukunft hoffen läßt.

Freylich wurde es bemäntelt. Verwandte und Freunde gaben sich die größte Mühe, allgemein das Gerücht zu verbreiten, daß Leoni wegen seines verlohrnen Rufs, wegen der unglücklichen Behandlung Lorenzo's von

Medicis, der Wahnsinn ergriffen, und er sich in Carrego in einen Brunnen gestürzt habe.

Aber die Vorsehung wußte ein Laster der Art, wenn es auch lange vor den Augen der Menschen zweifelhaft blieb, doch am Ende so zu bestrafen, daß um der Folge willen jedem die Binde von den Augen fiel.

Peter von Medicis war der Mann, der alle die Eigenschaften besaß, die seinem Vater gefehlt hatten, aber auch keine von denen, die diesen Lorenzo so berühmt gemacht. Er war von einer vortreflichen Statur, besonders schön war sein Kopf: sein Körper war so robust, daß im siebzehnten Jahre kein Kämpfer es mit ihm aufnehmen konnte: keine Ausschweifung schadete seiner mauerfesten Gesundheit. Zu allen ritterlichen Uebungen hatte er einen vortreflichen Anstand, und die Richter des Tourniers gaben ihm gewöhnlich das Zeugniß, niemand könne geschickter eine Lanze brechen, als Peter von Medicis.

Sein Geist war von Umfang und durchdringend, allein er hatte ihm eine so üble Wendung gegeben, daß er sich nie auf die gute Seite lenkte. Sein Eifer, der bey seinen Handlungen nicht fehlte, die ganze Lebhaftigkeit seiner Seele nahmen blos den Weg zum Vergnügen, und Peter war gewöhnlich nicht mehr bey Laune, als wenn er auf der Jagd, oder in weiblicher Gesellschaft war.

Der Kardinal Johann hatte kaum dem Pabste den Tod seines Vaters berichtet, als dieser, der ihn außerordentlich lieb gewonnen, und seiner Schwiegertochter wegen, die er eben so sehr liebte, noch mehr für ihn gethan hätte, ihn zum päbstlichen Legat für ganz Toskana ernannte, und dadurch seinem Ansehen in Florenz einen großen Zusatz gab.

Auch Peter, sein älterer Bruder, gewann dadurch. Da sein Charakter in Florenz nicht unbekannt, man seine Ausschweifungen sehr gut wußte, und viele schon vor seines Vaters Tode Ursach gehabt, sich über ihn zu beklagen; da trotz des Vaters Mißbilligung, die Klagen, die er selbst so gerecht über ihn

hatte, nicht immer zurückgehalten worden, und manchmal es ihm entschlüpfte, daß er seinen Sohn nicht sehr geschikt glaubte, das von ihm angefangene Werk gehörig fortzusetzen, so hätte es wohl Streitigkeiten über seine Wahl zur Stelle seines Vaters geben können, wenn dieses Ansehen des Kardinal Legaten, und seiner übrigen Familie nicht gewesen wäre.

So wurde er in allem bestätigt, was sein Vater gewesen war, und ohne den Namen irgend einer Beherrschung zu tragen, wie sein Vater ihn auch nicht getragen hatte, überkam er die nemliche Macht, die dieser gehabt.

Seinem Stolze war das immer schmeichelhaft genug, aber seinen Leidenschaften war es ein Zwang, den er nicht gut ertragen konnte. Gern hätte er die Republik bey einer Jagdpartie, auf dem Vogelheerde, oder in einem Zirkel der schönen Damen in Florenz, auf den Gipfel der größten Höhe gebracht, aber über das Verhältniß der Staaten nachzudenken, die Signoria zu besuchen, den Rathssitzungen beyzuwohnen, und weitläuftig

Urtheil und Meynung über die Lage der Republik von ſich zu geben, das war etwas, was ihm die unerträglichſte Langeweile machte, und er that es würklich nur dann, wenn es zu unterlaſſen, nicht möglich war.

Klagen über Nachläßigkeit untergeordneter Obrigkeiten anzuhören, ein wachſames Auge auf ihre Veruntreuungen, und unrechtmäßigen Schleifwege zu werfen, ſchien ihm unter ſeiner Würde.

Seine eignen Freunde und Verwandte bekamen ihn nur zu ſprechen, nachdem ſie ſtundenlang in ſeinen Vorzimmern gewartet, und wenn der Eifer für ihn und die gute Sache erkaltet war, und für einen Bürger war es gerade zur Unmöglichkeit geworden, Audienz zu erhalten.

Dieß verurſachte im Ganzen Kälte gegen ihn, und ſelbſt einige ſeiner eifrigſten Vertheidiger huben an, ihn den Mann zu nennen, der Florenz ſchädlich wäre.

Florenz.

Medicis Pallaſt.

Zimmer des Kardinal Legaten.

Kardinal Johann. Lorenzo von Medicis. Johann v. Medicis.

Lorenzo. Wieder einmal, Ew. Eminenz, eine von den unverzeihlichſten Handlungen ihres Bruders. Man wartet ſeit zwey Stunden in der Signoria, und er erſcheint nicht. Man iſt diſcret genug, ohne ſeine Einſtimmung nichts unternehmen zu wollen, und die Verſammlung muß auseinander ohne etwas beſchloſſen zu haben, muß ſich vielleicht vorwerfen, ſie habe eine gute Verordnung zum Beſten der Stadt verzögert.

Und Peter von Medicis, die Seele der Republik, der Lenker am Ruder des Staats, iſt eine halbe Stunde von der Stadt beſchäftigt, Finken zu fangen, und Weiber zu verführen.

Johann. In unsre Ohren müssen wir es hören, das Blut des alten Kosmus sey nicht mehr im Mediceischen Hause. Sie wären ausgeartet die Sprößlinge des Rechtschaffenen, und in Lorenzo dem letztverstorbenen sey entschlafen die schöne Aussicht, in uns die ewigen Beschützer der Republik zu finden.

Kardinal. Weit entfernt, meine Vettern, meinen Bruder zu vertheidigen, weit entfernt, so viele schon gegebene Beweise seines Leichtsinns, und der Oberherrschaft der Leidenschaften über ihn gut zu heißen, gebe ich ihnen nur zu bedenken, daß seine Macht so ausgedehnt ist, daß sie dadurch leiden könnten, wenn sie nicht vorsichtiger in ihren Aeußerungen über ihn sind.

Sie haben nicht Unrecht, wenn sie sagen, ohne Ansehen der Person, muß das Glied der Republik, welches ihr Schaden zufügt, abgeschnitten werden, aber sie haben Unrecht, wenn Sie es als Mitglieder der Familie Medicis sagen. Mein Bruder hat viele Feinde, aber wenn Sie seine Feinde sind, so setzt man

voraus, sie sind es, weil Sie als Mediceer auf seinen Sturz etwas zu bauen hoffen.

Lorenzo. Wie könnte der Gedanke uns kommen?

Johann. Ew. Eminenz irren. Florenz weiß, daß wir es gut mit unserm Vaterlande meinen. Wir sind die nächsten nicht nach Petern. Der Kardinal Legat ist allgemein beliebt.

Kardinal. Und wünscht doch nicht, es auf Kosten seines Bruders zu seyn.

Lorenzo. Und Julian zeigt alle Anlage, ein Mann zu werden, der füglich Lorenzo's Stelle einnehmen kann. Wollen wir etwas anders, als des nemlichen Hauses Glanz, aus dem Kardinal Johann entsprossen. Wir wissen es, daß Ew. Eminenz alles anwenden, um diesen Peter besser zu machen. Wenn Sie es aber nicht können, wer wird es können? Folgt dann nicht das Verderben Schritt auf Schritt, und ist er etwa nicht genug von Rathgebern umringt, die ihm das Schlimme rathen, weil sie auf das Schlimme hoffen.

und seiner Folgsamkeit im Schlimmen heimlich lachen, indessen Mund und Auge ihm Freundschaft heuchelt?

Kardinal. Ja, leider ist es so. Aber eben weil es so ist, müssen Sie sich um so mehr hüten.

Es sollte mir leid thun, zwey so liebe Männer, zwey so würdige Stützen unsers Hauses in Verdrießlichkeiten kommen zu sehen, und werden alle, die an der Schwächung des Hauses Medicis arbeiten, nicht innig sich freuen, wenn sie die wärmsten eifrigsten Vertheidiger desselben unthätig gemacht?

Johann. Aber soll die ganze Republik sagen: Er arbeitet am Ruine des Ganzen, und seine Verwandten schweigen!

Kardinal. O das denken Sie nur mit Ihrer redlichen Denkungsart. Peter, glauben sie mir's, Peter hat die Schreyer auf seiner Seite. Ich habe die edle Sparsamkeit, die seine Vorfahren übten, ohne dem Glanze des Hauses etwas zu vergeben, ihm vorgestellt. Er hat mich ausgelacht, und fährt fort, Sum-

men, die ihn nicht verderben, die aber doch besser angewendet werden könnten, an Schmarotzer wegzuwerfen, die, wenn sie seine Tafel verlassen, ins Fäustgen lachen, und selbst sagen: Was war dieser Pallast sonst, und was ist er jezt?

Sonst freylich hatte keiner dieser Pflastertreter, die nie etwas für die Republick gethan hatten, Zugang darin, aber dagegen konnte jeder ehrsame Bürger, der nur einen Scherf zum allgemeinen Wohl beygetragen, darin erscheinen, und für seine Noth Hülfe finden.

Aber diese Schreyer versammlen sich um ihn, wenn von seinen Thorheiten die Rede ist, und unterdrücken das Lautwerden derselben, indessen der arme Bürger in seiner Werkstatt bleiben muß, um seinen Bissen Brod zu verdienen.

Wir müssen alles von der Zeit erwarten. Voreilig seyn, hilft hier nichts, und ich fürchte, ich fürchte, Sie haben schon zuviel gesagt, als daß Peters Verwandte in der Denkungsart, die doch wohl häufig genug in der Sig-

noria waren, und deren Vertheidigung seiner, Sie haben hören müssen, nicht ihn darauf aufmerksam machen sollten.

Lorenzo. Ew. Eminenz haben Recht, aber der Patriot kann es seinem Herze nicht versagen, laut zu werden, wenn innerer Drang ihn dazu aufruft.

Florenz.

Haus Ebro Conſalvi.

Ebro Conſalvi Zimmer.

Kamilla Conſalvi. Ebro Conſalvi.

Kamilla. Sie ließen mich rufen, Ebro, was begehren Sie?

Ebro. Ich begehre von meiner Gattin die Aufmerkſamkeit, daß ſie Peters von Medicis Beſuche von nun an nicht mehr annimmt. Ich hoffe, zu unſrer beyder Ehre wird ſie es unterlaſſen.

Kamilla. Wie! Die Beſuche des Erſten in Florenz ſoll ich nicht annehmen? Ich ſoll nicht thun, was alle Damen der erſten Häuſer nicht ausſchlagen? Ich ſoll mich vor ihnen lächerlich machen?

Ebro! Das kann Ihr Ernſt nicht ſeyn. Mit welchem Geſichte könnte ich es ihm abſchlagen? Was für entehrende Zweifel müßte ich ihm dadurch zu verſtehen geben? beſon-

ders da er unſer Haus ausgezeichnet würdigt, da kein Tag vorüber geht, in dem er nicht wenigſtens einmal ſich zeigt, da er andre Häuſer nicht mehr ſo oft beſucht?

Ebro. Arme Kamilla, daß ich dir den Staar ſtechen muß! Gern ließe ich dieſe Binden noch vor ihren Augen, Liebenswürdige, welche ihnen alle Fehler dieſes Medicis verdeckt. Aber ich fürchte, ſie mögte Ihnen für ihre eigne Ruhe zu ſchrecklich geöffnet werden.

Kamilla. Sie ſind wohl ein wenig eiferſüchtig, lieber Ebro, doch hoffe ich nicht in dem Maße, daß ſie mich verdächtig halten könnten. Das würde mir ſehr wehe thun.

Ebro. Kenne ich denn etwa nicht meine Kamilla? Weiß ich es nicht, daß ſie Muſter weiblicher Tugend iſt? Habe ich nicht deswegen mir die unſägliche Mühe gegeben, alle ihre Verwandte, die meine Feinde waren, mir erſt zu Freunden zu machen?

Und alle die Verwandten, Kamilla, fragen mich izt: Willſt du Kamillen in die

Reihe der Verführten stellen, die der unersättliche Wollüstling geopfert?

Kamilla. So sprechen meine Verwandte? O das sagen sie nur, weil sie auf den Vorzug neidisch sind, den er mir giebt. Ebro! Noch hat Peter kein Wort sich entschlüpfen lassen, was mir einen Verdacht auf üble Absichten hätte beybringen können.

Ebro. Desto gefährlicher! Desto sicherer hat er ihre Denkungsart erforscht, weiß, daß ihrer Tugend auf dem gewöhnlichen Wege, wie er andre untergräbt, nicht beyzukommen ist, und wartet auf einen Augenblick der Ueberraschung. Seine Aufmerksamkeit auf sie, Kamilla, ist der sicherste Beweis, daß sie izt das ausersehene Opfer sind. Diejenigen, von denen er zurückbleibt, hat er besiegt. Er straft sie mit Verachtung.

Kamilla. Ich bin erstaunt über das Bild, welches sie mir da mahlen. Nein, Ebro, sie irren. Jene Freundinnen, die ich alle kenne, die gewiß eine Denkungsart mit mir haben —

Ebro. Mit mir heucheln — ſagen ſie. O Kamilla! Es müſſe doch nie mit dir dahin kommen, daß du auch heucheln müßteſt, wie dieſe. Sehen ſie meine Warnung nicht leicht an, Kamilla, und wenn ſie auch wirklich zu meinem Troſte der feſten Ueberzeugung wären, daß ihre Tugend nie wanken könne, ſo vermeiden ſie auch den Schein, der auf mich ein falſches Licht wirft.

Kamilla. Ich möchte weinen, Ebro, daß eine ſolche Unterredung unter uns hat ſtatt finden können. Es iſt der erſte Augenblick, der die Ruhe meiner Ehe trübt.

Ebro. Sahen ſie je eine, Kamilla, die unter dem grünenden Teppich nicht Neſſeln mit barg?

Kamilla. Aber dieſe Neſſeln von ihnen, mein lieber Ebro?

Ebro. Nicht von mir — von ihm — von ihm — dem alles verderbenden Unkraute! Ich werde hitzig, liebe Kamilla, und das wollte ich nicht. Folgen ſie dem Rathe deſſen, der ſie über alles liebt. (ab)

Kamilla. O was ist doch Eifersucht für eine häßliche Leidenschaft! Geht nicht auch Ebro zu allen denen, wo Medicis hingeht? Hab' ich ihn nicht oft freyer mit ihnen scherzen sehen, als mit ihnen von Petern gescherzt wurde? Sollte ich darum eifersüchtig seyn? Der schöne Medicis ist so bescheiden. Es ist wahr, vor der Welt kann der Schein wider ihn seyn. Er bindet sich an keine Stunde des Tages. Er kömmt zehnmal, wenn es ihm einfällt, und wohl könnte man etwas Arges muthmaßen. Aber wenn mein Gewissen mich frey spricht, mögen sie glauben, was sie wollen. Indessen will ich ihn auf eine feine Art auf die Probe setzen.

Florenz.

Mediceiſcher Pallaſt.

Peters Zimmer.

Peter von Medicis. Kardinal Johann.

Kardinal. Bruder! Man hat in der Signoria gewartet, und aus einander gehen müſſen, ohne etwas in Ordnung gebracht zu haben. Iſt die Republik keiner Aufopferung eines Vergnügens werth?

Peter v. M. Ich hatte ja Bevollmächtigte hingeſandt, die in meinem Namen Ja ſagen ſollten.

Kardinal. Deine Bevollmächtigten ſind in keiner Achtung in der Signoria. Dein Ja will man nicht, man will deine Meynung, man will das reife Urtheil aus den Erfahrungen deines Vaters.

Peter v. M. Da müſſen ſie die hinterlaßnen Papiere meines Vaters fragen.

Aber du biſt ja ein lebendiges Archiv von allem dem, was er wußte.

Kardinal. Du gabſt mir noch nie Vollmacht. Auch ſchickt es ſich für meinen Charakter nicht, in deinem Namen die Signoria zu beſuchen. Was man aber im Stillen von mir wiſſen will, erfährt man. Ich bitte dich, ſetze die Ehre deines Hauſes nicht ſo aufs Spiel. Unſere Vettern, Lorenzo und Johann, ſind ſehr erzürnt auf dich.

Peter v. M. Lorenzo und Johann werden am längſten in Florenz geweſen ſeyn. Schon vor einer Stunde erfuhr ich alle Ausdrücke, die ſie gegen mich gebraucht, und ich habe gar kein Bedenken gefunden, den Befehl zu ſtellen, daß man ſie als gefährliche Menſchen anklagen, und auf ihre Verbannung antragen ſoll.

Kardinal. Das hätteſt du gethan, Bruder? Haſt du deinen Verſtand ganz verloren? Weißt du nicht, daß in den Verhältniſſen, in welchen du lebſt, der größte Theil deines Beſtehens auf denen mit beruhet, die

dich umgeben? Die beyden nächſt uns feſteſten Stützen der Medicis willſt du ſelbſt umreiſſen? Du willſt den Feinden, die unter der Larve der Freundſchaft diejenigen dir verhaßt machen, die es wirklich ſind, das Meſſer in die Hand geben, um dich zu tödten?

Peter v. M. Bruder, ich weiß, was ich thue. Der alte Kosmus arbeitete Tag und Nacht für das Wohl der Republik, und wurde verwieſen. Lorenzo iſt kaum einem ähnlichen Schickſale entgangen, und hätte das Glück ſich nicht ein paarmal ins Mittel geſchlagen, ſo war er, und wir alle verloren. Ich will mich einmal mit dem Genießen deſſen beſchäftigen, was ſie ſich abdarbten, und du wirſt ſehen, daß die Republik dennoch beſteht.

Es iſt eine Thorheit, mit jener Aengſtlichkeit ihr Wohl zu ſuchen. Der Himmel ſchenkt es ihr, und wenn man alle Helden, die es mit ihr ſo gut gemeynt haben ſollen, beym Lichte durchſchauet, ſo waren ſie blos glückliche Unterſtützer des Zufalls.

Wenn dieser kömmt, werde ich nicht versäumen, ihn auch zu benutzen, und indessen die unberufnen Tadler von mir entfernen, die Menschen auf meine Privat-Handlungen aufmerksam machen, da diese doch mit der öffentlichen Verwaltung in keinem Verhältniß stehen.

Kardinal. Ich wünschte deine Grundsätze verändert, und ich fürchte, wenn du es nicht thust, unsern Untergang. Ich liebe dich als Bruder, ich werde nie zum Hasse gegen dich gebracht werden können, und ich werde dir vergeben, wenn ich einst mit dir leiden muß, aber du würdest besser handeln, deinem Bruder zu folgen.

Ich gehe nach Rom. Der Tod des Pabstes fordert meine Gegenwart. Laß mich, wenn ich zurückkehre, unsre Vettern wiedersehen. Es ist bey allen Heiligen dein Nutzen, wenn sie bleiben, und du wirst den Schaden aus ihrer Vertreibung nicht so leicht gut machen können. Sie werden geliebt, und alle, die sie lieben, werden dich dann

haſſen. Noch einmal, Bruder, der Name Medicis ſey dir doch ehrwürdig, wenn ſie auch ſonſt deine Achtung nicht verdienten.

Florenz.

Wohnung Guadagna's.

Cäſar Guadagna. Narciſſa Guadagna.

Cäſar. Wir ſind vortreflich einſam izt. Peter von Medicis hat unſer Haus verlaſſen, und ſeit der Zeit ſcheint alles es verlaſſen zu haben. Wenn man einmal in einem glänzenden Cirkel ſeyn will, muß man zu Conſalvi gehen.

Narciſſa. Es muß doch wohl an Guadagna's Benehmen gegen Medicis liegen.

Cäſar. Nun, beym Himmel, Madam, wenn man ſich beſſer benehmen ſoll, als ich mich benommen habe, ſo habe ich keine Begriffe von dem allen. Ich war gefällig ge-

nug, da sie mir sagten, sie wüßten Mittel, diesen Stern ganz an sich zu ziehen, ihm aus dem Wege zu gehen, so oft er kam.

Sie haben es vielleicht in den Mitteln übertrieben, und er ist dieser Mittel überdrüßig geworden. Er wird sie scheuen, und deswegen bleibt er weg.

Narcissa. Spötterenen dieser Art muß ich in allem Ernst verbitten, Herr Gemahl.

Cäsar. Wenn man Eroberungen macht, Madam, wobey der Gatte beyde Augen zudrücken muß, so muß man sie auch zu erhalten wissen, sonst ist der Ruf mit dem gewähnten Glücke dahin.

Narcissa. Sie hoffen wohl auf eine große Stelle, mein Herr. Sie dürfen nur ihre Verdienste um dieselbe beweisen, und sie wird ihnen nicht abgeschlagen werden.

Cäsar. Daß ich mich noch mit ihnen stritte! Ich werde mich darüber zu trösten wissen, daß ihr Name in die Listen der Ab-

geſezten kömmt. Auf Wiederſehn, geweſene Fürſtin von Florenz! (ab)

Narciſſa. Impertinent, daß er das ſagt — ſchlimm, daß es Wahrheit iſt. Wir glauben alle einen Flatiergeiſt zu feſſeln, wenn wir an ſeine Eroberung denken, und am Ende reißt er die Ketten in einem Augenblick, und fliegt zu einer andern. Wie lange wird es denn Kamillens Tugend gegen ihn aushalten?

Florenz.

Mediceiſcher Pallaſt.

Zimmer Klariſſens von Medicis.

Klariſſa von Medicis. Alphonſine.

Alphonſine. Der erſte Traum der Liebe war ſchön, Mutter, aber er war zu ſchön, um von langer Dauer ſeyn zu können. Wie ich ihn zum erſtenmahl ſahe, den Mann, wie du mir ihn brachteſt, Klariſſa, da war mir's, als ob ein Feuer über mich ſich hergöſſe. Entzündet war ich vom Gefühl für ihn.

Klariſſa Urſini war ſo gut mit ihrem Lorenzo gefahren, wie konnte eine Urſini anders von ſeinem Sohne denken? Ich dachte mir den zweyten Lorenzo, nur ſchöner, als er.

Oder wußteſt du, Klariſſa, daß er ein ſo ausſchweifender Wollüſtling wäre?

Klariſſa. Ganz will ich mich nicht frey ſprechen, Alphonſine. Ja, ich wußte es

wohl, daß dieser Feind weiblicher Ruhe, die Wollust, in seiner Seele den Hauptzug ausmachte.

Alph. Und konntet mich unglücklich machen, Mutter?

Klarissa. Konnte ich denken, daß kein Mittel ihn von diesem Laster abbringen würde? Sollte ich das Vertrauen auf eines Sohnes Besserung ganz aufgeben, nicht einmahl ihm Anhänglichkeit für ein Weib, wie Alphonsine, zutrauen?

Und doch, meine Tochter, bin ich nicht etwa unbesonnen dabey zu Werke gegangen. Hätte ich nicht seinen Eifer gesehen, dir zu gefallen, hätte ich nicht sein Entzücken bemerkt bey deinem ersten Anblick, dessen Wachsthum bey näherer Kenntniß jeder deiner vortreflichen Eigenschaften, hätte ich nicht seine brennende Sehnsucht nach deinem Besitz wahrgenommen, hätte ich nicht geglaubt, alles dieses wären Zeichen seiner Besserung: ich hätte dir einen Wink gegeben.

So aber warum sollte ich das Herz eines in Liebe versunkenen Mädchens kränken, warum

sollte ich sie auf Fehler aufmerksam machen, die ihr unangenehme Stunden bereiteten; warum sollte ich ihr Vertrauen auf ihren künftigen Gatten schwächen?

Und, Tochter Alphonsine, die Hand auf dein Herz — hättest du damahls mir geglaubt?

Alphons. Nein, Mutter — gern gestehe ich's, ich hätte ihnen nicht geglaubt. Auch nicht ein Wort von dem allen. Und, leider fühle ich's, wenn sie mir auch alles begreiflich gemacht, wenn sie mich auch augenscheinlich davon überführt hätten, ich hätte wohl glauben müssen, aber ich hätte mir zugetraut, daß ich seinen Leichtsinn überwinden würde. In dem Taumel der Liebe, in welchem ich schwebte, in den Betheurungen, die er mir gab, in der unaussprechlichen Zärtlichkeit, die er gegen mich äußerte, wie, Mutter, wie hätte ich da Aenderung wähnen können?

Mein Stolz hätte mir bey der Ueberzeugung von seinen Ausschweifungen gewiß zugelispelt: Ja, da hatte er dich noch nicht

geſehen! dich noch nicht geliebt! Jene rauſchenden Taumel wird er nun vergeſſen und verachten. Welche unſers Geſchlechts glaubt nicht, daß ſie etwas über einen Mann vermögen könne?

Ach Mutter, ich bin um ſo unausſprechlich unglücklicher, da ich ihn ſo heiß, ſo zärtlich liebe!

Klariſſa. Gieb der Hoffnung noch Raum. Vielleicht wirkt Zeit über jugendliche Hitze.

Alph. Nein, nein, Mutter, zu ſehr haben die Buhlerinnen ihn in ihren Stricken, als daß er ſich davon los zu reißen verſuchen könnte. Ich mag die Zahl aller derer nicht nennen, die laut über ihn ſchreyen, und weit größer iſt gewiß die Zahl derer, die im Stillen ſeufzen.

Aber das geſtehe ich, Kamilla Conſalvi hat mich überraſchet. Ihrer Tugend habe ich alles zugetraut. O, ſie iſt mir immer ſo verehrungswürdig geweſen.

Noch ſcheint ſie nicht verführt zu ſeyn. Ich wollte drauf wetten. Auch iſt ſie gewiß

nicht die Verführerin. Ich glaube, man thäte ein gutes Werk, wenn man sie unterrichtete.

Klarissa. Woher wähnst du ihre Standhaftigkeit? Heuchelten nicht viele schon so?

Alph. Allerdings, Mutter. Aber hören sie nur, und sie werden mir Recht geben.

Zum ersten Mahle habe ich es gewagt, meinen Pedro zu bitten, daß er die Ruhe eines ehrlichen Mannes nicht untergraben, daß er das Gewissen eines ehrlichen Weibes nicht verletzen mögte. Wie würde es dir gefallen, sagte ich zu ihm, wenn dir jemand bey mir einen Schimpf dieser Art anthun wollte? Er verbot mir zu reden, und da ich nicht schweigen konnte, mißhandelte er mich.

O Mutter, er hätte mich nicht gemißhandelt, wenn er seinen Willen schon gehabt. Denn dann steigt der Männer Achtung gegen ihre treuen Weiber, wenn sie von Buhlerinnen heimkehren, und eine treue Gattin hat immer in dieser Beruhigung einen schönen Lohn, wenn auch sonst schon ihre Leiden

bey einem ſolchen Manne, wie Medicis es iſt, groß ſind.

Aber ich will nicht mehr klagen. Ich habe einen Sohn von ihm. Er ſoll mein Troſt ſeyn, wenn der Vater es nicht mehr ſeyn kann. — Nur Kamilla liegt mir am Herzen.

Klariſſa. Forſchen will ich, Tochter. Entdecke ich etwas Verdächtiges, glaube ich noch, daß Kamilla unſchuldig iſt, ſo will ich ſie warnen.

Alph. Mag er mich doch wieder mißhandeln, wenn er es erfährt! Was ſchadet's? Habe ich vielleicht ein gutes Weib vom Untergang gerettet.

Landhaus Carrego.

Garten desselben.

Peter von Medicis, dann Bernhard Neri.

Peter v. M. Nicht länger kann ich deinen Besitz erwarten, schöne Kamilla. Diese Nacht macht mich zum glücklichsten oder unglücklichsten Menschen. Deine Tugend ist eisenfest, aber die Prüfungen, die übermenschlich sind, wird sie doch nicht aushalten. Ich will dich in einen Taumel versetzen, den du noch nie gefühlt. Ich will deine Sinnen in Aufruhr bringen, dein Blut in nie gefühlte Wallung.

Es hat schwer gehalten, ehe ich sie dahin brachte, daß sie mir ihre Erscheinung zusagte.

Wenn mein Consalvi da wäre, sprach sie, da wollte ich keinen Augenblick anstehen. Sie brachte das Gespräch auf meine Ausschweifungen. Ich habe sie ihr nicht ganz geleug-

net. Ich habe sogar einige Gegenstände derselben genannt, aber weislich habe ich hinzugesetzt, daß diese mir entgegen gekommen wären. Ich habe für entschiedene Tugend einen solchen Grad von Achtung blicken lassen, daß sie eher sich träumt, ihr zärtlicher Consalvi könne ihr untreu werden, als daß ich einen Versuch auf ihre Tugend wagen sollte. So weit mußte ich es auch bringen, wenn ich sie besiegen sollte.

Bernhard Neri. Da bin ich schon, mein lieber Pedro.

Peter v. M. Sehr schön, Neri. Du sollst die Anstalten zu meinem Feste auch mit genießen, alsdann das Fest selbst. Hast du die Anlagen desselben schon gesehen? Wie die Tafel, wie der Tanzsaal, wie die Illumination des Gartens, wie das Feuerwerk, wie die neue Art von Erfrischungslauben, die entfernten stillen Gemächer zur Ruhe?

Bernh. Neri. Du bist schöpferisch erfindungsreich. Aber Medicis, hast du auch dem Handel wegen Sforza von Mayland gehörig nachgedacht?

Peter v. M. Sforza glaubt die ganze Welt zu hintergehen, und hintergeht auch wirklich die ganze Welt, aber ich werde ihm doch einen Rang ablaufen.

Bernh. Neri. Das wäre ein Meisterstück, aber ich zweifle noch daran. Man sagt, der junge Herzog soll toll geworden seyn, und so toll verlangt er die Heyrath mit der Prinzessin.

Peter v. M. Sehr richtig, und seine Rache befriedigt er. Du weißt, daß er des Herzogthums sich angemaßt, und zwar unter dem Vorwand der Vormundschaft dem jungen Herzog es entrissen. Nun brauchte er ein mächtiges Band, sich zu erhalten. Er wollte des Königs von Neapel Tochter haben, eben die, welche man dem jungen Herzoge schon verlobt.

Vielleicht hätte der König eingewilligt, aber die stolze Prinzessin von Neapel wollte nicht, noch weniger ihr Bruder, der Herzog von Calabrien. Man hat in Neapel den Antrag lächerlich gefunden, man hat sich so-

gar einige Sticheleyen auf den körperlichen Zuſtand Sforza's erlaubt.

Das hat ihn zu der ſchrecklichen Rache gebracht, dem jungen Herzog ein tollmachendes Mittel zu geben.

Bernh. Neri. Und nun hat er noch mehr gethan; er hat den König von Frankreich aufgefordert, Neapel wieder zu erobern, und hat halb und halb Peter von Medicis Abfall von Neapel ihm verſprochen.

Peter v. M. Da hat er etwas verſprochen, wohin er es Zeit ſeines Lebens nicht bringen wird.

Florenz.

Signoria.

Versammlung des Raths.

Gonfaloniere. Magistratspersonen.

Gonfaloniere. Er will den Eid darauf thun, daß sie ihm nach dem Leben trachten wollen.

Ein Magistratus. Er hat würklich gesprochen, er komme nicht wieder in die Signoria, bis aus Florenz sie entfernt sind. Und er hält Wort. Wir haben ihn verloren, und wir bedürfen seiner. Wir können nicht anders, als die beyden verbannen.

Ein andrer. Verdienen sie es nicht, so mögen sie es ihrer eignen Unvorsichtigkeit zuschreiben. Wer heißt sie sagen, daß man jedes unnütze Mitglied der Republik abschneiden solle, wenn von ihm die Rede ist.

Ein andrer. Aber, Florentiner! was soll aus uns werden, wenn wir auf eines

einzigen Menschen jähzornige Aeußerungen die besten Bürger verjagen wollen.

Ein andrer. Ihr vergeßt aber, daß der einzige Mensch gerade der ist, der uns am nothwendigsten; daß, wenn ihr mir auch einwenden wollet, der Name sey das beste an ihm, doch immer dieser Name es ist, der uns so viele Vortheile zufließen läßt, die wir mehr äußerlich als innerlich suchen müssen. Ihr vergeßt, daß, wenn dieser, der reichste in unsrer Stadt, die Hand von uns abzieht, wir täglich, sobald nur Umstände dazu eintreten, einen Aufstand zu befürchten haben.

Laßt einen Mangel an Korn erscheinen, wer kann außer diesen Mediceern den fehlenden Vorrath ersetzen? Wer hat, wie sie, Kornspeicher in allen Theilen der bewohnten Welt? Wer hat, wie sie, Faktore, um Getreyde aller Arten aufkaufen zu lassen.

Gonfal. Und endlich haben wir ihm einmal, obwohl im Stillen, wie seinen Vorfahren, die Macht über die Stadt abgetreten, und aufgetragen. Wollen wir uns ihm in seiner persönlichen Beleidigung als Pri-

der widersetzen, wie könnten wir verlangen, daß er uns Gegengefälligkeiten erzeigen sollte. Und wir sind einmal verbunden, für diese seine Person Sorge zu tragen. Wenn nun ein Unfall käme, wenn nun Lorenzo und Johann die Drohungen, die sie vielleicht unwillkührlich und unbesonnen ausstießen, wegen seiner gewiß fortdauernden Verfolgung wahr machten, wenn dadurch unter diesem Hause selbst Uneinigkeiten entstänben, die es unterdrückten, wäre uns geholfen? Könnten wir nicht in diesem Sturze umkommen, und würden die Nachbarn, die das Haus Medicis für der Republik festesten Grundpfeiler halten, würden sie nicht an uns gehen, und uns zu überwältigen suchen?

Er bleibe lieber, und jene mögen gehen. Ich spreche das Verbannungsurtheil über sie.

Florenz.

Mediceiſcher Pallaſt.

Klariſſens Zimmer.

Klariſſa. Alphonſine.

Alphonſine. Ich ahnde, Mutter, ſie wird wohl verlohren ſeyn. Sie iſt auf einem ſeiner Feſte in Carrego, welches er mit verſchwenderiſcher Pracht giebt. Conſalvi nicht mit ihr.

Klariſſa. Conſalvi nicht? Und in welcher Begleitung gieng ſie denn?

Alph. Mit Guadagna und Narciſſen. Ach, dieſe Narciſſa iſt auch von ihm verführt.

Klariſſa. Und wird den Triumph der Tugend ihrer Nachbarin nicht gelaſſen mit anſehen können, und wird deswegen mit daran arbeiten, auch ſie zu Grunde zu richten. Seit einigen Tagen hat Pedro das Haus Guadagna wieder beſucht, nachdem er es lange verlaſſen hatte.

Alph. Vielleicht widersteht sie noch einmal. O Mutter! Helfen sie.

Klarissa. Morgen, meine Tochter, ich verspreche dir es, morgen gehe ich zu ihr, ehe der Mittag kömmt.

Landhaus Carrego.

Mitternacht.

Heller Saal mit tausend Kerzen erleuchtet.

Peter v. Medicis. Bernhard Meri. Guadagna. Narcissa. Kamilla. Viele Gesellschaft.

Peter v. M. Erholen sie sich etwas, Kamilla. Sie haben zu viel getanzt. Sehen sie die schöne mondhelle Nacht. Hier ist's sehr warm. Die Lichter erhitzen den Saal. Guadagna, Meri, ich dächte, wir machten einen kleinen Spatziergang?

Kamilla. O das hat meinen völligen Beifall. Kommen sie, Narcissa, begleiten sie uns. (Sie verlassen die Gesellschaft.)

Dieſelbe Nacht.

Weg von Piſa nach Florenz.

Ebro Conſalvi (auf dem Wege dahin).

Bald werde ich wieder bey ihr ſeyn. Nicht bis Mittag wird es mehr dauern. Wie mich es zu ihr zieht! Wie ich ſo frendig bin, daß ich ſie zurück gelaſſen habe. Ich mußte mich aus Florenz entfernen, um des Wolfswichts willen. Denn wer ſteht mir dafür, daß ihre Tugend nicht endlich wankt? Giebt es auch noch einen Teufel, der ſo viele Mittel in ſeiner Macht hat, ſich Weibern gefällig zu erweiſen, als dieſer? Giebts einen, dem die Gabe der Verführung zu Theil geworden, wie ihm?

Jezt ruhet ſie ſanft. Gewiß noch in den Armen der Unſchuld. Aber ich muß auf Mittel denken, wie ich ſie ganz von ihm abziehe. Sie glaubt noch an ſeine Tugend, und ganz Florenz weiß ſeine Laſter.

Landhaus Carrego.

Garten deſſelben.

Narciſſa. (hernach lautes Geſchrey) Peter v. Medicis. Kamilla Conſalvi.

Narciſſa. So ſchlich er mit ihr aus einem Gang in den andern, bis er ſie endlich in das dunſtreiche Labyrinth brachte, aus dem noch keine unſchuldig wiederkehrte. Wird ſie den Triumph davon tragen? Das wäre entſetzlich. Aber ich hoffe ihn doch, und wenn ich nur ſeiner Größe für mich und Guadagna nicht bedürfte, ich wollte meinen Haß ihm deutlich zeigen. Lange ſind ſie geblieben.

Ha! was iſt das? Geſchrey! Ihre Stimme! Iſt das Geſchrey nach Hülfe, oder iſt es Geſchrey des Entſetzens? Meinen Namen! Narciſſa! Das iſt ſeine Stimme!

(Sie geht fort, ſie treffen zuſammen.)

Peter v. Medicis. Die arme Conſalvi iſt krank, Guadagna, iſt der Ohnmacht

ruhe. Ich bitte, hüten ſie ſie ein wenig, bis ich den Wagen für ſie beordre. Sie will nach Hauſe. (ſchnell ab)

Narciſſa. Was fehlt ihnen auf einmal, Kamilla? Ich weiß es wohl, daß die Dünſte dieſes Wäldgens betäubend ſind. Wäre ich bey ihnen geweſen, ich hätte ſie gewarnt.

Kamilla. Ach, warum haben ſie mich nicht gewarnt? Warum blieben ſie nicht? Wüßten ſie, daß ſie die zeitliche und ewige Ruhe eines armen Weibes gerettet hätten, ſie wären geblieben.

Narciſſa. Still, ſtill, Kamilla, das können ſie mir wohl ſagen, aber weiter dürfen ſie es beyleibe nicht erzählen. Am wenigſten müſſen ſie Conſalvi etwas davon merken laſſen.

Was einmal geſchehen iſt, meine Liebe, iſt vorüber, und man muß ſich die Grillen darüber entſchlagen.

Kamilla. Alſo wußteſt du, was da geſchehen konnte, muthmaßteſt, was da geſchehen iſt, haſt vielleicht ſelbſt die Erfahrung da-

von gemacht, und warst nicht so barmherzig, mir einen Wink davon zu ertheilen?

Teufel von einem Weibe! Ich kann nicht ertragen, was du erträgst.

Narcissa. Und was wollen sie machen, allerbeste Consalvi?

Kamilla. Was du mit Schrecken erfahren wirst. Laß mich mit deinen Schmeicheleyen. Ich will keine hören, ich begehre deiner Hülfe nicht. Ich werde den Weg zu meinem Wagen allein finden, und meinen letzten Gang in diesem Leben standhaft thun, und wenn ihr alle hinter mir herziehen solltet? Armer Consalvi! Das läßt du dir in Pisa nicht träumen. (ab)

Narcissa. Die Hitze wird sich legen. Wir schlafen aus, und denken dann darauf, wie mit einem ruhigen Lächeln wir Consalvi empfangen wollen.

Florenz.

Früher Morgen.

Terrasse auf dem Hause Medicis.

Alphonsine. (allein)

Schöne herrliche Morgenröthe! Du gehst so rein in einem so unbewölkten Himmel auf, daß du mir Trost in meine Seele gießest. Solltest du so aufgehen können, wenn ein so entsetzliches Laster vollbracht wäre, wenn man eine Unschuld geraubt, in Schuld sie umgeschaffen hätte?

O ich sehe so voll Schmerz nach der Gegend von Carrego, wo der liebe, liebe, und ach! so schlimme Mann weilt. Kann ich einen andern Gedanken fassen, als den der Liebe gegen ihn. O könntest du nicht mit Alphonsinen zufrieden seyn, ungenügsamer, schöner Mann!

Zärtlicher lieben wird dich nie eine, nie eine auf den Altan ihres Hauses steigen, um in

die Gegend hinzublicken, wo du ach! ohne mich weilst.

Du siehst wohl nicht her nach Florenz? Alphonsine darf sich wohl keines Gedankens von dir erfreuen? Weine, weine, arme Verstossene! Wehe euch, die ihr die Hände botet, ihn zu verführen! O dächtet ihr alle, wie Alphonsine, ihr hättet mir ihn nicht genommen — nein, ich hätte ihn allein behalten.

Florenz.

Etwas ſpäter.

Wohnung Conſalvi.

Zimmer Kamillens.

Kamilla Conſalvi. (hernach) Klariſſa Urſini.

Kamilla. Es iſt geſchehen! Dein Angeſicht kann ich nicht wieder erblicken, Conſalvi. Verzeihe mir der Ewige die erſte Sünde, die lezte will ich vertheidigen. Wenigſtens gehe ich mit der Ueberzeugung, daß ich es thun will. Ohne einen Gedanken an Sünde gieng ich nach Carrego. Aber ich hätte mich der Gefahr nicht ausſetzen ſollen.

Conſalvi! Es iſt beſſer, du triſſt mich ſo, als ſo. Du wirſt eine Thräne des Mitleids über mich weinen, das weis ich gewiß. Wenn Ruhe der Seele Rechtthun anzeigt, ſo habe ich Recht gethan.

Klarissa (vor der Thür). Ich muß hinein, ich muß sie sprechen, ich lasse mich nicht abweisen.

Kamilla. Ursini Stimme! Was führt sie hieher, in diesem Augenblicke.

Klarissa. Verzeihen sie. Ich glaubte sie nicht allein. Die Weigerung ihrer Leute erregte einen Verdacht in mir. Vielleicht komme ich zum Warnen noch früh genug.

Kamilla. Zum Warnen? Prinzessin! Sie hätten in keinem schlechtern Zeitpunkt kommen können. Zum Warnen ist's zu spät. Ja, wenn sie gestern gekommen wären.

Klarissa. Kamilla! Sollt' ich so schrecklich errathen haben. Auch ihre Tugend ist gefallen?

Kamilla. Das Laster ist geschehen, und ist bestraft. Der Tod, Prinzessin, ist in meinen Adern, wüthet schon in meinem Eingeweide. Ha! Er wird die Frevlerin noch etwas verzerren, damit Consalvi, wenn er kömmt, einen Abscheu an ihr findet.

Klarissa. Solltest du Gift genommen haben? Sollte mein Sohn dein Mörder

seyn? Gute Kamilla, laß mich nach Hülfe gehen. Ich werde dich dann trösten, wenn dir geholfen ist. Alphonsine zitterte für dich. Sie schickte mich, dich zu warnen. Laß mich Hülfe suchen!

Kamilla. Es ist zu spät. Auch müssen sie gleich weggehen, um in keinen Verdacht zu kommen. Ich lasse meine Leute hereintreten, und nehme den zärtlichsten Abschied von ihnen.

Alphonsinen bitten sie um Verzeihung. Ich habe mich, bey Gott, an ihr nicht so schwer versündigt, als an mir selbst. Ich bauete so fest auf meine Tugend.

Aber der Gatte der unglücklichen Consalvi wird jeden Augenblick erwartet. Wenn er die Mutter, die gute Mutter des bösen Medicis hier träfe, so stehe ich vor nichts.

(sie klingelt, die Bediente treten herein.)

Begleitet die liebe Prinzessin an den Wagen. Für sie war mein Verbot nicht.

Klarissa. Leben sie wohl, unglückliche Consalvi!

Nehmlicher Tag.

Nachmittags.

Landhaus Carrego.

Zimmer Peters v. Medicis.

Bernhard Neri. Peter v. Medicis. (hernach) Ein Bote.

Bernhard Neri. Du haſt Recht, das war viel und ſchön geſchwärmt. Aber Kamilla macht mir doch Bedenken. Conſalvi iſt ein hitziger Mann,

Peter v. Medicis. Sie wird ſich hüten, ihm etwas zu ſagen. Schweigen wir davon.

Bernh. Neri. Dann etwas anders. Laß uns einmal an die Sachen der Republik denken. Sie verdient wohl einige Augenblicke. Galeas von St. Severin iſt von Mayland eingetroffen, und hat Aufträge von Sforza an dich. Ich dächte, wir giengen in die Stadt, um ſie zu hören.

Peter v. M. Da ich ſie auf keine Art annehme, ſo weiß ich nicht, warum ich eilen ſollte, ſie zu hören. Galeas kann warten, und der Mayländer mag gewahr werden, daß ein Republikaner einem uſurpirenden Regenten nicht jeden Augenblick zu Dienſten iſt.

Neri. Du übertreibſt es, Medicis. Es giebt Menſchen, die dich beobachten, und jede Nachläßigkeit dir hoch anrechnen. Am Ende könnte man doch wohl murren, und Medicis, der Feinde kann man nie wenig genug haben.

Peter v. M. Mit deiner ewigen Moral. Ich ſehe nicht, daß du deren weniger haſt, als ich, und biſt immer der Arbeitſame. Und ich hörte manche ſchon über Bernhard Neri läſtern, die mich in Ruhe ließen.

Neri. Weil Bernhard Neri nicht Medicis Anſehen und Reichthümer beſizt.

Peter v. M. Wenn dieſe alſo wirken, ſo laß uns ruhig ſeyn. Ich habe deren genung für mich und dich. Ich werde heute Abend noch Freunde holen laßen, wir wollen luſtig ſeyn.

Ein Bote (tritt ein). Ich soll die Nachricht überbringen, daß heute früh Kamilla Consalvi, Ehro Consalvi Gemahlin, plözlich gestorben ist.

Peter v. M. }
Neri. } (zugleich) Gestorben!

(Eine Pause schreckbaren Erstaunens.)

Neri. Und wie muß denn das zugegangen seyn? An welcher Krankheit? Wie?

Bote. Das weiß ich nicht, Prinzessin Klarissa schickte mich es anzusagen.

Neri. Wir lassen uns für die Nachricht bedanken, so traurig die Begebenheit ist.

(Bote ab)

Peter v. M. Komm, Bernhard, wir wollen in die Stadt, und mit einigen Freunden ernstlich überlegen, was wir dem Mayländer wohl zu antworten haben möchten.

Dieß waren Dinge, die in ganz Florenz Aufsehen machten. Consalvi und Guadagna waren nicht die einzigen Männer, welche sich

über die Indiscretion Peters von Medicis zu beklagen hatten, es waren ihrer mehrere, und es durfte kein schönes Weib Florenz betreten, Medicis machte seine Anschläge darauf, Medicis wußte sie durch irgend einen Weg auszuführen, denn studiert auf alle Schwächen dieses Geschlechts, in der Macht, jeden Vortheil über sie sich zu verschaffen, war es kein Wunder, wenn die eine Liebe gegen den schönen Mann, die andre befriedigte, voll befriedigte Eitelkeit, die dritte Neid gegen die Nachbarinnen, die vierte eine Grille auch mit Medicis schönen Augen schön angesehen zu seyn, und den tugendhaftern Theil List und Betrug hinriß.

Man konnte fast sagen, so viel Männer schöner Weiber in Florenz waren, so viel hatte Medicis Hasser. Sein eignes Haus konnte ihn, seine Brüder ausgenommen, die zu sehr von seinen Winken lebten, nicht leiden; seine Gattin, die allgemein angebetet wurde, trug nicht durch Worte, denn dazu war sie zu edel, aber durch ihre trübe Miene und sichtbares Leiden dazu bey, daß alle

gute Bediente seines Hauses ihm gehäßig waren.

Nur ein Theil derer, die von dem Glanze seines Hauses blos das Bestehen ihrer eignen Größe zu erwarten hatten, und dann ein Theil der bösartigen Bewohner von Florenz, die in seiner bösen Laune sich für die ihrige geschützt hielten, war es, die noch an ihm hiengen.

Der Tod Kamillens hatte ihn erschüttert. Er hatte ihre festen Grundsätze kennen lernen, hatte vorher gewußt, sie würde außer sich seyn, hatte ihr sogar zugetrauet, daß sie nicht fähig seyn würde, ihrem Manne den Untergang ihrer Tugend zu verschweigen, dem er im Gegentheil Klugheit genug zutrauete, ihr zu verzeihen, und die Sache vertuscht zu halten; allein den raschen Entschluß, den er jezt errathen konnte, den hatte er nicht erwartet.

Indessen war die Erschütterung auch nur augenblicklich, der Einfall, sich nun den Geschäften der Republik zu widmen, so vor-

übergehend, als ſchnell er gefaßt war, und kaum lockte in Florenz die Stimme einer Syrene, deren viele ihm immer entgegen tönten, ſo war die Rührung über den eben geſchehenen Fall dahin. Der Mann, der an dem Brunnen in Carrego, in welchen er Leoni geworfen, vorübergehen konnte, um ein edles Paar unglücklich zu machen, konnte nicht leicht durch irgend etwas erſchüttert werden, als durch ſein größtes Unglück, und das Schickſal hatte beſchloſſen, daß dieſes über ihn zuſammenſchlagen ſollte.

Florenz.

Mediceischer Pallast.

Klarissens Zimmer.

Klarissa. Alphonsine. Dann Consalvi.

Alphonsine. Nein, Mutter, ich kann meinen Thränen keinen Einhalt thun. Wie ich ihn ansahe, sahe ich den Mörder Kamillens in ihm, und sie stürzten mir aus den Augen. Er fragte mich, was mir fehle, und es drängte aus meinem Herzen heraus zum Munde: Kamilla Consalvi ist todt! Sie hatten keine Bekanntschaft mit ihr, sagte er, und ich fiel ihm zu Füßen, gestand ihm, daß ich die Ursache des gestrigen Festes ahndete, und bat ihn, nicht mehr Fluch über uns zu bringen.

Was vorbey ist, sagte ich, will ich nicht rügen, Kamilla hat ausgelitten — aber was noch kommen wird, davor zittre ich.

Sie irren ſich, Madam, erwiederte er, und ſie würden wohl thun, mit eiferſüchtigen Grillen ſich nicht zu plagen. Vermehren Sie meine Sorgen durch Ihr Winſeln nicht.

Er verließ mich. Gott! der harte Mann verließ mich, da ich ihm zu Füßen lag.

Klariſſa. Ruhig, meine Tochter, ruhig. Der Himmel lebt ja noch über uns.

Alph. Mich ließ ſie um Verzeihung bitten, die arme Kamilla? Ach, ich, ich ſollte ſie um Verzeihung bitten, daß ich meinen Mann nicht beſſer zu feſſeln wußte. In meinen ſchwarzen Ideen ſtehen alle ſeine Verführten oft als Anklägerinnen vor mir, und werfen mir ihre Leiden vor. Ich werde betrübt im Nachſinnen, wie ichs hätte verhindern können.

Klariſſa. Alphonſine! Meinen ganzen Reichthum wollte ich drum geben, wenn ich dich nicht mit ihm verbunden hätte. Ich habe dein Unglück auf meine Seele geladen.

Ein Bedienter. Signor Ebro Conſalvi will aufwarten.

Klariſſa. Ebro Conſalvi? Was will der. Ich werde gleich im andern Zimmer erſcheinen.

Alphonſine. Nein, Mutter, hierher — ich muß — muß — muß den Mann ſehen.

Klariſſa. Bittet ihn, hereinzutreten.
(Bedienter ab)

Alphonſine. Es wird der Anfang meiner Strafe ſeyn, den Mann zu erblicken, den Peter von Medicis ſo niederdrücken konnte. Immer herein, Conſalvi. Nur auf mich die ganze Laſt ihrer Flüche.

Ebro. Warum das? Ich komme nicht, ihnen zu fluchen — ich komme nicht einmal, ihrem Gatten zu fluchen. Es giebt gewiſſe Beleidigungen, wo unſre Wuth verſtummen muß, wo wir es allein dem Richter dort oben überlaſſen müſſen, wie, und ob er rächen will.

Klariſſa. Edler Mann! Einen kleinen Troſt haben ſie mir ſchon geſchenkt.

Alphonſine. Mir keinen! Ich ſtehe bereit, Verwünſchungen zu hören. Nur die

können mich beruhigen. O es iſt eine der ſchändlichſten Thaten geſchehen, die die Erde ſahe.

Ebro. Die Sterbende hat ſie vergeben. Die Sterbende flehete zum Himmel, ſie auch zu verzeihen. Kamilla hat mir aufgetragen, Alphonſinen noch einmal um Verzeihung zu bitten.

Die Waffen, mit denen Medicis kämpft, kann kein Weib überwinden. Womit dächten ſie ihres Mannes Macht zu ſchwächen? Womit glaubten ſie, ſeinen Wolluſttaumel zu überwinden? Mit Reizen, oder Liebe oder Sanftmuth? Hat ein Mörder Gefühl für das?

Alphonſine. Und ich ſoll nicht verzweifeln, daß ich mit einem ſolchen Mörder leben muß? Noch mehr, daß ich ihn liebe?

Ebro. Darüber ſind ſie zu bedauern. Aber arbeiten ſie ihm entgegen. Suchen ſie ſo viel Gutes zu thun, als er Böſes thut. Hüten ſie ſeine Kinder, daß ſie nicht in ſeinen Fehler fallen.

Vielleicht straft der Himmel dann nur noch ihn, nicht sie um seinetwillen.

Klarissa. Alphonsine! Der Mann verdient Verehrung. Trafen sie sie noch lebend?

Ebro. Ich traf sie lebend. Ich errieth alles, wie ich hörte, sie wäre in Carrego gewesen. Sie hat mir alles gestanden, und ich wage es zu sagen, sie ist tugendhaft gestorben. Es war Bestimmung. O Prinzessin! Wären sie mit ihrer Warnung eher gekommen. Doch es war Bestimmung: Sie hat mir Freundschaft für Sie beyde anempfohlen. Ich hab's beschwören müssen, das Geheimniß allen, außer Ihnen, zu verhehlen. Ich habe schwören müssen, keine Rache an ihm zu nehmen. Wenn Gott Medicis nicht verfolgt, ich verfolge ihn nicht. Alphonsine! Kamilla hat vergeben! Vergeben auch Sie!

Klarissa. Und bete mit mir, daß die Heiligen sich seiner annehmen vor dem Thron des Weltenbarmers. Ach! auch mich drückt Schmerz, meine Tochter, wenn schon ich ihn nicht laut werden lasse. Sein Zorn, der oft so verderbend ist, als seine Wollust, ist meine

Strafe. Auch ich hatte dieſen raſchen Eifer im Blute. Auch ich habe oft im Zorn gefehlt, und mein Lorenzo pflegte immer zu ſagen: Wäre Klariſſa nicht ſo heftig, ſie wäre glücklicher.

Aber an ſeiner Wolluſt habe ich keinen Theil. Nie hat dies Laſter mich gedrückt. Ich habe auch ihn davor gewarnt, und Gott verzeihe es denen, die es ihn lehrten.

Alph. Ich will vergeben, Ebro, gern vergeben. Aber was hilft vergeben, wenn jeder Tag mir neue Urſache bringt zu zürnen?

Ebro. Der Tage können nicht viel mehr ſeyn, Alphonſine. Ein groſſes Wetter zieht ſich über Florenz und ganz Italien zuſammen. Karl von Frankreich hat die Gebürge überſtiegen, die die Länder ſcheiden, und iſt bereits in Welſchland. Der verrätheriſche Cſorza unterſtützt ihn. Neapel wird ſein Opfer werden, und Florenz dieſem folgen.

Da wird eine andere Epoche für Medicis ſich anheben, und ſo raſch er izt Fortſchritte im Laſter thut, ſo ſchnell wird er zur Tugend

und Herzhaftigkeit zurückkehren müssen, wenn er anders nicht seinen ganzen Ruf verlieren will.

Doch was denke ich an diese Dinge, da für mich die ganze Welt gestorben ist. Ich habe euch gesehen, die mein sterbendes Weib mir ans Herz legte, und gehe nun in eine Einsamkeit, sie zu beweinen.

Florenz.

Mediceischer Pallast.

Peter von Medicis Zimmer.

Peter von Medicis. Galeas von St. Severin.

Galeas. Ich habe sie allein sprechen wollen, Medicis, weil ich ausdrücklichen Befehl habe, mich ihnen ganz zu entdecken. Nicht ohne Grund, nicht ohne Ueberlegung haben sie mir auf meinen Antrag zu der Parthey des allerchristlichsten Königs sich zu lenken, erwiedert, daß es dem Könige von Frankreich leicht

seyn würde, wenn er Besitzer der beyden Sicilien wäre, ganz Italien sich unterwürfig zu machen. Das fühlen wir, wie sie.

Allein, nur ihnen sey's gesagt, und ihre Würde bürgt mir für ihre Verschwiegenheit, die Absicht ist keinesweges, die Franzosen in Italien zu lassen, wenn sie einmahl hier sind. Der wohl überlegte Plan, den Sforza sich entworfen, und dessen ganze Uebersicht sie erhalten sollen, sobald sie sich für uns erklären, ist, diese fremden Truppen blos zur Demüthigung des Herzogs von Kalabrien erscheinen zu lassen.

Dann sind die Mittel schon gewählt, sie wieder wegzubringen. Sie sollen schnell den Rückweg über die Gebürge finden, schneller, als sie sie überstiegen haben. Man wird nicht einen Feind von dieser Wichtigkeit in Welschland lassen, allein sie müssen mir gestehen, daß auch beyder Sicilien König in der Person des Herzogs von Kalabrien uns künftig gefährlich werden kann, und noch vor seinem Antritt zur Regierung dem Ehrgeizigen eine Wunde beyzubringen, die ihn den Arragoni-

schen Stolz ein wenig vergessen läßt, ist es übel nicht.

Peter v. M. Für das politische System gut ausgesonnen. Und der Sforza, der so voll Thatkraft sich um aller Wohl bekümmert, wird auch das Ende seiner Wünsche sehen. Doch in Ansehung unser Republik stellen sich hier noch Hindernisse in den Weg, denn sie ist gewohnt, Wort zu halten.

Nicht nur müßte sie den letzten Bund mit dem Pabste und dem Arragonischen Hause brechen, sondern sie müßte sich auch aufs neue in ein Bündniß einlassen, welches sie wieder zu brechen im Augenblick des Schliessens sich schon vornähme.

Ich gebe zu, daß Sforza, der in seiner Person allein die Regentschaft des Landes vereinigt, wenn er mit seinem Gewissen über die Zweifel fertig ist, und zum Wohl des Landes eine Maßregel der Art nimmt, ruhig seyn könne, denn er ist keiner weitern Verantwortung unterworfen.

Auch klebt sein Thun nicht seinem Nachfolger an, das Land ist nicht dafür verant-

wortlich, die Perſon hat gehandelt, weil ſie Macht hatte, zu handeln, und es liegt nichts von ſeinen Handlungen zur Laſt der Nachfolger.

Allein bey einer Republik muß man verantwortlich bey anderer Gewiſſen für das werden, was man thut. Da fällt die ganze Folge auf das Ganze. Wir können uns nicht entſchuldigen, daß ein einzelner gehandelt habe. Die Republik hat gehandelt, ſie hört keinen Augenblick auf zu ſeyn, und muß ewig verantwortlich bleiben.

Sehen ſie das ganz andre Verhältniß zwiſchen mir und ihrem Herrn?

Galeas. Ich ſehe es, Medicis. Aber ſie werden es nicht entdecken, daß das Sforza's Wille iſt.

Peter v. M. Wenn ich es nicht entdecke, ſo werden die Väter der Republik nicht willigen, das neue Bündniß einzugehen. So gut, wie ich, kennen ſie den Umfang der Gefahr. Kurz, Galeas, die Republik kann nicht mit Frankreich ſich vereinigen.

Galeas. Und wenn die Folge ein Ueberfall von Seiten der Franzoſen iſt?

Peter v. M. So muß sie ihre Rechte vertheidigen. Siegen oder sterben.

Galeas. Ueberlegen sie das genauer. Ich nehme meinen Antrag noch nicht zurück.

Wohl hätte Peter von Medicis gethan, wenn er standhaft in seinen Gesinnungen geblieben wäre, und besonders das Geheimniß Galeas in seinem Busen behalten hätte.

Aber unter andern Hauptfehlern bey ihm war Mangel an Verschwiegenheit keiner der kleinsten. Ein so großes, wichtiges Geheimniß bey sich zu verwahren, das war mehr, als er ertragen konnte. Es drückte ihn auf dem Herzen, und so viele Personen wurden unter dem geheimsten Siegel der Verschwiegenheit damit bekannt, daß es endlich wohl auch einem heimlichen Freunde Karls des achten von Frankreich zu Ohren kommen mußte, der nicht unterließ, Sforza zur Rede zu stellen, und da dieser sich nicht ganz so zu entschuldigen vermogte, wie er es wünschte, so wurde Karl nicht eher besänftigt, bis er ihm zu-

gestand, in alle feste Plätze, durch welche er mußte, Besatzung zu legen.

Sforza that es, aber sein Haß gegen Peter von Medicis stieg bis zum unauslöschlichen Grad.

Florenz.

Mediceischer Pallast.

Peter von Medicis Zimmer.

Peter v. Medicis. Bernhard Neri.

Peter v. M. Karls Aufforderung ist kühn. Er fordert mit den Waffen in der Hand.

Neri. Fordert Entscheidung, ob wir für, oder wider ihn seyn wollen. Sforza bewürkt Italiens Untergang. Er hat ihm alle Vestungen auf dem Wege eingeräumt, und Karl ist vor Serrassana. Er hat es eingeschlossen, und beschießt es mit Geschütz. Dem Florentiner ist diese Art zu kriegen unbekannt, und er zittert vor dem neuen Feinde.

Was hat Peter in dieser Lage zu thun beschlossen?

Peter v. M. Du siehst mich damit beschäftigt. Du siehst mich reisefertig. Was könnte ich besseres thun, als was mein Vater that, da die Neapolitaner vor unsern Mauern standen. Ich will selbst zu ihm. Ich will sehen, welch einen vortheilhaften Vergleich ich den Florentinern zuwege bringen kann. Dies Unglück können sie mir nicht zur Last legen.

Neri. Das Unglück legt auch niemand dir zur Last, aber einen unglücklichen Ausgang des Entschlusses, den du hast, würde man dir gewiß zur Last legen.

Peter v. M. Das Glück wird bey kühnen Unternehmungen nie von meinem Hause weichen.

Neri. Dieser Glaube und diese Entschlossenheit gehört dazu, wenn man solche Thaten zu thun hat. Allein es gehört auch dahin aller Umstände Bemerkung. Deinem Vater, Medicis, gieng ein Ruf vorher, der ihn gefürchtet machte. Seine persönlichen Feinde

ſtanden auch nicht in vollem Zutrauen beym Könige von Neapel. Die Sache wurde gewagt, weil nichts weiter gewagt werden konnte. Er hatte vor der Florentiner Ahndung durch Geiſeln ſich geſichert.

Peter von Medicis hingegen hat — verzeihe mir das immer — noch nicht des Vaters Ruf für ſich. Noch konnteſt du der Republik keine Dienſte leiſten, die man ſelbſt bey fremden Staaten in Erwägung zöge: du haſt durch die Verbannung deiner Vettern vielmehr dir übeln Ruf zugezogen. Dieſe jungen Männer ſind ſelbſt an Karls Hofe, und werden nicht unterlaſſen haben, dich ſchwarz darzuſtellen.

Deine perſönlichen Feinde ſind Karls innigſte Freunde. Die Florentiner haben noch nichts verloren, denn Serraſſana iſt noch nicht in der Franzoſen Händen. Dich ſichert nichts vor der Ahndung der Florentiner, wenn dich Karl behält.

Peter v. M. Davor ſchützt mich der Name Medicis. Es wäre unerhört, wenn Karl das thäte, und er wird nicht das Böſ-

kerrecht verletzen. Ich gehe, Neri. Diesen Entschuß kann nichts mehr umstoßen. Ich muß am besten wissen, daß die Republik verloren ist, wenn sie mit Karln nicht Frieden schließt, sey es, auf welche Bedingungen es wolle.

Peters Stolz war rasch erwacht, aber rascher noch sollte er gedemüthiget werden.

Er kam in Karls Lager an. Der Kardinal Brissonet und der Graf von Bresse waren die nächsten um den König, der eine als Minister, der andre als Liebling. Wenn schon der lezte auf eine gute Gelegenheit lauerte, des andern Posten auch zu erhalten, und jenen zu verdrängen, so waren sie doch in Dingen einig, die für den Augenblick den allgemeinen Nutzen beyder befördern konnten, und so war es kein Wunder, daß Karl den Rath von beyden Seiten erhielt, diese Gelegenheit, die Florentiner in seine Gewalt zu bekommen, nicht zu vernachläßigen. Sie riefen ihm es ins Gedächtnis, was Lorenzo und Johann von

Medicis, die noch in Frankreich weilten, für eine Schilderung von diesem Obern ihres Hauses gemacht, und wußten es dahin zu bringen, daß bey den Unterhandlungen, die Medicis nunmehr mit Karln anhub, man zwar die Vorschläge, die er that, annahm, und annehmlich fand, aber seinen Worten selbst und der Erfüllung derselben so wenig Glauben beymaß, daß man Pfänder dafür verlangte.

Der aufbrausende Zorn Medicis in dem Augenblicke, da man dies begehrte, verschlimmerte seine Sache fast noch mehr, und man entbrach sich nicht, ihm anzukündigen, daß er nicht eher seine Freyheit wieder zu erwarten habe, als bis die Vestungen Serrassana, Livorno, Pisa und Pietrasculta ihnen überliefert wären.

Medicis fing an, einzusehen, daß Neri Recht gehabt, ihn zu warnen. Es war kein Weg, aus der Falle zu kommen, in die er gegangen, als schnell, ehe man die Saiten noch höher spannte, zuzuschlagen, und dem, der

schon fast Sieger zu nennen war, nur noch ein minder lautendes Bündnis abzugewinnen.

Die Plätze wurden übergeben, und unter andern Julius v. Medicis, der Sohn Julians, nach Pisa gesandt, um es dort anzukündigen.

Medicis kehrte nach Florenz zurück. Ehe er noch daselbst ankam, war das Gerücht von seiner Thorheit und deren unglücklichem Ausgange bereits erschollen. Verächtlich wurde sein Name schon genannt, das Gemurmel ging unter dem Volke umher, daß er die Republik geopfert.

Seine Feinde säumten nicht, ihr Haupt sehr empor zu heben, und brachten seinen Unsern schnell herum. Seine Freunde waren zweifelhaft, was sie thun sollten. In ihm selbst hatten sie nicht viel Erholung zu hoffen. Sie kannten so viele Fehler an ihm, daß sie ihn auch nicht standhaft im Unglück glauben konnten. Das hielt sie wenigstens fürs erste von ihm zurück.

Er fand also seinen Pallast. Der Schwarm, der sonst immer ums Mediceische Haus ein-

und auszuschwärmen pflegte, war verschwunden; er sah sich allein, und nach einiger Ueberlegung beschloß er, in die Signoria zu gehen, und sein Betragen zu vertheidigen.

Er hofte noch durch die Vorstellung, daß diese Plätze nur als Geißeln übergeben worden, Luft zu gewinnen, um andre Maßregeln nehmen zu können, und nahm seinen Vorrath von Beredsamkeit zusammen, etwas vortheilhaftes auszurichten.

Aber hier traf ihn der härteste und empfindlichste Schlag des Zufalls. Ein gewisser Jacob Verli, einer der Florentiner, die ihn am meisten haßten, stand an der Thür, wie er erschien, und schlug sie ihm vor der Nase zu.

Wie elektrisches Feuer fuhr die Beschimpfung in seine Seele, und erlöschte jeden Funken von Hofnung, den er noch gehegt hatte. Dagegen wurde die Furcht aufgeregt, daß alles verloren sey. Er eilte in seinen Pallast zurück, sezte sich sogleich zu Pferde, nachdem er seinem anwesenden Bruder Julian in wenig Worten das Unglück der Mediceer erklärt, und

eilte durch das Thor, welches nach Bologna führte, wohin er seinen Weg nahm, davon.

Sein Bruder Julian folgte ihm mit den wenigen Bedienten, die es nicht hatten über das Herz bringen können, ihn allein abreisen zu lassen.

Diese schimpfliche und übereilte Flucht that mehr zu seinem Untergange, als alles vorhergehende. Man hielt ihn für schuldiger, als er war. Selbst seinen besten Freunden kam er so verdächtig vor, daß sie ihn des Todes werth hielten, weil er sonst nicht in einem Augenblicke, wo das Vaterland seiner am meisten bedurfte, es verlassen haben würde.

Seine Feinde wenigstens hatten nun freyen Lauf. Sie schrieen ihn für einen Verbrecher aus, alles Volk nannte ihn so, es wurde wider ihn als wider einen solchen verfahren. Er wurde vorgeladen, kontumazirt, man verfolgte ihn, und bemächtigte sich seines Vermögens. Zum öffentlichen Verkauf wurde alles ausgeboten, was nicht in baarem Gelde bestand, seine Komtoirs wurden geschlossen, und der Name Medicis schien vertilgt in Florenz. Der Kardinal, der eben

nicht im Mediceiſchen Pallaſt war, vernahm das Ungewitter, welches ſeines Bruders Feigherzigkeit über das Haus Medicis zuſammenſtürzen laſſen, und er fand Mühe, ſich zu retten.

Schon war das Volk wild, ſchon ſtürmte man die Häuſer der Mediceer, und ſeine eigne Wohnung an der St. Antonius-Kirche. Er eilte in die Markus-Kirche, die ſeine Vorfahren erbauet hatten, und wollte das Legen des Sturms dort abwarten. Aber die Geiſtlichkeit der Kirche war mehr furchtſam als erkenntlich, und verſagte ihm den Aufenthalt. Da wandte er ſich an die Barfüßer-Mönche. Sie zogen ihm den Purpur aus, legten ihm eine von ihren Kutten an, und ſo entkam er durch das St. Gallen-Thor, und folgte ſeinen Brüdern. Julius von Medicis, Julians Sohn, hatte auf dem Rückwege von Piſa das Unglück erfahren, welches ſeinen Brüdern begegnet, und ſuchte durch verborgene Wege dem florentiniſchen Gebiete zu entkommen.

Der Zeitpunkt des Sturzes des Hauses Medicis war derjenige, wo seine ganze Größe zum Vorschein kam. Drey ganze Wochen lang beschäftigte sich das florentinische Volk mit der Plünderung seines Eigenthums. Immer kamen neue Gegenstände zum Vorschein, die die seinigen waren.

Der Verkauf der Mobilien, der Kostbarkeiten, der Seltenheiten, der Gemählde, der Bibliothek wurde mit solchem Eifer betrieben, und zu so elenden Preisen wurden die vortreflichsten Dinge verkauft, daß es selbst den Feinden Mitleiden erweckte.

Siebzig Jahre Arbeit und Mühe, mit unsäglichen Kosten verbunden, in denen man diesen Schatz aller bekannten Weltgegenden zusammengebracht, wurden hier für Augenblicke geachtet, und getrennt, um nie wieder vereinigt zu werden, ward eine Sammlung, die der stärkste Schatz irgend eines damaligen Regenten nicht zum dritten Theil ihres Werths bezahlt hätte.

Vertheidigen läßt sich der Leichtsinn nicht, mit welchem die damaligen Beherrscher Tos-

konnte diese schimpfliche Zerstreuung mit ansehen konnten, und nicht wenigstens dafür Sorge tragen, daß die Seltenheiten beysammen blieben.

Einzelnen Personen gestehen viele Schriftsteller das Gefühl zu, daß sie beym eifrigen Ankauf der Sachen ihre Thränen nicht bergen können, weil der alte Kosmus, und der biedre Lorenzo ihnen dabey einzufallen, die mit so unsäglicher Mühe, und mancher eignen Aufopferung dem Medicischen Hause den Besitz dieser Dinge zu verschaffen gewußt.

Einen Theil der Bibliothek nahm Karl zu sich, die hernachmals zum Theil wieder in die Hände Katharinens von Medicis, und nach Frankreich gelangte, wo ihre Seltenheiten noch izt der National-Bibliothek einverleibt sind.

Peter von Medicis hatte freylich sehr unweise gehandelt, aber dieser Stoß des Schicksals war immer zu hart auf den Namen gefallen.

Indessen war das Unglück noch nicht müde, ihn zu verfolgen, und es wußte einen

neuen Versuch des Glücks, der ganz zu seinem Besten hätte ausschlagen können, auch ganz wieder zu hintertreiben. Peter war nach Bologna geflohen, wo Bentivoglio damals die Oberherrschaft hatte, und hier war es, wo die folgende Unterredung seinem Glücke den lezten Stoß gab.

Bologna.

Bentivoglio's Pallast.

Dessen Zimmer.

Bentivoglio. Peter von Medicis.

Bentivoglio. So angenehm mir deine erste Erscheinung war, Medicis, so traurig und unangenehm ist mir izt dieser Besuch. Du hast dich für deinen eignen Schatten gefürchtet. Die zugeschlagene Thür der Signoria hätte ich aufgerissen, ich hätte mir meinen Sitz nicht nehmen lassen.

Peter v. M. Aber was konnte ich erwarten, als aus der Stadt verbannt zu wer-

den, da man schon aus der Signoria mich zurückwies?

Bentivoglio. Dann hätte man dich verbannt, und izt hast du dich selbst verbannt. Du hast die Besitzung, die man in Italien haben konnte, aufgegeben, du hast selbst das Deinige zum Raube Preiß gestellt. Kein Mensch hat dich ja heißen gehen, und du hast nicht einmal die Hand an den Degen gelegt, du, der du sonst so brav seyn willst.

Peter v. M. Drücke mich nicht vollends nieder, mein Freund.

Bentivoglio. Ey was, das mußt du wissen und hören. Wenn man gefehlt hat, muß man seine Fehler auch erkennen und einsehen lernen. Du dauerst mich, und ich sehe für dich ein trauriges Loos.

Aber weißt du wohl, daß du andern noch wichtigern Schaden gethan, als dir selbst?

Andere werden durch das Beyspiel der Florentiner gereizt werden, und zeigte ich die geringste Furcht für meine Bologneser,

sie würden mich bald auch zwingen, davon zu gehen, und, statt andern einen Zufluchtsort zu geben, mir selbst einen zu suchen.

Peter v. M. Du spottest meiner, anstatt mir Freundschaft zu erweisen. Wenn du mich nicht beherbergen willst, so setze ich meinen Stab weiter.

Ventivoglio. Nicht beherbergen will? Was das für Flocken sind? Kannst bey mir bleiben, aber ich wollt' lieber, du wärst in deiner Herberge in Florenz geblieben, wo sich's wahrhaftig gar nicht übel war. Ich bin ein roher trockner Mensch, und was ich einmal denke, das muß ich auch sagen. So halt' ich's. Deswegen thut dir das noch keinen Schaden. Seh dich nur ruhig hin. Ich werde dich wiedersehen. (ab)

Peter v. M. Bis morgen will ich ruhig bleiben. Aber mit dem frühesten wieder fort. Gleich meinen Leuten den Befehl. Ich will mich nicht in neue Gefahr setzen, da ich der alten kaum entgangen bin. In mein Angesicht meiner zu spotten? Das gilt entweder mein Leben oder Verrätherey?

Keines von beyden. Das kam dem ehrlichen Bentivoglio nicht in den Sinn. Aber im Unglück ist man immer am furchtsamsten, und so ging es auch Petern. Er ließ früh satteln, und begab sich aus Bologna weg, ohne zu sagen, wohin sein Weg ihn trüge, so sehr fürchtete er, verfolgt zu werden. Kaum nach seinem Abschiede langte ein Kurier an, der ihn aufsuchte, und der seine Wiedereinsetzung in Stelle und Würden mit sich führte.

Denn Karl war auf die erste Nachricht von den Unruhen in Florenz dahin vorgerückt, und hatte seinen Einzug mehr als Sieger denn als Bundesgenosse gehalten.

Man hatte den großen Medicäischen Pallast für seine Aufnahme zubereitet, und dadurch die gänzliche Plünderung desselben verhindert.

Hier warf Alphonsine von Medicis mit dem Sohne Peters, dem das Glück eine andre Laufbahn bereitet hatte, als seinem Vater, sich zu den Füßen Karls des achten. Sie hielt ihm den Knaben hin, den einzigen des Namens Medicis, der noch in Florenz

zu finden. Was ihn sonst trug, war entflo-
hen. Sie hatte nicht gefürchtet die Wuth des
Volks. Wären sie auf sie gedrungen, sie hätte
ihren schönen Blick, sie hätte ihre Thränen
ihnen entgegengesetzt, und sicher hätte sie sie
alle damit entwaffnet.

Wenigstens entwaffnete sie auch hier den
Hof von der Wuth gegen Unbekannte. Man
sahe sie, um mit ihr zu weinen, um für sie
zu bitten.

Prissonet, der Kardinal, Minister Karls,
und der Graf von Bresse, sein Liebling, er-
sterer ihm werth als Staatsmann, letzterer
als mit ihm von gleichem Alter, gleicher Nei-
gung, jederzeit bereit, des Königs Vergnügen
zu befördern, seine Wünsche zu befriedigen,
waren frevlich nicht bis zu Thränen gerührt,
aber sie fühlten beyde doch den Wunsch, ihr
zu helfen. Der Minister frevlich konnte sich
nicht für Medicis Wiedereinsetzung erklären;
er war zu sehr von der Meinung eingenom-
men, daß das königliche Ansehen Karls in
Florenz nur dann Bestand haben würde, wenn
eine vollkommne Gleichheit unter den Bürgern

der Republik statt fände; daß dieses Ansehen aufhören würde, wenn das Haus Medicis wieder in die Rechte der Souveränität zurück träte, die es, wenn schon nicht dem Namen nach, doch wirklich besessen.

Graf von Bresse sahe hier eine Möglichkeit, des Kardinals Grundsätzen zu widersprechen, und machte dem Könige begreiflich, daß die Stadt und Republik Florenz nothwendig zu seinen fernern Planen auf seiner Seite bleiben müßten; da sie aber nicht ohne Zwang auf seine Seite getreten, so würde die nun eingeführte bürgerliche Regierungs-Form zu ewigen Zerrüttungen Anlaß geben, die nicht anders als durch eine starke Garnison verhindert werden könnten, die man zurücklassen müßte, um die etwanigen Aufrührer im Zaum zu halten.

Dies ginge aber bey der itzigen Verfassung des französischen Heeres schlechterdings nicht an; und der weit bessere Weg sey, Medicis zurückzurufen, und mit einer Art ihm die Regierung über Florenz zu verschaffen, daß er einsähe, er habe seine Wiederherstellung ganz

allein Frankreich zu danken, und da Wohlthat und Interesse hier gleichseitig ihn binden müßten, Frankreich treu zu bleiben, so sey es der beste Weg, sich Florenz zu erhalten.

So wenig auch diese Beurtheilung Grund hatte, so wenig einmal darin lag, so folgte Karl doch dieser Meinung, weil er damals nicht sowohl darauf sahe, den Sachen eine sichre Wendung zu geben, als sie schnell abzuthun.

Zu seinem Unglück traf der Kurier Peters nicht mehr in Bologna, und Karl, der nicht länger warten konnte oder wollte, sahe sich genöthigt, Florenz in dem Zustande zu lassen, in welchem er es gefunden, in welchem es auch fürs erste ihm nicht schädlich werden konnte.

Er hatte eine große Summe Geldes von der Stadt erhalten, er hatte die vier Plätze, die er schon inne hatte, unterpfändlich bestätigt bekommen, und vier Monate nach der Eroberung von Neapel oder seiner Rückkehr nach Frankreich sie zurück zu geben versprochen.

Er hatte aber dagegen freylich den Mediceern keine weitern Vortheile bewilligt, noch den Pisanern, die sich izt frey glaubten, etwas der Art bestätigt.

Dennoch waren durch die Unterhandlungen viele seiner Freunde wieder in Florenz erwacht, die immer noch für eine Wiederherstellung glückliche Folgen erwarteten, und wie man nach einiger Zeit erfuhr, daß Peter in Venedig sich aufhielt, wo man ihn eine leidliche Aufnahme gewährt, daß er mit Virginius Ursini, seinem Verwandten, der schöne Truppen kommandirte, in Traktaten wegen seiner Wiedereinsetzung stände, daß dieser bald auf Florenz losgehen würde, so fehlte es auch nicht an Anhängern, die dort wieder eine Verbindung stifteten, und es hatte das Ansehen, daß diesesmal der Streich gelingen würde, als Ursini, entweder weil man in der Stadt den Zeitpunkt, welcher bestimmt war, versehen hatte, oder weil er durch französisches Geld gegen Neapel gezogen wurde, die Brüder Medicis im Stiche ließ, und auf lange Zeit ihnen den Muth benahm, etwas zu ihrem Besten zu unternehmen.

Seinen Feinden wurden dadurch die Wege leicht gemacht, Peter von Medicis Wiedereinsetzung durch fast unüberwindliche Hindernisse zu verklammern.

Doch wurde eben der Bernhard Neri, den wir oben in so enger Vertraulichkeit mit Peter von Medicis gesehen, zum Gonfaloniere ernannt, und ob er gleich drey Jahr die Würde eines Gonfaloniere behielt, so ging sie trotz seinem bleibenden Eifer für das Haus Medicis beynahe zu Ende, ohne daß er etwas für sie thun konnte, denn Savonarolla war ihm zuwider.

Dieser Dominikaner, ein großer Redner, wie wir schon oben beym Tode Lorenzo von Medicis erklärt, war der gelehrteste Mann, der seit den Zeiten der ersten Cäsarn in Italien aufgestanden war. Er führte ein strenges Leben, und sein Tadel traf Jedermann ohne Unterschied des Standes und der Personen, sobald Laster ihn auszeichneten; eine Freymüthigkeit, die manche verwegen nannten.

Er galt für einen groſsen Propheten, weil er eine Menge Dinge vorhergeſaget, die auch mit Umſtänden und Zeit, die er angezeiget, eingetroffen waren. Seine Heiligkeit war in Florenz ſo angenommen, daſs ſie ihn ſchon lebend kanoniſirt hätten, wenn ſie die Macht dazu in Händen gehabt.

Wahres Talent und Scheinverdienſt hatten gleichſeitig ihn zu einer Macht erheben, die beſonders nach dem Abſchied der Mediceer der eines Souverains nichts nachgab, und ſich um ſo mächtiger verbreitete, da man ihn nicht allein in öffentlichen Angelegenheiten zu Rathe zog, ſondern häusliche Streitigkeiten gänzlich ſeiner Entſcheidung unterworfen wurden, beſonders es kein uneiniges Eheyaar gab, welches nicht ſeine Zuflucht zu ihm genommen hätte, und ſich nicht auch ſeiner Entſcheidung allemal ohne Umſtände unterworfen.

Er war von dem Geiſte beſeelt, daſs Volks-Regierung für Florenz die zuträglichſte ſey; er war deswegen auch keiner der kleinſten Widerſacher der Mediceer geweſen; ſie mach-

ten ihm zu großen Unterschied in Vertheilung der Aemter, sahen zu sehr auf Stand und Reichthum, und wollten seiner Meynung nach die geringern Bürger von der Verwaltung derselben abgewöhnen, damit, wenn es einst zu einer gänzlichen Unterdrückung käme, diese, nicht mit den Arbeiten derselben bekannt, um desto eher sie in ihren Händen ließen.

Der einzige Lorenzo war vielleicht von seinem Hasse gegen die Mediceer eine Ausnahme, weil er theils wirklich nicht so übertrieben hierin zu Werke ging, und für den rechtschaffensten Mann Italiens bekannt war, theils weil er so mächtig war, daß er ihn fürchten mußte. Doch zeigte er auch nach seinem Tode Hochachtung, wenn er von ihm sprach.

Was aber Savonarolla an den Mediceern und den bisherigen Magistraten auf einer Seite getadelt hatte, das übertrieb er selbst wieder auf der andern.

Wo sie die reichsten und verständigsten Bürger zu Aemtern gezogen, da zog er die

ärmſten und niedrigſten hin, und nicht ſelten ſahe man einen Schuſter den Rock nur abwerfen, der ihn zum Rathoherrn bildete, um dann in ſeiner Werkſtatt ſeinen Kollegen Bedeckung ihrer Füße zu verſchaffen.

Savonarolla zog ſich freilich dadurch den Beyfall des Volks zu, allein er brachte den Adel auch ſehr wider ſich auf, und that dadurch großen Schaden, daß Männer von Wichtigkeit, die mit Kopf und Nutzen arbeiteten, ihre Stellen niederlegten, um nicht mit dieſen Menſchen in einem Range zu ſtehen, und neben ihnen Geſchäfte treiben zu müſſen, denen jene nicht gewachſen waren.

Es gab ihrer viele, die es ſehr wohl leiden konnten, wenn der Mann von Kopf, wenn auch nicht von altem Geſchlecht, mit ihnen zu einer Funktion kam, aber den Handwerker glaubten ſie denn doch zu ſeiner erlernten Profeſſion zurückweiſen zu müſſen.

In der Stille waren daher ſchon viele der Großen auf Neri's Seite getreten, um die Wiederherſtellung des Mediceiſchen Hauſes zu bewerkſtelligen. Die Rudolfi, Tornabuoni und

Pucci hatten sich bereits völlig dafür erklärt, und mehrere sagten, sie wollten bey einer wahrscheinlichen Aussicht vom glücklichen Ausgange mit in den Bund treten.

Aber allgemein war man doch der Meynung, Savonarolla habe zu viel Freunde unter dem Haufen, als daß sich gegen ihn etwas unternehmen liesse.

Der Name Medicis wurde zwar oft unter dem Volke gehört. Es fehlte etwas, was so manchem Florentiner zur andern Natur geworden, und das waren die öffentlichen Lustbarkeiten, womit die Mediceer so oft sie unterhielten; die ganz fehlten, weil es Niemanden gab, der die Kosten dazu entbehren konnte, und weil, wenn es auch wirklich noch Jemanden gegeben hätte, der strenge Savonarolla nie sie gelitten haben würde. Die Nahrung ihrer Fröhlichkeit ging wenigstens dadurch verloren, und wenn sie in trauriger Langeweile die sonst vergnügteren dazu bestimmten Tage hinbrachten, so wurde deren, die man mit Schimpf, Schande und Raub gebrandmarkt, in allen Ehren und mit einem Jauch-

zen gedacht, welches Neri und seinen Freunden nicht unwillkommen in die Ohren tönte. Savonarolla's wurde dann nicht ganz im Besten Erwähnung gethan.

Es konnte eine Zeit kommen, wo dieser geistliche Regent ganz von seiner glänzenden Höhe im Sinne der Florentiner herunter sinken mußte, aber wünschenswerth war die Periode nicht.

Immer hatten die Medicis es ihre Hauptsorge seyn lassen, genugsam Brod in Florenz zu haben, und nie Mangel daran einreißen zu lassen.

Ihre Magazine enthielten immer vollauf Korn, und sie wußten den Preis stets im Gleichgewicht zu erhalten. Kauften sie wohlfeiler ein, so wurde die Ersparniß dabey zurück gelegt, um in theuren Zeiten zusetzen zu können, ohne das Volk zu drücken, und war Theurung und Mangel in ganz Italien, ja, betraf eine Hungersnoth selbst ganz Europa, so hatten sie Magazine in Asien und Africa, und ließen durch ihre Faktoreyen das Korn aus Aegypten und von den barbarischen Kü-

sten sicher in die Häven der Republik brin-
gen. Das waren freilich Maßregeln, die den
Florentinern gefallen mußten, wenn sie keine
Noth hatten, wo andre litten, und da wenig-
stens wurde ihr Ruhm allemahl bis in den
Himmel erhoben.

Der erste Mangel, der sich in diesem Ar-
tikel äußerte, setzte Savonarolla, der diese
Hülfsmittel nicht hatte, nicht einmahl kannte,
in die größte Verlegenheit.

Nun könnte es ihm nichts fruchten, daß er
die Theurung prophezeihet hatte, und daß sie
richtig eingetroffen war: nun machte man es
ihm zum so auffallendern Vorwurf, daß er an
keine Mittel dagegen gedacht. Viele aus dem
Volk fingen an, gegen ihn zu murren, meh-
rere sahen ihn mit scheelen Augen an, und ei-
nige gingen so weit, daß sie ihm sagten, er
hätte besser gethan, in seinem Kloster zu blei-
ben, als sich in Dinge zu mischen, denen er
nicht gewachsen wäre.

Hier war es, wo Neri den Grund faßte,
auf den er eine Wiederherstellung der Medi-
cäer bauen wollte. Peter von Medicis wurde

davon unterrichtet, und ermahnt, im Stillen, ohne viel Aufsehen, mit so viel Truppen, als er zusammen bringen könne, sich zu nähern.

Peter von Medicis, niedergedrückt durch sein Schicksal und schwach in der eignen Hoffnung seiner Wiederherstellung, hatte sich wirklich bisher wenig Mühe gegeben, hatte wenig Freunde unter denen, die mit Hülfsvölkern sich abgaben, wandte sich aber doch an Bartholomäus von Lalviana, der gerade zum Haupte des Ursinischen Hauses erklärt wurde, nachdem Virginius in Neapel vergiftet worden, und dieser, bekannt als der thätigste und bestimmteste Abentheurer seiner Zeit, nahm den Vorschlag an.

Die Truppen wurden zusammen gezogen, der Tag war fest gesetzt, und die Mitternacht zur Stunde der Erscheinung vor den Thoren von Florenz bestimmt. Vier Meilen war man nur von Florenz entfernt, man glaubte sie in sechs Stunden zurückzulegen, und brach um sechs Uhr Abends auf.

Einmahl war nun aber Peter von Medicis kein Sohn Fortunens, und wie die Völker auf dem Marsche waren, fiel ein so außerordentlich heftiger Regen, daß sie die doppelte Zeit brauchten, und bey hohem Tage erst vor den Mauern der Stadt erschienen.

Dies würde doch noch nicht den ganzen Fortgang der Sache aufgehalten haben, wenn nicht gerade zu der nehmlichen Zeit Paul Vitelli, der die Armee der Florentiner vor Pisa kommandirte, selbst, um einige wichtige Verhaltungsregeln abzuholen, nach Florenz gekommen, und ebenfalls durch das schlechte Wetter aufgehalten, zu der Zeit, da Lalviana und Medicis einrücken wollten, dem Thore sich genähert hätte. Der Anblick der ihm folgenden Reuterey ließ ihn weder Kopf noch Gegenwart des Geistes verlieren. Er schloß auf das Wahre, zog selbst die Zugbrücke auf, verschloß das Thor, und machte nun Lärm.

Kanonen wurden gegen die Anrückenden gerichtet, und Lalviana, der hier die größte Entschlossenheit sahe, wußte selbst Petern von Medicis zum Rückzug zu bewegen, und

deckte mit ihm in eigner Perſon denſelben vor dem Ueberfall der Florentiner.

Peters Hoffnungen waren wieder geſtürzt, und in Florenz, wo man wohl wußte, dies könne nicht ohne innere Mitwirkung geſchehen ſeyn, forſchte man zwey Monate vergebens, um die Mitſchuldigen herauszubringen, bis eine Kleinigkeit zu großen Dingen Anlaß gab.

Florenz.

Wohnung Savonarolla's.

Savonarolla. Franz Valori!

Savonarolla. Die Anzeige wird, wie gewöhnlich, nichts gefruchtet haben.

Valori. O ſie hat gefruchtet! Zu meiner Freude hat ſie ſehr gefruchtet!

Sollten ſie glauben, daß aus der elenden Anzeige Antelli's, den ein Bedienter Neri's beleidigte, des ganzen Komplotts Entdeckung entſprungen iſt?

Savonarolla. Er gab nur an, daß er ihn an dem Tage in Waffen gesehen.

Valori. Und dieser damahls Bewaffnete konnte der Folter nicht widerstehen, und hat ein Geheimniß an den Tag gebracht, für dessen Besitz ich mein Leben als kein zu großes Opfer halte.

Savonar. Ich kann sie noch nicht begreifen, Valori.

Valori. Dann aber, wenn ich ihnen sage, daß Neri, mein Erbfeind Neri, der Haupträdelsführer dieses Komplotts ist? Meiner Rache steht eine schöne Sättigung bevor, und wahrlich, sie soll auch gesättigt werden.

Savonar. Ich bin nicht so froh, wie sie, Valori. Neri ist ein großer, sehr großer Mann.

Valori. O es sind noch mehr große Männer darin begriffen. Traurig ist mir's, wenn ich an sie denke. Aber daß er dabey ist, tröstet mich. Rudolfi, Tornabuoni, Bucci und Combi, alle meine Freunde, sind bereits verhaftet. Ich möchte weinen über ihren Fall,

allein die Thränen wollen nicht hervor, wenn ich daran denke, daß Neri mit ihnen fälle.

Neri! Bedenken sie doch nur, der stolze Mensch, der sich beynahe bis zu eines Medicis Macht emporgeschwungen hätte! Er muß bluten.

Savonar. Bluten, sagen sie? Da müßten alle ihre Freunde auch mit bluten. Und wenn auch diese bluten müssen, so begeht doch wohl Florenz die größte Ungerechtigkeit.

Valori. Sie müssen mit bluten, damit er blute. Ich kann mir diese Rache nicht versagen. Ich bedaure sie, aber ich kann sie nicht retten.

Savonar. Valori! Lassen sie den Gedanken fahren. Verbannung sey ihr Loos, wie es das Loos derer von jeher war, die eine Verschwörung ohne Folgen anzettelten. Beladen sie Florenz nicht mit Mord. Ich müßte gegen mich selbst dann predigen. Ich würde nicht dem Pabste seine Laster so laut vorwerfen können, wie ich's izt thue. Mein Gewissen würde mich überraschen, und mir sagen: Du bist des Todes schuldig.

Valori. Wie? Savonarolla wollte mir in einer Sache zuwider seyn, an welcher meine ganze Glückseligkeit ruhet? Savonarolla, den ich in Allem unterstützte, was er unternahm? Savonarolla, der nur seinen hohen Ruhm und seines Namens Ehre mir zu danken hat? Er, dessen Heiligkeit ich ausposaunte, dessen Frömmigkeit ich pries, den ich so oft einen lebendigen Seligen nannte vor allem Volk — er wollte mich in dieser Sache verlassen?

Savonar. Ich beschwöre sie, geben sie der Vernunft Gehör, lassen sie Leidenschaft nicht einen so schrecklichen Sieg davon tragen. Valori! Reißen sie das Feuer der Rache aus ihrem Herzen. Es könnte sie mit verbrennen.

Der Staat darf keine solchen Opfer bringen. Die Sache ist gewiß von Folgen, Valori. Können sie denn nicht an einem Rache nehmen, ohne alle mit zu verderben? Ist dieser Nori unüberwindlich, wenn er verbannt ist? Zwar soll mich der Himmel und alle seine Heiligen beschützen, daß ich ein Laster

predige, welches ich verabscheue! Ich will auch zur Privatverzeihung rathen.

Aber zu dieser öffentlichen Ungerechtigkeit kann ich nie meine Stimme geben.

Valori! Ich muß hier zum Frieden, zur Verzeihung, zur gelinden Strafe rathen.

Valori. Noch einmal! Sie könnten das an mir thun? Sie, der innigste meiner Freunde, mein Bruder?

Savonarolla. Jedes Hülfsmittel, zu einer Unthat mich anzufeuern, iſt vergebens. Ich ſtreite ewig wider den Tod dieſer Männer, das ſag' ich ihnen, verhehle ihnen keinen Augenblick, daß ich die ſchärfſten Maßregeln ergreifen werde, ihren Vorſatz zu hintertreiben; bleibe aber ihr Freund, der ich war, zürne über ihre verderbende Leidenſchaft, ſtrafe ſie, und thue doch alles, was ich kann, um ihnen zu dienen.

Valori. Da ſpricht der Mönch aus ihnen; da iſt die Stärke ihres Geiſtes weg, mit welcher ſie gegen mich ſich nicht mehr brüſten können. Thun ſie das ihrige, ich das

meinige, um meinen Zweck zu enden. Selbſt Rudolfi und Tornabuoni werden meinen Augen keine Thränen abdrängen, wenn ſie unterm Beile ſeufzen, denn ich werde nur auf Neri ſehen, der nach ihnen ſterben ſoll. (ab)

Savonarolla. Und eine ſolche Blutſchuld ſollte ich nicht von Florenz entfernen können? Auf, Savonarolla! Du biſt dieſem Alexander ins Geſicht getreten, und haſt ihm ſeine Laſter vorgeworfen; du haſt es gewagt, ſeine Dekrete für ungültig, und ſeinen Bann für nichtig zu erklären, und man hat dir geglaubt, und man ſollte dir nicht glauben, daß dieſe nicht des Todes ſchuldig ſind?

Savonarolla's Rednerkunſt hatte indeſſen nicht die erwarteten Folgen, und die blutgierigen Vorträge Valori's machten mehr Eindruck. Die Hungersnoth war geſtillt und vergeſſen. Die gewaltſamen Verſuche der Mediceer waren nicht im Stande, ſie in Gunſt zu bringen, und ihre Freunde hielten bey den Ausſichten zum Tode der Verſchwornen es

doch für beſſer, etwas zurückhaltend zu bleiben. Savonarolla konnte bey ſeinen Vorſtellungen zur Gelindigkeit die Medicis nicht einflechten, ohne auf der andern Seite anzuſtoſſen, und ſich zu widerſprechen, er konnte Valori's Gründe in Anſehung ihrer nicht hemmen, und da dieſer fein genug war, das Endurtheil auf die Stimmen der Achtmänner zu übertragen, die er in ſeiner Gewalt hatte, ſo wurden fünf der erſten Menſchen, die beſten in einem ſo kleinen Staate, auf einen Tag zum Tode verurtheilt, da viel Jahrhunderte lang ſo viele, die nichts weniger begangen als ſie, mit einer mäßigen Landesverweiſung durchgekommen waren.

Es war ein Taumel von Uebereilung, in welche Valori die ganze Stadt verſezt hatte. Bürger, mit Weisheit und Beurtheilungskraft begabt, die ſonſt ſo vielmal gegen einſeitige Urtheile in ſolchen Fällen geweſen waren, und die Beyſtimmung des Ganzen verlangt hatten, ſchwiegen auf einmal zu einer der gröſten Ungerechtigkeiten, und der Todestag der fünf Märtyrer einer ſchrecklichen

Rache wurde mit jauchzendem Entzücken vom Volke aufgenommen, welches doch aber zu gleicher Zeit der Grabes-Gesang für Valori und Savonarolla war.

Denn kaum war der Mord, wie man diese Hinrichtung im eigentlichen Verstande nennen konnte, vollbracht, kaum waren die Körper, wie es dort gewöhnlich, dem Volke zur Schau ausgesezt, als schon die vorhergegangene Wuth sich in Mitleid verwandelte, als man laut die Verdienste Neri's in dreyjähriger Verwaltung der Regierung pries, die Gutthaten der übrigen ans Tageslicht brachte, Savonarolla, den Mönch, nicht mehr den Propheten, nicht mehr den Freund des Vaterlands nannte, Valori den Untergang schwor, und beyde dahin brachte, daß sie sich verstecken mußten, welches Savonarolla in seinem Kloster that.

Aber eben dieses vermehrte die Rache des Volks, und die Feinde beyder konnten ihr Haupt nun desto mehr emporheben. Sie suchten alles hervor, besonders Savonarolla immer verhaßter zu machen, und da der Le-

benswandel des Pabſtes niemanden berechtigte, ſich an ſeiner kirchlichen Würde und Macht zu vergreifen, ſo wurde der ehemalige Heilige zum abſcheulichen Sünder umgeformt, weil er ſich unterfangen, Verläumdungen, wie man es izt nannte, gegen den Pabſt zum Vorſchein zu bringen.

Man wandte ſich ſelbſt an den heiligen Vater, der nicht unterließ, hülfreiche Hand zu leiſten, um einen Schänder ſeines Namens zu ſtrafen. Es kamen päbſtliche Truppen nach Florenz, mit denen Savenarolla's Kloſter geſtürmt wurde. Nach einem hartnäckigen Widerſtande ſeiner Freunde, die ſich haufenweiſe da verſammelt hatten, wurde es erobert, und man fand Savenarolla betend vor einem Kruzifix in ſeiner Zelle.

Man riß ihn weg. Der Prozeß wurde ihm gemacht, und nach ſieben Tagen ein ſchreckliches Gericht über ihn verhängt, denn er ward zum Feuer verdammt.

In den ſieben Tagen, welche er in der Haft zubrachte, arbeitete er einen Kommentar über die Bußpſalmen, ein Werk, welches

auch der verhärtetste Sünder nicht würde lesen können, ohne gerührt und andächtig dabey zu werden. Er litt standhaft seinen Tod, und wenigstens mit dem Anschein einer christlichen Ergebung.

Valeri, der ihn zu Grunde gerichtet hatte, um seiner Selbstrache Genüge zu thun, war weder geschickt genug, noch sattsam besorgt, sich selbst zu retten. Der Pöbel, der gegen ihn wüthete, traf ihn aus seinem Hause gehend, eben als man ihn darin aufsuchen wollte. Er wurde sogleich niedergemacht, seine Gattin mußte gleiches Schicksal erfahren, und sein Haus wurde geplündert und vernichtet.

Rom.

Wohnung Klariſſa Urſini's.

Zimmer Alphonſinens.

Klariſſa Urſini. Alphonſine Urſini. (dann) Peter v. Medicis. Kardinal Medicis.

Klariſſa. Wirſt du nicht müde werden, zu weinen, Alphonſine?

Alphonſine. Habe ich nicht lange meinen Thränen Einhalt gethan? Aber wenn immer ſolche neue Stürze kommen, die wieder auf ſein Haupt fallen, und ihn allein treffen, wie kann ich da ruhig werden? Sind denn nicht ſieben Menſchen wieder [illegible], die ganz auf ſeiner Seele liegen? [illegible] r meinem Rathe gefolgt, wenn er alle Ansprüche auf Wiedereinſetzung in Florenz aufgegeben hätte, wenn er ſich begnügt hätte, ein ſtilles Leben zu führen, wäre ich nicht izt glücklich? Kann uns nicht andrer Orten Größe lachen, als eben in Florenz?

Klarissa. Nein, Alphonsine, ganz fällt die Schuld dieser Mordscenen auf Valerio.

Alphonsine. Der gute Savonarolla verbrannt! Verbrannt! O es ist schrecklich! Wahr, daß er ein Feind unsers Hauses war; aber konnte er bey seiner Frömmigkeit, bey seiner fast entschiedenen Heiligkeit wohl Freund desselben seyn? Kann man ihn tadeln, daß es des Pabst Leben schändlich heißt? Wir wenigstens können es nicht, die wir die täglichen Beweise von Alexanders Ausschweifungen haben.

Was schützt denn diesen Pabst vor den Mißhandlungen des Pöbels, als die Krone, die er trägt? Soll er den loben, er, der dazu berufen, Sünden zu strafen, wo er sie findet?

Klarissa. Wahr, meine Tochter, doch aber unverständig. Schwimme in diesen Zeitläuften wider den Strom. Du hast oft mir gesagt, du verdächtest es dem Kardinal, daß er dem Pabste freundlich begegnete. Aber

wie soll er anders, wenn er den Zufluchtsort für uns behalten will?

Die Medicis waren freylich nie gewohnt, um Sicherheit an irgend einem Ort der Welt zu bitten. Aber izt müssen sie es. Frage die stolzen Ursini, unsre Verwandten, und sie werden es gut heißen; sie werden uns den Aufenthalt bey sich versagen, sie werden uns dahin weisen, wo die Medicis Freunde für ihre Sache finden können. Sie sagen, Unglück sey keine Schande, aber aus dem Unglück sich nicht wieder heben, nicht die vorige Staffel ersteigen wollen, das heißen sie Schande.

Kannst du es leugnen, daß sie die Medicis noch ehren? Sie freuen sich jedes zu unternehmenden Vorhabens gegen die Florentiner, und sie zürnen nicht, wenn das Glück zuwider ist. Da sind sie ruhig, und empfehlen neue Versuche. Mache keine, und höre ihre Sticheleyen.

Peter v. Medicis. (der nebst dem Kardinal eintritt.) Vortreflich! Ist Neri todt, so

muſte doch Cavonarella braten, und Valori iſt gemordet.

Alph. Und das kann Peter ſo lachend ſagen?

Peter v. M. Warum nicht? Sind ſie nicht Neri's Mörder? Des einzigen, der unſre Sache noch empor heben konnte? Iſt ſie je erhört, die Grauſamkeit an ihm, und den übrigen begangen?

Alph. Gehe auf den Grund zurück. Woher ward ihnen dieſes traurige Geſchick?

Peter v. M. Doch wohl nicht durch mich? Alphonſine, du gehſt zu weit, und deine Einbildung wegen meiner Vergehungen treibt dich, mir alles Unglück der ganzen Welt anzudichten.

Alph. Nein, das nicht. Aber um deinetwegen opferten ſie ſich doch.

Peter v. M. Und um weſſen willen habe ich mich geopfert? Hatte ich nicht den Willen, der Republik zu dienen, als ich zu Karl dem achten ging? Konnte ich dafür, daß bey ihm das Völkerrecht verletzt wurde,

daß man mir nicht begegnete, wie man sollte? Hätte man mich gehen lassen, ich hätte die zu Geißeln eingesezten Städte bald wieder frey machen wollen.

Die Florentiner hatten nichts noch verloren, und haben im Medicei'schen Hause nun alles verloren. Kann ich dafür, daß der ungeschlachte Bentivoglio mit seinen Spottreden mich von Bologna wegtrieb, und um Karls Gunst mich brachte? Bin ich an den tausend unglücklichen Hindernissen schuld, die jede Unternehmung vernichteten, die zu unserm Besten angefangen wurde, und habe ich es an etwas fehlen lassen, neue einzufädeln, um endlich Rache an allen den Buben zu nehmen, die uns der Plünderung und Schande preiß gaben. Schon wieder arbeitet Julian an einem neuen Versuch durch Sforza.

Alph. Eben die Versuche, lieber Peter, sind es, die ich weg wünsche. Ich wollte, ihr entsagtet den Ansprüchen der Mediceer. Ohne ihre Größe wieder zu erreichen, giebt es auch Glück.

Kardinal. Sie irren, Schwester. Vergessen, was wir waren, nicht wieder werden wollen, was wir waren, das ist etwas, was uns nie in die Gedanken kommen muß. Wir sind es Cosmus und Lorenzo's Andenken, wir sind es unsern Nachkommen schuldig. So lange noch ein Medicis lebt, muß er die Ruhe nicht suchen, bis er sie in Florenz im mediceischen Pallast gefunden.

Klarissa. Das kann ich unmöglich tadeln. Ja, meine Söhne, ich sehe gleichsam euren Vater euch zuwinken, daß ihr das thun müßt. Zwar zürnt er, zwar will er sagen: ihr habt das große Glück, was ich euch hinterlassen, vermehrt, habt muthwillig es von euch geworfen, allein auch diese Fehler sind noch wieder gut zu machen. Ich wünsche der Unternehmung bey Sforza Fortgang, und wenn zu gleicher Zeit die Venetianer mit Pisa sich vereinigen, so ist es um Florenz geschehen.

Mein Sohn Johann wird nach Venedig gehen, und ich will meinen Vetter Karl Ur-

sini in das Bündniß ziehen. Peter geht zu Salviana, und bittet ihn um seine Truppen.

Es ist der dritte Versuch. Der ist gemeiniglich der glücklichste. Wer sich nicht abschrecken läßt, kömmt doch zulezt ans Ziel, welches er sich gesteckt, anstatt daß, der auf halbem Wege stehen bleibt, dem Schimpfe und der Schwäche unterliegt.

Alphonsine. Dein Geist ist groß, Mutter Klarissa, aber ich verzage an dem Glücke. Ich liebe selbst es, groß zu seyn. So theuer aber mag ich's nicht kaufen.

Ohne Sforza's Feinheit und tief eindringenden Blick wäre wahrscheinlich diesesmal das Projekt, von den Gebrüdern Medicis entworfen, gelungen.

Julian hatte sich fast in's Herz dieses Regenten eingedrungen, und so viel bewirkt, daß er sich des Hauses Medicis mit dem größten Eifer anzunehmen versprach. Er hatte schöne Truppen auf den Beinen, und

sie waren bereits ins Toskanische eingerückt, hatten schon starke Fortschritte gemacht, und schienen mit gleichem Glücke ferner handeln zu wollen, als die Venetianer von der andern Seite ebenfalls ins Florentinische einbrachen, und der Mediceer Unternehmen dadurch begünstigten. Der Herzog von Urbino führte dieses Heer, und ein anderes, von den Brüdern Medicis begleitet, von Karl Ursini angeführt, wagte einen dritten Einfall.

Izt aber sahe der Mailänder Sforza, daß er blos aus Freundschaft gehandelt hatte, die Venetianer hingegen, die mit ihrem Traktat etwas zu früh laut geworden, Pisa davon tragen sollten; er nahm also die Parthey für ungleich an, änderte nach seiner gewohnten Treulosigkeit seine Gesinnungen gegen die Gebrüder Medicis sogleich, und nahm sogar das Wort so weit zurück, daß er seinen Truppen Befehl gab, sich mit dem Florentinischen General Vitelli gegen die Venetianer zu vereinigen, welche auch eine Niederlage erlitten, deren Folge ein Frieden war, den Herkules von Este, Herzog von Ferrara, zu

Stande brachte, und in welchem der Mediceer auch nicht mit einem Worte Erwähnung geschahe.

Dieser Vergleich schien alle Hofnungen des Mediceischen Hauses zu Boden zu schlagen. Es war nicht mehr die Rede von einem vierten Versuch, und die Brüder nahmen ihre Parthey, wie sie konnten.

Peter von Medicis, durch die wiederholten Versuche auch des Vermögens gröſtentheils beraubt, welches sein Vater außer Florenz ihm hinterlassen, begab sich bey Ludwig dem zwölften in Kriegsdienste, der eben damals auf eine Eroberung Mailands dachte.

Julian, dessen Temperament etwas stiller, und der ein Mann in der besten Blüthe seines Alters war, ging nach Siena, wo damals die Petruzzi die obere Herrschaft führten, die ihn willig aufnahmen. Hier floß sein Leben in Unthätigkeit hin, und seine Hauptbeschäftigung war wohl, den Galanten bey den Schönen der Stadt zu spielen.

Der Kardinal, dessen Geist schon unruhiger war, der auch in Rom für sich keinen

glücklichen, nicht einmal einen ehrenvollen Aufenthalt sahe, da der Pabst mit allen seinen Feinden im Bündnisse stand, ergriff den Entschluß, eine Reise zu unternehmen, wozu er sich die Erlaubniß vom Pabste ausbat, und auch erhielt. Zu seiner Begleitung entschloß sich der nicht rechtmäßig nicht unrechtmäßig anerkannte Julius von Medicis, und da ihre Casse nicht erlaubte, in dem Range, in dem der Kardinal war, sie zu unternehmen, so thaten sie es unter den Namen von bloßen Edelleuten, doch immer in einer Begleitung von zwölf Bedienten.

Diese Reise war merkwürdig genug, und bey den fernern Begebenheiten des Kardinals wird ihrer weitläuftiger Erwähnung geschehen.

So vertheilt, schien nun das Haus Medicis für Italien verloren zu seyn, doch brütete jeder Zweig im Stillen daran, was etwa noch zum Besten des Ganzen geschehen könnte.

Es war im Jahre 1500, als der Kardinal, Johann von Medicis den Vorwand nahm, zum Jubiläum dieses Jahres nach Rom zurück zu gehen; in der That aber, weil er vernommen hatte, daß Cäsar Borgia, der Sohn Alexanders des sechsten, Speculationen habe, die nicht füglich ohne die Wiederherstellung der Mediceer unternommen werden konnten.

Dieser Borgia hatte durch eine Reihe unerhörter Laster und Grausamkeiten es dahin gebracht, daß alle kleine Souveraine in Umbrien und Romanien ihm bereits unterthan waren. Er suchte nichts weniger, als die Republiken im Toskanischen sich ebenfalls unterwürfig zu machen.

Seine Macht war aber nicht groß genug, auf einmal gegen diese alle sich zu stellen, und er hatte Florenz zum Gegenstande eines einstweiligen Bündnisses ausersehen, um Siena zuerst anzugreifen. Daß sie fein genug seyn würden, ein solches Bündniß auszuschlagen, wußte er; den Grund seiner Wünsche konnten sie durchdringen, und ihre Pflicht konnte ihnen zum gerechten Vorwand

dienen. Er mußte alſo einigen Troſt in einzujagender Furcht ſuchen.

Willkommen war ihm daher die Ankunft der Mediceer in ſeinem Heere. Er nahm ſie mit Bereitwilligkeit und Artigkeit auf, und verſprach, ſie wieder einzuſetzen, nachdem die Florentiner ein Bündniß mit ihm ausgeſchlagen.

Es geſelleten ſich zu ihm die Urſini. Raphael Pazzi und Marco Salviati, zwey Florentiner, deren die Volks-Regierung in Tod gehäſſig war, fanden ſich auch als Anführer unter ſeinem Heere. Alle dieſe wußten ſehr gut, daß die Verſprechungen, welche Borgia den Medicis, die ſich alle drey bey ihm eingefunden hatten, gemacht, nie in Erfüllung gehen würden, und dieſe ſelbſt waren überzeugt, es wäre nur ein Vorwand, um ſich der Stadt zu bemächtigen, die er dann für ſich behalten, und ſie wohl gar in Gefahr ſetzen würde.

Sie beredeten alſo alle unter ſich ein Unternehmen auf Florenz, wovon Cäſar Borgia

nichts wissen, und welches sie ausführen und die alte Regierung in Florenz wieder herstellen wollten, ehe er es einmal bemerkte.

Aber auch dieser so gut angelegte Streich sollte verunglücken.

Soderini, izt Gonfaloniere, sahe die Gefahr seines Vaterlandes und kam ihr mit einem würksamen Hülfsmittel entgegen. Er machte dem französischen Gesandten in Rom die triftigsten Vorstellungen, daß wegen Neapel und Mailand und deren Erhaltung für den allerchristlichsten König Florenz nothwendig Republik bleiben müsse, und die Vorstellungen, die dieser dem Pabste wiederum machte, waren so nachdrücklich, daß Se. Heiligkeit deren Sohne Befehl gaben, unverzüglich das Toskanische Gebiet zu verlassen, weil ihnen mehr daran gelegen seyn müsse, ein mächtiges Königreich, als drey Verbannte, zu Freunden zu behalten.

Borgia erpreßte von Soderini noch eine Summe Geldes, die dieser willig hergab, um der ungebetenen Gäste los zu werden,

und so nahm das schöne Heer, welches Florenz zu überschwemmen drohete, zugleich mit den Hofnungen der Mediceer seinen Abschied.

Im folgenden Jahre 1501 machten die Brüder Medicis abermals einen Versuch, in der Zuversicht, daß einer doch gelingen würde. Sie vereinigten sich mit dem Hause der Vitelli, deren Haupt Feldherr der Florentiner gewesen, den man wegen eines bloßen Verdachts gefangen gesezt hatte. Man hatte geglaubt, besser zu thun, ihn zu tödten, als sich seiner Rache auszusetzen, wenn er frey würde. Er war enthauptet worden, und seine Brüder, die diese grausame Behandlung rächen wollten, hatten Zulauf genug. Aber Soderini wandte sich abermals an den König von Frankreich. Der Gouverneur von Mailand bekam Befehl, mit allen seinen Völkern auf die Vitelli loszugehen, wenn sie sich nicht zurückzögen, und diese, die keine regulären Truppen hatten, wollten sich einem solchen Anfall nicht aus-

ſetzen, und entfernten ſich, da ſie ſchon Florenz ſehr nahe waren.

Die Florentiner hatten hierüber eine ſolche Freude, daß ſie Soderini zum beſtändigen Diktator von Florenz ernannten, und dadurch eine doppelt empfindliche Wunde den Mediceern ſchlugen.

Denn ihnen waren Soderini's vortrefliche Eigenſchaften zu gut bekannt, als daß ſie hoffen durften, ſo lange er das Oberhaupt wäre, an eine Wiedereinſetzung nur denken zu können.

Soderini war ein Mann von Kenntniſſen, er war freygebig, ſanft, hatte einen überſchauenden Blick, wohin er nur ſein Auge wandte.

Ungerechtigkeit war dem Herzen dieſes Mannes ein unerträgliches Gefühl. Er beging ſie wiſſentlich nie. Er war dem Volke ſeine Würde und ſeinen Glanz ſchuldig, und konnte deswegen nicht umhin, in manchen Stücken ſich mehr auf deſſen Seite zu lenken, aber er that es ſo fein, er hütete ſich ſo ſorgfältig, den Adel nicht zu beleidigen, daß dieſer auch

während seiner Regierung nie Ursach fand, sich über ihn zu beschweren.

Sein Bruder war Kardinal, und durch ihn unterhielt er in Rom die genaueste Verbindung. Mit dem Könige von Frankreich, als seiner größten Stütze, stand er im allerengsten Bund, und die Ausrottung der Mediceer war ein Hauptaugenmerk in seiner Staatsverwaltung.

Würklich standen die drey Brüder in der größten Lebensgefahr, und hatten es nur der Aufmerksamkeit ihrer Vettern, der Ursini, zu danken, daß sie gerettet wurden.

Rom.

Wohnung Cäsar Borgia's.

Dessen Zimmer.

Cäsar Borgia. Pedro von Asalves.

Cäsar. Mein Vater weiß nicht mehr Geld aufzutreiben, wo soll ich es hernehmen? Die letzten von den Florentinern erhaltenen Summen sind dahin. Alexanders Verschwendung geht ins Unendliche, und die Fürstenthümer, die ich mir erworben, hab' ich mit den Einkünften daraus bezahlen müssen. Die Kriege haben mich erschöpft, Pedro.

Pedro. Se. Heiligkeit machen Hofnung zu einem Gastmahle, wo es Erbschaften setzen wird.

Cäsar. Die gut für ihn seyn werden. Bedarf er deren etwa nicht? Die Zeiten sind nicht mehr, die sie waren, und das Geld strömt nicht aus andern Ländern, so wie ehedem, nach Rom. Des Vaters zügellose Aus-

schweifungen haben sich zu sehr ausgebreitet. Man stößt sich an den Ruf, der seine Heiligkeit unheilig macht. Man seufzt nach einem andern Pabste, und ich würde selbst ihm gern den Eingang in den Himmel und den Sitz an Petrus Seite gönnen, wenn ich seiner nicht bedürfte. Wer steht mir aber auch dafür, wenn er noch lange lebt, daß nicht sein Stuhl wanke, und wenn ich wüßte, daß ich meine itzigen Besitzungen nach seinem Tode ruhig genießen könnte, ich wollte fernerer Größe entsagen.

Pedro. Wer wird dem Helden Borgia etwas zu nehmen wagen? Das alles trift indessen nur die Zukunft. Unsre Bedürfnisse sind für itzt, und ich weiß nur ein Mittel, wie Ew. Durchlaucht Gelder zu verschaffen wären.

Cäsar. Ihr wißt noch eins, Pedro? O da seyd ihr reicher, als ich. Ich weiß nicht eines mehr. Geschwind her mit deinem Mittel, Asalves! Sey es, welches es wolle, ich ergreife es.

Pedro. Die drey Brüder Medicis halten sich bey uns auf. Sie sind gänzlich in

Ew. Durchlaucht Händen. Sollte die Republik Florenz nicht etwas ansehnliches daran wagen, um sie in ihre Hände zu bekommen? Wie ich zuletzt in dieser Stadt mich aufhielt, hörte ich wohl, daß der Keim der Zwietracht ihrentwegen noch nicht erstickt sey. Die Großen, die besonders Neri's und seiner Mitgenossen Tod bestimmt, sind in der größten Furcht, daß ihnen endlich doch einmahl ein Unternehmen gelingen mögte. An Muth und neuen Anschlägen sind sie unerschöpflich. Das Glück ist keine standhafte Gefährtin. Es hat ihnen bisher den Rücken gekehrt, aber sein Eigensinn kann wohl am Ende noch einmahl den Einfall haben, sie wieder an ihren Ort zu stellen. Der vorsichtige Soderini weiß das sehr wohl.

Cäsar. Ich verstehe dich. Es liegt etwas wahrscheinliches darin, daß sie verrathen, und ihre Uebergabe an die Florentiner bewirken, unserer erschöpften Casse aufhelfen könnte. Wohlan! Wir wollen es versuchen. Nur muß es so eingerichtet werden, als ob der Antrag von den Florentinern gekommen

wäre, als ob Privatpersonen, nicht ich, das Werk unternommen, als ob auch sie den Nuzzen davon getragen hätten.

Pedro. Für alles dieses lassen sie mich sorgen. Ich gehe selbst nach Florenz. Der dritte darum wissende ist uns schon gefährlich. Ich werde unterhandeln, und von den Unterhandlungen Ew. Durchlaucht Nachricht geben. Ihre Sorge aber muß es seyn, die Brüder so bey gutem zu erhalten, daß sie das Gebiet von Ew. Durchlaucht nicht verlassen, und die Vögel etwa ausgeflogen sind, wenn wir ihrer bedürfen. Denn auf alle drey muß der Kontrakt geschlossen werden. Bleibt einer, so ist nur ein Theil des bösen Geschwürs gehoben, und der andere wächst wieder nach. Die Krankheit ist nicht geheilt, und die Florentiner werden sich hüten, den ungeschickten Arzt zu bezahlen. Verstehn mich Ew. Durchlaucht ganz?

Cäsar. Ganz, Pedro. Du bist mir immer brauchbar gewesen, in diesen Augenblicken aber mehr, als jemals. Reise, und laß mich bald mehr von dir hören. (Pedro ab.)

Die drey Verbannten führen ohnedem ein elendes flüchtiges Leben. Was soll es ihnen, da es für sie nicht besser werden kann? Müssen doch izt so viele sterben, die in Reichthum und Ehre leben, weil unsre Bedürfnisse es erfordern; um wie viel unbedeutender sind die, die keine Ansprüche mehr zu machen haben? Izt zu Alexandern. Von diesem Streiche soll der unersättliche Vater nichts wissen, und nichts theilen. Die Gelder sollen in meine Casse fließen, mit ihm aber will ich die Listen derer durchlaufen, deren Tod uns noch einträglich werden kann.

Römiſches Gebiet.

Landgut Cäſar Borgia's.

Garten am Hauſe.

Cäſar Borgia. Peter von Medicis. Johann, der Kardinal. Julian von Medicis.

Peter v. M. Auf Ew. Durchlaucht gegebenes Wort und heiliges Verſprechen der Sicherheit ſind wir hierher gekommen. Haben ſie in unſern Angelegenheiten etwas beſchloſſen, und können wir noch hoffen, daß ein Haus, welches ehedem wohl Rom Gefälligkeiten erweiſen konnte und erwies, nicht ganz dem Untergange preis gegeben werden wird?

Kardinal. Wenigſtens hätte Cäſar Borgia gewiß ſchon andere Fortſchritte in ſeinen Wünſchen wegen Toskana gemacht, wenn wir nur einmahl in Florenz einen Theil des Anſehens wieder erhalten könnten. Es ſind ſchwerere Dinge ſeit der Zeit möglich geworden, und dieſe ſollten nicht zu zwingen ſeyn?

Julian. Das Schickſal führte uns leider immer noch zu treuloſen Bundesgenoſſen. Ihre Verſprechungen waren immer ſchön, das Unrecht, welches uns geſchehen, ſahen ſie vollkommen. Die Reſte des Vermögens unſrer Ahnherren nahmen ſie bereitwillig an, und wenn der Augenblick thätlicher Hülfe erſchien, da war dieſe verſchwunden, da leitete ein anderes Intereſſe ihre Schritte. Es iſt bitter, Herzog, ſo behandelt zu werden.

Cäſar Borgia. Ich geſtehe ihnen das gern ein. Allein ich hoffe, mich werden ſie nicht zu dieſen Treuloſen zählen. Sie haben den Eifer geſehen, mit welchem ich mit meinen Truppen mich näherte. Sie ſind Zeugen des Widerwillens geweſen, mit welchem ich das toſkaniſche Gebiet verlies. Was konnte ich aber gegen ausdrücklichen Befehl? Daß mein Vater Urſache hat, Karln ſich nicht zu widerſetzen, habe ich mich überzeugt.

Aber die Sache iſt nicht aufgehoben, tapfre und unglückliche Brüder-Schaar, wenn ſie gleich aufgeſchoben iſt. Es müſſen Zeiten kommen, wo dieſer Karl nicht mehr den Meiſter

spielen kann, es müssen Zeiten kommen, wo ich von meines Vaters Befehlen nicht mehr abhänge, und ich fühle einen Drang, ihnen nüzlich zu werden. Es ist mir ärgerlich, daß ein so edles Haus, welches nun so lange, ohne zu verzagen, den Schlägen gehäuften Unglücks sich entgegen sezte, endlich sich nicht auch einmal eines glücklichen Augenblicks zu freuen haben soll.

Außerdem haßt Borgia die Florentiner, die so stolz auf ihre Unüberwindlichkeit pochen. Ich will sie demüthigen. Sie werden in ihren Zimmern einen Plan finden, den sie genauer überlegen werden. Sie werden die Zeichnungen aller meiner Besitzungen sehen, die so liegen, daß ich Toskana schon fürchterlich werden kann.

Ich erwarte ihre Entscheidung, in wie fern ich Recht in meinen Anlagen habe, in wie fern sie, genauer mit der Republik bekannt, dieselben abzuändern für gut finden.

Wenn sie mich um die Zeit der Ausführung fragen, so kann ich freylich nicht sa-

gen, in ein oder zwey Monaten soll sie gewiß geschehen. Allein kein Jahr soll vergehen, das verspreche ich ihnen. Mich rufen meine Geschäfte nach Rom. In kurzem sehe ich sie wieder. Sie haben hier als Herren zu befehlen, und was das Schloß vermag, ist ihre.

Peter v. M. Für dieses unsern Dank, das andere wollen wir in Ueberlegung ziehen.

(Der Herzog umarmt sie, und geht ab.)

Was dünkt euch zu dem Manne, meine Brüder? Ist da etwas zu hoffen?

Julian. Ich bin einmal in Furcht gesagt. Ich traue keinem mehr. Ich halte alles für bestochen, alle für Verräther. Sein Ehrenwort? Wie oft brach er's? Indessen kann es uns nicht schlimmer gehen, als es uns geht, und vielleicht ist das Schicksal wirklich müde, uns zu verfolgen.

Kardinal. Wenn ich nur erst mit seinen Gründen bekannt wäre, warum er uns in seinen Vortheil ziehen will. Daß sein Vortheil dabey obwalten muß, ist entschieden. Aber wie?

Peter v. M. Nichts leichter. Florenz iſt ihm in der Alleinherrſchaft jener eroberten, erkauften und ſchändlich erworbenen Länder allein im Wege. Florenz kann, wenn ſich gegen ihn und ſeine Bedrückungen die Unterthanen auflehnen, Hülfe leiſten. Florenz in ſeinen Bund gezogen, kann ihn unabhängig vom Pabſt Alexander machen, deſſen Gewicht über ihn, ſey er ihm auch noch ſo gut, und liebe dieſen Sohn bis zur Abgötterey, er doch gern los ſeyn möchte, um ganz frey zu leben.

Kardinal. Ja, wenn ich wüßte, das wäre ſein wahrer Zweck, ſo wollte ich doch wohl das Aeußerſte wagen. Sein Zweck zwar iſt mit unſerm Wohle nicht verbunden, nur mit unſrer Hülfe; allein ſo ſehr er vielleicht izt darauf rechnet, uns zu hintergehen, wenn er ſeinen Zweck erreicht, ſo ſehr rechne ich darauf, daß er der Betrogne ſeyn ſoll, wenn er ſich ganz geborgen glaubt. Ha! wenn wir noch die Macht hätten, die Lorenzo hatte, wie wenige von ſeinen abſcheulichen Thaten hätte er ausführen ſollen! Wie hätten

wir dem Ungeheuer, seinem Vater, die Hände binden wollen, daß er uns nicht die mächtigsten Verwandten zertrümmert hätte!

Peter v. M. Und ich hatte diese Ahndung des Unglücks, da Lorenzo starb. Wenige Jahre nur noch ihn vom Himmel, und alles war nicht, was izt ist. Noch immer steht der Augenblick seines Todes vor mir. Wurden nicht die Wappen der Mediceer vom Blitze an der Kirche herabgeschlagen? Vermag man, sich der göttlichen Lenkung zu widersetzen?

Fast habe ich selbst keinen Glauben mehr. Doch laßt uns gehn, und einen Blick in seine Plane thun. Vielleicht entziffern sie uns seine wahre Absicht.

Florenz.

Soderini's Wohnung.

Dessen Zimmer.

Soderini. (dann) Pedro v. Asalvek. Verschiedene Rathsherren.

Soderini. Es ist ein großer Kampf in mir. Eigentlich sehe ich etwas kleines, nicht der Größe der Republik angemessenes darin, seine Feinde zu kaufen, um sie zu opfern.

Ich für meine Person, ich muß es. Ich kann nicht Nein zu dem offenbaren Vortheile sagen, der ihr daraus entspringt, allein es ist auch meine Pflicht, ihrer Ehre dabey eingedenk zu seyn. Ich bin sowohl Verweser des einen Theils, als des andern: ihres Wohls und ihres Ruhs.

Wahr, daß auf immer ihre Ruhe ich gegründet, wenn ich die Medicees in ihre Hände gebracht. Wahr, daß sie dann von keinen innern Unruhen mehr bedrohet werden,

aus alten Zeiten entſprungen, und wenn ſie ſich vor neuen hüten, ſie geborgen ſind.

Aber ich hätte doch dieſe drey Brüder lieber im freyen Felde, und hätte es auch mein eignes Leben gekoſtet, ihnen verſchafft, den unruhigen Florentinern, und hätte ihnen die Schande erſpart, mit Gelde ſie zu kaufen, mit Gelde Menſchen, und ſolche Menſchen.

Und ſo wäre es wirklich Schande? Fuhr mir es doch mit einer ſolchen Gewißheit heraus, als ob es gar keinem Zweifel unterworfen wäre. So ſey es alſo Schande; nun fragt ſich's, kann man eine Schande auf ſich laden, wenn viele dadurch glücklich werden?

Sophiſtiſche Frage! Ich vermag ſie nicht zu beantworten. Es mag auf ihre Stimmen ankommen; die Achte mögen es entſcheiden, ſo hab' ich mein Gewiſſen wenigſtens gerettet.

(Pedro und die acht Rathsherren treten ein.)

Pedro. Es wird nun nur auf den Diktator von Florenz ankommen, ob die Neun-

blik ihre ärgſten Feinde in ihrer Gewalt haben ſoll. Ueber den Preis ſind wir einig.

Soderini. Man ſollte eigentlich wohl denken, es ſey beſſer, Feinde kaufen, als ſie tödten. Und wie hoch hat man denn drey Köpfe geſchäzt, die wahrlich nicht zu den unbedeutenden gehören?

Ein Rathsherr. Nicht unbedeutend. Hunderttauſend Scudi wird die Signoria bereit halten müſſen, um der Republik Ruhe und ewigen Frieden zu gründen.

Soderini. In ſo weit ihn dieſe drey Verbannte verjagen können, das iſt richtig. Allein wenn jede Möglichkeit, dieſen Frieden zu ſtören, die Republik mit 100000 Scudi erkaufen ſollte, ſo würde ſie bald bey den Nachbarn betteln müſſen.

Pedro. Das klingt faſt, als wenn Soderini nicht ganz geneigt wäre, in das Wohl der Republik zu willigen. Sind ihm neue Zweifel aufgeſtiegen?

Soderini. In das Wohl der Republik zu willigen, iſt meines Herzens Freude, in

ihre Schande, meiner Seele Schmerz. Kann beydes nicht ohne einander beſtehen, ſo muß ich es tragen lernen, ſo wehe es mir auch thut. Mein Urtheil iſt aber hier nicht allein genug.

Pedro. Dem ganzen Volke kann die Sache nicht vorgelegt werden.

Soderini. Wehe dann auch, wenn man das Volk von Dingen unterrichten müßte, die, böſe in ſich, nur eine nothwendige Staatsklugheit in erträgliche Mittel umſchaffen kann.

Ein Rathsherr. Wen wünſcht denn der Diktator zur Entſcheidung?

Soderini. Der Rath der Achte, die zugegen ſind, mag ſtimmen. Setzen ſie ſich und hören ſie einen Augenblick. (Alle ſetzen ſich.) Viel hätte ich darum gegeben, wenn dieſer Antrag uns nicht geſchehen wäre, und wir uns nicht genöthiget ſähen, Cäſar Borgia's Denkungsart mit hunderttauſend Scudi zu bezahlen — zu beſtechen, wollt' ich ſagen. Indeſſen er iſt geſchehen, und darauf reflektiren müſſen wir. Die Medicis haben gezeigt, daß ſie unerſchöpflich in neuen Unternehmungen ſind. Es könnte ihnen eine gelingen, und ſie

wären Herren über uns. Wir wären Opfer einer Rache, die sie sicher an allen, die ihnen zuwider gewesen, an Neri's und seiner Freunde Richtern, an jedem zu guten Republikaner üben würden. Sie haben, ist daher ein Bollwerk für alles das.

Die hunderttausend Scudi kommen in keine Betrachtung; sie sind vielleicht der 10te Theil von dem, was die Medicis hier zurückließen.

Allein die Republik Florenz, die immer offen zu Werke ging, hat einer Hinterlist sich gegen ihre Feinde bedient. Das Beyspiel ist bey ihr noch unerhört, ob gleich kein Staat Italiens ist, der es nicht schon gegeben. Izt ist die Frage: Ist es besser, in der Reinigkeit, in der man einsam ist, bleiben, oder dem grossen Haufen, der nach Nutzen handelt, sich zugesellen?

Darüber streiten läßt sich nicht. Wir wollen stimmen, und dann — (Pause) So! Sieben Kugeln für den Kauf, eine dawider.

So kaufen wir also. Pedro, die hunderttausend Scudi sollen bereit stehen, so wie ihr mit den Schlachtopfern erscheint.

Florenz.

Wohnung des Rathsherrn Carlo Ventini.

Zimmer desselben.

Carlo (allein, einen Brief siegelnd.)

Keiner also außer mir, der die Ehre der Republik gerettet hätte! So will ich sie denn ganz retten, wenn es noch Zeit ist. Vielleicht wendet der Himmel die Bübereyen von Florenz hinweg. So! Gehe zu den Ursinis, und sie werden die Warnung weiter befördern, ohne mich zu nennen. Und wenn sie mich auch nennten? Ich getraue mir, laut aufzutreten, und zu sagen: Ich hatte Recht.

(Er klingelt, und bestellt den Brief.)

Soderini war weise, aber seine Festigkeit vermißte ich doch. Freylich sehr verführerisch war es. That er für sich den Ausspruch, daß es nicht seyn sollte, so konnte er Vorwürfe hören.

Ihr waret sehr unvorsichtig, Medicis, allein schändlich sollt ihr deswegen nicht sterben, weil ihr einen Augenblick den Kopf verloret

Römiſches Gebiet.

Schloß Vecchio.

Zimmer Klariſſens von Urſini.

Karl Urſini. Klariſſa Urſini. Alphonſine Urſini. Lorenzo von Medicis.

Klariſſa Urſini. Sie haben nicht Recht gethan, ſich in Cäſar Borgia's Hände zu geben.

Karl Urſini. Höchſt Unrecht thaten ſie. So lange ich ihn kenne, hat er es nicht für Pflicht gehalten, ein gegebnes Wort zu erfüllen. Er hat es zehnmal allen Urſinis gebrochen. Virgin iſt durch ſeine Hinterliſt im Kaſtel d'oro vergiftet. Durch Meuchelmord ſind unſrer Vettern mehrere gefallen, und nun begibt die ganze Hofnung des mediceiſchen Hauſes, drey Männer, deren eines Verluſt ſchon kränkend wäre, ſich in die faſt augenſcheinliche Gefahr, ſich auf einmal ausgerottet zu ſehen.

Alphonſine. Iſt denn mein Lorenzo nichts, Karl?

Lorenzo. Bich ich denn nichts, Oheim? Ich bin ja auch ein Medicis.

Karl. Ein Medicis biſt du, Knabe, und du führſt einen ſchönen Namen. O daß der todte Lorenzo wieder in dir erwachen könnte, daß er dir geben könnte ſeinen Geiſt! Aber was wollteſt du auch damit? Seine Reichthümer, ſein Nachdruck ſind dahin.

Lorenzo. Die kann man ſich erwerben. Der Onkel Kardinal nahm neulich mich auf ſeinen Arm, und ſagte: Lorenzo, ich ſehe dir's an, du wirſt noch was werden.

Karl. Gott gebe es! (Ein Bedienter bringt ihm einen Brief.) Woher?

Bedienter. Ich denke, von Florenz. Ein Eilbote brachte ihn. Es ſey ſchnelle Beförderung nöthig.

Karl. Gut! (Er erbricht.) Bontini? Von Florenz? Ich kenne ihn nicht. Was mag er wollen?

„Karl von Urſini mag ſeine Vettern, die „drey Brüder Medicis, ſogleich unterrich„ten, daß Cäſar Borgia um ſie in Florenz „handelt, mit ihnen wuchern will, und hun„derttauſend Scudi annimmt, um ſie zu „überliefern. Der Unterhändler iſt ſo eben „abgereißt.“

Verdammt! Da haben wir's. So ſehen ſich die Herren vor! In ſolche Schlingen gehen ſie!

Alphonſine. Ach, Karl! Rette meinen Gatten! Eile ſogleich zu den Brüdern.

Klariſſa. Rette meine Söhne! Oder nein, ich will ſie ſelbſt retten. Gleich will ich reiſen.

Karl. Damit gleich die ganze Sache verderben werde. Damit man augenblicklich mich oder dich, die man nur gar zu gut dort kennt, mit deinen Söhnen opfere.

Wenn noch zu helfen iſt, Klariſſa, ſo iſt Liſt das einzige Mittel. Wähnſt du denn, Borgia werde nicht alles beſetzt haben, um ſie nicht entwiſchen zu laſſen, wenn er ein ſo ſchändliches Unternehmen vor hat? Glaubſt du, daß in der Mitte ſeiner Beſitzungen ein

einziger verdächtiger Menſch bis zu den Thoren ſeiner Wohnung dringen kann?

Ich habe einen Freund, einen Mönch. Er kennt alle drey Brüder Medicis. Ihm kann man den Zutritt nicht verſagen. Er ſoll dahin. Dem erſten, den er findet, ſoll er das Geheimniß eröffnen.

Alphonſine. Ja, lieber Karl, das iſt ein guter Weg, aber ſchnell, ſchnell.

Karl. Gewiß ſchneller, als der Abgeſandte in Rom iſt. Wenn noch nicht ihre Feſtſetzung vorüber, wenn er die Nachricht erſt von dem Bevollmächtigten aus Florenz erwartet, ſo ſind ſie gerettet. (ab.)

Lorenzo. Wollen ſie den Vater ſchon einmahl wieder umbringen?

Alphonſine. Ja wohl, mein Sohn. Dein Vater hat ein recht trauriges Loos. Immer verfolgt.

Lorenzo. Kann er denn nicht dreinſchlagen, wie es die Medicis ſonſt gemacht?

Klariſſa. Ihr Geiſt ruhet wenigſtens auf dir, Knabe. Fahre fort, ſo zu denken, und du wirſt noch einmahl mehr werden, als

ſie waren. Wächſt dein Muth nicht, Alphonſine?

Alphonſine. Zuweilen wächſt er wohl, Mutter. Es iſt ja auch in mir der edle Stolz der Urſini und der Medicis vereint. Ich will ja auch lieber der Gnade anderer nicht mehr leben dürfen. Ja, wenn ich den Knaben anſehe, ſo habe ich Hofnung. Sobald ich aber an ſeinen Vater denke, dann fällt ſie wieder zu Boden. Zu ſehr verfolgt ihn Unglück, und hat er's etwa nicht verdient?

Römiſches Gebiet.

Landgut Cäſar Borgia's.

Wohnung der Medicis.

Peter v. Medicis. Kardinal Medicis. Julian Medicis. (hernach) Ein Mönch.

Peter v. M. Wenigſtens beweißet die Freyheit, mit welcher wir hier leben, daß er nicht Tücke izt im Sinne hat, daß er nur auf die Zeiten lauert, wo wir Florenz ihm wieder erkämpfen helfen.

Julian. Und seine Plane sind nicht übel angelegt. Wenn sie so ausgeführt werden könnten, dann wäre es möglich, daß wir wieder Rache an unsern Verfolgern hoffen dürften.

Kardinal. Die acht Tage sind aber vorüber, und er ist seinem Versprechen gemäß noch nicht da.

Es erforderte doch wohl so manches in seinen Aufsätzen einige mündliche Erläuterung. Er scheint viel auf die Hülfe von Siena zu bauen, und da müßten wir sie uns auch wieder geneigt machen. Die Petruzzi haben schon viel für uns gethan, und keinen Erfolg gesehen. Werden sie gleich einwilligen?

Es hat alles eine schöne Außenseite, was da steht. Die innere aber ist mir in ihrer Dunkelheit, und durch ihre Dunkelheit verdächtig.

Julian. Wie gesagt, wir sind schon daran gewöhnt, keiner Hofnung mehr zu trauen; du steckst mich selbst mit deinen Bedenklichkeiten an, lieber Bruder.

Ein Mönch (tritt ein.) Darf man wohl etwas näher kommen?

Peter v. M. Was wollt ihr? Wer heißt euch ungeheißen eintreten?

Mönch. (leise) Ich wollte nicht zu Cäsar Borgia; allein ich sagte es so. Ich forderte Almosen, da wieß man mich zu euch, und was ich suchte, habe ich gefunden, die edlen Sprossen des Hauses Medicis.

Kardinal. Ihr sprecht, als ob ihr ein Geheimniß hättet.

Mönch. Das hab' ich auch, und ein sehr wichtiges. Karl Ursini, Klarissa und Alphonsine gleiches Namens schicken mich. Auch bat ein kleiner Lorenzo mich, seinen Vater ja zu retten.

Peter v. M. Zu retten? Tretet näher und entdeckt euch. Ihr seyd sicher.

Mönch. Ihr sollt eilen, den Schlingen eurer Feinde vorsichtig zu entschlüpfen. Ihr seyd nach Florenz verkauft. Man giebt hunderttausend Scudi für drey solche Brüder.

Kardinal. Ha! Welch ein Erwachen aus diesem Traum, Peter und Julian!

Mönch. Sehet, dies Billet aus Florenz wird euch überzeugen. Vernichtet es sogleich.

Kardinal. Dontini! Vielleicht der einzige noch ehrliche Mann. Geh, Mönch, zeig' draußen diese Gabe. Wir sehen dich in Vecchio, um dir zu danken.

Mönch. Braucht's nicht. Es war meine Pflicht. Bin nur froh, daß ich nicht zu spät komme. (ab)

Kardinal. Gott! Welche neue Verrätherey! So nahe waren wir noch nicht am Abgrund.

Julian. Ha! Es ist schändlich, uns zu verkaufen, schändlicher, uns dort kaufen zu wollen.

Peter v. M. Nur Fassung! Die Stunde unsers Spazierritts ist gerade, und in einer Stunde sind wir über seine Grenzen. Keiner verrathe Bestürzung.

Kardinal. Er wird zürnen, daß wir ohne Abschied fortgegangen. (alle ab)

Rom.

Wohnung Cäsar Borgia's.

Zimmer desselben.

Cäsar Borgia. Pedro v. Asalvez. Ein Bote.

Cäsar. Ich sehe Freude in deinem Gesichte. Ist dein Auftrag glücklich gewesen, Asalvez?

Pedro. Hunderttausend Scudi werden für Ew. Durchlaucht in Florenz aufgezählt.

Cäsar. Hunderttausend Scudi? Ha! Eine schöne Summe. Sie muß uns retten. Ging's schnell?

Pedro. Der Diktator machte einige Bedenklichkeiten, sprach viel von Verletzung der Ehre der Republik, aber er fand kein Gehör. Man fand es gar zu schön, seine Feinde so in seine Gewalt zu bekommen. Die Achte, die darum wußten, stimmten bis auf einen für den sonderbaren Ankauf.

Sind die Verkauften aber auch noch beysammen?

Cäsar. Sie sitzen auf meinem Land-

gute in so guter Ruhe, und erwarten meine Ankunft, daß ich sie gar nicht vortheilhafter hätte stellen können. Sie brüten über lauter Plane ihrer Wiedereinsetzung, und mein Verwalter meldet mir, daß sie mit einem Eifer ohne gleichen sich dazu halten.

Sie müssen nun sicher nach einigen Aufklärungen von mir begierig seyn, und mit der innigsten Freundschaft will ich sie izt an die Grenzen der Republik führen, um ihnen die Ausführung unsrer Plane desto deutlicher vor Augen zu legen. Da sollen sie überrascht werden, ohne mich einmal im Verdacht zu haben.

Pedro. Vortreflich! In Florenz hat man mir auch die größte Verschwiegenheit angelobt. Zwar Soderini mochte wohl errathen, wer den Plan angelegt haben könnte; er wird um seines eignen Besten willen es aber wohl verschweigen, denn euren Vater kann er doch nicht entbehren.

Cäsar. Nun wollt' ich nur, wir hätten die Scudi schon in unsrer Gewalt. Es fehlt in allen Ecken, Assalves, und viele kleine Renten sind schon mit großem Verlust auf Jahre hinaus gehoben worden, deren Käufer aber so

vielen Nutzen auch nicht haben sollen. Was mein Vater ihnen versprochen hat, brauche ich ja nicht zu halten, und mein Vater thut mir diesen Dienst wohl wieder.

Ein Bote. Herr Herzog, gestern sind die drey Herren auf eurem Landgute ihren Weg, wie gewöhnlich, vor der Mahlzeit geritten, aber nicht zur Mahlzeit wiedergekommen, auch nicht in der Nacht, auch nicht am andern Morgen. Sie sind noch nicht wieder da.

Cäsar. Ich bin versteinert, Asalves! Was soll das heißen? War jemand bey ihnen?

Bote. Ein Bettelmönch war da, der eine Gabe begehrte, und auch von ihnen erhielt.

Asalves. Da liegt es. Sicher haben sie Nachricht von Florenz erhalten.

Cäsar. O meine schönen 100000 Scudi! Gleich zurück, Schurke, man soll ihnen nachsetzen.

Asalves. Seit gestern Mittag weg, und nachsetzen? Das geht nicht, Herzog. Geh nur, mein Sohn. (Bote ab) Verrathen sie sich doch nicht. Hier ist Ueberlegung, nicht Uebereilung anzuwenden.

Cäſar. Woher aber Geld nehmen. Den Verluſt überleb' ich nicht.

Aſalves. Da müßten Ew. Durchlaucht oft ſterben, und geſtorben ſeyn. Solche Projekte ſchlagen wohl mehr fehl. Ich werde Rath zu ſchaffen ſuchen. Das Wiederlocken überlaß' ich Ew. Durchlaucht. Es wird aber nöthig ſeyn, ein andermal die Herren beſſer bewachen zu laſſen.

(ab)

Cäſar. Wenn keiner meiner verdammten und ſo gut bezahlten Spione mir Nachricht giebt, wer mir den Poſſen geſpielt, ſo laß' ich ſelbſt ſie alle hängen.

Der Streich war verzweifelt für Borgia, aber unendlich viel trauriger müßte er für die Mediceer geweſen ſeyn. So ſchlimm wollte das Glück nicht mit ihnen ſpielen. Sie retteten ſich, und da ſie den Weg zu den Urſinis nahmen, ſo wurde es den Spähern Borgia's leicht, zu erfahren, daß dieſe den Grund, den nächſten Grund gelegt, warum Borgia ſeine ſchon aufgezählten 100000 Scudi nicht erhielt. Er wütete. Er hatte nicht die Menſchlichkeit,

zu bedenken, daß die Urſini ihre nächſten Verwandte waren, daß Blutsfreundſchaft ſie nöthigte, die Warnung zu ertheilen. Er glaubte, alles müſſe nur zu ſeinem Dienſte ſeyn.

So wütend ging er gleich zum Pabſt Alexander. Er entdeckte ihm nicht alles, aber doch etwas von dem durch die Urſini aufs neue ihm geſpielten Streiche. Ohnedem ſchon gegen ſie aufgebracht, ließ es dieſer nunmehr zu, daß der Reſt des edlen Hauſes mit auf das Feſt von Sinigaglia gelaben wurde, wo die berühmteſten römiſchen Häuſer erſchienen, und auf eine unerhörte Art meuchelmörderiſch überfallen wurden.

Das Glück war den Urſini auch ſo zuwider, daß die meiſten von ihnen daſelbſt erſchienen, und keiner der Erſchienenen, unter denen auch Karl Urſini war, kehrte wieder zurück.

Das Maß der Sünden Alexanders des ſechsten ſchien aber auch mit dieſer Greuelthat vollwichtig geworden zu ſeyn. Er genoß nicht lange der hier eroberten Reichthümer, und ſtarb bald darauf an Gifte, welches er andern zugedacht, und ſelbſt unvorſichtiger Weiſe trank.

Das Leben dieſes Pabſtes, deſſen Geſchichte auch unſern Zeiten noch genug zu reden und zu denken übrig gelaſſen, gehört nicht in der Mediceer Lebenslauf, aber dieſe drey Brüder erlebten alles, was er und die Seinigen Schändliches beging, waren zum Theil Augenzeugen ſeiner Handlungen, und hätten wohl von ſeiner Liebe zum Gelde, und dem Bedürfniſſe deſſelben etwas hoffen können, wenn ſie noch in der Lage geweſen wären, in welcher ihre Ahnherren ſich befanden, oder wenn Peter von Medicis nur klug genug geweſen wäre, die Koſtbarkeiten und das ganze Glück ſeines Hauſes ſicher zu ſetzen, ehe er Florenz verlies, wie Cosmus vor ihm es ſchon gethan hatte.

Römisches Gebiet.

Schloß Vecchio.

Klarissens Zimmer.

Klarissa Ursini. Alphonsine Ursini. Peter, Johann, Jul. v. Medicis.

Klarissa. Diesmal, meine Söhne, hat euch das Schicksal noch wunderlich aus der Hand eurer Feinde errettet. Bedenkt, daß ihr izt in den Händen der blutgierigen Florentiner wäret. Ich sehe im Geiste alle eure Feinde auf euch stürmen, ich sehe euch verspottet, beschimpft. Ich sehe, Peter, wie die Männer aller Weiber, die du verführtest, dir ins Angesicht treten, und die geopferte Ehre von dir zurückfordern, ich sehe dich, mein Sohn Johann, preiß gegeben in deiner Wärde ihrer Wuth, und wie die heimlichen Freunde der Pazzi den Schimpf, dem Erzbischoff von Pisa angethan, an dir rächen wollen.

Ich sehe dich, Julian, gleich deinem Namens-Vetter und Oheim mit Dolchstichen durchbort. Ach, das Blutbad, was um der Mediceer willen damals die Stadt erfüllte, ist noch nicht vergessen. So sorgsam man alles auszurotten suchte, so brachte man es doch nicht dahin, in die Herzen sehen zu können, wo noch bis izt die Asche der Empörung glimmt.

Schrecklich wäre euer Loos geweſen, ſchrecklich meine Leiden, meine Söhne! Aber ich hätte ſie gewiß nicht überlebt. Wütend hätte ich mich in die Stadt geworfen, ich hätte mit euch meinen Untergang auch finden müſſen. Barbaren hätte ich die Florentiner genannt, des Raubes und des Mordes mit lauter Stimme ſie beſchuldiget, bis ich meinen Tod von ihnen erhalten, und im Tode hätte ich noch geſchrieen: Tödtet auch meines Sohnes Kind, damit kein Zeuge eurer Schandthat übrig bleibe.

Peter v. M. Beym Himmel, Mutter, unſre Ahnherren thaten viel an ihnen, und wenn auch Uebereilung und Jugend mich etwas fehlen ließen, nie hätte man ſo gegen uns verfahren müſſen.

Kardinal. Die Rache des Himmels triſt ſie über kurz oder lang, und es muß ein Mediceer noch in ihren Mauern herrſchen. Glauben ſie es, Mutter, ſie ſchlafen nur, die uns wohl wollen. Sie ſchlafen einen Todesſchlummer. Allein ſie ſchlafen ihn zu neuen Kräften. Sie werden einſt erwachen, und dann wird dieſes Haus, welches unter Trümmern begraben ſcheint, wieder leben.

Alphonſine (kürzt ins Zimmer.) Ihr Medicis! Ihr ſeyd verloren! Wir ſind verloren! O es iſt die ſchrecklichſte der Nachrichten gekommen! Karl iſt dahin! Alle Urſini ſind dahin! Das Feſt in Simigaglia hat alle unſre

Hofnungen, hat alle eure Hofnungen verſchlungen.

Klariſſa. Biſt du von Sinnen, Alphonſine? Redeſt du irre?

Alphonſine. Wollte Gott, ich thäte es! O wenn ich nur meinen Verſtand verlieren könnte, und ſie lebten wieder, wie gern wollte ich ihn opfern!

Julian. Mord wäre in Sinigaglia geſchehen?

Alphonſine. Mord, wie es noch keinen gab. Sie haben die Edelſten des Landes dort zuſammen gebeten, der Pabſt und ſein ſchändlicher Sohn. Mitten im Taumel des Vergnügens haben ſie getödtet die Blüthe des römiſchen Adels. Die Reichen haben ſie ſich ausersehen. Ihr ſeod ihnen nur entgangen, Mediceer, weil ihr arm waret. Euch können ſie nur zum Verkaufen nutzen. Auch nicht einer derer, die dieſes Feſt beſuchten, iſt entronnen. Draußen ſtehen die Diener, und weinen bittre Thränen über ihre Herren, denen ſie nicht beyſtehen konnten. Der Tod hat eine Erndte gehalten, wie ſie ihm keine Peſt bringen kann.

Wohl möchte ich lachen, fürchterlich lachen, daß einem Pabſte ſo etwas hingehen kann.

Kardinal. Es iſt entſetzlich. Ein Ungeheuer hat der Kirche Scepter. Ich muß genauer mich nach dieſen Umſtänden erkundigen, und jeder Rechtſchaffene muß Rom fliehen. (ab)

Peter v. M. Ich fliehe ganz Italien. Lebt wohl, Weiber, klagt und weint, so lange ihr Stimme und Thränen habt. Mich seht ihr nicht wieder. (ab)

Alph. Ja, fliehe nur, so weit du kannst. Ich fürchte, deinetwegen kommt das Strafgericht über uns alle. Wenn einst man mir die Nachricht eines schrecklichen Todes bringt, den du gestorben, so will ich niederfallen und anbeten. Anklagen den Himmel kann ich nicht. Ich sage, sie sind über uns gekommen, die Trübsale, die ich bey der schrecklichen Behandlung mir vorhersagte, die du mir machtest. Wie unaussprechlich hab ich ihn geliebt, und wie hat er mir gelohnt!

Lorenzo's denkt er nicht. Aber eben so gut — besser noch, er denkt seiner nicht, als daß der Fluch, der auf ihm ruhen muß, ihn mit treffe.

Klarissa. Fluche ihm nicht, Alphonsine, er ist mein Sohn.

Alph. Nein! Mutter, das thue ich auch nicht. O wenn mein Beten, und mein Segen ihm nur etwas helfen könnte, ich wollte meine Tage für ihn verbeten, und meine Nächte für ihn verweinen.

Julian. Er ist gekränkt genug, Schwester. Er sieht, daß er das Unglück seines Hauses ist.

Alph. Und auch das Unglück unsers Hauses. Denn wäre Medicis in Florenz noch,

wes er war, wer hätte es wagen wollen, die Urſini anzugreifen?

Zürnt nicht, Bruder Julian, daß ich meinem Schmerz nicht Einhalt thun kann. Zu ſehr gebeugt ſind dieſe beyden ſchönen Stämme Italiens, und wenn ich meinen Lorenzo anſehe, und denke, was er ſeyn könnte, und was er izt iſt, ſo möchte ich Blut weinen über ihn.

Klariſſa und Alphonſine nahmen ihre Zuflucht nach Venedig, denn Borgia beſezte alles, was den Urſinis gehört hatte. Die noch lebenden Zweige dieſes Hauſes waren zu jung, oder zu ohnmächtig, um ſich rühren zu können.

Der Kardinal Johann hielt Rom nicht einmal für einen ſichern Aufenthalt, und Julian begab ſich unter den Schuz der Petruzzi in Siena.

Peter hielt alles für verloren, und gab nun die Hofnung der Wiederherſtellung in Florenz gänzlich auf. Er beſchloß, nun nur das Leben eines Privatmanns zu leben, und da ſein Geiſt unruhig war, und er nicht ohne Thätigkeit zu ſeyn vermogte, ſo nahm er unter dem Heere Ludwigs des zwölften Dienſte, und machte die Feldzüge unter Gonzaga, Prinzen von Mantua, im Neapolitaniſchen mit.

Aber auch hier schien sein gewöhnliches Unglück ihn zu verfolgen. Dies Heer, welches bisher immer noch siegreich gewesen war, wurde, kurz nachdem er sich dazu gemacht, an den Gerillischen Ufern geschlagen, und zum Rückzuge genöthigt.

Peter wollte erst nichts von Rettung wissen. Er focht unabläſſig, und suchte den Tod mitten unter den Feinden. Allein einige seiner ältern Freunde, die auch in seinem Unglück ihn nicht verlassen hatten, sezten ihm sehr zu, und beredeten ihn endlich zum Zurückzuge. Man mußte über den Fluß setzen. Ein mit Geschütz beladenes Fahrzeug nahm ihn auf.

Sein widriges Geschick hatte beschlossen, ihn zu stürzen.

Kaum war man vom Ufer abgefahren, so erhob sich ein schrecklicher Sturm. Er wüthete in den Wellen so, daß man das Gleichgewicht des Fahrzeugs nicht mehr erhalten konnte. Es schlug um, und Peter von Medicis ertrank mit seinen Begleitern.

Das war das Ende eines Mannes, der geboren war, eine der größten Rollen in Italien zu spielen, der die Laufbahn derselben geebnet überkam, und ohne Beschwerlichkeit darauf hätte fortgehen können, wenn er nur im Schritte seiner Väter geblieben wäre, dem aber die wankelmüthige Göttin

des Schicksals der Menschen eine herbe Reue seines ersten Mißbrauchs zugetheilt hatte.

Wirklich schien er das Unglück allein über sein Haus zu bringen, denn der folgende Abschnitt wird uns lehren, daß mit seinem Tode sich alles in einen sanftern Gang begab, daß die Schläge aufhörten, die bisher einander verfolgt hatten, und sich eine hellere Aussicht für die Mediceer zeigte.

Daß er den Tod im Wasser starb, war vielen ein offenbarer Beweis eines besondern Strafgerichts über seine unedle That an Leoni begangen.

Seine Mutter selbst gestand nach seinem Tode, daß sie diese Handlung gesehen, und von ihrem Schrecken kaum sich erhohlen können. Bey seinem Leben hatte sie das Laster von einem Sohne wegzuwälzen gesucht. Alphonsine erschrak nicht. Stiller Schmerz bemächtigte sich nur ihrer Seele, bis hernach ein Zeitpunkt kam, der sie wieder aufrichtete, wo ihr angeborner Stolz wieder wirksam werden, und ihre Thätigkeit zum Besten ihres Lorenzo beytragen konnte.

Ende des zweyten Theils.

1916. 1538

Sammlung neuer Schauspiele für das Deutsche Theater.

Enthält:

Der Fastnachtsabend;
Klaus Storzenbecher;
Altona vor hundert Jahren.

Von

D. Albrecht.

Hamburg und Altona,
bei Gottfried Vollmer.
1804.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi.

Der Fastnachtsabend

oder

die Privatkomödie.

Ein

Schauspiel mit Gesang

in

drei Aufzügen.

Von

D. Albrecht.

Hamburg und Altona,

bei Gottfried Vollmer.

1804.

Personen:

Baron Treks.
Brunner, Stadtſchultheis eines kleinen Orts.
Euphroſine, ſeine Schweſter.
Amalie, ſeine Tochter.
Schlenter, ein Schauſpieler.
Schnuppermann, ein Chirurgus.
Spalter, ein alter Kaufmann.
Hans Taps, Stadtdiener beim Bürgermeiſter.
Leopold, ein Schauſpieler.
Styx, Schulmeiſter beim Baron.
Louiſe, deſſen Tochter.
Marthe,
Käthe,
Jürge,
Hans, } erwachſene Schulkinder.
Mehrere Schulkinder.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Stadtſchulze (mit einer Pfeife). Euphroſine (am Theetiſch).

Stadtſchulze.

Ich habe dir aber ein für allemal geſagt, Schweſter, daß daraus nichts wird.

Euphroſine.

Mon ami, warum denn nicht?

Stadtſchulze.

Amalie ſoll keinen Narren heirathen.

Euphroſine.

Mon frere! Was iſt ein Narr?

Stadtſchulze.

Wer Franzöſiſch in Deutſchland mit Deutſchen ſpricht, wer Romane ſchreibt, wenn er etwas geſcheiteres ſchreiben könnte, wer Komödien ſpielt, wenn er arbeiten könnte — das iſt ein Narr.

Euphroſine.

Mon frere! du irrſt dich. Wer mehr Sprachen lernt, als eine, der kann mit mehr Menſchen ſprechen, als mit einer Nation; wer ſein Talent in Darſtellung romantiſcher Begebenheiten übt, der kann die Menſchen aus der wirklichen Welt in die oft ſchönere idealiſche verſetzen, und wer Narren auf der Bühne lächerlich macht, der beſſert ſie. Aber da kömmt ja der allerliebſte Herr Schlenter.

Zweiter Auftritt.

Schlenker. Die Vorigen.

Schlenker.

Guten Morgen, Papachen! Guten Morgen, Tante Euphroſine!

Stadtſchulze.

Mein wertheſter Herr Schlenker! Ich habe alle Achtung für ihren guten Tabak, den Sie mir geſchickt haben, auch die neuen däniſchen Speciesdukaten, die Sie mir geſchenkt haben, ſind allerliebſt, aber mit dem Papachen und mit der Tante, da ſpielen wir es nun nicht mehr. Das iſt nur ſo eine Komödie geweſen, und dieſe hat ein Ende.

Schlenker.

Ei was, Papachen! in einer Komödie zerhauet man den Knoten nicht, man löſt ihn nur auf. Laſſen Sie uns noch ein Weilgen ſo fortſpielen! Es iſt heute Faſtnachtabend. Da muß

man fröhlich seyn. Ich habe eine kleine Parthie auf heute arrangirt, und wollte Sie bitten, mit Ihrer wertheſten Familie dabei zu seyn! Es iſt auf dem Lande.

Stadtſchulze.

Auf dem Lande? nun, das laß ich mir denn gefallen. Euphroſinchen, da könnte man ja den Braten, den Fiſch und den Kuchen wieder abbeſtellen, den wir heute eſſen ſollten.

Euphroſine.

Ei was, das heben wir auf morgen auf! Mon frere, wer wird ſo genau ſeyn! Morgen erbitten wir uns dann die Ehre von Herrn Schlenter, da er uns heute traktirt.

Schlenter.

Und dazu will ich Ihnen einen vortrefflichen Madera ſchicken.

Stadtſchulze.

Dann laß ich mirs gefallen. Madera iſt ein herrlich Weingen.

Dritter Auftritt.

Schnuppermann. Die Vorigen.

Schnuppermann (ſingt).

Ich komme, zu fragen, was heute paſſirt
Und ob man kein feſtliches Mahl zelebrirt.
Giebts Braten, giebts Fiſchgen, giebts Kuchen und Wein,
Da ſetzet ſich Schnuppermann mitten hinein.

Ich bin zwar kein Doktor, doch bei meiner Ehr,
Den Braten, den roch ich von weitem ſchon her.
Herr Brunner, das weiß ich, der ſchmauſet gar gern
Und liebt die Geſellſchaft von luſtigen Herrn.

Drum nehmet mich immer zur Tafel mit auf,
Der Zunge laß ich dann geläufigen Lauf.
Mit Schnaken und Schnurren erquicke ich dann,
Die erſt meinem Magen ſo gütlich gethan.

Schlenter.

Bravo, Herr Schnuppermann! Auch kommen Sie wie gerufen. Wir werden heute ein kleines Faſinachtsſpiel ſpielen, und Sie ſollen eine Rolle darin übernehmen.

Schnuppermann.

Eheu! Pro Deum atque hominum! wie wäre das möglich! Ich ein Akteur! Das mediziniſche Kolleglum würde mich aus ihrer Mitte verweiſen. Kein Bein würde ſich von mir mehr abnehmen laſſen. Jeder Zahn würde mich mit Verachtung anſehen, den ich herausholen wollte. Ach, und die Kliſtierſprütze würde Feuer und Flamme gegen mich ſpeien.

Euphroſine.

Schämen Sie ſich nicht, Monsieur! in Presence einer Dame ein ſolches Inſtrument zu nennen.

Schnuppermann.

Ei was Dame — was present — die Ehre iſt eine kützliche Sache.

Steht die Ehre auf dem Ziele,
Kehrt man ſich an keinem Ziele,
Geht man friſch auf alles Loos.
Ich Akteur! o bittres Loos!
Nein! die Schande wäre groß.

Nein, mein Herr Schlenter! Ich hab allen Reſpekt für Ihren Stand. Auch er kann ſein Gutes haben. Aber ich — ein membrum der Akademie.

Schlenter.

Närriſcher Kerl! Er ſoll ja nur auf einem Privattheater ſpielen.

Schnuppermann.

Auf einem Privattheater — nun das laſſe ich mir gefallen. Ich dachte, ich ſollte da mit Ihnen — Ja, mein Herr — auf Privattheatern bin ich ein großer Mann — da kann ich thun, als verſtände ich etwas. Wenn ich den Poeten im ſchwarzen Mann ſpiele, das verſichre ich Ihnen, ich freſſe anders, als Ihre Herren Kollegen.

Schlenter.

Damit ſollen Sie nicht inkommodirt werden.

Euphroſine.

Wo wird denn die Tragikomödie aufgeführt?

Schlenter.

Im Schloſſe des Baron Treks.

Stadtſchulze.

Was — des Baron Treks? In dem Schloſſe? Wie kommen ſie denn zu der Ehre, Herr Schlenter?

Schlenter.

Ja, das geht ſo in der Welt. Sie wiſſen — ein Schauſpieler hat allenthalben Entrée und da ihr Malgen eine Rolle mitſpielen muß —

Stadtſchulze.

Was? mein Malgen — I da ſoll doch der Donner —

Euphroſine.

Mon Dieu — mon frere; ſo fluche doch nur nicht!

Schlenter.

Der Herr Baron haben ſich die Ehre ſchlechterdings ausgebeten.

Euphroſine.

Und das wäre doch abſcheulich, wenn du es da nicht thun wollteſt. Herr Schlenter, bekomm ich nicht auch eine Rolle?

Schlenter.

Bedaure herzlich, ſie ſind ſchon alle vertheilt. Nun, Herr Papachen! ich komme zwei Uhr mit den Wagen, und hole Mutgen, und um 8 Uhr kommen Sie mit Mamſell Euphroſinen nach. (ab)

Schnuppermann.

Und wo bleibt meine Rolle? Nun weiß ich nicht, wohin und woher! Ich muß ihm nach. (ab)

Vierter Auftritt.

Stadtschulze. Euphrosine.

Stadtschulze.

Da haben wir die Bescherung. Was wird draus werden! Das Mädgen spielt mit, und spielt so lange mit, daß sie endlich mit ihm fortgeht.

Euphrosine.

Pfui, mon frere! So etwas ist in der Brunnerschen Familie noch nicht erhört, und bedenke nur, welch eine Ehre uns wiederfährt. Im Schlosse des Herrn Barons werden wir seyn.

Stadtschulze.

Nun deswegen übersehe ichs auch noch. Da werde ich dem Stadtschreiber und dem Stadtvoigt, und den Stadtwächtern noch einmal so ehrwürdig vorkommen.

Euphrosine.

Das hast du nun doch von meiner Erziehung. Wenn ich dem Mädgen nicht ein

chen Welton beigebracht hätte — Herr Schlenter würde ſie nimmermehr zu ſeiner Comödie recommandirt haben. Sieh, da kömmt's allerliebſte ſchmucke Ding.

Fünfter Auftritt.

Amalie. Die Vorigen.

Amalie.

Guten Morgen, Papachen! Guten Morgen, Tantchen! Herr Schlenter hat mir im Vorbeigehen geſagt, daß wir heute eine Komödie ſpielen werden.

Stadtſchulze.

Nimm dich nur in Acht. Wenn du dich nicht aufführſt, wie ich will, ſo geb' ich dir eine Ohrfeige, und da haben wir eine Tragödie, aber eine Tragödie, wo die Zuſchauer lachen werden.

Euphroſine.

Mon Papa! Wie kannſt du nur deine Tochter ſo behandeln?

Amalie.

Papachen ſoll ſchon ſeine Freude an mir haben.

Ich will ihm ſo viel Freude machen,
Will ſo vergnügt und frölich ſeyn.
Papachen ſoll vor Freude lachen,
Und vor Vergnügen Heyſa ſchrein —
Werd' ich auf dem Theater ſtehen,
So huldigt mir die ganze Welt;
Man wird auf andre gar nicht ſehen,
Weil Malchen nur allein gefällt.

Stadtſchulze.

Blitz Mädchen! Ueber die Eitelkeit. Sie denkt bei meiner Seele, ſie kann alles allein. Deine Erziehung iſt blutſchlecht, Schweſter Sine.

Euphroſine.

Heiß mich nur nicht Sine. Ich kann das nicht vertragen. Singt das Mädchen nicht allerliebſt? Das hat ſie auch von mir. Ich ſang ehedem nicht ſchlecht.

Ich ſchlug die Laute ſchön,
Und meine Stimme war Metall;
In Trillern, Laufern und Manieren,
Bald ſtark, wie ein Kanonenknall,

Bald leiſe konnt' ich paradiren,
Und Moll und Dur ergötzte mich,
Und alles beugte ſich für mich;
Ich konnte über Herzen ſiegen,
Ich konnte alle Welt vergnügen,
Mein Lob erſcholl, wohin ich kam.

Stadtſchulze.

Dein Herz aber haben ſie doch liegen laſſen. Sieh, du haſt keinen Mann erſungen. Blitz noch einmal, da kommt Kaufmann Spalter. Hätt' er dich doch ſingen hören, vielleicht hätte er dir einen Antrag gemacht.

Sechster Auftritt.

Spalter. Die Vorigen.

Spalter.

Meine allerwertheſte Euphroſine. Der heutige Tag iſt merkwürdig, und deswegen hab' ich meinen Pegaſus in Bewegung geſetzt. Immer hat mir der Doktor Krautmann ſo wohl gefallen, wenn er das Lieblein ſinget von ſich

ſelbſt. Da hab' ich ihn denn mit dem Faſtnachtabend vergleichen hören ſo:

Der Faſtnachtabend iſt, mein Seel'!
Wohl mehr werth, als ein Dokter;
So manches liebe Menſchenkind
Wohl in die Maske lockt er.
Ein Dokter kann ja weiter nichts
Als receptiren, pillulieren,
Schnell purgiren, und clyſtiren,
Amputiren und todmachen.
Bei Faſtnacht muß man lachen,
Und kann das Maul aufmachen,
Und ſtecken Fiſch' und Braten nein,
All' Tag' ſollt's Faſtnachtabend ſeyn.

Euphroſine.

Bin ich denn heute geboren, immer von Clyſtiren zu hören. Monsieur le Marchand — wie konnten Sie ein ſo fatales Lied machen?

Spalter.

Fatal kömmt her von fatum, und da dreht ſich die ganze Welt herum. Mein alter Freund und Herr Stadtſchultheis Brunner — in Gedanken mein allerwertheſter Schwiegervater — denn das Sie es nur wiſſen, Amalie hat mein ganzes Herz zerriſſen — und ich ſtehe hier am

lieblichen Faſtnachtabend, und halte um Dero ſchneeweiße Hand — Amalie! haben Sie Erbarmen mit einem angebrannten Manne.

Amalie.

Mein Herr, ſie werben in Verſen. Das iſt ein großer Vorzug, den ſie vor andern Freiern haben.

Spalter.

O ich habe noch mehr Vorzüge. Ich habe ein ſchuldenfreies Haus, ich habe es voll Waaren von oben bis unten. Ich habe bei meinem erſten Bankerutt, gelieb es Gott! gewonnen 10,000 Rthlr., die ſtehen in der Hamburger Bank feſt und gut zu Dero Diſpotion. Ich habe bei meinem zweiten Bankerutt, gelieb es Gott! gewonnen die baare Summe von 18,000 Fl. holländiſch, die ſtehen in Amſterdam, und wachſen ihre Zinſen. Ich bin keine verwerfliche Parthei,

Darauf thu ich mir viel zu Gute —
Ich komme daher mit frohem Muthe —
Und frage dich alten muntern Knaben —
Ob ich das Jawort ſoll haben?

Stadtſchulze.

Alter Spalter! ſo lieb du mir biſt,
So lieb dein Geld mir iſt,
So muß ich dir doch ſagen,
Du mußt die Tochter drum fragen.

Amalie.

Papa, ei, ei! das geht ja wie geſchmiert. Ich habe auch noch nicht gewußt, daß Sie ein Poet ſind.

Euphroſine.

Mon ami! Wie können Sie in Ihrem Alter ein junges Mädchen freyen.

Stadtſchulze.

Ich dächte auch, Herr Bruder Spalter — Alter ſchickt ſich zu Alter. (Er führt ihn zu Euphroſinen.)

Spalter.

Madamchen! ſie verzeihn —
Ich wollt' ein junges Mädchen frey'n.
Hör, Alter! auf zu ſpaßen —
Die liebe kleine Hand —
Und dieſen Engelsverſtand —
Will ich ins Herze faſſen.

Stadtſchulze.

Ja, wenn das Kind will, Spalter! ich habe nichts dorwider. Ich habe ihrer Mutter auf dem Todtbette verſprochen, daß ich ſie nicht zu etwas zwingen will. Sie iſt Herr über ihre Hand, ſo bald ſie vernünftig wählt; wählt ſie unvernünftig, ſperre ich ſie ins Tollhaus.

Amalie.

Nun aber heißt, Papachen! 15000 Fl. und 10000 Rthlr. und ein freies Haus, und einen Speicher voll Waaren, ein ſehr vernünftiges Ding; aber ein zweites Mädchen heißt das alles eine Zugabe, und heißt einen jungen hübſchen artigen Mann ein vernünftiges Ding.

Stadtſchulze.

Sehen Sie, Spalter! trauen Sie ſich mit der auszukommen?

Spalter.

So ein lebhaftes ſcharmantes Ding kann einem recht ſchnell die Zeit vertreiben. Wenn nun auch, meine Theuerſte! der Mann nicht ganz hübſch und jung iſt, denn über 30 bin

ich auch noch nicht, und (er nimmt die Perüke ab) kann auch allenfalls noch mein eigenes Haar tragen — ſo kann doch ſo viel hübſche Unterhaltung von meinem täglichen Verdienſt gemacht werden.

Amalie.

Die Unterhaltung möchte Ihnen nicht gefallen, mein Herr!

Euphroſine.

Vous aves raison, Malchen! Der Herr Spalter müſſen eine geſetzte Perſon nehmen.

Siebenter Auftritt.

Hans Taps. Die Vorigen.

Hans Taps. (ſtürzt herein.)

O Jerum, Herr Stadtſchulze! was erlebt man nicht in der Welt. Da haben Sie den Himmel und die Hölle ins Haus gebracht, und noch vielerlei Sachen.

Stadtſchulze.

Iſt der Kerl toll?

Hans Taps.

Ja, hat ſich was zu tollen —
Da giebt es eine ganze Welt,
Den Himmel und die Hölle, ja!
Den Himmel und die Höll.
Hanswürſte waren auch mit da,
Die Pritſche war zur Stelle, ja,
Die Pritſche war zur Stell.
Da war ein Männchen kontersey.
Und eine Nonne lag dabei.

Den Teufel habe ich geſehn,
Die Hörner waren da, ja, ja,
Die Hörner waren da;
Die Zunge war ſo roth und lang,
Wie ich ſie jemals ſah, ja, ja,
Wie ich ſie jemals ſah;
Der Teufel guckte ſtarr auf mich,
Als wär ich ſein ſchon ſicherlich.

Hätt' ich die Engel nicht erblickt
Mit ſilbern Flügelein, ja, ja,
Mit ſilbern Flügelein;
Ich wäre ſchier davon gerannt,
Sie flößten Muth mir ein, ja, ja,
Sie flößten Muth mir ein.

Ach! kommen Sie doch alle traun,
Die Wunderdinge anzuſchaun.

Euphroſine.

Nun, das heiß ich einen Hans Taps.

Hans Taps.

Ja, Mamſellchen! ſo heiß ich auch.

Euphroſine.

Das ſind die Kleider, die heute zur Comödie gebraucht werden ſollen.

Stadtſchulze.

Nun, ich will doch nicht hoffen, daß der Teufel da paradieren ſoll, dazu geb' ich mein Kind nicht her.

Amalie.

Lieber Vater, das ſind nur Furien, die hat er für Teufel angeſehen.

Stadtſchulze.

Furien — das mach du mir nicht weiß. So ſehen Furien nicht aus. Willſt du eine ſehen, ſo guck nur Sinen an, wenn ſie böſe iſt.

Euphroſine.

Mon frere! Das iſt ein Spaß, den kannſt du behalten. Uebrigens waren die Furien Göttinnen der Unterwelt.

Stadtſchulze.

Du biſt ja auch eine, denn deine Küche iſt ein Keller.

Spalter.

Da ſteh ich wie der Dumme. Hans Tapf, erklär mir das einmal.

Hans Tapf.

Ja, ich bin ſchon im Klarin, Hr. Spalter. Juchhe! es wird eine Comödie geſpielt, da wird Hans Tapf auch dabei ſeyn. So ein Faſtnachtabendsſpiel. Ich habe ſchon ſolche Comödien geſehen mit dem Haberwurſt, und da iſt ſo ein weißes Kleid mit langen Ermeln und einem ſpitzen Hut dabei, den hat immer der dumme Junge an — He, Herr Spalter!

Stadtſchulze.

Willſt du hinaus, Hans Tapf.

Achter Auftritt.

Schnuppermann. Die Vorigen.

Schnuppermann.

Reſpekt vor mich, ich mache einen Junker — einen Baron.

Euphroſine.

Hab ichs nicht geſagt, Herr Regimentschirurgus, daß Sie eine gute Rolle bekommen werden. Ja, mit Ihnen iſt ſchon etwas mehr anzufangen, als mit dem Herrn Spalter da. O Sie allerliebſter Herr Junker. Wenn es nur noch Zeit wäre, ich bäte mir auch eine Rolle aus. Mit Ihnen mögte ich ſo gerne ſpielen, mon cher!

Stadtſchulze.

Ja, heirathet nicht mehr.

Euphroſine.

Fy donc mon frere.

Schnuppermann.

Apropos, weil wir einmal aufs Heirathen kommen, ich hätte wohl Luſt, mich in

den Stand der heiligen Ehe zu begeben. Malchen, hören Sie mich:

Es iſt die Liebe, die ich fühle,
Es iſt Gott Amor, der mich packt;
Mein Herz fühlt warme Sommerſchwüle,
So ſehr der Froſt es auch zerhackt.
Ich liebe eine ſanfte Taube;
Sie wird dem Geier nicht zum Raube,
Ich will ſie auf den Händen tragen,
Sie ſey mir alles, nach dem Magen,
Und wenn ein Gläschen mich gelezt:
Sey Malchen es, was mich ergözt.

Am Sonntag führ' ich dich zum Schmauſe,
Am Montag in die Aſſemblee,
Und Gäſte laden wir zum Schmauſe
Am Dienſtag ein zu Tanz und Thee.
Im Klubb will ich dich Mittwochs führen,
Am Donnerſtag mit dir charmiren,
Am Freitag wird aufs Land gefahren,
Am Samſtag wollen wir nichts ſparen,
Willſt du mich, Malchen — ſchlage ein —
Ich liebe dich, wie Tiſch und Wein.

Amalie.

Die Vergleichung dieſer drei Freunde möchte ſchwer ſeyn, mein Herr Schnuppermann. Nehmen Sie mit zweien vorlieb, und laſſen Sie den dritten weg.

Euphroſine.

Ach! ich vergehe. Das Mädchen macht alles in ſich verliebt.

Stadtſchulze.

Malchen! ſey nicht dumm. Der Herr Chirurgus prahlt nicht mit ſeinem Gelde, aber er hat — er hat —

Amalie.

Er hat mir zu viel Magen, Papachen!
Sind wir an dem Tiſche, ſo greift er gewiß
Zuerſt nach der Schüſſel, nach Braten und Fiſch,
Er hat ja dem Magen die Liebſchaft erklärt,
So wird er von Mägen, nicht Mädchen erhört.

Nach Tiſche da liebt er den vollen Pokal,
Die Flaſche erquickt ihn, die Küſſe ſind Qual.
Herr Schnuppermann, ſuchen Sie ſich hübſch ein Faß,
Enthält doch ihr Leben das ſprudelnde Naß.

Die Liebe, die laſſen Sie ſich nur vergehn.
Dem Mann, der mir keck in die Augen darf
ſehn,
Muß Eſſen und Trinken nur Nebenwerk ſeyn,
Ich liebe ihn herzlich, er liebt mich allein.

Stadtſchulze.

Nun, was wird das für ein Ende nehmen. Du theilſt Körbe aus, und wirſt am Ende Mangel haben. So ſag es doch nicht völlig ab.

Amalie.

Weißt du was, Papachen. Ich lade die Herren zur Comödie ein. Wenn ich keinem andern beſſer gefalle, als Ihnen, und wenn mir kein andrer beſſer gefällt, als ſie, ſo will ich einen draus wählen.

Spalter.

Topp, Malchen! das laſſe ich mir gefallen.

Chor.

Nun wollen wir zum Schauſpiel gehen,
Da wird das Ding ſich anders drehen,
Es ſpiele jeder, wie er kann,
Die Wahl fällt nur auf einen Mann.

Zweiter Aufzug.

Zimmer des Schulmeiſters.

Erſter Auftritt.

Styr. Louiſe. Marthe. Käte. Jörge. Hans. Mehrere Kinder.

Styr (ſingt).

Das A B C iſt der Grund
Von allen Wiſſenſchaften,
Da liegt begraben der Hund;
Und wer das A B C nicht kann,
Der wird niemals ein groſser Mann.

Singt alle A B C.

(Die kleinen Kinder ſchreien) A B C.

Hört, wie die Bälge ſchreien,
Ihr Groſſen helfet ein,
Wollt ihr ſo müſſig ſeyn?

(Sie ſingen alle nach) A B C. A B C.

(Alle nach) D E F und G.

(Alle nach) H J K und L.

(Alle nach) M N O P Q.

Ihr ſingt ſchlecht,
Singet recht,
Oder ich ſchlage zu.

(Alle nach) M N O P Q.

So war es ſchön;
Ihr werdet ſehn,
Wenn ihr das A B C nur könnt,
Daß man euch dann gelehrt ſchon nennt.
R S T.

Die Kinder.

Die Katze lief in Schnee.

Styx.

Wollt ihr die Mäuler halten!
Es ziemt wohl einen alten
Bejahrten Mann,

Sich solchen Spaß zu machen,
Doch wenn man lernt, muß man nicht lachen.

R S T (alle nach).

U V W (alle nach).

X Y Z (alle nach).

So haben wir geendet,
Die Zeit ist nicht verschwendet,
Nun noch das Einmal eins —

Louise.

Vater, die Kinder sagen, es ist heute Fastnachtsabend, und ohnedem —

Styr.

Halt dein Maul,
Großes Thier!
Willst du mir,
Lehren geben?
Seyd nicht faul,
Die Rechenkunst soll leben.
Ein mal eins ist eins.

Käthe.

Zwei mal zwei ist sechse.

Styx.

Viere, große Hexe!

Alle.

Vier mal vier iſt fünf und dreißig.

Styx.

Rechnet richtiger, ſonſt ſchmeiß ich,
Sechzehn macht es nur.

Louiſe.

Ein Herr iſt auf der Flur,
Der wünſchet Sie zu ſprechen.

Styx.

Ich will den Hals dir brechen.

(Leopold tritt ein.)

Zweiter Auftritt.

Leopold. Die Vorigen.

Was wollen Sie, Herr Naſeweis?

Louiſe.

Er kömmt auf des Barons Geheiß.

Leopold.

Der Herr Baron läßt den Herrn Styr bitten, heute Morgen die Schule zu schließen, weil die Kinder zur Probe kommen sollen.

Styr.

Zur Probe? Ja, die ganze Comödie ist so Ihr Angeben. Sie sollten sich auch schämen. Eines ehrbaren Schulmeisters Sohn, und tritt dahin, und macht den Leuten etwas vor — wird Schauspieler.

Leopold.

Deswegen denk' ich immer noch ein ehrbarer Schulmeister zu werden.

Styr.

Sie — ja, wer wird Sie dazu nehmen. Gehen der Herr nur hin, und sagen, ich will die Kinder frei lassen.

Leopold.

Ich soll sie selbst mitbringen, und vorher noch etwas mit ihnen durchgehen. So etwas von dem Lustspiele.

Styr.

Dabei mag ich nicht zugegen seyn. Aber das sag ich Ihnen, Herr! Louisen bleiben Sie

drei Schritt vom Leibe. Ich habe ſo etwas gemerkt, das wird aber nichts, das ſage ich Ihnen. Und ich rathe euch allen, machts nicht zu bunt.

Styx (ſingt).

Ich Schulmeiſter Hans Styx will ernſtlich euch ſagen,
Ich werde das Luſtſpiel heraus wieder ſchlagen,
Was er in euch bringt hinein, ho — ho.
Es iſt mir im Blute warm,
Und ſteigt es bei Styxen einmal in den Arm,
So ſchlägt er darein, herein — herein;
Dann pauk't er fein.
Und wär der Herr da Magiſter,
Ich lache ihn aus —
Ich Kantor und Küſter,
Und Herr hier im Haus.
Comödien nenn ich
Ein Teufelsgeſchmeis;
Und ſollte nun ruhig ſehn,
Daß man meine Schäfchen entführet,
Daraus Comödianten heiratet? — nein! nein! (ab)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen, ohne Styx.

Louiſe.

He! nun iſt das Haus rein — nun kömmt er nicht wieder. Nun kommen Sie, lieber Herr Leopold, erzählen Sie uns recht viel von der Komödie.

Leopold.

Ich will lieber von unſrer Liebe dir etwas erzählen, Herzens Louiſe.

Louiſe.

Ei was, dazu haben wir noch Zeit genug. Sie haben wohl gehört, was der Vater geſagt hat.

Leopold.

Alſo wollteſt du im Ernſt auch ſo denken?

Louiſe.

Ich denke, kömmt Zeit, kömmt Rath. Ein Mädchen bin ich, heirathen muß ich, und da will ich Sie nehmen, wenn es angeht. Jetzt, wie iſts mit der Komödie?

Käthe.

Lieber Herr Leopold, bekomme ich auch etwas darin?

Jürge.

Spiel ich auch mit, Herr Leopold?

Marthe.

Soll ich nicht auch eine Figur machen?

Hans.

Kann er mich großen Schlankel nicht auch brauchen?

Leopold.

Ihr ſollt alle mitgebraucht werden, auch die Kleinen. —

Die Kleinen.

Juchheiſa! wir ſpielen mit.

Louiſe.

Nun freut euch, ihr Mädchen,
Bei Seite die Rädchen,
Und denkt nur an Luſt.
Nun geht es zum Tanze
Zu Kranze
Mit hüpfet die Bruſt.

Käthe.

Den Tanz will ich miſſen,
Soll erſt ich nur wiſſen,
Was nun aus mir wird;
Werd ich eine Zofe —
Bei Hofe
Als Dame geführt?

Marthe.

Kleid' ich mich in Seide?
Im ſchleppenden Kleide
Seh ich mich ſchon gehn,
Ha, wie noch wir ſpielen,
Die Vielen,
Die glänzend mich ſehn.

(Sie tanzen alle durcheinander und ſingen.)

So tanzt in die Runde,
Die fröliche Stunde
Entfliehet geſchwind;
Wir wollen genießen
Und küſſen —
Weil jung wir noch ſind.

(Alle tanzen ab.)

Vierter Auftritt.

(Zimmer des Barons.)

Baron. Schlenker.

Baron.

Nun, mein Herr Schlenker! wenn Sie mir die Komödie recht hübsch aufführen, so sollen Sie die Pfarre haben. Ist es denn aber Ihr Ernst, daß Sie dem Stande entsagen wollen? Bedenken Sie nur, was es doch für ein Vergnügen seyn muß, ein Akteur zu seyn. Sie können da thun, wie wenn Sie unser eins wären, und sogar noch mehr. Sie sind ein Graf, ein Fürst, ein König sogar. Wenn ich Ihnen die Pfarre gebe, so sind Sie schlechtweg Herr Pastor auf Zeitlebens.

Schlenker.

Herr Baron! ich habe alles probirt, und ich glaube, ich befinde mich beim Pastor weit besser, als beim Könige und Fürsten. Und wenn ich auch wirklich noch so viel Vergnügen an dem bunten Gewühl fände, wie ehedem, so ist da — wie Hamlet sagt — ein Magnet, der stärker zieht.

Baron.

Da denken Sie den Alten zu fangen. Wenn er ſich aber nun nicht fangen läßt? Wenn er entſchlüpft, und Ihnen das Mädchen nicht giebt, da geben Sie mir auch wohl meine Pfarre wieder?

Schlenker.

O er läßt ſich gewiß fangen, wenn Sie nur zur rechten Zeit mit ſpielen.

Baron.

Nun ich will auf mein Nichtwort ſchon acht geben. Ich höre kommen. Nun, ich überlaſſe Ihnen alles. Ich muß noch einige Dequins nehmen, und ein Schönpflästerchen auflegen, damit ich ſo ausſehe, wie in den Tagen, wo ich Bräutigam war. (ab)

Fünfter Auftritt.

Schlenker allein.

Gott der Liebe! Du haſt mir beigeſtanden. Sie liebt mich, das hat ſie mir geſagt. Gott der Ehe! kröne du das Werk. Laß mich

ſie beſitzen, und die Fürſtenthümer der Erde ſind mir nichts. Der Wagen rollt. Fort ihr entgegen. (ab)

Sechster Auftritt.

Hans Taps.

Hans Taps
(mit einem großen Packen, ſingt.)
Wenn mit der ganzen Welt man reißt,
So hat man Compagnie,
Wer Teufel nicht geſehen hat
Komm' her, ich zeige ſie,
Miniſter, Kön'ge, Mönch' und Nonn'n,
Liegt alles in dem Packen ſchon,
So hat man ſie nie exercirt,
Wie man ſie hier zuſammenſchnürt.
(Er packt aus.)

Ein großer Herr und ein Hanswurſt
Die ſchlafen brüderlich;
Sie klagen über keinen Durſt
Und embraſſiren ſich,
Und eine Kolombine fein

Die mischt sich zwischen sie hinein;
Auch staunt kein Mensch sie darum an,
Daß sie so etwas wagen kann.

Herr Jemine, was ist denn das,
Ein großer Knebelbart,
Der durch Herr Hüon, dem Kalif,
Einst abgeschnitten ward.
Wie Wieland süß wie Honigsein
Erzählet in dem schönsten Reim,
Und die Perücke, Sapperment!
Bedeckt ein ganzes Firmament.

Die Teufel faß ich zärtlich an,
Sie möchten krallen mich;
Die Herren müssen besser dran,
Denn Engel fürchten sich.
So lieget alles Paar bei Paar,
Herr Schlenter und Mamsell — fürwahr,
Sie kommen wie gerufen — ei,
Da liegt die ganze Rummelei!

Siebenter Auftritt.

Hans Taps. Amalie. Schlenter.

Schlenter.

Gut — laß er's nur liegen. Liebes Malchen! die Pfarre iſt mein. Der Baron hat ſie mir zugeſagt. Was meinen Sie nun?

Amalie.

Kömmt aufs Glück an, Herr Schlenter.

Schlenter.

Was, Sie könnten ſo kalt ſeyn?

Amalie.

Nun, vor der Ehe, da giebt es noch allerhand abzumachen, ehe ich Frau Paſtorin werden kann.

Hans Taps.

Mit Erlaubniß — Sie ſpielen wohl ſchon Comödie?

Schlenter.

Warum Taps?

Hans Taps.

Sie sprechen ja vom Pastor —

Schlenker.

Nun ja, ich werde hier im Orte Pastor —

Hans Taps.

Sie? — ists da aber etwa nicht richtig? — (Er lacht)

Amalie.

Und du hörst wohl, Taps! daß ich Frau Pastorin werden soll. —

Hans Taps.

Ja, dazu schicken Sie sich auch. Sie sind so munter, wie mein Spaß. Es müßte spaßig aussehen, wenn der Herr Schlenker auf der Kanzel stände, und Mamsell Malchen säße so an der Spitze der erbaren Bauerweiber.

Schlenker.

Laß das gut seyn, Taps, du wirst sehen und glauben. (Taps tritt mit offnem Maule zurück.)

Amalie.

Wie gesagt, vorher einige Punkte in Ordnung, Herr Schlenter! Wer soll das Regiment haben?

Schlenter.

Das Regiment? wie verstehen Sie das?

Amalie.

Ei, ei! fährts nicht dem Herren sogleich in dem Kopf. Er denkt wohl, ich soll mich da so mir nichts — dir nichts an den Hals ihm werfen. Nein, mehr Respekt, Herr Patron!

Achter Auftritt.

Der Baron. Die Vorigen.

Baron.

Guten Tag! guten Tag! Ei, ei, ist das ihr Mädchen?

Schlenter.

Sicher, Herr Baron. Können Sie ihr das nicht gleich ansehen?

Baron.

Nicht übel gewählt, wahrhaftig. Ja, Mamſell Amalie, wenn ich noch zwanzig Jahr zurück hätte, ich wüßte was ich thäte.

Schlenker.

Sie gäben mir die Pfarre nicht, dann kriegte ich Malchen auch nicht.

Baron.

O ja, die Pfarre ſollten Sie haben, aber verkaufen wollt' ich ſie Ihnen für Malchen.

Amalie.

Herr Baron! Sie thun mir zu viel Ehre an. Ich bin keine Kaufwaare, überdem auch nicht des Herrn Eigenthum. Aber ſchlichten Sie einen Streit, den wir haben.

Baron.

Was wäre das für ein Prozeß?

Amalie.

Ein Streit, wer die Herrſchaft haben ſoll.

Baron.

O sans doute! la femme, la femme. Das aimable Geſchlecht muß immer das Regiment

haben. Ach, zum Beiſpiel, ich könnte mich zu Tode regieren laſſen.

Schlenker.

Zu galant iſt auch nicht gut.

Amalie.

So geht es, wenn man die Männer merken läßt, daß man ſie leiden kann.

Verliebt ſich ein Mädchen,
Und ſiehet der Mann
Nur einmal die Schwäche
Des Herzchens ihr an;
Sie iſt dann verloren,
Der Mann iſt das Haupt,
Und ihr iſt die Herrſchaft
Auf ewig geraubt.

Pantöffelchen wollen
Behandhabet ſeyn,
Der Mann kriecht im Käfich
So leicht nicht hinein;
Doch macht man es pfiffig,
Verbirgt man ſich ſchlau,

Bleibt unten das Männchen,
Und oben die Frau.

Treu bleiben die Männer
Nun einmal doch nicht,
Und machen's den Weibern
Zur strengsten Pflicht.
Die Treue sey unser,
Die Herrschaft doch auch,
So bleibet es ehrlich
Beim alten Gebrauch.

Neunter Auftritt.

Stadtschulze. Euphrosine. Spalter. Schnuppermann. Die Vorigen.

Stadtschulze.

Mein Herr Baron, daß wir so frei uns vor Ew. Wohlgeb. dahin stellen, daß ich die Ehre haben muß, mein Mädchen hier in Ihren Zimmern zu sehen, daß ich da das alte Euphrosinchen mit mir gebracht habe, daß mein alter Freund Spalter auch mitgekommen

iſt, das alles mag Herr Schlenter verantworten. Ueber den Chirurgus ſag ich gar nichts, denn der ſpielt ja eine Rolle mit.

Euphroſine.

Monsieur le Baron. Votre servante. Sie verzeihen, wenn mein Bruder nicht ſo zierlich ſpricht, wie er's wohl ſollte. Aber die Mode fehlt ihm, er iſt nicht über ſeine vier Pfähle gekommen. Ich aber bin zweimal in Burtehude, und einmal ſogar in Lübeck geweſen. Paris habe ich aber auch abgemalt geſehen, und dieſes liebe Hündchen hat mir ein Franzoſe für einen ächten Pariſer verkauft. Seitdem gehe ich auch viel mit ihm um.

Spalter.

Mein Herr Baron! ich bin auch ſchon gereiſet. In Burtehude war ich auch einmal gewiſſer Affairen wegen.

Paris ſah ich im Traume,
In London war ich auch,
Doch nur in einem Briefe;
Da hat ſo mancher Bauch
Für Wechſel kreditiret,

Und kriegte nichts dafür;
Von dem, was ich ihm kost',
Thu ich nun gütlich mir.

Schnuppermann.

Wir werden schon näher mit einander bekannt werden. Ich soll heute so eine Person spielen, wie Sie sind.

Baron.

Seyn Sie mir allerseits herzlich willkommen. (vor sich) Der Herr Schleuter hat mir da eine hübsche Parthie Bürgerpack aufgeladen. Nun, um seiner aimablen Gesellschaft willen muß man es ertragen. (laut) Es hätte mir gar nichts Angenehmeres in der Welt begegnen können. Ich werde alle meine Kräfte aufbieten, um Sie zufrieden zu stellen. Erst wollen wir einmal die superben Säle meines Schlosses besehen, dann will ich Sie in meine Treibhäuser führen, wo jeder eine Kirsche vom Baume essen soll — aber nicht, wie eine gewisse Madam es that — 36 Stück. — Dann gehen wir zu Tische und essen und trinken.

Schnuppermann.

Ja, eſſen und trinken.
Ich ſag' es doch immer, nichts iſt in der Welt
Vergnügter's, als wenn man zu Tiſche ſich ſtellt;
Die Braten ſchmaußt man fein,
Man trinkt den ſchönſten Wein,
Und wenn man ſich Zeit läßt, ſo kann man gar viel
Hinein in ſich bringen, betreibt man's nur ſtill.

(Sie gehen alle ab.)

Zehnter Auftritt.

Leopold. Louiſe. Marthe. Käthe. Jürge. Hans. Mehrere Kinder.

Käthe.

Ach! da liegen die Comödienkleider, da ziehe ich gleich eins an.

Marthe.

Ich euch — ich nehme hier den ſchwarzen Mann.

Die Kleineren.

Wir nehmen die Engel.

Jürge.

Ich will den Teufel einmal vorſtellen.

Hans.

Ich einen vornehmen Mann.

Leopold.

Nun wahrhaftig, das iſt luſtig anzuſehen.

Louiſe.

Herr Leopold, der Vater wird bald kommen. Er iſt nur in die Schenke vor gegangen, um ein Paar Schnäpſe zu ſich zu nehmen; wenn der dieſe Wirthſchaft ſehen wird.

Leopold.

Wart — du ſollſt dieſe Nonne anziehen, und ich den Mönch. Dann kennt er uns alle nicht, und weiß nicht, woran er iſt.

(Sie ziehen ſich an. Alles ſpringt durch einander.)

Eilfter Auftritt.

Styx. Die Vorigen.

Styx (ſingt).

Ha, ha!
Iſt hier die Auferſtehung,
Ha, ha!
Iſt hier die Auferſtehung?
Steh, Mönch! und gieb mir Antwort;
Du ſchöne Nonne! ſprich.
O ihr Engel und ihr Teufel!
Löſt alle meine Zweifel —
Wie wunderlich!
Ja, ja, nun ſeh ich es ſchon,
Ich bin dieſer Welt entflohn;
Himmel! Hölle!
Ja, ja, nun ſeh ich es ſchon,
Ich bin dieſer Welt entflohn;
Ich ſtehe auf den Sprung
Hinauf — hinab —
Ich trank ein Gläschen wohl zu viel,
Deswegen kam ich ſchnell ans Ziel,
Kam ich ſchneller an das Ziel;
Der arme Körper blieb zurück.
Was macht Louiſe nun?

Hätt' ich nur erst gemacht ihr Glück,
So könnte sie auch sanft jetzt ruhn;
So aber gieng ich schnell davon,
Und habe keinen Schwiegersohn.
Nun weint das arme Ding wohl sehr,
Das Leben wird ihr schrecklich schwer —
Nimmt sie der gnädge Herr nicht an,
Nimmt Leopold sie gar zum Mann.

Zwölfter Auftritt.

Hans Taps. Die Vorigen.

Hans Taps.

Was für ein teufelmäßiger Spektakel ist hier?

Styx.

Ach, mein Herr! wer sind Sie hier in jener Welt?

Hans Taps.

Jene Welt! Der Kerl ist besessen. Alle meine Komödienkleider. Wart', ich will euch jagen. Wer seyd ihr?

Ha, die Schulkinder, und dort der besessene Schulmeister. (singt.)

Du dummer Teufel!
Kannst du nicht sehen,
Daß deine Schule hier
Dich nur bethöret hat.
Die Kinder hab ich schon
Laufen und springen sehn;
In der Vermummung hast
Du sie verkannt.

Donner und Wetter!
Wollt ihr bald, Jungens!
Mädchen! ich rath' es euch,
Zieht mir die Kleider aus.
Tölpel du! Eselskopf!
Schlag' doch drein, Schulpatron!
Willst du hier, Teufelssohn!
Mädchen! dir — auf den Kopf
Fährt der Blitz, dummer Tropf!
Daß die Pest donn're drein,
Ist kein Stock, o du Schwein,
Bei der Hand, sieh doch her,
Laufen sie kreuz und quer.

Dritter Aufzug.

Zimmer des Barons.

Erster Auftritt.

Baron. Euphrosine. Spalter. Brenner. Styr. Hans Taps.

Euphrosine.

Monsieur le Baron! Sie haben ein vortreffliches Schloß, vortreffliche Zimmer, einen schönen Stall voll Pferde, und die schönsten Hunde, wenn ich meinen Dindon ausnehme.

Spalter.

Sie haben so volle Scheuern, daß Sie einen Kornhändler abgeben könnten.

Stadtſchulze.

Eine Gerichtsſtube, nach welcher unſer einem der Mund wäſſert.

Styx.

Der Herr Baron ſind auch ein Herr — comme il faut.

Baron.

Laß er das gut ſeyn, Schulmeiſter! wir wollen unſre Comödie anſehen. Mademoiselle Euphrosine! Sie ſetzen ſich zu mir. Der Herr Stadtſchultheis und Herr Spalter gegenüber. Styx, er macht ſich zurück.

Styx.

Ich bin das Parterr, mein Herr Baron! Der Richter.

Stadtſchulze.

Du, Taps! machſt dich in die Ecke.

Hans Taps.

Ich bin die Gallerie, ſpreche aber doch ein Wort mit.

Zweiter Auftritt.

Ein Schauſpieler. Amalie. Die Vorigen.

Schauſpieler.

Ich kann nicht bleiben mehr,
Die Liebe macht mich raſen.

Amalie.

Sie müſſen meine Hand,
Mein Herr! wohl fahren laſſen.
Und doch geſteh ich es, ich liebe Sie auch ſehr,
Doch mein Papa will nicht, denn Sie ſind ein Akteur.

Dritter Auftritt.

Louiſe. Leopold. Die Vorigen.

Leopold.

O trauriges Geſchick! ich ſoll den Engel miſſen,
Ich warf mich wüthend hin zu des Schulmeiſters Füßen.

Louiſe.

Allein den Backel wieß der aufgebrachte Mann,
Was fang' ich armes Kind nun mit der Lie-
be an?

Schlenter.

Wir ſind in gleichem Fall, man muß auf Mit-
tel denken;
Ja, wollte der Baron die Amtmannſchaft mir
ſchenken,
So, glaub ich, gieng es gut, Jura hab ich
ſtudirt,
Das Korpus Juris hab ich ſchon ganz abge-
ſchmiert.

Amalie.

Und einen Amtmann hätt' ich gar zu gern
zum Manne,
Man lebt ſo ſtill mit ihm — hat Eier in der
Pfanne,
Und Mehl und Butter gnug, und iſt die erſte
Frau
In der Gemeine —

Leopold.

Ach! mein Schickſal iſt ſehr rauh.

Recht ächt Schulmeiſterblut wallt mir in meinen Adern,
Nun will mein eignes Blut mit eignem Blute hadern,
Und ein Schulmeiſter ſchlägt mir ab ſein Töchterlein,
Weil ich der Bühne mich zum Ritter konnte weihn.

Hans Taps.

Sie machen das Ding recht herzbrechend.

Stadtſchulze.

Willſt du ſchweigen, Hans Taps.

Amalie.

Mein Vater kömmt daher, ich bitte gehe fort.

Schlenter.

Ich weiche nicht von hier, ich frag ihn um ſein Wort.

Louiſe.

Er gehet Arm in Arm, mit meinem lieben Vater,
Und hinter ihnen ſchleicht ein alter ſchwarzer Kater,

Amalie.

Du irrſt Louiſe, denn die Tante ſehe ich,
Ich kenne ſie genau, ſie iſt es ſicherlich.

Euphroſine.

Verdammt, über das Mädchen: mich einen alten ſchwarzen Kater zu heißen.

Baron.

Ereifern Sie ſich nicht, ma Belle! es iſt nur eine Comödie, da muß ſich jedermann etwas gefallen laſſen.

Vierter Auftritt.

Jürge (als Stadtſchulze). Hans (als Schulmeiſter). Käthe (als Euphroſine).

Jürge.

So geht es bei mir zu, da ſtehn die Liebesleute,
Und ſich zu ſehn, verbot ich ihnen doch heute.
Voß Tauſend Sapperment, ſoll das Gehorſam ſeyn,

Glaubt ihr, ich werd' ein Narr, wie in Comödien seyn?
Gleich, das befehl' ich euch, gleich stellt euch auseinander,
Sonst komme ich in Gluth, als wie ein Salamander.

Stadtschulze.

So ist's recht, mein Sohn! du stellst meine Personen recht artig vor.

Käthe.

Geliebter Bruder! laß von mir dir etwas sagen,
Man muß mit Knütteln nicht sogleich in alles schlagen,
Das Strenge ist zwar gut, doch für die Liebe will
Dies Mittel gar nichts thun — die läßt man gehen still,
Und liebet sich ein Paar, so ist es einerlei,
Ists nur ein ehrlich Blut, was dann der Bräut'gam sey.

Stadtschulze.

Gerade wie meine Schwester spricht. Das Stück spielt recht natürlich.

Euphroſine.

Sie hat auch vollkommen recht, ich denke eben ſo.

Hans.

Du Gott der Unterwelt! hör dieſe theuern Schwüre;
Wenn ich den Ehebund von dieſem Paar erführe,
So wollt' ich lieber nicht Schulmeiſter ſeyn genannt,
Die alte Ehre bricht mir dieſer junge Fant.
Ich ſchwör's bei meinem Stock und bei der Stutzperücke,
Ich breche beiden auf der Stelle das Genicke.

Styx.

Seht doch, über den Hans, das hätt' ich ihm nicht zugetraut. Aus dir kann einmal ein braver Schulmeiſter werden.

Taps.

Das Stück gefällt mir ausnehmend, ich will mich dazu ſetzen.

(Er ſetzt ſich auf die Erde.)

Schlenker.

Ich laſſe nicht von ihr, nein, mein Herr Schwiegervater!
Nie, wenn ich anders ſie —

Amalie.

Der arme Menſch, was that er
Denn Ihnen ſo zu Leid, da er mir doch gefällt,

Jürge.

Womit ernährt er ſich, was hat er auf der Welt?

Schlenker.

Mein Herr! ich habe viel Dukaten, und für Geld
Kauft man ja, heut' zu Tage, alles in der Welt.

Spalter.

Da hat der junge Menſch gar nicht unrecht.

Schlenker.

Auch hab' ich was gelernt, ich bin examiniret,
Auf einem Amte hab ich lange praktiziret.

Hans.

Das hat er gut gemacht, was biſt du
Heil denn werth?

Leopold.

Habt ihr von mir noch nichts, Herr Prin-
zipal! gehört?
Die Jungens, Herr! halt ich in völli-
gem Reſpekt,
Die Euren haben ſich ſchon oft vor mich
verſteckt,
Den Bakel führ' ich gut, und würd' es
euch beweiſen,
Thät mich die Ehrfurcht nicht in enge
Schranken weiſen.

Styx.

Das iſt nicht wahr — Leopold! Komm heraus, wenn du Courage haſt.

Baron.

Schulmeiſter! die Duelle ſind verboten.

Taps.

Parterre! ſtör er das Stück nicht, die Gallerie will auch was hören.

Schlenter.

Nun, wollen Sie ſich denn noch nicht erbitten laſſen?

Amalie.

Dort kommen Genieen, die ihre Knie umfaſſen.

Stadtſchulze.

Laß dich nicht erbitten!

(Vier Genieen fallen Jürgen zu Füßen.)

Louiſe.

Papa! Sie tödten mich, wenn Sie mirs nicht gewähren,

Leopold.

Will er uns nicht, ſo ſoll die Furien er hören.

(Vier Furien ſtellen ſich um Hans.)

Styx.

Sey ſtandhaft, Junge! ſag: Nein.

Taps.

Was iſt das für ein Spiel, wenn die Zuſchauer mitſprechen wollen.

Jürge.

Ich habe, hört mich an, ein Mittel ausgefunden,
Den Weg zum Herzen hat die kleine Brut gefunden,
Wenn ihm der Herr Baron die Amtmannsſtelle giebt,
Die tauſend Thaler trägt, und er, wenns ihm beliebt,
Ein Rheinweinfaß mir in den Keller läſſet ſchroten,
So ſey mein Malchen ihm von nun an nicht verboten.

Stadtſchulze.

J, das iſt kuriös, daß der meine Gedanken erräth. Der Rheinwein, das iſt ein allerliebſtes Weinchen.

Hans.

Weiß er etwas, mein Freund! weil doch Schulmeiſterblut
In ſeinen Adern wallt, und ihm Louiſe gut,
So werde ich dem Herrn Baron es proponiren,
Ihn als Gehülfe mir, mein Herr! zu adjungiren —

Styx.

Den Teufel will ich thun — ich will keinen Adjunktus, ich mag keinen Adjunktus, am wenigsten den.

Taps.

Parterre; halt er ein, oder ich lasse ihm einen von der Gallerie auf den Kopf fallen.

Fünfter Auftritt.

Marthe. Die Vorigen.

Marthe (als Schäferin).

Der Schäferin gehn zwar die Schafe immer vor,
Doch umgekehrt bring' ich die Botschaft eurem Ohr,
Daß sich der Herr Baron im langen Schafpelz nahet,
Damit nach Würden ihr den gnäd'gen Herrn empfahet.

Schlenker.

Das ist der Retter dann, den alle wir erwarten;

Leopold.

Er miſche nun für uns des Glückes beſte Karten.

Amalie.

Er gebe mir den Mann, den meine Seele liebt.

Louiſe.

Die Hoffnung werde mir durch keinen Korb getrübt.

Marthe.

Seht alle ehrfurchtsvoll nur auf den lieben Herrn.

Leopold.

Die Furien ſollen ihm die Ohren ſchon vollplärren.

Schlenker.

Die Genieen ſollen durch ihr Quickſen ihn wohl rühren.

Marthe.

Sie werden beiderſeits, denk' ich, ſich proſtituiren.

Sechster Auftritt.

Schnuppermann (als Baron). Die Vorigen.

Schnuppermann.

Da bin ich, huldigt mir, ich bin ein groſ-
ſer Mann,
Die Hand hofft, dann erlaub ich, daß
man bitten kann,
Ich will mit Muſe dann gewähren und
abſchlagen,
So wie die Laune mir es wird ins Herze
ſagen.

Schlenter.

Vor's erſte bitt' ich Sie um Malchens liebe
Hand.

Schnuppermann.

Den Teufel kriegt er, Herr, wo hat er
den Verſtand;
Iſt das ein Biſſen wohl für einen ſolchen
Schlucker,
Die nimmt ſich der Baron, 's iſt Marci-
pan und Zucker.

Geh er, und kriche er mit ſeinem Wunſch zu Neſt,
Und daß er ſich allhier nie wieder blicken läßt.

Schlenker.

Ihr Genieen bittet doch!
(Die Genieen bitten weinend)

Schnuppermann.

Was ſoll mir das Geheule?
Bei dieſen Tönen fühl ich ſchrecklich Langeweile.

Leopold.

Mir werden Sie doch wohl Louiſen hier gewähren,
Sie iſt ein armes Kind, das Sie doch nicht begehren.

Schnuppermann.

Begehren — weiß er, ich begehre alle Welt,
Und wehe dem, der mir im Wege etwas ſtellt.
Er kann auch weiter gehn, und überhaupt, ich mache
Aus Comödianten nichts, es iſt nicht meine Sache.

Leopold.

Ihr Furien packt an.

(Die Furien ſetzen ſich in Bewegung.)

Schnuppermann.

Herr! was will er denn hier
Mit dieſen Beſtien, ſie machen Schrecken mir.

Leopold.

Verbannt ihm das Geſicht, und zwickt ihn in die Beine.

Schnuppermann.

Ein andrer ſey Baron, ich ziehe mich ins Reine.

(Er ſpringt vom Theater herab und wirft den Schafpelz weg.)

Schnuppermann (ſingt).

Wegen meiner mag nun Herr Baron ſeyn, wer will,
Ich halte zu keiner Vermummung mehr ſtill;
Die Teufel die haben mich garſtig gezwickt,
Und haben mir bald das Konzept gar verrückt.
Doch ſprech ich, und ſollt ich noch heute vergehn,
Mit Maichen kann er doch zum Altar nicht gehn.

Wegen meiner kann ſie wählen, das liebliche Kind;
Wegen meiner — ſie wählt den Chirurgus geſchwind,
Denn ſo einen Affen, den nimmt ſie nicht an,
Sie braucht 'n geſcheuten vernünftigen Mann.
Wegen meiner kann Spalter der Alte da ſtehn,
Mit dem wird ſie nimmer ins Kämmerlein gehn.

Wegen meiner kömmts ſicher ganz anders, als Scherz,
Es findet ja keinen ihr wählendes Herz,
So bleibt der Chirurgus alleine noch da,
Sie liebte ihn ſchon, eh ſie faſt noch ihn ſah.
Drum Herzchen, drum Liebchen, laß alles hier ſtehn,
Wir wollen zur Hochzeit ins Kämmerlein gehn.

Baron.

Er hat den Baron ſchlecht geſpielt, Herr Chirurgus. Schlenter! kommen Sie her mit Malchen (Schlenter ſpringt mit Malchen von der Bühne, die andern folgen). Die Amtmannsſtelle gehört Ihnen. Das Mädchen, nach dem Ausſpruch des Vaters, auch.

Stadtſchulze.

Ja, das ſagt' ich vor der Komödie.

Spalter.

Richtig, du mußt deinen alten Freund nicht vergeſſen.

Stadtſchulze.

Nun, Malchen, wähle — jetzt ſoll es auf dich ankommen.

Amalie (ſingt).

Meine Herren allzuſammen!
Mein Herr Kaufmann und Chirurgus
Haben all' um mich geworben;
Sie wünſchen beide
Von mir die Hand.
Ich will ſie examiniren,
Sehen, wie's ein jeder meinet.
Der alte Spalter freyt nach dem Gelde,
Proſit, ſag ich, zu gut bin ich.
Der Herr Chirurgus will mich nehmen,
Ich ſoll ihm die Suppen kochen;
Ich ſoll ihm auch die Hühner braten,
Und thu ich's, ſchmaußt er mir alles weg.
Allein, da ſtehet noch ein Freyer;
Viele Dutzendmal bewieſen

Hat er mir, daß er mich liebte.
Er ſey der Meine, nehme Liebe,
Ich reich ihm willig die Hand am Altar.
In ſeine Arme flieg ich ſogleich.
Der Kaufmann mag nur weiter fragen
Und der Chirurgus, und wenn ſie zürnen,
So mögen ſie gut wieder werden,
Mein Mann kann nur ein einziger ſeyn.
Liebes Männchen, lieber Schlenter,
Ich habe dich zum Mann gewählet,
Weil du aus Liebe um mich gefreyet.
Der Kaufmann hier — der Herr Chirurgus dort,
Und beider Eigennutz iſt nun beſtraft.

Stadtſchulze.

Der Chirurgus wäre mir doch lieber geweſen.

Euphroſine.

Der Herr Chirurgus wird ſchon ſeine Liebſte finden. Mein Herr Baron, Sie haben auch fond de mon coeur gewählt.

Spalter.

Wie man einen Schauſpieler zum Amtmann machen kann.

Baron.

Iſt er brav, wird er auch ein braver Amtmann werden. Examinirt iſt er. Seine Zeugniſſe hab ich. Und Leopold, der den Bakel ſo gut führt, ſoll des Schulmeiſters Adjunktus werden.

Styx.

Domine patrone. Ich bin ein ſtammiges Weſen, ich brauche noch keinen Adjunktus.

Baron.

Aber ſeine Tochter — ich zahl ihn aus meiner Taſche.

Styx.

Das kömmt von dem verdammten Comödienſpielen. Aber kommt ihr Genieen und Furien mir nur wieder in die Schule, ich will die ganzen ſprechenden und ſtummen Rollen euch aus dem Buckel plauen.

Leopold.

Tauſend, tauſend Dank, Herr Baron, nun iſt Louiſe mein! Meinen Schwiegervater will ich ſchon wieder gut kriegen, der kann ſich einen guten Tag machen, und ich halte die Schule.

Otto.

Will er das? — Nun — da nehm' er sie hin.

Louise.

Ich habe den Lieben,
Ich halte ihn fest;
Ich flehte im Trüben,
und flehte das Best.
Es ist nun auf ewig
Mein Leopold mein,
In Seligkeit schwebt ich,
Die Seine zu seyn.

Baron.

So wäre alles in Ordnung. Nun wollen wir uns auch markiren, und die ganze Nacht tanzen. Alles soll in den grosen Saal kommen, ich will dem Amtmann und dem Schulmeister die Verlobung ausrichten.

Taps.

Ich habe den Redoutensaal
Schon ausgefeget ein'gemal,
Es tanzt sich darin so bequem,
Es walzet sich gar angenehm.
Die Weiblein werden da gar schön
Sich drehn im Kreis herum.

Ich werde alles mit ansehn,
Und trinken tapfer um,
Bis alles um mich wankt und weicht,
Und ich die Höhe hab erreicht.

Chor.

Tanzen wollen wir und springen,
Rasch bis in die spätste Nacht,
Wollen frohe Lieder singen,
Bis die Mitternacht uns jagt.

Fastnachtsabend müssen alle
Heiter und zufrieden seyn,
Und bei frohem Jubelschalle
Sich des Erdenlebens freun.

Klaus Storzenbecher.

Ein
dramatiſches Gemälde
aus
den frühern Zeiten des hanſeatiſchen Bundes,
in
fünf Aufzügen.

Neu bearbeitet
von
D. Albrecht.

Hamburg und Altona,
bei Gottfried Vollmer.
1804.

Perſonen:

Simon von Utrecht, Rathsherr, dann Bürgermeiſter von Hamburg.
Adelheid, deſſen Frau.
Marie, Herrmann von Utrechts Verlobte.
Herrmann von Utrecht, Simons Sohn.
Albrecht Schrei, } Rathsherren.
Nikolaus Schocke, }
Claus Storzenbecher, } Seeräuberhauptleute.
Michael Gädicke, }
Otto Wigbald, }
Erich, } Seeräuber.
Curd, }
Baldrein, }
Bertha von Trelle, Storzenbechers Geliebte.
Ein Geiſt.
Thedel, ein hamburgiſcher Spion.

Ein Helgolander Fiſcher.
Ein Rathsbote.
Roſenfeld, Scharfrichter.
Mehrere Seeräuber.
Mehrere Hamburger Bürger und Soldaten.
Zwei Wächter.
Zwei Kammerfrauen.

Erſter Aufzug.

Kurzes bürgerliches Zimmer.

Erſter Auftritt.

Adelheid. Marie.

Adelheid.

Du weileſt immer am Fenſter, Marie! Wem gilt der Blick, der unaufhörlich dem Markte entgegeneilt?

Marie.

Solltet Ihr es nicht rathen, Mutter! Sollte in Eurem Herzen mindre Furcht um Hermann ſeyn, als ich ſie fühle?

(Sie ſieht wieder hinaus.)

Adelheid.

Ihr Schmerz ist der meinige. Nur ich darf mir's nicht merken lassen, sonst verzagt sie ganz.

Marie (steht herein).

Es erscheinen immer neue Gesichter, aber keines ist das seinige. Der Vater hat so vieles Glück. Den tapfern Friesen Kerno schlug er, und brachte ihn gefangen ein — verzieh ihm, und verschaffte der freien Stadt, an allen Friesen, Freunde. So edel und so groß ist er — und sein Hermann —

Adelheid.

Kann eben so edel und groß werden — ist es der Seele, wo nicht — den Thaten nach — die seine Jugend noch nicht erlaubt. Der arme Hooboah ist wohl zu bedauern — seine Gefangennehmung kostete dem Vater schon das Leben.

Marie.

Ach, Mutter! was wollt Ihr damit sagen? Ihr ahndet doch von Hermann nichts? (Getöse auf der Straße) Ich höre

lauten Lärm. Ach, Mutter! (Sie geht ans Fenſter) Mutter! Er iſts — Ich ſehe ihn. Ein Haufen Volks begleitet ihn. Sie rufen laut ihm Heil!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Hermann. Stimmen im Volk.

Stimmen des Volks.

Heil Euch, junger Held! Heil und langes Leben zu unſerm Schutze!

Hermann (noch im Eintreten).

Dank Euch, meine Freunde! Dank Euch, liebe Mitbürger! Ich ſehe Euch bald wieder (tritt auf ſeine Mutter zu) O meine Mutter!

Adelheid (umarmt ihn).

Ich habe dich wieder, Hermann! halte dich in meinen Armen. Der ſchwere Traum iſt vorüber.

Marie.

Hermann! Mein Hermann!

Hermann.

Auch du hier, Marie? Gut, so treffe ich denn Alles, was ich liebe

Marie.

Bist Allem wiedergegeben, was dich liebt.

Adelheid.

Was Angst und Schrecken um dich bald getödtet hätte. Sprich: Wie entkamst du dem Feinde.

Hermann.

Entkam — Kann eine Mutter das von ihrem Sohne glauben? Den Säbel in der Faust schlug ich mich durch die Räuber, und erreichte siegreich mit meiner Galliote den Hafen.

Marie.

Gott! Hermann! Blut an deiner Rüstung! Du bist verwundet.

Hermann.

Ein leichter Streif am Arme. Ein Räuber brachte mir ihn bei, als er mein

Schiff enterte, dafür verlor er seinen Arm, und der Hieb rettete mir Schiff und Mann.

Adelheid.

Ja, du bist deines Vaters würdig. Er wird den Erben seiner Tugend und seiner Tapferkeit fest an die Brust drücken, und ihn segnen.

Hermann.

Wo ist er? denn darnach sehne ich mich.

Marie.

Er ist im Rathe. Ein neuer Bürgermeister wird gewählt

Adelheid.

Eine schmerzliche Erinnerung. Konnte dich nicht auch das treffen? Oder weißt du des jungen Hooboahs Schicksal nicht?

Hermann.

Das seinige und seines Vaters Schicksal. Die Stadt verlor viel an Hooboah. Ein wackrer Bürgermeister, der jedes Bürgers Liebe besaß. Und er starb nicht zur rechten Zeit. Denn die Gefahr wird dringender. Der Eingang zur Elbe ist gesperrt.

Storzenbecher iſt kein alltäglicher Mann. Sein Muth paart ſich mit Klugheit. Stolz auf ihn könnte das Menſchengeſchlecht ſeyn, föcht' er für eine gute Sache.

Adelheid.

Sahest du ihn, Hermann?

Hermann.

In meinem Staunen über ihn empfieng ich von jenem tollkühnen Buben dieſe Wunde.

Marie.

Man erzählt ſonderbare Dinge von Storzenbecher.

Hermann.

Nenn' ihn einen Helden, und du ſagſt wenig noch. Blick und Weſen verrathen Wildheit und Adel, Trotz und Würde. Feuer drängt ſich unter den ſchwarzen Augenbraunen vor, Sturm iſt die Stimme, in Gang und Bau ein Herkules.

Adelheid.

Du geräthſt in Flammen.

Marie.

Du machſt mich zittern, Hermann!

Hermann.

Als Feind des Vaterlandes haſſe ich ihn, als Krieger muß ich ihn bewundern.

Adelheid.

Sohn! Sohn! wenn das dein Vater hörte!

Hermann.

Er würde mich nicht tadeln, und auch Ihr, Mutter! könnt es nicht. Ihn bewundernd, ſtellt Euer Sohn ſich gegen ihn, und lebend oder tod ihn meinen Mitbürgern in die Hände zu liefern, wäre mein einziger, wenn auch letzter Triumph.

Marie.

Nein! Ich laſſe dich nicht aus meinen Armen. Wollteſt du mich zur Wittwe machen, ehe ich dein Weib ward?

Hermann.

Und wollteſt du eines Feigen Geliebte ſeyn, Marie? Der Staat vertraute dem Jünglinge, um des Vaters willen, ein

Schiff — und er soll von sich sagen lassen: er betrog den Staat!

Marie.

Mein Hermann!

Hermann.

Ich verstehe dieses Wort. Marie war nur einen Augenblick schwach. Auch meine gute Mutter wünscht ihren Sohn zum Manne. (Er umfaßt Beide.) Ich gehe in die Schlacht. Entweder Ihr seht mich als Sieger wieder, oder Ihr beweint meinen ehrenvollen Tod. Verachtung oder Ehre! Bleibt da eine Wahl? (Man hört Geräusch.) Ich höre Geräusch. Sie rufen meinen Vater Heil!

Dritter Auftritt.

Ein Bote des Raths. Die Vorigen.

Bote.

Frölliche Botschaft, edle Frauen! Junger Held! Simon von Utrecht, Euer wack-

rer Vater und Gemahl, iſt ſo eben, durch einſtimmige Wahl des Senats, zum Bürgermeiſter erwählt.

Hermann.

Ha! der Finger des Himmels — der Sporn zu edlen neuen Thaten, das Siegel, welches er meinem feſten Vorſatz aufdrückt.

Adelheid.

Ich verehre dankbar ſeine Leitung. Aber Größe iſt nicht immer Glück.

Marie.

Weg mit jeder Sorge, liebe Mutter! Wolltet Ihr Hermanns reine Freude trüben?

Vierter Auftritt.

Simon von Utrecht. Albert Schrey. Nikolaus Schoke. Rathsherren. Rathsdiener. Einige aus dem Volk.

Volk.

Heil unserm neuerwählten Bürgermeister! Heil dem großen Simon von Utrecht!

Simon.

Dank Euch, meine Freunde! Dank Euch, meine lieben Mitbürger! Daß so ganz ungeheuchelt Ihr mir den Zoll Eurer Liebe bringt, ist mein Stolz. (Die Menge entfernt sich.) Es ist fast zu viel für mein Herz. Nicht wahr, gute Mutter, du bist erschrocken? Diesen Ausgang erwartete auch ich nicht.

Schrey.

Wer hätte eher verdient, das Haupt der Stadt zu werden, als der sie sich schon so verbindlich machte.

Simon.

Sprecht nicht zu viel. Die geringere Gefahr wandte ich ab, die gröſsere bleibt noch zu überwinden übrig. Ruhig werden wir nicht sitzen können.

Schoke.

Und werden wir Gefahren achten, da wir ihnen unter Eurem Schutze entgegen gehen?

Simon.

Eure Theilnahme verleitet Euch zu weit. Doch denk' ich Euch, und so — genug davon. Mein Hermann!

Hermann.

Hier bin ich, Vater, Euren Segen zu empfangen.

Simon.

Du hast ihn verdient. Empfange ihn im Angesichte dieser Väter des Volks. (Hermann kniet nieder.) Sey Mann! Es ist mein Wunsch erfüllt. Des Vaterlands Ehre, der Freiheit und des Rechtes Schutz — der Retter der Bedrängten bist du dann! Der kleinste deiner Mitbürger sey dein Bru-

der! Gott und Religion mit dir, und sollst du fallen, so fall im Kampfe für Hamburgs Wohl.

Hermann (steht auf).

Dank für den schönen Segen! Kraft und Muth giebt er mir. Dank, mein Vater!

Schoke.

Im voraus schon dankt euch die Vaterstadt, edler junger Mann!

Schrey.

Und siehet in dir einst als eine wachsende Stütze den Vater wieder aufleben.

Hermann.

Und Hermann verspricht in Krieg und Ruhe des heutigen ehrenvollen Tages eingedenk zu seyn.

Simon.

Warum so trübe, Mutter?

Adelheid.

Soll ich nicht zittern, da ich Eure nahe Trennung ahnde! und welche Trennung — unter Räubern Euch zu wissen!

Simon.

Deſto gerechter unſre Sache — und Trennung, gute Mutter, ſchafft ſüßes Wiederſehen. Nicht wahr, Marie?

Marie.

Wie Ihr wollt, guter Vater. Wer mag ich ſo viel Gründen zu widerſtehen? Soll ich den Mann, den ich liebe, vor ſo viel Edlen weich machen. Er ſey dann ſtark. Ich übergeb' ihn dem, der mir ihn wiederſchenken kann.

Simon.

Du wirſt ein edles deutſches Weib! Laßt uns die Stimmung dieſes Augenblicks nützen. Die Abſchiedsbecher laß uns füllen, Hermann! (Hermann winkt. Die Bedienten bringen die Becher).

Hermann.

Hier, mein Vater! der Becher des Sieges.

Simon.

Das wolle der Himmel! Wohlan, auf Hamburgs Wohl und Sieg. (Sie trinken.)

Und haben wir dieſen — Auf Eintracht, Ruhe und Handelsflor!

Alle.

Aus voller Seele! (ſie trinken.)

Hermann.

Und ſo geſtärkt zum Kampf! Ich melde ſchnell der Flotte Eure Ankunft, Vater! Lebt wohl, Mutter! Leb wohl, Marie! Die Ehre ruft — und winkt das Glück mir Segen — dann die Liebe! (ab.)

Alle (indem ſie ihm folgen).

Glück mit ihm!

Fünfter Auftritt.

Storzenbecher allein, hernach Gädicke.

(Felſige Küſten von Helgoland. Gezelte von Thierfellen. Schlechte Seſſel. Im Hintergrunde die Elbe. Storzenbechers Flotte vor Anker. Der Leuchtthurm am Ufer.)

Storzenbecher.

Mein Blut tobt heißer. — Meine Ruhe iſt dahin! Wäre es das Gefühl der

nes Unglücks, edler Freund, für den ich wirken wollte, oder ſollte es Ahndung meines eigenen Schickſals ſeyn? Krone und Reich verlor er. Ich kann nur knirſchen und wüthen, Ohnmächtiger! Wo ſind deine ſtolzen Pläne, ihn zu retten?

Gädicke.

So allein, Storzenbecher? Es war mir doch, als hört' ich Euch reden.

Storzenbecher.

Kann man nicht mit ſich ſelbſt reden?

Gädicke.

Oder ſprach't Ihr wieder mit Eurem unglücklichen Herzog? Wähntet Ihr ihn wieder bei Euch?

Storzenbecher.

O, daß ich ihn bei mir hätte, der, von allen verlaſſen, nur mich, ſeinen wärmſten, treuſten Diener, noch beſaß! Ha, ich dachte jener ſchrecklichen Nacht, wo alle Elemente im grauſenden Aufruhr dem Verbannten einen Grabgeſang heulten, wo ich allein mit ihm zwiſchen dem donnernden

Himmel und der bebenden Erde zitternd herumirrte — kein Gott sich unsrer erbarmte, und Menschen — nein, Unmenschen ihn von meiner Seite rissen. Da schwur ich einen schrecklichen Eid, und ich will ihn halten.

Gädicke.

Ist nicht der Mühe werth, Storzenbecher. Ein verbannter König ist kein König. Ohne Macht geht die Herrlichkeit des Worts zu Grunde, und ein Pfeiler kann nicht halten, wo tausend gewichen sind. Das ist so meine Denkungsart.

Storzenbecher.

Sie harmonirt mit Eurem Herzen —

Gädicke.

Sehr dreist, Herr Oberbefehlshaber —

Storzenbecher.

Und sehr wahr.

Gädicke.

Kennt Ihr unsre Verhältnisse?

Storzenbecher.

Genau, wie ein Mann es muß.

Gädicke.

Und alſo?

Storzenbecher.

Alſo? drückt Euch deutlicher aus.

Gädicke.

Ihr weicht aus — wollt mich nicht verſtehen. Ich gab Euch, es iſt wahr, das Oberkommando freiwillig ab, aber ich rechnete auf Eure Erkenntlichkeit.

Storzenbecher.

Die Ihr erhieltet, wie ſie Euren Wünſchen und Eurer Denkungsart angemeſſen war. Zwei Drittheil der Beute und noch ein Geſchenk. Dem Unerſättlichen kann man aber nie genug geben.

Gädicke.

Pah! Kleinigkeiten! Ich verlange das Oberkommando zurück, oder — Euren Kompaß.

Storzenbecher.

Habſüchtig, neidiſch, und kindiſch in Einem Augenblick. Wollt Ihr mit dem Kompaß ſpielen? Seinen Gebrauch kennt Ihr nicht.

Gädicke.

Das lernt sich. —

Storzenbecher.

Und bis dahin haben uns die Feinde aufgerieben. Verlangt nicht, was Ihr nicht kennt.

Gädicke.

Ich kenne meine Rechte.

Storzenbecher.

So behauptet sie. Mein Recht ist im Herzen, und mein Schwerd seine Stütze.

Gädicke.

Drohungen! Ha! die Zeiten sind vorbei. Mein Anhang ist der stärkste.

Storzenbecher.

Der Mann braucht gegen sich den Mann, und nicht den Anhang. — Wollt Ihr Erklärung über Eure Keckheit?

Gädicke.

Für heute mag es gut seyn.

Storzenbecher.

Und wenn ich nicht ernster reden soll, für immer.

Gädicke.

Auf etwas andrem. Der Gefangnen werden viel. Was ſoll aus ihnen werden?

Storzenbecher.

Die Tapfern mögen bei uns dienen, die Feigen ſchickt auf einem der erbeuteten Schiffe fort, ſie werden uns nie ſchaden.

Gädicke.

Und wo bliebe unſer Löſegeld? wo das Wiedervergeltungsrecht! —

Storzenbecher.

Wiedervergeltungsrecht! Menſch! welch ein Wort haſt du gebracht, welch eine Sehne mir berührt. Laß Alle frei, nur keinen, der gegen meinen unglücklichen Freund Albrecht focht, keiner, der ſeinem Zepter ſich entzog.

Ja, ihnen ſoll wiedervergolten werden. Mit Hunger, Froſt und Blöße mögen ſie an einem wüſten Felſenriß kämpfen, und könnt' ich ihnen das Tageslicht nehmen, ſie ſollten in der Finſterniß die untreue Seele aushauchen. Ha, Gädicke! wer mir zu

dieſer Sache helfen könnte, und wäret Ihr's, er ſollte mein Freund ſeyn!

Könntet Ihr mein Freund ſeyn? Kommt an mein Herz! Ich brauche einen Freund! (Er drückt ihn heftig an ſich.)

Gädicke.

Storzenbecher, wo gerathet Ihr hin? Ihr ſeyd auſſer Euch.

Storzenbecher (ihn ſchnell loslaſſend).

Bin ich das? Ja, Ihr habt Recht. Ich hielt etwas — für etwas — was es nicht iſt.

Gädicke.

Aber wegen der Gefangnen?

Storzenbecher.

Macht, was Ihr wollt — plündert ſie, — zerreißt ſie, — ſchleudert ſie in den Abgrund. Nur ruft mich nicht zum Zeügen Eurer Schande. (ab)

Sechster Auftritt.

Gädicke (allein).

Das ſind die Augenblicke, wo er unter mir iſt — ſonſt bin ich gegen ihn nur Schatten — er Sonnenſtral. Und das ſollt' ich nicht rächen — an ihm nicht, der mich Rache lehrt!

Der Kompaß geht mir keinen Augenblick aus den Gedanken. Ich ſtehe Stundenlang davor und begreife ihn nicht. Er weiß den Gang des Windes, er weiß die Himmelsgegend zu berechnen, ſieht er dieß wunderbare Weſen nur an. Und ich, ich ſtehe wie ein Dummkopf, und ſchäme mich vor meinen eigenen Leuten, die ihn wie einen Gott betrachten.

Ja, es iſt Zauberei! Ein Geiſt, ein Talisman, der ihn auch vor Gefahren ſchützt.

Darum iſt er unüberwindlich. Ha! Was ſehe ich. Das überirdiſche Gebäude ſteht ja dort. Wie glücklich! Der Schatz iſt mein, und ich hoffe, mit ſeinem Beſitz

wird seine Kraft auch mein seyn. Wie wird er kriechen, wenn er seine Schwäche spürt.

Siebenter Auftritt.

Erich. Gädicke (der eben nach dem Kompaß greift), hernach Storzenbecher.

Erich.

Edler Hauptmann!

Gädicke.

Was giebts? Was wollt Ihr?

Erich.

Seyd Ihr's, Hauptmann Gädicke? Was macht Ihr bei Klaussens Kompaß?

Gädicke.

Was kümmert's Euch?

Erich.

Was ihn angehört, kümmert uns auf Blut und Leben.

Gädicke.

Unnöthig dasmal. Er ſchickte mich, ihn zu holen.

Erich.

Wo iſt er?

Gädicke.

Auf ſeinem Schiffe.

Erich.

Einen Augenblick Geduld. (Er ſchreit.) He! Hauptmann!

Gädicke.

Was ſchreit Ihr denn? Was iſt Euch?

Erich.

Will Euch den Gang zum Schiffe ſparen.

Gädicke (ſtößt ihn weg).

Verdammter Schurke!

Erich.

Halt! Schurken hat Storzenbecher nicht unter ſeinen Leuten. He, Hauptmann!

Storzenbecher.

Was ſoll der Lärm?

Erich.

Hauptmann Gädicke ſpricht: Ihr hättet ihn geſandt, Euren Kompaß zu holen. Wie ichs ihm wehrte, nannte er mich einen Schurken.

Storzenbecher.

Du biſt ein braver Kerl, Erich. Damit ſey zufrieden. (Zu Gädicke) Ihr braucht Euch nun nicht zu bemühen. Setzt ihn nur wieder hin. Wind und Wetter haben ſich geändert. Geht nur, und ſeht, ob ich nicht Recht habe. (Zu Erich) Was wollteſt du hier?

Erich.

Ein engliſcher Freibeuter ſtößt in dieſem Augenblick zu unſerm Geſchwader. Er bietet Euch, Storzenbecher, namentlich ſeine Dienſte an. Er iſt, glaub' ich, zu rechter Zeit gekommen. Meint Ihr nicht, Hauptmann Gädicke?

Gädicke.

Geht nur, geht.

Erich.

Ihr ſeyd wohl ungehalten, weil ich Euch erſt in den Weg zu kommen ſchien.

Aber verzeiht, bei dieſen Zeitläuften lernt man auch gegen ſeine Freunde mißtrauiſch ſeyn.

Gädicke.

Geht nur, ſag ich — ich verzeih Euch. (Erich ab)

Storzenbecher.

Nun Gädicke?

Gädicke.

Was beliebt?

Storzenbecher.

Ich wollt Euch nicht zu Schanden machen, aber wiſt — der gemeine Dienſtmann hat eine zehnmal edlere Seele, als Ihr. Sein inneres Gefühl vertheidigt das Eigenthum ſeines Herrn, und Ihr wollt Euren Freund beſtehlen? Glaubt Ihr nicht, er hat es gemerkt, wo Ihr hinaus wolltet?

Gädicke.

So hat er einen Scherz gemerkt, den Ihr wahrlich ſo hoch nicht aufnehmen ſolltet.

Storzenbecher.

Ihr wollt mich träumen lehren, in Ammenmährchen mich einwiegen. Wohl, ich will einmal ein Schulknabe seyn. Aber Gädicke nur einmal. Noch ein Verdacht der Art, und wir sind geschieden, und dann, beim Abschiede, ein Wort im Vertrauen, das Euch beide Ohren gellen machen soll. — Jetzt geht, oder bleibt — ich höre kommen.

Achter Auftritt.

Otto Wigbald. Die Vorigen.

Otto.

Euer Ruf bedarf nicht viel Worte. Bedrängte sind Storzenbechern wohl willkommen.

Storzenbecher.

Herzlich willkommen — Euer Name?

Otto.

Otto Wigbald von Lutterworth — wünscht des großen Storzenbechers Freundschaft.

Storzenbecher.

Klaus Storzenbecher, ſchlechtweg.

Otto.

Thaten machten Euch groß, nicht der Name. Wer iſt der?

Storzenbecher.

Michael Gädicke, Hauptmann, ſonſt erſter, jetzt zweiter Anführer.

Otto.

Ich hörte von Euch. Ihr übertrugt dem Größern das Kommando. Eine That, die Euch meine ganze Zuneigung erwirbt.

Gädicke.

Alſo mein Anblick nicht?

Otto.

Es giebt Phyſiognomien, Gädicke, die der erſte Blick nicht empfiehlt. Darum kann die Seele dahinter gut ſeyn. Der offne Mann ſpricht offen. Deswegen widerlegte ich ſo eben meinen erſten Eindruck.

Gädicke.

Ich dank Euch. (Vor ſich) Der iſt ſo kurz angebunden, wie jener.

Storzenbecher.

Noch einmal denn willkommen, Wigbald.

Otto.

Ja, ja, bei Hofe und in der Kirche sind Ehrlichkeit und Treue verbannt. Man sucht sie dann bei Freibeutern. Ich könnt' Euch Dinge erzählen.

Storzenbecher.

Ihr macht mich lüstern. Ich weiß auch so ein Lied zu singen.

Otto.

Ich bin ein armer verstoßner Priester.

Gädicke.

Ei, ei! (Für sich) Als Held wohl nicht zu fürchten.

Storzenbecher.

Priester — und verstoßen und arm — das klingt wunderlich. Ich bitt' Euch, Gädicke, seht einmal nach den Schiffen.

Gädicke.

Ich versteh' Euch. (Im Abgehen) Ich will indessen mit Blut diese Verachtung kühlen und Euch ein Bundesopfer schlachten. (ab)

Otto.

Betrügt mich nicht mein Blick, ſo iſt der Mann Eurer Genoſſenſchaft unwerth.

Sterzenbecher.

Laßt das, Otto! mich dürſtet nach Eurem Kummer. Ich muß auffaſſen, was die Menſchheit Schlechtes begieng, um mich in meinem Vorſatz zu ſtärken.

Otto.

Meine Geburt war edel. Ein Lord mein Vater, ich der ſiebente der Söhne. Ich wählte den geiſtlichen Stand — und ward des großen Wiklefs Kapellan. Der Mann, der dem Amte und dem Menſchen Ehre machte, der ſtille Duldſamkeit mit unermüdeter Wirkſamkeit verband, um Glück zu verbreiten, wurde von Redlichen geliebt, von der Kleriſei gehaßt. Sein Leben war zu rein von jedem Flecken, als daß ſie ihn hätten ſchaden können. Er ſchloß ſein Auge — und der Geifer der Bosheit — ſprudelte nun von allen Seiten auf ſeinen Nachruhm. Sein armer Ueberreſt mußte dulden. Er wurde dem Schooß der Erde

entriſſen, und verbrannt. Seine Anhänger ſollten wiederrufen, oder den Scheiterhaufen betreten. Viele ſchändeten ſeine Aſche. —

Storzenbecher.

Ihr nicht, das ſchwöre ich in Eure Seele.

Otto.

Ich nicht. Sechs Monate ſchmachtete ich in einem Kerker, den die Diener des Gottes, der die Menſchen zur Freiheit erſchuf, zum Trotz gegen ſeine ſchöne, erquikkende Luft ſetzten. Im verpeſteten Dunſte, unter Kröten und Eidechſen, moderte mein Gewand, mein Blut war ſtockend, mein Bart grau. Ich berief mich auf meine Familie, Mönche kennen dieſe Bande nicht — und in des Monarchen Ohr ließen ſie mein Geſchrei nicht kommen Schon war mein Urtheil geſprochen, ſchon der Tag beſtimmt, wo Feuer dem elenden Leben ein Ende machen ſollte.

Da erſchien, im Gewande des Schrekkens, eine Nacht der Rettung. Der ſchlängelnde Blitz drang in den Kerker, ſtürzte die Mauer ein, und zeigte mir Gottes freie Luft in zürnender Geſtalt. Die Minute,

für Hunderte vielleicht Tod, brachte mir Leben und Freiheit. Ich floh, ſo lang' ich fliehen konnte.

Storzenbecher.

Ich muß — ich muß Euch unterbrechen. Dieſe Nacht — o welche — welche war es? Sinds nicht drei Monden? War es an einem Sonntage?

Otto.

Sollte dieſe dem Gedächtniß entflohen ſeyn? Drei Monden ſinds — am nächſten Sonntag werden ſie es. —

Storzenbecher.

Gefährte meiner Trübſale, komm an mein Herz. Wir litten beide in dieſer fürchterlichen Nacht. Doch erſt deine Rettung.

Otto.

Im dicken Walde ſah ich den Schein eines Lichts. Was konnt' ich fürchten? Ich gieng drauf zu, und Räuber nahmen mir die Feſſeln ab, die der Kirche Söhne mir angelegt — und Freibeuter hatten Erbarmen, und ſchwuren, mich nicht zu verlaſſen.

Noth und Dankbarkeit bestimmten mich, mit ihnen hierher zu ziehen.

Storzenbecher.

Und ich will dein Gemüth zur Rache stimmen. In eben dieser Nacht floh ich mit dem unglücklichen Herzog Albrecht. Ich schlug mich durch ein kleines Heer von Feinden, aber, leider! ohne ihn. Ohne Aussicht, ohne Freund, ohne Hülfsquellen wich auch ich dem Schicksal, und wurde, was ich bin.

Otto.

Im Leben und Tod bin ich der Eure.

Storzenbecher.

Wohlan denn, diesen Handschlag — des Bundes Siegel und der Rache Schwur in Eure Hand.

Neunter Auftritt.

Gädicke (mit blutigem Dolch). Die Vorigen.

Gädicke.

Hussah! Glück auf! Der Priester kann sich nun versuchen. Wir sehen feindliche Masten.

Storzenbecher.

Und dieſen Dolch' in Eurer Hand — Und dieſes Blut an Euren Fingern. Weſſen iſt es? Was ſoll das wilde Starren?

Gädicke.

Ich hab' ein Bundesopfer Euch geſchlachtet. Es kam mir ein Gefangner in Wurf. Er ſchien fliehen zu wollen. Ich packt' ihn an. Um meines alten grauen Vaters willen, ſprach er, ſchonet mein! Wer biſt du? donnerte ich fürchterlich ihm zu. Des alten Bürgermeiſters Hooboah Sohn.

Ha! dacht' ich, dieſes Opfer iſt der Mühe werth, und ſtieß ihn nieder.

Storzenbecher.

Ueber dich ſein Blut, Unmenſch!

Otto.

Wehe! Einen wehrloſen Gefangnen zu morden. Kann da auch Glück ſeyn?

Gädicke.

Ha! Ihr ein Kriegsmann? Man hörts, was Ihr geweſen ſeyd. Ich bin

zum Schulmeiſter verdorben. Aber Ihr habt Euch an den rechten Mann gemacht. Manchmal hat Storzenbecher noch ſo eine Anwandlung davon. Wollt Ihr nicht Kapuziner werden, Klaus?

Storzenbecher (ihn ſchüttelnd).

Gedenkt des Kompaſſes, Gädicke! Das einemal iſt vorüber. (Trompetenſtöße.)

Gädicke.

Ha! wartet doch bis nach der Schlacht. Euer Muth und der meinige ſind dort noch wichtig.

Storzenbecher.

Du giftige Schlange! Noch einmal alſo dir verziehen! Kommt, Otto! Ihr bleibt mir zur Seite. Ihr, Gädicke! kommt mit dem Nachtrab uns zu Hülfe, ſobald es Noth iſt.

Gädicke.

Schon gut!

Zehnter Auftritt.

Erich. Kurd. Die Vorigen. Verſchiedene Räuber.

Erich.

Die Schiffe kommen näher. Wir halten ſie für Engländer. Sollen wir Jagd machen?

Storzenbecher.

Allerdings. Nun, Wigbald! da gilt's Eure Rache. Die Stunde der meinigen wird auch bald erſcheinen.

Gädicke.

Engländer! Hui! da giebts reiche Beute. Der Erſte iſt der glücklichſte. Fort, fort zum Kampf!

Storzenbecher.

Sogleich. Laßt die Anker lichten. Seyd achtſam aufs Wort, und raſch zur That. Die erſten beim Entern werden aus meiner Hand belohnt.

Kurd.

Ihr war't ja ſonſt mit uns zufrieden —

Erich.

Und Euer Lob war uns stets mehr, als Euer Lohn. Das seyd Ihr überzeugt.

Storzenbecher.

Brav! (Trompetenstoß.) Ein neues Zeichen. Eilt! Fort! Geht mit ihnen, Sädicke. (Sädicke und die Räuber ab).

Storzenbecher.

Wie stehts um Euch, Otto? Nicht wahr, ein kleiner Schauder. Ein Flüstern in Euch: bleibt zurück! O ja! wer etwas zu verlieren hätte, Wigbald! dem wollt' ich selber sagen: Kehre wieder in den Schooß der Deinen! Ihr aber. Steht nicht die Gruft, die den Jüngling alt machte, vor Euch? Vergeßt Ihr ganz der schnöden Wuth der Mönche, und lodert der geheimen Sehkraft nicht der Scheiterhaufen mehr?

Otto.

Ha, welch ein Bild! Zur Rache, grosser Mann! zur schnellen Rache! Mir öffnet sich in dem Gedanken eine Seligkeit. Ich schäme mich nicht meiner Schwäche,

aber die erwachende Stärke iſt mir willkommner. Auf! Keinen Augenblick verſäumt!

Storzenbecher.

Wenn Sieger Jubel und Beſiegter Angſtgeſchrei ſich miſchen, wenn Schiff an Schiff mit ſchrecklichem Geprasſel kracht — wenn Tod und Rache jeder Zunge Loſung iſt, dann ſind wir wieder, aber beſſer, wie in jener Nacht — dann iſt Vergeltungsrecht auf unſrer Seite — und dann gilts Ehre — Wigbald — oder Tod —

Otto.

Zur Rache — oder zum Tode!

Beide.

Zur Rache — oder zum Tode! (ab)

Zweiter Aufzug.

(Vorige Gegend. Nach einer Muſik, die erſt leiſeres Getöſe, und endlich die Schrecken einer Nacht bildet, geht der Vorhang auf, und zeigt die letzten Anſtrengungen der Beſiegten, und den Triumph der Sieger. Storzenbecher hat ein Schiff erobert.

Erſter Auftritt.

Storzenbecher (das blutige Schwerd in der Hand). Viele Räuber (ſteigen aus).

Viele.

Huſſah! Es lebe der Hauptmann!

Storzenbecher.

Gut, Kinder! Ihr habt brav gefochten; der Lohn ſoll euch nicht fehlen. Jetzt

laſt mich einen Augenblick allein. (Räuber ab.)

Wie iſt mir! bin ich ungeſtimmt? Dieß Gefühl nach einem Kampfe, wo ich ſonſt froh den Geiſt erhob.

Warum noch das Röcheln der Sterbenden in meinem Ohr? Warum noch dieſes Greiſes Bild vor mir? Und welcher Dämon bildet ihn zur Geſtalt meines unglücklichen Vaters um. Wäre ich vielleicht ſein Mörder! Durch alles, was ich that, ſein Mörder? (Er betrachtet ſein Schwerd). Du rauchſt noch vom Blute der Erſchlagenen — vielleicht der Unſchuld. (Er wirft es weg) Fort! deine edelſte Beſtimmung — der Schutz der Unſchuld iſt dahin (Er wirft ſich in ein Zelt).

Zweiter Auftritt.

Erich. Kurd. Storzenbecher.

Erich.

Die Kette iſt mein.

Kurd.

Mein iſt ſie. Ich nahm den Gefangnen.

Erich.

Ich sah die Kette zuerst, und riß sie ihm weg. Du den Gefangnen, ich die Kette. Wir theilen billig.

Kurd.

Laß den Hauptmann entscheiden.

Erich.

Ich bin es zufrieden.

Storzenbecher (steht auf)

Menschen, die vorher mein Los dem Lohn vorzogen, streiten jetzt um eine Kleinigkeit. Ich gebe jedem von euch funfzig Goldstücke, dir für den Gefangnen, und dir für die Kette.

Beide.

Wir sind es zufrieden.

Erich.

Nun aber, Hauptmann! den Grund, warum ich die Kette nicht geben wollte. Seht das Bildniß daran! Ists nicht, als wäre es das Eure?

Storzenbecher (betrachtet es).

Himmel! was ſeh ich! Sagt mir, wer trug die Kette?

Kurd.

Wer, das weiß ich nicht, aber ein weiß gelockter, ohnbärtiger Knabe war's. Hätte wohl beſſer gethan, hinter der Mutter Ofen zu bleiben. Aber doch, tapfer war er, und den Fang machte er mir ſauer genug.

Storzenbecher.

Schnell, ſchnell, Kurd! war er groß?

Kurd.

Ein weichlicher Bube, kaum ausgewachſen. Aber Ihr könntet ihn ſchon ſehen, hieltet Ihr mich nicht auf.

Storzenbecher.

So eile, lauf, bring ihn. Dann haſt du vielleicht viel bei mir zu gute.

Kurd.

Ich verſteh' ihn nicht. Ich werd' ihn bringen. (Kurd und Erich ab).

Storzenbecher.

Ermordet! Gerechter Gott! Meinel: dig meiner vergeſſen, und mein Kleinod verſchenkt! Richter dort oben! Sollte auch das noch zu meinen Leiden?

Gemach, gedrängtes Herz! Es giebt ein Drittes. Kann ſie nicht ſelbſt es ſeyn?

Phantaſie! ſpielſt du mit mir! Iſt der Nebel der Täuſchung auch mir noch aufbe: halten. Freude, Jammer, Entzücken, Ra: che, Verzweiflung — welche von Euch wird ſich mir nähern. Gott! was ſehe ich? Iſt es ein Traum! (Er taumelt einige Schritte zurück, und hängt die Kette um.)

Dritter Auftritt.

Kurd. Bertha von Trolle (in hal: ber Rüſtung, gefeſſelt). Storzenbe: cher.

Bertha.

Wohin ſchleppt Ihr mich, Unſinniger! Ihgehe nicht weiter.

Kurd.

Ihr geht zum Hauptmann, an ihn habe ich Euch verkauft.

Bertha.

So! Ihr treibt einen feinen Handel. Vermuthlich ein noch ſchwärzeres Ungeheuer, als Ihr.

Kurd.

Läſtert nicht unſern Hauptmann, unhärtiger Bube. Dankt es dem Geſchick, daß Ihr nicht mehr mein ſeyd, ſonſt hätt' ich Euch bös gelohnt für dieſes Wort. Hier, Hauptmann, iſt Euer Gut. Ich gehe mit Erich, auf Eure Geſundheit eins zu trinken. (ab)

Storzenbecher.

Willkommen, junger Mann! aus vollem glühenden Herzen willkommen!

Bertha.

Welche Anrede iſt das, und welche Stimme war das! Spottet Ihr meiner, oder das Schickſal?

Storzenbecher.

Weg mit den Feſſeln; (er zerreißt ſie) und weg mit der Verſtellung! Bertha!

Kennst du Storzenbechern nicht mehr? diese Kette nicht — das Pfand unsrer Vereinigung?

Bertha.

Heiliger Gott! was seh' ich! Bist du es, Storzenbecher? du — dessen Gefangner ich bin?

Storzenbecher.
(Wirft die Sturmhaube ab.)

Ich, ich selbst bin es, der dich in seine Arme schließt, der durch all' diese Verkleidung hindurch dich erkannte — denn was vermag dein liebendes Auge, deine süße Stimme zu verhehlen. — Deine Gegenwart ahndete ich, meine Bertha! — Oder solltest du diese nicht mehr seyn? Hättest du mich auch verstoßen, wie Alle in der Welt?

Bertha.

Einziger! Theuerster! Ists möglich? In dieser Minute finde ich dich wieder — und träume nicht? und fühle: es ist Wahrheit?

Storzenbecher.

Ja, du bists noch — bist noch meine Bertha.

Bertha.

Ich ſollte es nicht ſeyn? Fühlſt du dieſen Druck der Hand? Sagt dieß Auge, dieſe Umarmung dir Zweifel?

Storzenbecher.

Du biſts — du allein. Mein guter Fürſt hat Alles verloren — Gott! wie anders iſt das, als es ſonſt war. Auch du, Bertha! biſt anders. Nicht dein Herz, deine ſchöne Seele nicht. Aber dein Aufzug. Warum ſo? Warum hier? Deine Hände zittern in den meinigen. Ein geheimes Grauſen durchbebt deine Nerven! Was iſt das?

Bertha.

Erinnerung, Storzenbecher! ach Gott! bittre Erinnerung des Vergangenen. Da ſtehen ſie vor mir, unerhörte Greuel, nie geſehen, ſeit die Welt ſtand. —

Storzenbecher.

Was? Ich kenne Greuel. Ich bin der Schreckniſſe gewohnt. Aber du —

Bertha.

Storzenbecher, liebteſt du deinen Vater?

Storzenbecher.

Himmel und Erde! warum fragst du das?

Bertha.

Glaubst du, Geliebter! daß mir der meinige alles — alles war?

Storzenbecher.

Weiß ich das nicht. Theuer mir durch dieſen und ähnliche Züge, gewanneſt du das Herz, was keinem Weibe huldigen wollte. Ich ahnde ſchreckliche Dinge. Daß du die Sanftmuth deines Geſchlechts ablegteſt, daß du in Rüſtung erſcheinſt, unter die Wildeſten des Menſchengeſchlechts dich miſcheſt — Bertha! ſprich! Was that man?

Bertha.

So waffne dich mit Standhaftigkeit. Dein Vater ſtarb auf dem Blutgerüſte den Tod von Henkers Hand, weil er Albrecht nicht verrathen wollte.

Storzenbecher.

Ha! den Fluch der Ewigkeit über ſeine Mörder. Rede weiter! Dein Auge rollt. Dein Herz bewahrt noch ſchrecklichere Dinge.

Bertha.

(Steigend im Affect.)

Mein Vater verlor Adel und Güter, ward an der Stirn gebrandmarkt, und des Landes verwiesen (bitter), und erſt heute ſo glücklich im Gefecht an meiner Seite ſein Leben zu enden.

Storzenbecher.

Rache der Hölle! Tauſendfach für ihn!

Bertha.

Mich gab man der Wuth des Pöbels preiß. Aber Mitleid, wo ſonſt keins iſt, erweckte mir Schonung. Sie wollten mich in wüthendere Klauen geben, als die ihrigen. Die Heſe der Menſchheit beſchämte ſie, die Schande und Tod über mich beſchloſſen. Halbtod brachte man mich auf das Schiff zu meinem Vater. —

Storzenbecher.

Entſetzlich!

Bertha.

Dich hat man im Bilde gehenkt —

Storzenbecher.

Halt ein! Ich unterliege der Menschheit! Schöner Tag des Wiedersehens! Was ist aus dir geworden! Weg dann jede Hoffnung der Rettung.

Geister der Finsterniß! Hört mich! Vor euren Augen lege ich alles noch übrige Gefühl von Menschheit ab, und rufe Wehe! tausendfaches Wehe über meine Feinde! Felsen sey meine Brust, Eisen dieser Arm, zu rächen das Blut meines Vaters — die Schande des Deinen. Ich danke dir, Bertha! für Riesenglück und Riesenkraft, die du mir gabst.

Bertha.

Storzenbecher!

Storzenbecher.

Nenne ihn nicht mehr den Namen, den die Nachwelt mit Abscheu und Zittern aussprechen wird. Sieh! dort senkt die Sonne ihre Stralen ins Meer. Auch meine Sonne geht unter — aber schrecklicher als sie. Donnerstürme schleudern sie hinab — und niemand blickt mir in der Hoffnung nach, mich wiederzusehen.

Bertha.

So lohnst du mir das Wiederſehen! So ſegneſt du Bertha's Erſcheinung!

Storzenbecher.

Segen ward mir zum Fluch. Auch die würde es ſo ſeyn — iſt es ſo. Sein Körper ruht in den Wellen. Aber ſeinem Geiſte will ich ein Todesopfer bringen.

Bertha.

Rolle dein Auge nicht ſo wild. Ich, ein Weib, widerſtand allen dieſen Stürmen, und glaubte bei dir Rettung und Troſt zu finden. Und du — ein Mann, wollteſt nicht tragen, und wollteſt nicht wenigſtens Milde von mir lernen!

Storzenbecher.

Bertha! deine Ruhe iſt nicht die meine. Dein Herz — dein Gewiſſen ſind rein. An deinen Händen klebt nicht Blut der Ermordeten. Dein Wiederſehen weckte nur verlorne Glückſeligkeit. Mein Licht verlöſcht. Schlaf wohl, liebes Mädchen! ſchlaf wohl!

Bertha.

Unglücklicher! du wolltest mich verlaſſen? Wo willſt du hin?

Storzenbecher.

Weiß ich das. Hier (er hängt ihr die Kette um), nimm das Pfand unſerer Liebe wieder. Ich wähnte mich einen Mann — aber das kann ich nicht tragen. Leb wohl — Bertha!

Bertha.

Nein! ich laſſe dich nicht — leben oder ſterben mit dir. Zuviel hab ich erlebt, um ohne dich zu leben. Nach ſolchem Tode unſerer Väter bitt' ich den Tod von dir als eine Wohlthat. Verſtehſt du — einziger Geliebter — du giebſt mir Ruhe — kannſt ſo leicht ſie geben.

Storzenbecher.

Hab ich dich verſtanden? Schöne Blume! du ſollteſt an meiner Seite blühen — du ſollſt das nicht — doch auch durch meine Hand nicht welken. Laß Augenblicke mir, ſo will ich mich zu faſſen ſuchen. Ich kehre wieder, ſo wahr ich Storzenbecher heiße. (ab)

Bertha.

Er geht, Verzweiflung im Herzen. Und wie iſts hier? (aufs Herz zeigend) Ach, wenig verſchieden, nur daß noch Liebe für ihn heiß und bleibend iſt. Was habe ich verbrochen? und könnte meine Unſchuld ſeine Schuld nicht tilgen? Nein! ich laſſe ihn nicht. Gefahr und Kampf — der böſen Launen herben Schmerz, der guten ſanftes, wenn ſchon ſeltnes Lächeln — alles mit ihm zu tragen, gebietet mir unausſprechliche Liebe.

Vierter Auftritt.

Bertha. Verſchiedene Stimmen, Thedel. Hermann. Fiſcher.

Stimmen (von auſſen).

Hierher! Hierher!

Bertha.

Welch ein Geräuſch!

Stimmen.

Hier muß des Hauptmanns Zelt ſeyn.

Bertha.

Verrätherei! Und ihn gilt es. Ha, Storzenbecher! giebst du Bertha nicht den Tod, so kann sie ihn wohl sich für dich erkämpfen. Kein Schwerd — Fort denn in sein Gezelt — Vielleicht find' ich dort irgend eine Waffe, damit sie unbewehrt nicht meiner schonen. O Storzenbecher — es galt vielleicht dein Leben, und deine Bertha kann es retten.

(Sie geht ins Zelt. Thedel und Hermann treten vor.)

Thedel.

Dort liegen die Raubschiffe, und dieses ist sein Zelt.

Hermann (zu den Fischern).

Habt Dank. Du, Thedel! bleibst hier. Ach! er ist gekommen, der schöne Augenblick, wo ich dem Staate dienen kann. Mein kühner Muth ist nicht Verwegenheit. Ich will Mann gegen Mann mich messen, und mich beseelt das Vaterland. Marie — Mutter — Vater — betet in diesem Augenblick für mich. (Er will ins Zelt, Bertha tritt ihm entgegen.)

Bertha.

Nicht weiter! Nicht einen Schritt, wenn ich nicht Lärm rufen ſoll.

Hermann.

Nehmt Warnung an, Ihr ſeyd unbewaffnet, ſonſt wäre euer Leben ſchon dahin.

Bertha.

So redet! Wer ſeyd Ihr? und welche Abſicht führt Euch her?

Hermann.

Wir ſind Hamburger; gekommen, Eurem Frevel ein Ziel zu ſetzen. Mehr braucht Ihr nicht zu wiſſen. Greift thn, und er ſey unſer Führer.

Bertha.

Laßt mich! (ſchreiend) Verrath! Verrath! O Storzenbecher, warum verlieſſeſt du mich!

Hermann.

Den Spießgeſellen ſucht' ich eben. Fort, führe mich zu ihm.

Fünfter Auftritt.

Viele Räuber (von den Schiffen kommend, und ſchnell über die Bühne). Vorige.

Kurd.

Heda, Kameraden! heraus! Verrath! Es giebt zu fechten.

Alle.

Wo — wo —

Erich.

Mir nach. Wo iſt der Hauptmann?

Kurd.

Er gieng die Felſenkette entlang.

Erich.

So eil' ihm nach, wir brauchen ihn (Alle ab).

Thedel.

Hauptmann! Die Zahl Eurer Leute iſt klein. Jetzt iſt der Rückzug noch möglich. — Wie, wenn wir Verſtärkung erwarteten?

Hermann.

Ich weiche nicht. Herbei ihr Uebrigen (Seine Leute kommen zum Vorſchein). Haltet Euch tapfer, brave Hamburger! Macht eurer Vaterſtadt Ehre. Wir werden hart zu kämpfen haben — doch deſto rühmlicher der Sieg.

Sechster Auftritt.

Gädicke. Die Vorigen.

Gädicke.
(Von der Schiffsſeite).

Herbei, Kameraden! Schlagt tod! Vergeßt das Plündern nicht. Bei den Hamburgern iſt was zu holen.

Einige Räuber.

Wohlgeſprochen, Hauptmann!
(Sie fechten.)

Siebenter Auftritt.

Wigbald. Die Vorigen.

Wigbald (im Vordergrunde).

Was giebts hier?

Gädicke.

Schnepfen zu fangen. Haltet die Bratspieße bereit.

Hermann.

Elender! Willst du unser spotten. (dringt auf ihn ein.)

Gädicke (fechtend).

Wigbald! Kommt mir zu Hülfe. Er übermannt mich.

Bertha.

(reißt einem Räuber das Schwerd weg.)

Mir dieses Schwerd. Nun sollen sie mir wohl die Wahl zwischen Freiheit und Tod lassen (Sie ficht, und schlägt sich durch).

Ein Hamburger Soldat.

Hauptmann! Wir haben den Gefangenen nicht erhalten können. Er ist entflohn. Die Räuber dringen von allen Seiten ein.

Wir bedürfen eures Beiſtandes. (Der Lärm wird ſtärker. Hermann ſammlet die Seinen um ſich, und zieht ſich fechtend zurück. Die Räuber verfolgen ihn. Das Gefecht zieht ſich auf die Gebirge und Felſen.)

Wigbald (zu einigen Räubern).

Sammlet euch um mich — wir wollen ihnen dort den Paß verrennen. (Er zieht ſich auf die andere Seite der Felſen.)

Gädicke (allein).

Sapperment! Kaum mit heiler Haut davon. Nun will ich mich ſchon hüten. Man verliert nur einmal den Kopf.

Aber woher das auf einmal? Ein Ueberfall? Und Storzenbecher fehlt! Wie wenn das abgeredet wäre. Wenn er ſich das Verdienſt des ehrlichen Mannes geben — und uns opfern wollte! Ein Gedanke — wenn er auch nicht wahr iſt — wahrſcheinlich gemacht, und er ſchlägt ihn zu Boden, und hebt mich wieder auf meine erſte Stufe.

Achter Auftritt.

Storzenbecher. Gädicke. Kurd.
(In der Ferne Gefecht.)

Storzenbecher.
(Wild hereinſtürzend.)

Wo ſind ſie — daß ich ſie aufreibe! Ihr da, Gädicke! — Wo iſt der junge Kriegsmann, den ich hier ließ?

Gädicke.

Bin ich Euer Gefangenwärter?

Storzenbecher.

Wo ſind die Feinde?

Gädicke.

Dort! ſeht ſie auf dem fernen Felſen.

Storzenbecher.

Und Ihr hier müßig?

Gädicke.

Ich pflege mich nach der Weiſe meiner Obern zu richten.

Storzenbecher.

Elender! — (Zu Kurd) Siehſt du den jungen Mann?

Kurd.

Ich ſehe ihn umringt von Vielen. Ich eile ihm zu Hülfe (ab).

Storzenbecher.

Ich fordre ihn von Euch, Gädicke. Ihr rettetet ihn nicht. Jetzt will ich ſtreiten, dann zur Verantwortung. Die Nacht bricht ein. Erſt ſoll der Feind fallen — dann der Verräther (ab).

Gädicke.

Die Nacht — ja, das iſt deine Schreckensnacht! Du überlebſt ſie nicht, oder du biſt gedemüthigt. Der Ueberfall kam durch Verrätherei, nicht durch ihn. Die Fiſcher ſollen dafür büßen. Wenn Finſterniß ſie deckt — ſollen ihre Hütten ihnen zum Kundſchaften leuchten. He, Schiffleute! iſt dort alles in Ordnung?

Eine Stimme von den Schiffen.

Alles, Hauptmann. Wir können Anker lichten, ſobald Ihr wollt. (Die Felſen füllen ſich mit Kriegern.)

Gädicke.

Sie kommen wieder näher. Ich will dem Dinge ausweichen.

Neunter Auftritt.

Bertha. Gädicke (verborgen), hernach Hermann.

Bertha.

So muthig kämpfen kann mein Geſchlecht? Bin ich denn wirklich in Sicherheit? Hört' ich nicht noch klirrende Schwerder? Hab ich mein Leben erbeutet? Arme Bertha! welch ein Leben!

Gädicke (vor ſich).

Bertha. Alſo ein Weib — darum alſo ſo wild — darum ſo entrüſtet.

Bertha.

War hier nicht eine Stimme? Freund oder Feind?

Gädicke.

Mir alles recht, doch will ich mit Euch nicht anbinden. Seht hinter Euch — Ihr habt genug zu thun.

Hermann (kömmt).

Zum zweitenmal finde ich dich. Nun ſollſt du meiner Hand nicht wieder entrinnen.

Bertha.

Held wirſt du durch mich nicht. Komm her, und kämpfe wider ein Weib —

Hermann.

Ein Weib!

Bertha.

Ja, Storzenbecher iſt mein Geliebter — darum vertrat ich dir den Weg — darum tret' ich jetzt gegen dich, um ihm die Mühe zu erſparen, dich zu tödten.

Hermann.

Ich fechte gegen kein Weib.

Bertha.

Vertheidigen mußt du dich wohl gegen ein Weib. Wähnſt du, daß man den groſ-

ſen Storzenbecher lieben könne, ohne tapfer zu ſeyn?

Hermann.

Laß mich. Was habe ich mit dir. Groß iſt er, auch du kannſt es ſeyn. Seine Größe iſt uns aber ſchädlich. Laß uns Friede machen, und laß ihn mit mir kämpfen. Auch ich habe eine Geliebte, und eine von euch muß verlieren, was ihr Herz beſitzt.

Bertha.

Verlieren? Ihn verlieren? Dann bin auch ich verloren. Alſo — (ſie zieht ihr Schwerd) Vertheidige dich, wenn ich den Feind des Geliebten nicht durchbohren ſoll.

Hermann.

Du biſt an deinem Schickſal ſchuld
(Sie fechten).

Zehnter Auftritt.

Storzenbecher (vom Felsen ſtürzend). Die Vorigen. Dann Hermanns Krieger. Räuber.

Storzenbecher.

Halt ein, Verwegner! Du kämpfſt mit meinem Weibe. Hierher — zum Mann! (Er drängt ſie auseinander.)

Hermann.

Wohl mir. Mein Wunſch iſt erfüllt. Du biſt der Storzenbecher, deſſen Größe ich verehre. Aber du biſt meines Vaterlandes Feind. Kennſt du die Rechte der Ritterſchaft? Hier liegt mein Handſchuh. (Zu der Menge) Ihr alle ſeyd ſtill. Wir wollen dieſe Sache ſchlichten. Der Beſiegte iſt des Siegers Gefangner.

Storzenbecher.

Es ſey! Hier iſt mein Handſchuh. Wer du auch biſt, dein Muth verdient Achtung. Aber zu wiſſen wünſchte ich deinen Namen, und warum du gerade mich ſuchſt.

Hermann.

Mein Name thut zur Sache nichts. Für Ebenbürtigkeit bürgen dir meine Gefährten. Dich ſuch ich, weil ohne Haupt die ſchlimme Sache in nichts zerfallen muß. Dich nur konnt ich unter dem ganzen Haufen achten, — deswegen auch nur mit dir fechten. — Das iſts, was ich zu ſagen habe. Nun ſpricht mein Schwerd.

Storzenbecher.

Auch das (Sie fechten lange mit zweifelhaftem Glück). Halt, Jüngling! deine Tapferkeit ſetzt mich in Erſtaunen. Noch einmal, dein Name?

Hermann.

Glaubſt du, ich ſey gekommen, um Scherz zu kämpfen Man wagt nicht, was ich wage. — Man bringt nicht Opfer, wie ich ſie gebracht — um bei der Rückkehr zu ſagen: Ich focht mit Storzenbecher, und wir verglichen uns. Wenn du in meiner Macht biſt, ſollſt du wiſſen, wer ich bin.

Storzenbecher.

So erfährt der Abgrund deinen Namen ehe, als ich, Tollkühner. (Sie fechten, Storzenbecher wird verwundet.)

Hermann.

Ihr blutet! Wollt Ihr euch ergeben? Noch, Storzenbecher, kömmt ein Augenblick in mir empor, der deine Größe nur malt. Sey mein Gefangner.

Storzenbecher.

Ha! Was wagst du mir zu sagen. Du hast dein Urtheil dir gesprochen.

(Sie fechten wüthend, Storzenbecher trifft Hermann schwer, er sinkt, und wird entwaffnet.)

Hermann (im Fallen).

O mein Vater! meine Marie!

Storzenbecher.

Du wolltest es, und als Besiegter bist du mir noch werth. Ist deine Wunde tödtlich, so verliert dein Vaterland viel.

Hermann.

O wäre sie es! Wisse, ohne deinen Tod, oder Gefangenschaft, konnte ich doch

nicht ruhig — nie glücklich ſeyn. Des Schickſals Lauf iſt unerforſchlich. Doch wiſſe — mein Rächer kömmt. Ich wollte ihm nur zuvoreilen — und mein Vorwitz ward beſtraft. Wenn ich den Augenblick der Rache nur erlebe — dann wohl mir.

Sterzenbecher.

Noch einmal, Jüngling, deinen Namen. Ich will ihn ehren, ſchwör ich dir. Bertha! hilf mir ihn bitten.

Bertha.

Junger Mann! Du nanntest im Fallen den Namen Marie. Ach! du liebſt. Bei dieſem Namen, der dir in der entſcheidenden Minute ſo werth war — bei dieſer ſicher heißen Liebe bitte ich dich — verſage nicht denen deinen Stand, die nicht mehr deine Feinde ſind.

Hermann.

Nicht meine — das zeigen dieſe Augenblicke — aber doch der Meinigen. Ich werde aber nie der Liebe die Pflicht opfern. Euch allen, die ihr mit mir ſeyd, gebiete

ich ſtrenges Stillſchweigen. Der Himmel würde rächend den zerſchmettern, der meinen Namen nannte. Hab ich nicht nutzen können, ſo will ich auch nicht ſchaden.

Iſt meine Wunde heilbar, werd ich gerächet und gerettet, ſo kann nur das vor neuen Kampf mich ſchützen, wenn Ihr derer Freund werdet, für die ich dieſes that. Ich habe einen theuren Schwur gethan. Ich halte ihn, oder ich ſterbe. Nun führet mich, wohin Ihr wollt. (Geht ab. Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Das Theater wie im zweiten Akt. Nacht.

Erster Auftritt.

Gädicke. Viele Räuber (mit Pechkränzen und Fackeln).

Gädicke.

Das wird eine Nacht. Finster, wie das Grab — Gewitter am Himmel, Feinde auf dem Meere, Verräther am Lande; die letzten will ich lohnen. Kinder! seyd ihr bereit?

Räuber.

Alles ist fertig.

Gädicke.

Nun ſo folgt mir. Ich führe euch den nächſten Weg. Wo ihr eine Hütte ſeht, da zündet an — dringt ein — plündert — es wird doch etwas zu erobern ſeyn. Und haben wir genug, ſo wollen wir mit unſerm Schiffe auf und davon. Der Brand ſoll uns leuchten.

Räuber.

Bravo, Hauptmann! wir folgen dir.

Gädicke.

Mag er dann mit ſeinem Liebchen winſeln, bis die Feinde ſie aufgerieben. Gelingt mir's noch, ſein Volk gegen ihn aufzuwiegeln, dann kann er mich auch nicht verfolgen, wenn er auch ſiegte. Wigbald iſt ſein Herzensfreund — ſie haben ſich verrathen, das Mädchen und er. Dem hat er ſie anvertraut. —

Räuber.

Hauptmann! es wird Zeit.

Gädicke.

Kommt! Kommt! wir wollen zünden, daß es bis im Himmel lodern ſoll. Auch

donnert es ſchon in der Ferne. Vielleicht hilft uns der Himmel mit.

(Es donnert und blitzt.)

Zweiter Auftritt.

Storzenbecher, Bertha, Wigbald (kommen aus dem Zelt).

Storzenbecher.

Es iſt gewiß Ahndung, Wigbald! Bertha! Wie leicht war mir's ſonſt nach einem Gefecht ums Herz, beſonders wenn ich es mit einem tapfern Mann zu thun hatte. Und wie iſt mir jetzt?

Schwer ruhen ſeine Worte in meinem Gedächtniſſe: Der Rächer kömmt! Ja, er wird kommen! Blutig ſinkt die Sonne, Die Nacht wird fürchterlich.

Bertha.

Laß doch nur einmal deine Bertha einen Stral der Wiederkehr ſehen. Ewig ſchwer drückt deine Angſt mich härter, als

alle meine Leiden. Du ſollteſt mich aufrecht halten, und ich muß dich tröſten.

Wigbald.

Wenn dein Muth fällt, was ſollen wir thun?

Storzenbecher.

Muth! Iſt er nicht eine Gabe uns gegeben — und der ihn gab — Gott! laß mich den Gedanken nicht denken — daß er ihn nie wieder nehmen würde. Was wär' ich ohne Muth! Mein Grab im Augenblicke offen, aber nur ihn mit hinein.

Nein! Es iſt auch nicht ſo. Ein Augenblick der Schwachheit. Ich bitte, laßt mich jetzt ein wenig allein. Ich bitte, Bertha, gute liebe Seele! Ich bitte, Wigbald!

Bertha.

Ich kann dir nichts verſagen. Doch wiſſe, thuſt du etwas, was einſam mich zurückläßt — ſo hab ich Muth. Ich warf mich in die Rüſtung, ich warf mich in der Feinde Schaaren, ich werde auch dem Tode mich in die Arme werfen können. Kommt, Wigbald! (ab mit Wigbald.)

Storzenbecher.

Ich wollte — ja — ich wollte dieſes thun — und ſie hat mich gerettet. So war ſie doch zu etwas Gutem mir geſandt. (Es donnert und blitzt heftiger.) Nein, ich will keines feigen Todes ſterben.

Komm näher, groſſer Rächer, wenn du dort oben es biſt. Dein Sturm heult um mich — deine Wellen brauſen. Dein Blitz umgiebt mich, und dein Donner brüllt in mein Ohr. Ich aber ſtehe feſt, und warte ſelbſt deines Gerichts!

Was iſt das? (Es entſteht ein Feuer nach dem andern in den Fiſcherhütten.) Das kann der Blitz nicht gethan haben! So ſchmetterte der Donner nicht. Das iſt der Bube Gädicke — und ſolcher Mordbrenner Spieſsgeſelle bin ich!

(Ein heftiger Schlag zündet das Feuer im Leuchtthurm.) Nun leuchtet mir deine Todesfackel, Ewiger! Hinweg denn zu der Beſtimmung meines Schickſals! (ab)

Dritter Auftritt.

Erich. Kurd. Mehrere Räuber.

Kurd.

Hier wollen wir unſer Wachtfeuer machen.

Erich.

Was ſtarrſt du vor dir hin, Baldwin?

Baldwin.

Sahſt du den Hauptmann?

Erich.

Nein! Warum aber —

Baldwin.

Ich denke, wir werden ihn nicht lange mehr ſehen.

Kurd.

Mir war's, als hörte ich ſeine Stimme durch den Sturm. Mich ſchauderte. Er war heut ſonderbar.

Baldwin.

Sonderbar und ſchrecklich. Ich habe Todesvögel rufen hören. Auch bildeten ſich

Flammen aus Gädickens Feuer, wie Schwerdtſpitzen gegen einander. — Er that nicht wohl mit den armen Fiſcherhütten.

Udo.

Ich hörte mehr. Es heulte wie Gerüchel des Sterbenden, und mir ſchien des Hauptmanns Rüſtung blutig im Norden zu ſchweben.

Erich.

Seyd ihr Männer? tapfre Kerls, und glauben an ſolche Lumpereien!

Baldwin.

Gut iſts nicht. Sein Blick war zitternd, unſtät. Ich ſahe ihn nie ſo.

Udo.

Ich wills Euch bald ſagen. (Er zieht einen Tiegel und Blei hervor, und ſetzt's ans Feuer.)

Erich.

Was willſt du ſagen, Geck.

Udo.

Das geſchmolzne Blei ſagt viel Dinge. Ich hab meine Weiſe, nehmet ihr die Eurige. Ich höre Geräuſch.

Vierter Auftritt.

Gädicke. Die Vorigen.

Erich.

He! wer da? Freund oder Feind?

Gädicke.

Ich bins — euer Freund, wenns noch welche giebt. Da ſitzt ihr in voller Ruhe — wärmet euch am Feuer — und wißt nicht, was vorgeht.

Alle.

Was? Was denn, Hauptmann?

Gädicke.

Verrathen — verkauft — preisgegeben ſeyd ihr alle.

Baldwin.

Hölle und Teufel! Von wem? Wo iſt der Hauptmann?

Gädicke.

Er iſt nicht verrathen — er hat verrathen.

Erich.

Verdammte Lüge!

Gädicke.

So hätte auch ich gesagt, wüßt ichs nicht.

Räuber.

Es ist nicht möglich. Er!

Gädicke.

Verläßt, verräth euch.

Räuber.

Der nie seine Zusage brach.

Gädicke.

Hat euch betrogen — verrathen — verkauft. —

Räuber (wild).

Gädicke! Gädicke!

Gädicke.

Nun was schreit ihr. (Er giebt ihnen einen Brief.) Da, lest, lest, und dann schreit.

Baldwin.

Wir kennen keine Schrift. Unsre Schwerdter schreiben mit blutigen Zügen.

Gädicke.

So ſchreibt dieſen entgegen. Die morgende Nacht iſt zur Ausführung des teufliſchen Plans beſtimmt. Der Jüngling iſt ein Weib. Sie und Wigbald ſind Kundſchafter. Sie allein gehen mit ihm. Er hat mit den Feinden Frieden geſchloſſen. Sich hat er ſicher geſetzt. Euch läßt er im Stiche. Dieſen Brief erbeutete ich von einem Boot, dem ich nacheilte. Er iſt von Kano — und morgen ſeyd ihr Sklaven oder tod. —

Baldwin.

Er ſoll ihn nicht erleben, den Morgen.

Gädicke.

So kenne ich euch wieder. Stürzt ſeine Falle ihm über den Kopf, daß er zerſchmettre.

Erich.

Ich gehe ihn aufzuſuchen.

Baldwin.

Ich mit euch. Ha, ich muß zuerſt ihn ſchamroth ſehen.

Gädicke.

Umſtände müßt ihr mit ihm nicht machen. Ihr wißt, er kann überreden. Dann ſteht ihr, wie die Memmen.

Räuber.

Wir gehen alle mit, und ſuchen ihn.

Fünfter Auftritt.

Storzenbecher (tritt zwiſchen den Felſen vor). Vorige.

Storzenbecher.

Wen ſucht ihr?

Räuber.

Dich, Verräther!

Gädicke (vor ſich).

Verdammt! Wär er nur noch Minuten weg geblieben.

Storzenbecher.

Mich? Hier ſteh ich — aber nicht, wie ihr wollt.

Baldwin.

Wort und That ſind bei Euch nicht mehr eins, wie ehedem.

Storzenbecher.

So müßt ihr mich ja wohl morden? Auch du, Baldwin? Stecke dein Schwerd ein — und ihr alle — ich, der Hauptmann, will's. (Alle ſtecken die Schwerder ein.) Nun redet!

Kuno.

Du willſt uns verlaſſen —

Ildo.

Fliehen mit dem Weibe, das du bei dir haſt, und den Freibeuter Wigbald. Du willſt zu Kano.

Erich.

Und du ſollſt Frieden machen wollen mit den Feinden?

Storzenbecher.

Und das wollt ihr mir beweiſen — ihr, für die ich Leib und Leben wagte — deren Eigenthum ich wie das meinige erhielt — denen ich nie eine Zuſage brach? —

Baldwin.

Vertheidige dich gegen dieſen Brief — ſo haſt du dich vertheidiget.

Storzenbecher.

Gebt her! Doch vorher ſagt mir, wer verbirgt ſich denn da immer hinter euch? Wer iſt der, der das Licht ſcheuet? Bringt ihn doch vor, daß wir ihn ſehen.

Erich.

Kennt Ihr denn Gädicke nicht mehr? Es iſt der nämliche, der euch den Kompaß ſtehlen wollte. Es iſt der nämliche, der uns die ſchönen Dinge von Euch erzählt, und dieſen Brief gebracht. Geht nur ans Licht, Herr Hauptmann! (Er zerrt ihn vor.)

Gädicke.

Was wollt Ihr von mir? Könnt Ihr denn läugnen, Storzenbecher, daß Ihr mit Nano im Briefwechſel ſteht? Könnt Ihr läugnen, daß Ihr am Geſtade des Meers nach dieſer Antwort ausſahet, läugnen, daß der fremde Jüngling ein Weib iſt?

Storzenbecher.

Tritt her, Halunke — der das Leben zehnmal ſchon verwirkt. Tritt her, und lies den Brief!

Gädicke.

Verzeiht, ich kann nicht Geſchriebenes leſen. Ich argwöhnte Verrätherei, und nahm den Brief.

Storzenbecher.

Wohlan denn. Laßt Schriftgelehrte kommen, wenn ihr nicht leſen könnt. Der Brief enthält meine Abſage an Kano. Wahr, daß er mir Frieden und Freiſtatt angeboten — aber ich habs abgewieſen. Hätt' ichs angenommen, ich hätte auch für euch geſorgt. Du, Elender! biſt meiner fernern Gemeinſchaft unwerth. Geh! (er ſchlägt ihn mit dem flachen Schwerd.)

Gädicke.

Der Schlag, beim ewgen Gott, ſoll Euch zerſchmettern! (ab)

Baldwin.

Sollen wir ihm nach — ihn zu Boden ſchlagen?

Storzenbecher.

Laßt ihn! — Er wird ſeiner Strafe nicht entfliehn. Wie ſtehts auf den Schiffen?

Erich.

Alles in Ordnung. Ihr könnt abfahren, wenn ihr wollt.

Baldwin.

Am Ufer fand ich ein Boot. Die Stangen warf ich ins Waſſer, das Boot zog ich ans Land. Es ſchien ein Hamburgiſches.

Erich.

Für dieſe Nacht ſind wir ſchon ſicher. Der Sturm läßt niemand nahe kommen.

Storzenbecher.

Ruft mir Wigbald! (Ein Räuber geht ab.) Du, Baldwin, treibſt unſre Burſche zuſammen. In einer Stunde muß alles bereit ſeyn. Wer nicht mit will, bleibt. Ihr alle auf die Schiffe. (Alle ab, bis auf Kurd und Ilbo, die am Feuer ſchlafen.)

Ihr ſchlaft? Sie mögen! — ach, wer auch ſchlummern könnte. Mich kettet eine unbekannte Macht an eine Ahndung

— wo keiner Gefahr ahndet. Ha! Bertha! Wigbald!

Sechster Auftritt.

Bertha. Wigbald. Die Vorigen.

Wigbald.

Ihr ließt mich rufen, Storzenbecher! und ungerufen kömmt noch einer mit mir.

Bertha.

Ich vermags nicht zu tragen ohne dich. Wähnst du, die Schreckniſſe des Tages und dieſer fürchterlichen Nacht, die einen Mann erſchüttern müſſen, könnten ein Weib ruhig laſſen?

Storzenbecher.

Fühl ich für mich ſo viel, wie für dich. Dein Schickſal iſt ſehr hart entſchieden. Du trugſt ſchon einmal Trennung von mir, und dein Herz zerriß nicht. Wird es den zweiten Verſuch aushalten?

Bertha.

Nein, Storzenbecher. — Auch wird es nimmer in den Verſuch dazu einſtimmen.

Storzenbecher.

Auch nicht, wenn Wigbald dich begleitet?

Bertha.

Auch dann nicht. Der Mann dort hat Gefühl und Redlichkeit. Mir aber iſt er nichts, was du mir biſt. Dich nur kann ich noch verlieren, und will dich nicht verlieren, bis des Todes kalte Hand uns trennt.

Storzenbecher.

So iſt der Wunſch, euch zu retten, vergebens.

Wigbald.

Retten, wo noch keine Gefahr iſt? Gabt Ihr nicht ſelbſt Befehl zum Aufbruch?

Storzenbecher.

Und Stunden können uns dann ſicher ſetzen. Aber zwiſchen dieſen Augenblicken liegt mir ein ſchreckliches Vielleicht. Soll ich denn dreifach fallen?

Bertha.

Sollen wir dich Gefallnen etwa betrauren? Ich nicht. Ich weiß den Weg, dich wiederzufinden. Doch bis dahin laß uns zusammen zu leben suchen. Eine Bitte —

Storzenbecher.

Was könntest du fordern, was ich nicht gewähren müßte?

Bertha.

Wenn, der Gefahr entronnen, wir nun im sichern Hafen sind, dann trenne dich von Menschen, die nicht mit deinen Herzen, mit deinen Edelmuth sympathisiren. Dann lebe der Ruhe, und Liebe und Freundschaft lohne dir. Sucht aber dein rastloser Geist Beschäftigung, so finde sie für edlen Kampf, nicht unter Räubern. Ein Mann, wie du, wird Kaiser Wenzeln willkommen seyn, und streitet dein Arm für die gerechte Sache, so ist er unüberwindlich.

Storzenbecher.

Du irrst. Stritt ich nicht auch für die gerechte Sache Albrechts? Indessen

ſey es, ich folge deinen Willen. Hört ihr nicht Geräuſch?

Wigbald.

Ihr zögert zu lange, Hauptmann, doch hörte ich noch nichts.

Storzenbecher.

So kommt zu Schiffe! Wenn aber der Rächer kömmt —

Bertha.

Mit Windesflügeln wollen wir ihm entrinnen.

Storzenbecher.

Auch dem dort oben?

Bertha.

Du haſt ein ſchrecklich wahres Wort geſprochen. Wigbald! Ich fürchte ſelbſt, er iſt verloren. (Alle ab)

Siebenter Auftritt.

Thedel. Hamburger Soldaten. Die ſchlafenden Räuber.

Thedel.

Der eine merkte Unrath, Freunde.

Ein Soldat.

Ich dachte, das Geſchwätz ſollte bis zu Sonnenaufgang dauern.

Ein Andrer.

Was ſollen wir nun hier? Und wo iſt Simon von Utrecht?

Thedel.

Habt Ruhe. Alles iſt ſo gut eingeleitet, daß ſie uns nicht entwiſchen können. Ich wünſchte nur noch eine groſſe That zu thun, nachdem der Anſchlag mit Hermann vereitelt wurde. Wenn wir ihn doch befreien könnten.

Erſter Soldat.

Ja, da wollt ich auch drum ins Gras beiſſen, wenn ich meines Bürgermeiſters Sohn retten könnte.

Alle.

Wir alle geben unſer Leben drum.

Thedel.

Aber da, was Teufel, da ſchlafen noch zwey! Das ſind die Wächter! Ihr ſeyd mir ſchöne Wächter.

Erſter Soldat.

Sollen wir ſie niedermachen?

Thedel.

Beileibe nicht. Sie könnten aufſchreien, und es würde auf den Schiffen Lärm. Was iſt denn das? Ein Tiegel mit geſchmolzenen Blei. Da fällt mir etwas ein. Verſteckt euch, ich will das Steuerruder unbeweglich machen, ſo iſt das Schiff unſer.

(Die Soldaten gehen in die Felsritzen. Er ſteigt aufs Schiff. Es wird Lärm. Man hört Stimmen):

Die Feinde! Die Feinde!

Kurd.

He! Udo! Hörteſt du nicht Geſchrei auf den Schiffen?

Udo.

Wohl hört ich, und ich ſuche meinen Tiegel — er iſt fort. O weh! mein Tiegel, mein Tiegel!

Kurd.

Narr! denk an dein Leben, und nicht an deinen Tiegel.

Achter Auftritt.

Thedel. Baldwin. Storzenbecher.

Thedel.

(Vom Schiff ſpringend.)

Viktoria! Mein Zweck iſt erreicht.

Baldwin (ſpringt ihm nach).

Ha, Verräther, ſo entrinnſt du mir nicht. Was ſuchteſt du auf unſers Hauptmanns Schiffe?

Thedel.

Gar nichts, mein Freund! gar nichts.

Baldwin.

Was machteſt du am Steuerruder? Rede, Böſewicht! oder ich ſchicke deine ſchwarze Seele zur Hölle.

Thedel.

Um dir das Quartier zu beſtellen — Nicht wahr? Kameraden! He! helfe!

Baldwin.

Sie kommen zu ſpät. (Er erſticht ihn.)

Thedel.

Ich ſterbe groß. Ich habe meinem Vaterlande gedient. (Er ſtirbt.)

Baldwin.

(Wieder aufs Schiff ſpringend.)

Hauptmann, Hier iſt alles Verrätherei!

Storzenbecher.

Lichtet die Anker. Schnell — ſchnell! Sie mögen uns in den Wellen angreifen.

Baldwin.

Umſonſt! Das Steuerruder iſt feſtgezaubert. Ich ſchickte den Zauberer zur Hölle.

Storzenbecher.

Hättest du seine That mit ihm geschickt. Nun bleibt uns keine Wahl. Siegen oder Sterben. Rache und Verzweiflung ist unser Feldgeschrei. Geh, Wigbald, mit den Gefangnen in mein Zelt. Nimm Bertha mit dir. So wie ich alles angeordnet, folg ich auch — dann auf den Feind — und unsre letzte Anstrengung.

Neunter Auftritt.

Wigbald. Bertha Hermann. Mehrere gefesselte Gefangene. Räuber (alle vom Schiffe, die andern auf dem Schiffe).

Wigbald.

Hierher, junger Mann! Du hast nicht übel prophezeit. Aber der Sieg ist noch nicht in den Händen der Eurigen.

Hermann.

Die Vorsehung ist gerecht.

Bertha.

Auch gütig, junger Mann! Kannſt du nicht einen Vergleich ſtiften, da du gewiß den Anführer kennſt, der uns hier in die Enge treibt? Wenn eines Menſchen Leben zu retten iſt, was thut der Edle nicht. Und hier ſo viele!

Hermann.

Das Weib ſpricht aus dem Manne, deswegen hätteſt du dich nicht in die Rüſtung werfen ſollen. An dieſem Augenblikke hängt vielleicht das künftige Schickſal meines Vaterlandes, ſollt' ich es einer Weichlichkeit aufopfern? Entfeſſelt dieſe meine Gefährten, ergebt euch mir mit allen euren Schiffen — dann — und ehe nicht, kann ich mit euch in Unterhandlungen treten — und vor meinem nahen Tode vielleicht noch alles gut machen.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Hamburger Soldaten, (die aus den Felsen hervorbrechen).

Ein Soldat.

Die Stimme unſers Hauptmanns Hermann! Auf! rettet ihn! befreiet ihn!

Alle.

Auf! Auf zum Kampfe! (Sie werden handgemein.)

Baldwin (vom Schiffe).

Hauptmann! ſie entern unſer Schiff!

Storzenbecher.

Wo! wo! Laßt mich unter ſie, daß ich ſie zerſtreue, verjage!

Kurd.

Wagt Euch nicht zu weit, Hauptmann! An Euch liegt alles.

Storzenbecher.

Laßt mich, ich kenne mich nicht mehr. O weh! das Schiff iſt verloren! Steigt

auf den Thurm, werft Feuerbrände herab. Folgt mir alle ans Land! (Verſchiedene klettern an den Maſten hinauf, andre auf den Leuchtthurm. Am Lande werden Wigbald und Bertha verjagt.)

Ein Hamburger Soldat.

Ihr ſeyd frei, Hauptmann!

Hermann.

Gelobt ſey die ewige Vorſicht! Ha! Ich erlebe noch die Freude, die Meinigen ſiegen zu ſehen, und frei zu ſterben. (Er lehnt ſich matt an ein Zelt.)

Eilfter Auftritt.

Simon von Utrecht (vom Schiffe). Die Vorigen.

Simon.

Kommt, meine Kinder! Mit Gott und fürs Vaterland. Sammlet euch! Noch eine kurze Arbeit, und das Feld iſt unſer.

Storzenbecher.

Erſt werde es mit deinem Blute getränkt.
(Sie fechten.)

Ein Hamburger Soldat.

Rettet unſern Bürgermeiſter —

Räuber.

Ha! mit uns habt ihr es erſt zu thun.
(Das Gefecht wird allgemein. Die Hamburger ſammlen ſich immer mehr, und die Räuber werden umzingelt.)

Simon.

Gieb dich, Verwegner! Du ſiehſt, dein Anhang iſt übermannt.

Storzenbecher.

Ha! So ſah ich vor wenig Stunden den deinigen.

Simon.

Wie? Was? Hör auf zu fechten. Sollte mein Hermann ſchon hier geweſen ſeyn? Greift ihn! den Bürgerfeind. Ich fechte nicht mehr mit dir.

Storzenbecher.

Halt! ſag ich euch. Noch bin ich Storzenbecher.

Zwölfter Auftritt.

Bertha und Wigbald (gefeſſelt). Soldaten. Vorige.

Soldat.

Hier bringen wir Eure Feinde, Hauptmann Hermann!

Storzenbecher.
(Läßt das Schwerd ſinken).

Ja! meine edelſte Stütze iſt gefallen!

Simon.

Hermann! Wer nannte Hermann? Wo iſt Hermann?

Hermann (raffe ſich auf).

Hier, Vater! Hier iſt euer unglücklicher und euer glücklicher Sohn.

Simon.

Was ſehe ich! Biſt du verwundet?

Hermann.

Tödlich verwundet. Aber du ſiehſt — das Vaterland iſt frei.

Simon.

Unmenſch! Wer that das?

Storzenbecher.

Ich thats. Fragt ihn, ob nicht wider meinen Willen. Du hatteſt recht, Jüngling! Der Rächer iſt gekommen. Deine Prophezeihung iſt erfüllt. Ohne den dort oben wäre ich nicht in euren Händen.

Hermann.

Vater! ich bin gerächt. Ich ſehe den Willen der ewigen Vorſehung in meinem Schickſale. Ich habe eine tollkühne That unternommen; mein Glück iſt geopfert — aber der Ausgang läßt mich den Tod ohne Zittern ſehen. Sagt meiner Mutter, daß ihr Sohn nicht ohne Ruhm fiel. Sagt meiner Marie, daß ihr Geliebter ſie in beſſern Gefilden erwartet.

Storzenbecher.

Gebeugter Greis! ich fühle ganz deinen Schmerz. Darum will ich nicht länger ſtreiten. Hier iſt mein Schwerd.

Simon.

Der Tag des Sieges iſt gekommen. Der Tag der Rache iſt da, aber er iſt theuer erkauft Storzenbecher! ich will dich nicht richten für dieſe That — aber für deinen Frevel am hanſeatiſchen Bunde. — Legt ihn Feſſeln an! (Man feſſelt ihn.)

Storzenbecher.

Freiwillig werd ich dein Gefangner, und du giebſt mir Ketten. Gäbſt du ſie mir um Vaterrache — ich trüge ſie geduldig. Aber als Ritter gegen meine Feinde — glaubſt du, daß ich da ſie trage? Seh! (er zerreißt die Ketten) wenn mir's Ernſt wäre, frei zu ſeyn. —

Simon.

Unbegreifliche Kühnheit! Unbegreifliche Stärke! Menſch! was wäre aus dir geworden, wenn das zum Guten angewandt wäre!

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. Nikolaus Schocke. Gädicke (gefeſſelt). Soldaten. Räuber.

Schocke.

Einen Anführer hab ich gefangen, und wie ich ſehe, ihr den andern. — Glück zu, braver Simon! du kehrſt ſehr triumphirend wieder nach Hamburg zurück. Alle Schiffe ſind unſer. Wir ſind Meiſter der See.

Gädicke.

So iſt wenigſtens in meinem Elend meine Rache befriedigt. Ich ſehe Euch auch in Feſſeln, Storzenbecher! Fluch und Verdammniß über euch alle — und ſo will ich zur Hölle fahren.

Storzenbecher.

Jetzt legt mir die Feſſeln wieder an — und keine Strafe, die mir zu Theil wird, iſt zu groß, dafür daß ich mit dieſem Scheuſal mich verband. Noch eine Bitte, Simon von Utrecht, habe ich an Euch.

Simon.

Kann ich ſie gewähren — iſt ſie billig — ſo ſey's mein Ja.

Storzenbecher.

Trennt dieſe beiden nicht von mir, bis ich zum Tode gehe. (Er zeigt auf Wigbald und Bertha.)

Simon.

Ich gebe Euch mein Wort.

Schoke.

Seht! dort vom Felſen bringt man noch mehr Gefangne. Wie ſchön habt Ihr die Würde angetreten, die Hamburg Euch verlieh.

Simon.

Und was hab ich für eine Lehre dabei erhalten — nicht ſtolz zu werden. Kommt, Schoke, hier iſt mein Hermann.

Schoke.

Gott! verwundet! Er!

Vierzehnter Auftritt.

Albert Schrey (mit Gefangnen). Helgolander Fiſcher. Die Vorigen.

Ein Fiſcher.

Hört unſre Klagen, weiſes Oberhaupt der Stadt Hamburg. Laßt nicht den Frevel ungeſtraft, daß arme Fiſcher all das Ihrige verloren. Im Sturm der Elemente, wo nichts gerettet werden konnte, zündeten ſie unſre Hütten an. Wo wir, um unſere Fahrzeuge zu bergen, ſie verlaſſen hatten, da verbrannten hülfloſe Kinder. Die Greuel ſchreien laut um Rache.

Schrey.

Ich habe es geſehen. Halb verbrannte Körper zeugen wider die Barbaren. Der Menſchheit Abſchaum hatte ſich hier vereinigt.

Storzenbecher.

Entſetzlich! Ewiger! Deine Hand liegt ſchwer auf mir. An dieſem war ich aber unſchuldig. Bube, das thateſt du! (Zu Gädicke.)

Gädicke.

Ja! ich wollte — ich könnte eben das an Hamburg thun. Der Sterbenden Winseln, des Feuerbrandes erpreßtes Geschrei ſollte meinen Ohren Wonne ſeyn.

Hermann (raſft ſich auf).

Vater, ſtoßt es nieder, das Ungeheuer.

Simon.

Das wäre Wohlthat, Sohn! und die verdient er nicht.

Schrey.

Gott! Hermann! dieſer Todesblick!

Hermann.

Klagt nicht mehr über mich. Saht Ihr je einen Kampf ohne Blut? Daß ich das Opfer bin — hab ich verdient. Aber, Gott ſey gedankt! ich bin das Werkzeug auch zur Wiedervergeltung. Vielleicht wären ſie mehr auf ihrer Hut geweſen, hätte mein Ueberfall ſie nicht eingeſchläfert. Vater! Laßt mich mit dieſen tröſtenden Gedanken dem letzten Augenblick entgegen gehen!

Zu Schiff! zu Schiff! ihr braven Hamburger! Nehmt mich mit euch! Vielleicht ſeh ich noch lebend meiner Mitbürger Freude — und Hamburgs Jubel über dieſen Sieg. (Er wendet ſeine letzten Kräfte an und geht zu den Schiffen. Alles folgt ihm. Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Simon von Utrechts Zimmer.

Erſter Auftritt.

Adelheid. Marie.

Adelheid.

Man ſagt — ſie kommen ſiegreich wieder, Marie.

Marie.

Habt Ihr von Siegen wohl gehört, die ohne Blut erkauft wurden? Und wenn nun dieſes Blut uns nahe angienge?

Adelheid (vor ſich).

Sie hat die Ahndungen, wie ich. —

Marie.

Verbergt nicht, was in Eurem Herzen vorgeht, Mutter. Ihr wollt der liebenden Marie Angſt vermindern, und Ihr vergröſſert ſie. Ich habe nicht ſchön geträumt, Mutter! Ich ſah ihn blutend und entſtellt. Er winkte hinauf, als ob er zu den Sternen mir vorausgegangen wäre.

Adelheid.

Die Sorgen des Tages malen ſich das in nächtlichen Bildern. Wenns immer Wahrheit wäre, was wir träumten — dann wäre ja der Traum das Leben.

Marie.

Ihr ſprecht — man ſagt — ſie kommen ſiegreich wieder. Wer ſagts? und was für Nachrichten begleiten dieſe Sage?

Adelheid.

Keine weitere. Bei meiner Liebe, gieb dich zufrieden. Würd ich die mütterliche Qual verbergen können, wenn es anders

wäre? Glaubst du, daß dieſem Herzen es läſtig fällt — Furcht zu verſtellen — aber im Augenblick der Wahrheit würde es zerſpringen.

Zweiter Auftritt.

Ein Bote. Die Vorigen.

Bote.

Sie kommen! — ſoll ich euch verkündigen.

Marie.

Wer kömmt? Geſchwind, du Mann des Friedens oder des Unheils.

Bote.

Die Sieger kommen. Im Triumph ziehn ſie herein. Sie werden euer Haus vorüber ſchreiten. Ihr ſollt Euch nicht wundern, edle Frau Bürgermeiſterin, wenn Euer Gatte nicht gleich herein tritt — weil er die Gefangnen erſt dem Staate überliefern will.

Adelheid.

So werd ich ſelbſt erſcheinen, und wenn der ganze Senat verſammlet wäre. Der liebenden Gattin iſt alles vergönnt.

Bote.

Thut wie Ihr wollt — man wird Euch nicht zurück weiſen. Ich gehe, denn den Triumph muß auch ich mit feiern helfen. (Ab und ſchließt ſich an den Zug an.)

Marie.

Ach! alles freuet ſich, und wir können uns noch nicht freuen!

Dritter Auftritt.

(Ein Triumphbogen iſt aufgerichtet.)

Hamburger Bürger. Soldaten. Volk (iſt verſammlet). Darauf kömmt der Zug mit Simon von Utrecht und den Gefangnen, von Muſik begleitet.

Viele.

Sie kommen. (Man ſtellt ſich auf die Seite; die Muſik hebt an; auf dem Söller des Hauſes erſcheinen Adelheid, Marie, und zwei Kammerfrauen. So wie Utrecht ſich nähert, erſchallet alles) *)

Alle.

Es lebe Simon von Utrecht! Der Retter des Vaterlandes! Unſer tapferer, edler, guter Bürgermeiſter! Er lebe!

*) Der Zug wird den Direktoren der Bühne überlaſſen. Nur muß Bädicke vorweg geführt werden, dann Storzenbecher, und gleich hinter ihm Bertha und Wigbald; zuletzt Hermann. Simon von Utrecht iſt mit Leibwache umgeben. Die Muſik iſt förmlicher Marſch.

Adelheid.

Siehſt du, Marie! mein Gemahl! Hörſt du, wie alles Volk ihm zujauchzt! Gott! welche Freude! Hermann! Dich konnte ich vergeſſen? Wo iſt er? Wo? (Ein umringter Haufen kömmt, die Hermann tragen und in Utrechts Haus bringen.)

Viele.

Unſer gute Hermann! Gott ſchenke ihm ſeine Geſundheit wieder.

Marie.

Gott! er iſt verwundet. Ich fliege! ich eile!

Vierter Auftritt.

Adelheids Zimmer.

Adelheid. Hermann (wird auf einem Seſſel hereingetragen).

Adelheid.

Hier ſetzt ihn her. Komm, mein Hermann! Verſprich mir, daß du wieder ge-

ſund werdeſt, daß dein Tod deine Mutter nicht trüben ſoll.

Hermann.

Mutter! Faßt Euch — ich fühle, es iſt gleich aus. — Aber in Euren Armen ſterben, iſt ſchön. — Tröſtet meine arme Marie!

Adelheid.

Nein! du ſollſt, du darfſt nicht ſterben. Wo wäre die Gerechtigkeit des Himmels, wenn ſie dich mir nähme.

Hermann.

Laßt mich — ich bitte Euch — laßt mich friedlich ſcheiden — laßt mich nicht mit der Angſt wegen Euch hinüber ſchlummern. Sterb ich nicht einen ehrenvollen Tod — hab ich nicht den Triumph meines Vaters erlebt?

Adelheid.

Was iſt Ehre — was iſt Triumph gegen mütterliche Liebe! — Nein — nein — nein — du darfſt nicht ſterben.

Hermann.

Liebe! O um dieſer Liebe willen — ſeyd ruhig. — Ich fühls — es iſt mein

letzter Seufzer — Mutter! Marie! Lebt wohl! Marie! (Er ſtirbt.)

Fünfter Auftritt.

Marie. Die Vorigen. Kammerfrauen.

Marie.

(Hereinſtürzend, wild in ihren Zügen.)

Ja — du riefſt mich — ich komme. Aber wie? So ſchnell biſt du eingeſchlafen? O ruhe ſanft — das wird deinen Wunden Balſam ſeyn.

Adelheid.

Er iſt tod — tod iſt er —

Marie (verwirrt).

Still, Mutter! daß er nicht erwacht. — Ihr ſagt tod — Eben hat er ja mich gerufen. Ich bin da, lieber Hermann. Ich will dich warten, pflegen. O die Wunden ſollen bald heilen, wenn meine lindernde Hand ſie verbindet.

Mutter! Gebt doch ein Kiſſen ſeinem Haupte, daß es ſanfter ruhe — Sobald

er erwacht — wollen wir ihn zu Bette bringen.

Adelheid.

Holt Ihr ein Kissen. O sie ist glücklicher, als ich. — Ihr Wahn macht sie so selig — während Foltern mein Herz quälen. Müßte er doch nie gestört werden! (Ein Kissen wird gebracht. Marie legt es unter sein Haupt.)

Marie.

Nun wirst du besser ruhn — mein Lieber. Nun stört nichts deinen Schlummer. Dafür will deine Marie wachen.

Sechster Auftritt.

Simon von Utrecht. Schocke. Die Vorigen.

Simon.

Was macht mein Hermann?

Marie.

Still, Vater! guter Vater, still. Er schläft! Er mögte sonst erwachen!

Adelheid.

Simon! Ich kann dir nicht zu deinem Siege Glück wünſchen, ich kann der Ehre Triumph nicht mit dir theilen. Du nahmſt mir meinen lieben Hermann. Du haſt die Mutter kinderlos gemacht.

Simon.

Wie! Iſt er tod — Entſchlafen ſchon? (Er geht auf ihn zu.) Ruhe ſanft, guter Hermann! die Hamburger ſind dir mehr ſchuldig, als mir. Dir ſollten ſie Ehrenſäulen ſetzen laſſen. Meinen Triumphbogen haſt du mit Flor umſchlungen.

Marie.

So recht, Vater! ſegne du ihn, dann wird er gewiß bald wieder geneſen. Nein — du mußt deine Hand nicht wegnehmen, die drückt ihn nicht — die thut ihm wohl. Gute Mutter! warum entfernſt du dich? Du willſt ihn mir ganz überlaſſen. Darum aber will ich deine Rechte nicht kränken. Nein, liebe Adelheid — komm, ſtreichle deinem Sohne die Wangen.

Adelheid.

Gott im Himmel! was wird aus ihr werden, wenn dieſes Trugſpiel aufhört! (Sie geht zu Hermanns Leiche, und küßt ſie.)

Marie.

So recht, gute Mutter! Nun kannſt du ein wenig ruhen, ich will ſchon wachen. In mein Auge wird kein Schlaf kommen, wenn ich bei meinem Lieben bin, und weiß, mein Wachen thut ihm wohl.

Simon.

Seht, Nikolaus! was mich dieſe Fehde koſtet. Die Mutter wird mich nicht mehr lieben, wie ſie mich einſt liebte. Die Tochter wird mir fluchen, wenn ihr Wahnſinn in die Wahrheit dringt.

Schoke.

Aber das Vaterland iſt gerettet —

Simon.

Wahr — und dies bleibt ein hehres, ſchönes Gefühl. Doch iſt die Reſignation ſtark, und Ehre und Gewiſſensruhe — und Ueberzeugung, viel gethan zu haben, vermögen nicht die Vaterwonne zu erſetzen.

Adelheid.

Ha! so muß ich dir noch Troſt einſprechen. Du meinſt, ich würde dich nicht mehr lieben, wie ehedem. Ich werde doch. — Was habe ich denn noch zu lieben — denn dieſe iſt für uns ſo gut, wie er, verloren. Entferne dich von dieſem Anblick. Auch ich will mich entfernen. Nur ſie, der Unbewußtſeyn zur rechten Zeit der Himmel ſchickte, mag das ertragen, was Eiternliebe zum Erſtarren bringt. (Ab mit Simon, Schecke und den Uebrigen.)

Marie.

So iſt es recht, nun iſt alles ſtill. Nun will ich auch ganz leiſe Athem holen, und bei dem erſten Aufſchlag deiner Augen den Kuß des Willkommens dir geben. Mein Hermann! Mir einmal wiedergeſchenkt, ſollſt du gewiß mich nicht wieder verlaſſen. Das Vaterland hat nichts mehr an dir zu fordern. Du haſt für daſſelbe geblutet. Nun biſt du mein. Mögen ſie Triumphzüge halten — mein Triumph ſey deine Liebe.

Siebenter Auftritt.

Ganz kurzes Gefängniß.

Zwei Wächter. Rosenfeld. Gädicke.

Gädicke.

Warum soll ich nicht zu den Uebrigen? Laßt mich zu Storzenbechern!

Erster Wächter.

Er kömmt nicht hin.

Gädicke.

Warum nicht? frag ich euch.

Zweiter Wächter.

Weil ein hochweiser Magistrat es so verordnet, und da wird ein Bursch, wie er, nicht gegen streiten wollen.

Gädicke.

Warum sind aber jene drei in ein Gefängniß gekommen?

Zweiter Wächter.

Weil ein hochweiser Magistrat es so verordnet.

Erſter Wächter.

Und weil ſie beſſer ſich betragen haben, als er.

Gädicke.

Wer iſt der Mann?

Zweiter Wächter.

Das iſt der Meiſter Putzweg, der wird mit ihm in genaue Verbindung kommen.

Gädicke.

Iſt er der Scharfrichter, guter Freund?

Roſenfeld.

Der bin ich — aber keines Räubers und Mörders guter Freund.

Erſter Wächter.

Nein, wahrlich nicht. Ein Ehrenmann ſonſt, der die Welt vom Uebel befreit, und alſo auch von ihm befreien wird.

Gädicke.

Ihr werdet ſpashaft. Er iſt auch ſehr ſchnell hierher beſchieden — Wir ſind ja kaum gefangen.

Rosenfeld.

Doch aber reif. Gewisse Pflanzen läßt man nicht lange schießen.

Gädicke.

So sehe er sich meinen Hals recht an.

Rosenfeld.

Dazu habe ich noch nicht Befehl. Wer weiß, ob nicht von meinen Leuten einer ihn unter die Hände bekommt. Er soll ein ausgemachter Taugenichts seyn. Der Mordbrand an den armen Fischerhütten kann wohl ein Rad auf seine Schenkel und Arme tanzen machen.

Gädicke.

Den Teufel auch. Wenn das wäre, so wollt ich, daß der ganze hochweise Senat in den Fischerhütten gesessen, und er und seine Leute dazu!

Erster Wächter.

Mord Element! will er Respekt gebrauchen! (Er will ihn schlagen.)

Rosenfeld.

Laßt ihn! Wer sterben muß, hat seine Zunge frei. So mit der Zunge ist er

auch wohl tapfer gewesen. Unbewehrte, wie den braven jungen Horborch, oder hinterrücks hat er wohl gemordet, und bei der Nacht angesteckt Aber im Gefecht, sagen die braven Hamburger, die mit dabei gewesen sind — wär er davon gelaufen.

Zweiter Wächter.

Doch aber nicht weit genug — sonst hätten wir ihn nicht.

Gädicke.

Weißt mir mein Loch an! Ich mag nicht mehr bei euch seyn.

Erster Wächter.

Hier auf die Fallthür tret er nur, da wird er schon hinunterfahren.

Gädicke.

Ich wollte, daß ihr alle in der Hölle wär't. (Er tritt auf die Thür und fährt in die Tiefe.)

Rosenfeld.

Der hat viel zu lange in der Welt gelebt. Die andern laßt mich nur durch eine Oeffnung sehen, ich will sie nicht beunruhigen.

Zweiter Wächter.

Wir wollen erſt eins trinken. (Er zieht eine Flaſche hervor, trinkt und giebt den andern.) Das gilt aufs Wohlſeyn unſers tapfern Bürgermeiſters Simon. Der brave Mann hat ſeinen Sohn verloren.

Roſenfeld.

Iſt er tod?

Zweiter Wächter.

Wacht nicht wieder auf. Seine Braut iſt närriſch geworden. Das iſt ein Elend in dem Hauſe, da alles in Hamburg voll Jubel iſt. 's iſt wahrlich ſchade um den braven Hermann.

Erſter Wächter.

Der Storzenbecher ſoll ihm doch nicht ans Leben gewollt haben? Soll ein ganzer Kerl ſeyn der Klaus, und gut dabei.

Zweiter Wächter.

Man ſpricht, das junge Blut, das bei ihm iſt, wär ein Weibchen — auch ſeine Braut.

Roſenfeld.

Das will ich euch bald ſagen, wenn ich ſie ſehe.

Erſter Wächter.

So komme er, denn ich bin gewaltig neugierig darauf.

Achter Auftritt.

Anderes Gefängniß, dicht hinter dem erſten.

Storzenbecher (ſitzt in tiefen Gedanken an einem Tiſch), ihm zur Seite Bertha und Wigbald.

Bertha (vortretend).

Er iſt ſehr unglücklich! Da iſt er nun im Kerker und wird für einen Räuber und Mörder gehalten — und iſt ein edler — guter Mann, den nur ſein Unglück falſch leitete. Nein! Er wollte nicht morden, er wollte nur rächen — er wollte nicht rauben — nur wiederverſchaffen, was man geraubt. Wer mit dem Maaßſtabe der Tu-

dung mißt — doch wer wirds thun, wo der Schein ſo blendend wider ihn iſt.

Er iſt verloren! Der Einzige, der mir blieb, iſt verloren! — So faſſe dich denn, arme Seele! — Auch ich bin verloren. Wer mirs geſagt hätte, daß mich des Kerkers Schauder kalt treffen — gleichgültig ich ins Düſtere des Todes hinüber ſehen würde — ich hätte ihm es nicht geglaubt. — Ich bin verloren, ſagt ich — allein ich habe ja nichts verſchuldet — und man könnte doch vielleicht — entſetzlicher Gedanke! — man könnte mich leben laſſen. Erfährt man mein Geſchlecht — thut man's gewiß.

Und ich — ihn überleben — Nein! das iſt unmöglich! Waffne dich, Herz! Greif ihn mit jeder Waffe an — um den Entſchluß in ihm zu gründen. Storzenbecher!

Storzenbecher (nähert ſich ihr).

Was will meine Bertha?

Bertha.

Du biſt tiefſinnig, biſt dem Tode oft ſo nahe geweſen und zitterſt doch wohl?

Storzenbecher.

Zittern? Kann Bertha das von mir glauben? Aber den Tod im Gefechte scheut keiner, der Anspruch auf den Namen eines Helden machen will. Den Tod eines Verbrechers sterben, ist etwas, wovor dem Menschen bange wird. Und dann — wenn man sich nicht ganz sicher weiß.

Bertha.

Der Richter hienieden richtet nach der Thaten Daseyn — der Richter oben nach dem Zweck. Hier mußt du fallen, dort wirst du anders erscheinen.

Storzenbecher.

Hier muß ich fallen — und das kümmert mich denn auch nicht sehr, wenn auch die Unvollkommenheit des Erdensohns nicht ganz von mir genommen. Ein anderer Kummer quält mein Herz. Was mich tiefsinnig macht, bist du.

Bertha.

Dank dir, mein Lieber. Schon wähnte ich von dir vergessen zu seyn; nicht hätte ich gezürnt, wenn du dich mit dir selbst

zuerſt beſchäftigſt. Da aber deinem Geſchicke keine Wahl mehr offen ſteht, ſo laß mich dich fragen: was ſoll aus mir werden?

Storzenbecher.

Gott! daß ich das nicht ſagen kann!

Bertha.

Doch wiſſen? Nur zwei Wege ſind für mich. Ich bleibe meine Lebenstage hier in dieſem Kerker, verſeufze Jahre, eh der Kummer mich verzehrt, und ſehe täglich deinen Tod erneuert mir vor Augen — oder —

Storzenbecher.

So ſchrecklich kann kein Oder ſeyn —

Bertha.

Oder die Richter ſind barmherzig genug, mein Leben auch zu fordern, und deine Bertha wird dem Hohngelächter des Pöbels preiß gegeben, und vergißt ihr treues Blut auf dem Schavotte.

Storzenbecher.

Nein! Keines von beiden. Um meiner Glückſeligkeit jenſeits, keins von beiden.

Bertha.

O wie das Wort mir Balsam ist! Wie diese edle Hitze warm sich mir zum Herzen drängt, und über mein Geschick mich tröste.! Ich sehe es in deinen Blicken, daß du nicht zürnst — wenn ich ein Drittes weiß.

Storzenbecher.

Ein Drittes, Bertha! — Solltest du zu diesem Dritten Muth und Stärke haben?

Bertha.

Was ich gesehen, forderte mehr Muth, als dieses Dein Vater — und der meinige stehn vor mir. Sollst du auch noch so vor mir stehen? und dann ich keine Hülfe, die jetzt möglich ist. In deinen Armen — von deiner Hand — von der Hand des Geliebten — sterben — o das ist schön!

Storzenbecher.

Arme Bertha! daß ich die schöne Hoffnung dir auch rauben muß — das ist entsetzlich. Von Waffen, die tausende verderben konnten, blieb mir auch nicht die kleinste, um dich glücklich zu machen.

Bertha.

Ich kann dir Troſt geben. (Sie zieht einen Dolch hervor.) Willkommen nun, Geſchenk des Vaters — welches er mir mit den Worten gab: Hülfe für Schande! Ich ſchenke dir es. Klein, aber ſcharf genug, den Lebensfaden zu zerſchneiden, der mich an Elend kettet. Es muß dort oben beſſer ſeyn.

Storzenbecher.

Und du willſt es? —

Bertha.

Ich will — noch mehr ich begehre es.

Wigbald.

Um Gotteswillen! was willſt du thun?

Storzenbecher (erſticht ſie).

Es iſt gethan!

Bertha.

Es iſt gethan! Dank — Dank! O dieſer Tod iſt ſchön — Bald — bald ſch

ich dich wieder, Geliebter! Bald dich — Freund. — (Sie ſinkt an der Seite nieder in Wigbalds Arme, welcher ſie ſeitwärts abführt. Ein Bote holt Storzenbechern zum Gericht. Folgt zum Gericht.)

Fünfter Aufzug.

Zimmer im Rathhauſe in Hamburg. Tiſch und Bänke ſchwarz behangen.

Erſter Auftritt.

Simon von Utrecht. Nikolaus Schocke. Albert Schrey. Mehrere Rathsherrn (an einem Tiſche).

Simon.

Wir haben gerichtet über Gädicke und Wigbald. Ihr Loos iſt Tod, und die Ge-

ſetze forderten es ſo. Uns bleibt noch einer übrig, hier aber will ich nicht Richter ſeyn. Ich hoffe einſt vor dem Throne des Ewigen meinen Hermann wieder zu finden — und ich wünſche nicht — daß er mir ſagte: Ihr hättet meinen Mörder vergeben ſollen. Ich entferne mich. Hier vor denen verſammlet, die durch den Mund der Gerechtigkeit reden — erkläre ich laut: Ich verzeihe Storzenbechern. Die That ſoll euer Urtheil nicht lenken. Sie ſey vertilgt aus ſeiner Sündenreihe (ab).

Schoke.

Ein edler Mann! Doch wär es ungerecht, um ſeiner Verzeihung willen dem Räuber zu vergeben.

Schrey.

Wir ſtrafen einen großen Mann. Doch wenn auch er der Ritterſchaft Rechte als ein freiwilliger Gefangner genießen könnte, wenn der im offnen Kampf erlegte Hermann ihn nicht verdammt, was ſpricht für ſeine Verbindung mit Räubergeſindel, und was für ſeinen letzten Mord?

Schoke.

Er iſt des Todes ſchuldig.

Alle.

Er iſt des Todes ſchuldig.

Schoke.

Man führe ihn herein! (Der jüngſte Rathsherr geht ab, um ihn zu holen.)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Klaus Storzenbecher.

Schoke.

Storzenbecher! Ihr ſteht vor dem höchſten Gerichte der freien Reichsſtadt Hamburg, die Ihr beleidigt habt.

Storzenbecher.

Ich weiß es, richtet mich, mein Leben iſt mir eine Laſt.

Schrey.

Noch iſts nicht lange, als Ihr der Schätze viele botet, um Euer Leben damit zu erkaufen.

Storzenbecher.

Noch iſts nicht lange, als ich einen Gegenſtand hatte, um deſſen Willen ich gern gelebt hätte — eine arme verlaſſene Waiſe, die an mir hieng. Mir wurde meines Lebens Kauf als Feigheit ausgelegt. Auch dieſe Schande wollte ich ertragen. Mir wurde die Hoffnung dieſes Kaufs vernichtet — und ich habe, die ich liebte, in die Ewigkeit vorangeſchickt. Was ſoll mir nun mein Leben. Ihr könntet mich nicht härter ſtrafen, als mich dem Tod entreißen.

Schoke.

Sorgt nicht dafür. Ihr habt, wenn nicht durch Euren Vorſatz, doch durch den Zufall Eurer Vereinigung mit Gädicke Euch tauſend Blutlaſten zu ſchulden kommen laſſen. Der Ewige mag ſie Euch vergeben. In der Stunde, die Ihr noch zu leben habt, wendet Euch an ihn, um Eure Rechnung abzuſchließen.

Schrey (lieſt).

Mit Recht und Fug beſchloſſen worden, daß Klaus Storzenbecher wegen geübter räuberiſcher (nicht ritterlicher) Feindſeligkeiten durch das Schwerd vom Leben zum Tode gebracht, und öffentlich enthauptet werden ſoll. Gegeben in unſer freien des Reichs Stadt Hamburg im Jahre nach der Geburt unſers Erlöſers 1402.

Störzenbecher.

Ich danke Euch für Euer Urtheil. Ihr habt gerecht gerichtet. Ich bitte den abweſenden Simon von Utrecht um Verzeihung wegen des unwillkührlichen Mordes an ſeinem Sohne. — Ich ſuchte ſein Geſicht, um ſelbſt ſeine Entſündigung mir in der Todesſtunde zu erbitten.

Schoke.

Er hatte Euch vergeben, und wollte Euch nicht richten.

Storzenbecher.

Er iſt ein edler Mann. Wenn der Menſch die Zukunft zu überſehen fähig wä-

re — vielleicht hätte ich nicht gehandelt, wie ich that; doch habe ich nie bösen Zweck gehabt, deswegen geh ich ohne Scheu vor den Richter der Ewigkeit. Mein Fluch soll Euch nicht treffen.

Schoke.

Führt ihn ab!

Storzenbecher.

Mein Andenken sey unter Euch nicht gar zu bitter. Ich segne meine Richter und die Stadt (ab).

Dritter Auftritt.

Voriges Gefängniß.

Wigbald, dann Storzenbecher.

Wigbald.

Warum ist dieser Kerker mir grausender als jener, der doch fürchterlicher war? Sollte ich etwas gut zu machen haben —

und es in der Minute bis zu meinem Tode nicht können? Wie hätte ich denn handeln ſollen, als ſo? (Storzenbecher wird gebracht.) Ha! Storzenbecher! Sollen wir uns in der letzten Stunde tröſten? Tod auch für dich?

Storzenbecher.

Wenns nicht ſo wäre — wäre es denn gut? Hart iſts nicht, nicht Rache nehmen können an ſeinen Feinden.

Wigbald.

Was half mirnun der hülfreiche Blitzſtral, der meinen vorigen Kerker ſprengte? Wie werden ſie ſich freuen, die heilloſen Pfaffen, wenn ſie meinen Tod hören. Aber auch auf ihren Kopf wird Verderben zuſammen ſtürzen.

Eine Stimme aus der Tiefe.

Wigbald! vergieb deinen Feinden!

Wigbald.

Ha! was war das? Hörtet Ihr die Stimme?

Storzenbecher.

Ich hörte ſie, und ſtaune, wie Ihr.

Wigbald.

Ha! wenn Ihr wüßtet, weſſen Stimme es war!

Storzenbecher.

Sprich, Wigbald, wer war es? Wie kannſt du zaudern? Vielleicht führt man uns gleich zum Tode, und dann — Ein neues Leben hat mich ergriffen. Ich muß Auflöſung dieſes Räthſels haben, oder ich ſterbe keinen ruhigen Tod. Erwache aus deinem Tiefſinn!

Wigbald.

Ja, ſie war es — die Stimme meines Freundes Wiklof. Du lebſt, verklärter Schatten! Kannſt du deine Lichtgeſtalt dem zeigen, der in ihr zum Sterben Muth finden würde, o ſo thu es!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Wiklofs Geiſt.

Der Geiſt.

Hier bin ich. Das Ende deiner Laufbahn weicht von dem Edlen ihres Beginnens. Deine Leiden tragen — dulden wie dein Lehrer — war die Pflicht. Mein Werk mußte verfolgt werden, um zu beſtehen. Der Prüfſtein meiner erſten Anhänger waren Leiden — ihnen wird die Ruhe folgen.

Wigbald.

Verewigter! bitte für mich!

Der Geiſt.

Reue gebiert Verzeihung. Stirb ſtandhaft, und dein Loos iſt in der Hand des Ewigen — der nicht verderben will.

Storzenbecher.

Auch mir ein Wort des Troſtes — Wiklof!

Der Geiſt.

Du wagteſt die Wege der Vorſehung zu meiſtern — wollteſt unbefugter Rächer ſeyn. Storzenbecher! die Tiefen der Allmacht ſind unerforſchlich. Was Menſchenaugen verborgen liegt, iſt dem Auge des Allſehenden aufgedeckt, und nur er vermag Menſchen zu richten. Beide ſtrafbar — leidet ihr gerecht. — Bereuet — und Barmherzigkeit wird Euch begnadigen. (verſchwindet.)

Storzenbecher.

Ach! daß er noch geblieben wäre!

Wigbald.

Der Nebel iſt von meinen Augen gewichen. O Storzenbecher! Wir waren am Abgrunde —

Storzenbecher.

Und im Fallen rief eine ſegnende Stimme: Gnade!

Fünfter Auftritt.

Ein Offizier. Die Vorigen.

Offizier.

Wollt ihr mir folgen? Die Stunde eures Todes wird bald ſchlagen.

Storzenbecher.

Ich bin bereit.

Wigbald.

Auch ich.

Storzenbecher.

Vielleicht war ich mit dein Verführer, Wigbald. Vergieb mir.

Wigbald.

Wir gehen eine Bahn. Wir trennen uns ja nicht. Der Tod vereinigt uns nur näher — und bald wird alles helle ſeyn, was wir hier dunkel ſehen.

(Die Wache mit ihnen ab.)

Sechster Auftritt.

Simon. Schocke. Storzenbecher.

(Freier Platz. Erbauetes Blutgerüste, auf diesem der Scharfrichter. Wache. Viel Volk. Helgolander Fischer, hernach Simon von Utrecht (von einigen Rathsherren und Dienern begleitet); hierauf der ganze Zug, in welchem Wigbald, Gädicke, und Storzenbecher sich in ihren gewöhnlichen ritterlichen Anzügen befinden.)

Simon.

Es ist mir ein trauriger Gang, den ich hier thue, aber ich glaube, ich bin auch dieses Opfer noch meinem Vaterlande schuldig. Hier öffentlich bezeuge ich jeden meiner Begleiter meinen Dank. Alle haben brav gefochten, und Hamburgs Ehre wird durch diesen Zug noch in späten Jahrhunderten blühen. Der Enkel wird dem Enkel erzählen, wie nicht nur Hamburg den Räubern entrissen wurde, wie alle Hanseestädte bei diesem Triumph gewannen, und

der entfernte Handelnde im Meere von drückender Sorge befreit wurde.

Schoke.

Simon! Storzenbecher wünscht vor seinem Tode aus Eurem Munde die Verzeihung, die Ihr ihm schon durch mich zugesagt.

Simon.

Auch dieses noch! So laßt ihn näher treten

Storzenbecher.

Dank Euch, würdiges Haupt des Hanseebundes, für diesen Augenblick! Ich sterbe ruhiger.

Simon.

Ihr sterbt durch das Gesetz und nicht um meinetwillen. Euer Geist hätte ein besseres Geschick verdient, allein, sprecht selbst — verfährt man mit Euch ungerecht?

Storzenbecher.

Nein! laut bekenne ichs — ich habe den Tod verdient. Ihr alle, die ihr hier zugegen seyd, hört dies — und daß ich

jede That bereue, zu die falscher Wahn mich leitete. Ich sterbe mit dem Bewußtseyn, dort nicht strenge empfangen zu werden, und so sey mein Tod ein Beispiel künftiger Zeiten. Ich gehe freudig ihm entgegen. (Er besteigt die Blutbühne, der Scharfrichter hebt das Schwerd. Der Vorhang fällt.)